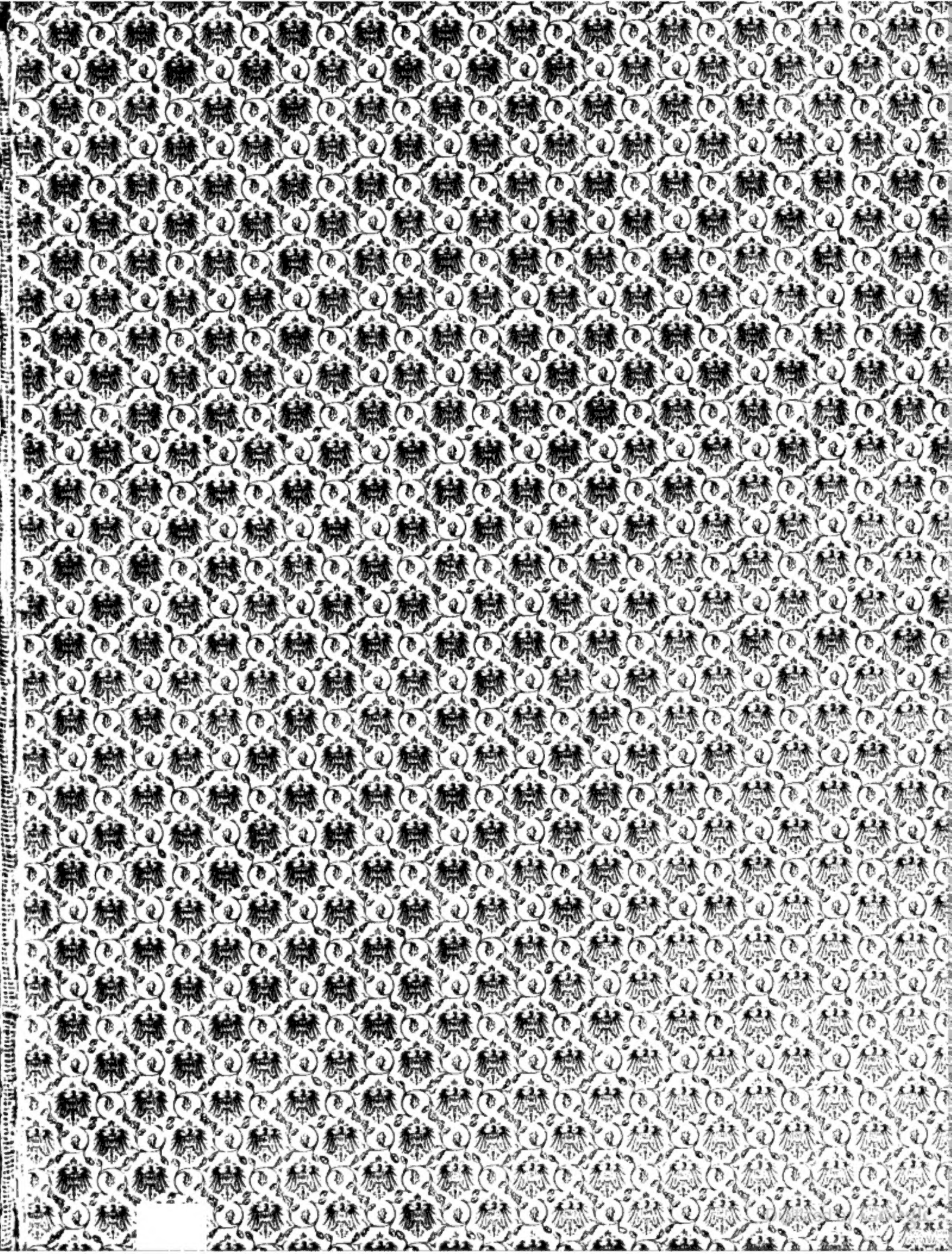
Friedrich der Grosse

Herman von Petersdorff

Library
of the
University of Wisconsin

OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
LEIPZIG

gle



Luise Jacobi.

Digitized by Google

Nach einem Gemälde von Antoine Peſne, geſtochen von Wille

Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin

Digitized by Google

Friedrich der Große

Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit

von

Dr. **Herman von Petersdorff**
Kgl Archivrat

Mit 280 zeitgenössischen Bildern, 26 faksimilierten Schriftstücken, Beilagen und Plänen

Dritte, vom Verfasser durchgesehene und verbesserte Auflage

Berlin 1911
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel).

Digitized by Google

Alle Rechte, vornehmlich das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten

Copyright 1911 by Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel) Berlin

Digitized by Google

349386
NOV 18 1929
F47
PR3
+P44

Vorbemerkung

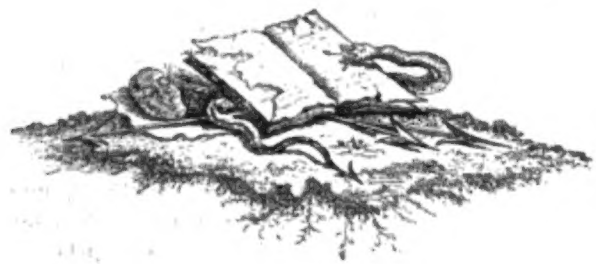
Der Deutsche, der sich darüber klar werden will, welche Kräfte im politischen Leben seines Volkes am stärksten arbeiten und die Grundlagen seines staatlichen Seins bilden, wird, gleichsam wie der Doktor Faust zu den Müttern ging, zu seinen Vätern hinaufsteigen müssen. In einer Zeit, wo die gewaltige Schaffenskraft, die der märkische Junker Otto v. Bismarck zum Heile des deutschen Volkes entfaltet hat, immer greifbarer zutage tritt, werden wir auch gern die Gedanken zurücklenken auf den hochgeborenen Mann, an dessen historische Wirksamkeit der Schöpfer der deutschen Einheit unmittelbar wieder anknüpfte, an den Begründer der preußischen Großmacht König Friedrich den Zweiten. Von ihm hat der universalste aller Historiker, Leopold Ranke, geurteilt, der politische Genius Friedrichs habe in der modernen Staatengewalt kaum seinesgleichen gehabt, und ein ander Mal nennt Ranke ihn den größten aller deutschen Landesfürsten. Noch weiter ist der am meisten in den deutschen Dingen lebende Geschichtschreiber, Heinrich v. Treitschke, gegangen, der von Friedrich sagt: „Am letzten Ende ist er doch der größte aller Monarchen der Erde gewesen.“ Mit diesen Historikern berührt sich der deutsche Patriot und verdienstvolle Minister des Königs, Graf Hertzberg, indem er bald nach dem Tode seines Herrn das ahnungsvolle Wort aussprach, das Leben Friedrichs des Großen würde für die ganze Menschheit das lehrreichste Stück Geschichte sein. Längst ist ein Jahrhundert vergangen, seit sich die müden großen Augen in Sanssouci schlossen, und noch immer sind die deutschen Forscher unablässig beschäftigt, das Material zu ermitteln, das von dieses Königs Tun unmittelbare Kunde gibt, es zu sichten, zu prüfen und zusammenzufassen. Die umfangreichen Werke des fleißigen, aber wenig kritischen Sammlers Preuß und des begeisterungs- und geistvollen Carlyle über den König sind infolgedessen heute großenteils nur noch als denkwürdige Zeugnisse des Interesses zu betrachten, das die Person des Monarchen erweckt hat; es wäre ganz verfehlt, wollte man sich jetzt noch aus ihnen über Friedrich unterrichten. Dazu ist unser Wissen von dem Könige zu weit vorgeschritten. Noch eine ganze Reihe von Jahren aber haben die Herausgeber der Quellen zu tun, um alles zu erschließen, was von fridericianischen Kundgebungen zu erreichen ist. Fast jedes Jahr hat uns neue wertvolle Forschungen und Funde beschert, die unsere Kenntnis von dem Wesen des Monarchen erweitern. Es ist damit anders wie mit Goethe, der uns nahezu ein halbes Jahrhundert näher liegt, dessen Lebensbuch für uns aber so gut wie völlig erschlossen sein dürfte. Über Friedrich konnte noch vor wenigen Jahren ein die ganze Forscherwelt weit über Deutschlands Grenzen hinaus bewegender Streit von grundsätzlicher Bedeutung ausbrechen; aber dieser Streit ist jetzt entschieden, die Wogen, die er hervorrief, haben sich lange geglättet, und auch sonst läßt sich absehen, daß der Zeitpunkt nicht mehr fern sein kann, wo das Bild dieser historischen Gestalt, so weit es festgestellt zu werden vermag, klar vor uns steht. Vielleicht wird das schon an jenem Tage gesagt werden können, an dem König Friedrichs zweihundertjähriger Geburtstag wiederkehren wird. Aber ein Gesamturteil läßt sich dank der kritischen Arbeit

Digitized by Google

unſerer Gelehrtenwelt, vor allem der Reinhold Koſers, ſchon längſt über ihn fällen, und dies gibt jenem Hertzbergſchen Worte zweifellos Recht. Noch mehr tritt dies gegenwärtig hervor, wo wir auch Fürſt Bismarcks Lebenswerk überſchauen und daran Friedrichs Werk meſſen können. Bismarcks politiſche Handlungsweiſe erſchließt uns mehr als alles andere das Verſtändnis der Politik Friedrichs des Großen. Darum dürfte jetzt ein Zeitpunkt gekommen ſein, in dem es angebracht iſt, ein für die breiten Maſſen der Gebildeten beſtimmtes Werk über den großen König zu veröffentlichen, das den Inhalt der monumentalen, alle einzelnen Ergebniſſe kritiſcher Forſchung vorlegenden und ſich der Natur der Sache nach nur an einen gewählteren Kreis der gebildeten Welt wendenden Biographie Friedrichs aus der Feder von Reinhold Koſer in kürzerer Faſſung vorträgt und zur Veranſchaulichung der Perſönlichkeit des Königs und ſeiner Zeit einen reichen Bilderſchmuck bringt. Vielfach iſt es nicht mehr möglich, die Bildniſſe von Zeitgenoſſen Friedrichs zu ermitteln; ſo gelang es nicht, ein Bild ſeines treuen Kabinettsſekretär Eichel und ſeines Mentors in Küſtrin, des Kammerdirektors Hille, zu beſchaffen. Immerhin iſt es uns geglückt, auch eine größere Anzahl weniger bekannter Bildniſſe und Anſichten zu ſammeln, die man, wie wir hoffen, als Beiträge zur Vergegenwärtigung der fridericianiſchen Zeit willkommen heißen wird. Allen denen, die dies Unternehmen durch Rat und Tat gefördert haben, ſei an dieſer Stelle warmer Dank ausgeſprochen. Beſonders ſchulde ich dieſen dem Herrn Geheimen Archivrat Dr. jur. Ernſt Friedlaender in Berlin und der Frau Wanda v. Dallwitz geb. v. Graefe ebendaſelbſt. Beide haben mir eine große Anzahl zum Teil koſtbarer Blätter aus ihren Sammlungen zur Verfügung geſtellt; Herr Geheimrat Friedlaender hat ſich außerdem noch der Mühe unterzogen, mit mir die Korrektur des Werkes zu leſen. Aber auch dem Herrn Kgl. Archivar Dr. Herman Granier in Breslau, Herrn v. Griesheim auf Falkenburg, Herrn Geheimen Archivrat Profeſſor Dr. Colmar Grünhagen in Breslau, Herrn Oberſt v. Kleiſt auf Gebersdorf, Herrn Profeſſor Dr. Markgraf in Breslau, Herrn Hofkunſthändler Meder in Berlin, Herrn Profeſſor Dr. Ritter in Emden, Herrn Grafen von Schwerin auf Tamſel und Herrn Baron Steengracht auf Moyland habe ich für Überlaſſung von Bildermaterial oder doch für freundliche Bemühungen zur Beſchaffung von Bildern zu danken. Der Generaldirektor der kgl. preußiſchen Archive, Herr Geh. Oberregierungsrat Profeſſor Dr. Koſer, geſtattete gütigſt die Reproduktion zahlreicher Schriftſtücke des Geh. Staatsarchivs. Ferner gewährten dieſe Erlaubnis das Herzoglich Anhaltiſche Staatsminiſterium zu Deſſau für das Haupt- und Staatsarchiv zu Zerbſt, das Kriegsarchiv des Großen Generalſtabes zu Berlin und das Kgl. Hausarchiv zu Charlottenburg. Außerdem wurden die Sammlungen des Kgl. Kupferſtichkabinetts ſowie des Märkiſchen Provinzialmuſeums zu Berlin benutzt. Bei der Wahl einiger Bilder habe ich mich veranlaßt geſehen, den Wünſchen des Herrn Verlegers Rechnung zu tragen, der die Anregung zu dieſem Werke gegeben hat.

Stettin, den 9. September 1902.

H. v. Petersdorff.



Digitized by Google

Vorrede zur dritten Auflage

reußen rüstet sich zur Zweihundertjahrfeier seines großen Königs. Da ist es mir eine Freude, mit meinem vor neun Jahren erschienenen Buche über den gewaltigen Mann wiederum hervortreten zu können, das, wie ich glaube, nicht zu ausführlich, aber auch nicht zu knapp sein Heldenleben erzählt. Als seinerzeit die Verlagsbuchhandlung A. Hofmann & Comp. den intimsten Kenner Friedrichs, Reinhold Koser, anging, ihm jemand zu bezeichnen, der geneigt wäre, ein Werk von dem Charakter des vorliegenden zu schreiben, hat mich mein ehemaliger Lehrer und seitheriger Vorgesetzter veranlaßt, an das Unternehmen zu gehen. Durfte ich diese Anregung, dem gebildeten, namentlich dem nicht-fachmännischen Publikum, das nicht in der Lage ist, ein umfangreicheres Werk zu bewältigen, die Resultate der friderizianischen Forschung vorzutragen, schon damals lebhaft begrüßen, insofern als eine solche Aufgabe für einen preußisch empfindenden Historiker von hohem Reize sein muß, so erfüllt es mich im gegenwärtigen Augenblick noch mehr mit Freude, daß ich der Anregung gefolgt bin. Wer mein Buch kennt, der weiß, daß es, wenn auch mit dem Bestreben gerecht zu sein und bei aller an der Person des Helden geübten Kritik, nicht kühl, sondern mit heißem patriotischen Empfinden geschrieben ist. Der Bestand der früheren Auflagen war bereits vergriffen. Da hat sich die Verlagsbuchhandlung Gebrüder Pactel im Hinblick auf die Zweihundertjahrfeier entschlossen, das Buch unter Erwerbung des Verlagsrechtes von A. Hofmann & Comp. neu aufzulegen und zu einem möglichst billigen Preise in den Handel zu bringen. Es erscheint genau in demselben Gewande und derselben Gestalt. Nur einige Irrtümer sind verbessert.

So kann ich zu der Jubelfeier eine Beisteuer liefern und hoffe damit das Verständnis für Friedrich zu fördern und die Begeisterung für ihn zu nähren.

Stettin, den 6. September 1911.

H. v. Petersdorff.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Seite

Vorbemerkung . . . . . III—IV

Vorrede zur dritten Auflage V

Eingangskapitel: **Der Vater** . . . . . 3—12

Politische Lage bei König Friedrichs Geburt. König Friedrich Wilhelm I. immer noch nicht genügend gewürdigt. Sein Wesen. Wahlverwandte Fürsten. Seine Bedeutung für Preußen. Seine organisatorische Tätigkeit. Sein Testament von 1722. Auswärtige Politik. Erkennt sich von Österreich betrogen.

Erstes Buch: Jung Friedrich. 1712—1740 . . . . . 13—76

1. Französische oder preußische Bildung? 1712—1730 . . . . . 15—26

Charakter der Jugendgeschichte Friedrichs. Erziehungspraxis des Vaters. Duhan und andere französische Lehrer. Wilhelmine. Mokanterien des Prinzen. Opposition gegen die Erziehung des Vaters. Mißhandlungen. Besuch in Dresden. Wusterhausen. Die Mutter. Verschlimmerung des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn. Erster Fluchtgedanke. Heiratspläne der Königin und Sir Charles Hotham. Neue Fluchtpläne. Steinsfurth. Rheinfahrt nach Wesel. Friedrichs und Kattes Verhaftung.

2. Einführung in den preußischen Geist. 1730—1732 . . . . . 27—38

Das Kriegsgericht. Kattes Hinrichtung. Begnadigung Friedrichs. Der jüngste Auskultator an der Kammer zu Küstrin. Gewissensnöte. Bücher. Verse. Erste Arbeiten. Wiedersehen mit dem Vater. Die Frauen in Friedrichs Leben. Frau v. Wreech. Weitere Arbeiten. Pläne zur Verbesserung der Gestalt Preußens.

3. Diplomatische und militärische Schule. 1732—1736 . . . . . 38—47

Wiedereintritt ins Heer. Bund mit Grumbkow. Verlobung und Vermählung. Ruppin. Feldzug in der Pfalz. Der Dessauer. Ruppiner Leben.

4. Die Jahre der Sammlung. 1736—1740 . . . . . 47—76

Rheinsberg. Elisabeth Christine. Freundschaftsbedürfnis. Jordan, Keyserlingk, Stille, Fouqué, Chasot. Geselliges Treiben. Knobelsdorff. Die Welt Watteaus. Musik. Studien. Ci git qui a vécu un an. Bildung der religiösen Anschauungen. Die Alten. Hilles Urteile. Ansichten über die Deutschen. Friedrichs deutscher Kern. Geringe Kenntnis der deutschen Sprache. Die Franzosen, Racine. Voltaire. Suhm und Manteuffel. Wolffsche Philosophie. Bayle, Newton, Locke. Bildung der politischen Anschauungen. „Betrachtungen über die gegenwärtige Lage von Europa". Briefwechsel mit Grumbkow. Der Antimachiavell. Wahrheitsdrang. Aussöhnung mit dem Vater. Dessen Tod.

Zweites Buch: Der junge König. 1740—1756 . . . . . 77—280

I. **Kriegerische Lorbeeren. 1740—1745** . . . . . 79—176

1. Der Aufstieg des Adlers. 1740 . . . . . 79—89

Friedrichs Erscheinung. Sein Staat. Erste Kundgebungen. Das fünfte Departement. Vermehrung des Heeres. Ausflug nach Straßburg. Begegnung mit Voltaire in Moyland. Die Herstaler Sache. Jülich-Berg.

Digitized by Google

2. Regelung der Gestalt Preußens. 1740–1742 90–138

Tod Kaiser Karls VI. Regreß auf Schlesien, Motive. Beratung mit Podewils und Schwerin. Podewils. Der Dessauer. Marquis Botta. Aufbruch zum Rendezvous des Ruhmes. Schlesien seit dem Vertrage (nicht Frieden) zu Alt-Ranstädt von 1707. Breslau. Sanguinismus Friedrichs. Österreich. Maria Theresia. Ihr Gemahl. Borcke und Gotter in Wien. Rußland. England, Sachsen. Überfall von Baumgarten. Auffassung der politischen Lage. Erstürmung von Glogau. Militärische Notlage. Mollwitz. Schwerin. Sieg. Der Ritt des Königs. Seine Freude. Umschwung der Dinge. Frankreich. England. Hannover. Bündnis mit Frankreich. Bayern. Sachsen. England-Hannover. Einnahme von Brieg. Lager von Strehlen. Eroberung Breslaus. Samuel Schmettau in München. Englische Vermittlung. Maria Theresia in Preßburg. Kleinschnellendorfer Abkunft. Fall Neißes. Eroberung Prags. Französische Kriegführung. Feldzug in Mähren. Kaiserwahl. Bedrohung Wiens. Abbruch des Vormarsches. Schwerin. Friedensverhandlungen. Chotusitz. Neue Friedensverhandlungen. Notlage des Königs. Breslauer Friede. Die Schlesier. Heimkehr. Frankreichs Verstimmung. Zwangslage Friedrichs beim Friedensschluß.

3. Als Anwalt des Wittelsbacher Kaisertums. 1743–1745 138–176

Aufnahme der Friedensarbeit. Polignacsche Sammlung. Akademiegründung. Opernhausbau. Schlesische Verhältnisse. Schulung des Heeres. Pragmatische Armee. Karl VII. Säkularisationsgedanken. Dettingen. Rußland. Neutralitätsarmee. Reise ins Reich. Wilhelmine. Gegen die Vergewaltigung des Reiches. Wormser Vertrag. Rothenburgs Sendung nach Paris. Neues Bündnis mit Frankreich. Fürstenunion. Erwerbung Ostfrieslands. Verlobungen. Prinz Karl im Elsaß. Schilderhebung König Friedrichs. Eindruck in Österreich. Einfall in Böhmen. Ludwig XV. in Metz. Der Tag von Marschowitz. Rückzug aus Böhmen. Schmettaus Ungeschicklichkeit. Seine Abberufung. Podewils über den Feldzug von 1744. Tod Karls VII. Friede von Füssen. Veränderung im Wesen des Königs. Kloster Kamenz. Das Jahr 1745. Fontenay. Zietenritt, Landeshut. Stimmung der Österreicher. Hohenfriedeberg. Mäßigung Friedrichs. Rußland. Manifest gegen Sachsen. Vertrag von Hannover. Georg II. Franz von Toskana Kaiser. Tod Jordans und Keyserlingks. Soor. Plan der Sachsen und Österreicher auf Berlin. Winterfeldt. Katholisch-Hennersdorf. Der Dessauer. Kesselsdorf. Friede zu Dresden. Ergebnisse des zweiten Schlesischen Krieges. „Friedrich der Große".

II. Augusteische Jahre. 1746–1756 177–280

1. Pflege des preußischen Waffengeistes. 177–187

Übersicht. Ode an die Preußen. Bündnis zwischen Rußland und Österreich 1746. Die preußischen Offiziere. Bevorzugung des Adels. Duell. Die Bildung der Offiziere. Geselligkeit. Die Gemeinen. Ausländer. Der Geist der Truppen. Invaliden. Waffengattungen und Stärke des Heeres. Übungen. „Schlaganfall" Friedrichs. Militärische Schriften. Schiefe Schlachtordnung. Offensiv-Taktik und -Strategie Friedrichs

2. Ordnung der schlesischen und ostfriesischen Angelegenheiten. 188–197

Verwaltungsordnung in Schlesien. Katholische Kirche. Kardinal Sinzendorff. Der Domherr Graf Schaffgotsch. Die Koadjutoridee. Ernennung Philipp Gotthards zum Koadjutor; zum Bischof. Benedikt XIV. Evangelische Kirche. Benedikt XIV. Späteres Verhältnis des Königs zu Schaffgotsch. Stellung Friedrichs zu den Katholiken. Erbansprüche anderer auf Ostfriesland. Verkaufsgedanken. Lentz. Emden. Erster Besuch Friedrichs in Ostfriesland.

3. Aufräumungs- und Ordnungsarbeiten im Rechtswesen 197–203

Cocceji. Arnim. Reise Coccejis nach Pommern. Prozeßabkürzung in andern Provinzen. Gehälter und Bildung der Justizbeamten. Aufhebung der Aktenversendung und andere Reformen im Prozeßwesen. Organisation der Justizbehörden. Arbeiten an einem Gesetzbuch. „Dissertation" Friedrichs über die Aufgaben der Gesetzgebung.

4. Verwaltung und Volkswirtschaft 204–218

Neue Organisationen. Dienstvorschrift von 1748. Der König der Armen. Bauernpolitik. Adel. Bodenpolitik. Getreidepolitik. Kolonisation. Bevölkerungszahl. Gewerbepolitik. Seidenmanufaktur. Gegkowsky. Porzellan ꝛc. Handelspolitik. Kanalbauten. Swinehafen. Asiatische Handelskompanie. Eine preußische Flotte? Finanzpolitik. Der Schatz.

Digitized by Google

5. Der Musenhof an der Havel . . . . . 219—253

Innerste Neigungen Friedrichs. Bedeutung der Tage von Sanssouci. Bau des Schlosses. Kunstsammlungen. Bauten. Die Verwandten. Elisabeth Christine. Die Mutter. Wilhelmine. Der Bruder Wilhelm. Prinz Heinrich. Schwester Ulrike. Die alten Freunde. Tod Duhans. G. K. v. d. Goltz. Die Borckes. Rothenburg. Die beiden Dessauer. Eichel und Fredersdorf. Neue Freunde. Gebrüder Keith. d'Argens. La Mettrie. Maupertuis. Akademie. Voltaire. Streit zwischen Maupertuis und Voltaire. Voltaires Weggang. Musik. Dichtungen Friedrichs. Die Vorsehung. Palladion. Geschichtswerke. Generalprinzipien vom Kriege und politisches Testament von 1752.

6. Arbeit zur Erhaltung des Friedens . . . . . 253—280

1756 und 1870. Verstimmung Frankreichs. Österreich und Rußland. Bündnis von 1746. Pretlack in Petersburg. Mardefeld und Bestuschew. Zerstreuung der Kriegswolken. Rocoux. Reichsgarantie für Schlesien. Sieg von Lafeld. Friede von Aachen. Isolierung des Königs. Bestuschews Anschläge. Benutzung der Umstände durch Friedrich. Rüstungen. Kaunitz. Vereitelung der russischen Pläne. Verhältnis des Königs zu Frankreich. Stolze Stellung Friedrichs. Gesandtenwechsel. Verstimmungen zwischen Preußen und England. Die Neutralen zur See. Der drohende Kolonialkrieg zwischen England und Frankreich. Rat an Frankreich, Hannover anzugreifen. Verhältnis zu Georg II. Französisches Ansinnen. Englands Annäherung. Ausflug nach Amsterdam. Englisch-russischer Vertrag. Friedrich geht auf Anträge Englands ein. Abschluß des Bündnisses zu Westminster. Verhängnisvolle Folgen des Vertrages. Kaunitz. Sein „Dessein". Starhemberg in Paris. Die Pompadour. Nivernais in Berlin. Rouillé. Weitere Verhandlungen Starhembergs. Das Bündnis zu Versailles vom 1. Mai 1756. Rußland. Esterhazy in Petersburg. Mitchell in Berlin. Pietzpuhl. Rüstungen. Deren Einstellung. Fortschritte Starhembergs. Enthüllung der Kriegsabsichten Rußlands und Österreichs.

Drittes Buch: Die sieben Prüfungsjahre. 1756—1763 . . . . 281—460

1. Das Prävenire 1756 . . . . . 283—298

Friedrichs Wagnis. Mitchell, Podewils. Hertzberg, Heinrich, Eichel. Frage an Österreich. Bruder Wilhelm. Mecklenburger Sachen. Der Kourier aus Wien. Der Morgen des 28. August. Die kämpfenden Mächte. Friedrichs Persönlichkeit. Seine Armee. Die Engländer. Kaunitz. Feldzugsplan Friedrichs. Sachsen. Eindruck der „Darlegung" auf Europa. Verhandlungen mit den Sachsen. Pirna. Lobositz. Kapitulation von Pirna. Das Mémoire raisonné Hertzbergs.

2. Das Jahr 1757 . . . . . 299—359

Friedensvermittlungsgesuche Friedrichs. König Ludwig XV. Zweiter Vertrag von Versailles. Vertrag Österreichs mit Rußland. Schweden. Die deutschen Reichsstände. Friedrich und der Protestantismus. Beschluß der Reichsexekution gegen Friedrich. Stimmungen des Königs. Instruktion für Finckenstein. Bedeutung des Jahres 1757. Vorbereitungen für den Feldzug. Beratungen mit Schwerin und Winterfeldt. Winterfeldt. Schwerin. Einmarsch in Böhmen. Prag. Belagerung von Prag. Dauns Anmarsch. Kolin. Der Rückzug. Begegnung mit Heinrich. Dessen Stellung zum König. Tod der Mutter. Der Bruch zwischen Friedrich und seinem Bruder Wilhelm. England-Hannover. Pitt. Hastenbeck. Stimmungen Friedrichs. Operationen bei Zittau. Bedrohte Lage Friedrichs. Anknüpfung von Friedensverhandlungen. Gr. Jägersdorf. In Thüringen. Tod Winterfeldts. Kloster Zeven. Stimmungen. Wilhelmine. Heinrich. Hadik in Berlin. Roßbach. Plotho und der Notar Aprill. Zug Friedrichs nach Schlesien. Niederlage Bevern bei Breslau. Rede zu Parchwitz. Leuthen. Lissa. Verfolgung durch Zieten.

3. Schrecken ohne Ende. 1758—1760 . . . . . 360—426

Eindruck von Leuthen. Maria Theresia. Bernis will Frieden. Rußland. Glückliche Stimmung Friedrichs. Katholische Geistlichkeit in Schlesien. Füllung der Kassen. Subsidienvertrag mit England. Pitt. Lehwaldt und Dohna. Ferdinand von Braunschweig. Offensivpläne. Werbungen. Fall von Schweidnitz. de Catt. Hoffnungen Friedrichs. Belagerung von Olmütz. Tod des Prinzen von Preußen. Domstadtl. Kreseld. Zug Friedrichs durch Böhmen. Abmarsch gegen die Russen. Zorndorf. Seydlitz. Abmarsch der Russen. Gegen die Österreicher. Hochkirch. Tod Wilhelmines. Entsatz Neißes und Kosels. Daun hebt die Belagerung von Dresden auf. Sonstige preußische Erfolge.

Erlahmung der preußiſchen Kräfte. Neue Rüſtungen. Dankbarkeit gegen Pitt. Hoffnungen auf die Türkei. Beſchränkung auf die Defenſive. Wachſen des Anſehens Friedrichs. Papſt Clemens XIII. Der geweihte Hut und Degen. Begeiſterung der Evangeliſchen für Friedrich. Trübe Stimmungen des Königs. Choiſeul Miniſter. Neuer Vertrag zwiſchen Öſterreich und Frankreich. Erfolge Heinrichs. Dauns Untätigkeit. Die Ruſſen. Wobersnow. Diktator Wedell. Kay. Aufbruch Friedrichs gegen die Ruſſen. Kunersdorf. Abmarſch der Ruſſen. Fall Dresdens. Zorn Friedrichs gegen Schmettau. Seegefecht bei Neuwarp. Elbmarſch Heinrichs. Erkrankung Friedrichs. Die Kataſtrophe von Maxen. Unglück von Meißen. Friedensverhandlungen. Knyphauſen und Michell. Entſchädigungsgedanken Friedrichs. Quebec und Quiberon. Schriftwechſel mit Voltaire. Sendung Edelsheims. Pitt. Bielfeld. Geldnot Frankreichs. Rußlands Übermut.

Bündnisverſuche Friedrichs. Wandlungen in England. Neue Rüſtungen des Königs. Landeshut. Beſchießung Dresdens durch Friedrich. Tauentzien in Breslau. Liegnitz. Abmarſch der Ruſſen. Der Franzoſe Montazet über Friedrich. Trübe Stimmung des Königs. Weggang Heinrichs vom Heere. Die Ruſſen und Öſterreicher in Berlin. Stimmung. Torgau. Zieten. Sonſtige preußiſche Erfolge. Erſchöpfung Frankreichs.

4. Das Verglimmen des Feuers. 1761—1763 . . . . . 427—460

Öſterreichs Entmutigung. Tod Georgs II. Nachdruck der Oeuvres du philosophe de Sanssouci. Poésies diverses. Feindliche Strömungen in England. Pitt. Wiederaufnahme der „Penelopearbeit". Gellert und Gottſched. Neue Werbungen. Lager von Kunzendorf. General v. d. Goltz. Vereinigung der Ruſſen und Öſterreicher. Lager von Bunzelwitz. Fall von Schweidnitz und Kolberg. Veilinghauſen. Stimmung. Warkotſch.

Erſchöpfung Öſterreichs. Kriegsluſt Frankreichs. Pitts Sturz. Hoffnungen auf die Türkei. Heinrich. Verzweiflung Friedrichs. Tod der Zarin Eliſabeth. Peter III. Friede mit Rußland und Schweden. Englands Schwenkung. Newcaſtles Brief. Bute und Galizin. Druck Englands auf Friedrich. Verzicht des Königs auf die engliſchen Subſidien. Seine finanzielle Lage. Ephraimiten. Bündnis mit Rußland.

Stimmung Friedrichs. Offenſivpläne. Peters Sturz und Ermordung. Zarin Katharina. Burkersdorf. Tſchernyſchews Abmarſch. Belagerung von Schweidnitz. Treffen von Reichenbach. Fall von Schweidnitz. Heinrich. Sein Sieg bei Freiberg. Andere preußiſche Erfolge. Sonderfriede zwiſchen Frankreich und England. Pitt gegen Bute. Friedrichs Urteil über den engliſchen Verrat. Erſchöpfung Öſterreichs. Sachſens Friedensvermittlung. Rußlands Einmiſchungsgelüſte. Entſchädigungshoffnungen Sachſens. Friede zu Hubertusburg. Trübe Stimmung Friedrichs. Seine Perſönlichkeit. Ihr Zauber. Die Wirkung ſeines Kampfes.

Viertes Buch: Der alte König. 1763—1786 . . . . . 461—568

1. Landesväterliches Regiment . . . . . 463—501

Vereinſamung. Verſuch, d'Alembert zu gewinnen. Sterben des Reſts der Freunde. Grauns Tedeum.

Heilung der Kriegswunden. Heimkehr. Bereiſung des Landes. Glänzende finanzielle Lage. Rückkehr zum alten Münzfuß. Materielle Unterſtützung der Provinzen. Bau des Neuen Palais. Handelskriſis. Gotzkowsky. Gründung der Bank. Schuldentilgung. Landwirtſchaftliche Kreditorganiſation. Höhe der Unterſtützungsſummen.

Volkswohlfahrtspolitik. Agrarpolitik. Brenckenhoff. Koloniſation. Volkszählungen. Bodenwirtſchaft. Forſtwirtſchaft. Gemeinheitsteilungen. Bauernſchutz. Wohnungspolitik. Juden. Regie. Launay. Getreidemagazinpolitik. Heranbildung einer Unternehmerklaſſe. Städte. Porzellan. Seidengewerbe. Oſtpreußen. Schiffbau. Miniſter. Ergebniſſe der Gewerbepolitik. Bergbau. Heinitz. Handelspolitik. Verträge. Die Phyſiokraten. Anſicht Friedrichs über Monopole. Gründung von Handelsgeſellſchaften. Umfang des preußiſchen Handels.

Juſtizweſen. Jariges. Fürſt. Müller Arnold. Müller von Sansſouci. Carmer und Svarez. Die Schaffung des Landrechts.

Kultusſachen. Volksſchulgründungen. Zedlitz. Germaniſation in Oberſchleſien. Gymnaſien. Ritterakademien. Frauenbildung. Univerſitäten. Friedrich und die Jeſuiten. Die übrige katholiſche Geiſtlichkeit.

2. Im Bunde mit Rußland und Erfüllung alter Träume . . . . . 501—526

Bedeutung der Erwerbung Weſtpreußens. Bündnisbedürftigkeit Friedrichs. Die Zerrüttung Polens. Teilungsgedanke liegt in der Luft. Benutzung der polniſchen Frage

durch Friedrich. Friedrich und Katharina. Bündnis mit Rußland. Wahl Poniatowskis zum König von Polen. Lästigkeit des russischen Bündnisses. Tod des Kaisers Franz. Österreich droht mit Krieg für Polen. Neues Abkommen Friedrichs mit Rußland. Türkenkrieg. Das Lynarsche Projekt. Ansbach-Baireuth.

Österreichische Annäherung. Zusammenkunft mit Kaiser Joseph in Neiße; in Mährisch-Neustadt. Kaunitz. Sendung des Prinzen Heinrich nach Petersburg. Maßlose Forderungen Rußlands. Besetzung von Zips durch die Österreicher. Erste polnische Teilung. Heinrichs Einfluß auf Friedrich. Friedrich über die Polen.

Westpreußische Verwaltung. Das Gebiet. Domhardt. Besuch des preußischen Kanadas. Kolonisation und Germanisation. Aufbau der Städte. Bauernpolitik. Handelspolitik. Ordnung des Rechtswesens. Friedrich in Mockrau.

3. Erholungsstunden . . . . . 526—547

Kinderspielzeug des Weisen von Sanssouci. Bauten. Bildhaueratelier. Musik. Verwandte. Der jüngere Heinrich. Der Thronfolger. Nichten. Ulrike. Caroline von Darmstadt. Luise Dorothee von Gotha. Maria Antonia von Sachsen. Skorzewska. Briefwechsel mit Voltaire. Friedrich und Rousseau. Briefwechsel mit d'Alembert. Die Akademie. Friedrichs Schrift über die deutsche Literatur. Sonstige Schriften. Tod Voltaires. Tod d'Alemberts. Lucchesini.

4. Schutzmaßregeln gegen Österreich und letzte Tage . . . . . 547—568

Rom und Karthago. Ansbach-Baireuth. Pläne Österreichs auf Bayern. Der bayerische Erbfolgekrieg. Fürstenbundsideen. Abschluß des Fürstenbundes. Heerwesen.

Frankreich und die Niederlande. Mirabeau in Berlin und beim König. Begeisterung des Volkes für Friedrich. Erkrankung und Tod.

Rückblick.

Verzeichnis der Bilder . . . . . 569—575

Verzeichnis der Beilagen 576

Friedrich der Große

Friedrich Wilhelm I.

Eingangskapitel

Der Vater

Als am 24. Januar 1712 dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen von ſeiner Gemahlin Sophie Dorothee, Prinzeſſin von Hannover, im Schloſſe zu Berlin ein Prinz geboren wurde, der in der Taufe den Namen Friedrich empfing, war die preußiſche Königswürde gerade elf Jahre alt. Die Lüge der deutſchen Reichsverfaſſung, die ſchon ſeit dem weſtfäliſchen Friedensſchluſſe allgemein fühlbar geworden war und die Bogislav v. Chemnitz und Samuel v. Pufendorf bereits vor mehr als einem halben Jahrhundert zu flammenden Proteſtkundgebungen veranlaßte, hatte ſeitdem eine immer ärgere Geſtalt angenommen. An Stelle des Reichs war inzwiſchen immer mehr die franzöſiſche Macht emporgeſtiegen, dank Richelieu, Mazarin und Ludwig XIV. Noch gebot in Frankreich der Wille des Roi soleil. Aber ſchon begann ſich eine neue Weltmacht aufzurichten, Großbritannien, deren Feldherr Marlborough ſoeben Frankreich die Kräfte des britiſchen Löwen fühlen ließ. Kaum daß der, wie man ſagen könnte, eigentliche Kaiſer des damaligen deutſchen Reiches, Prinz Eugen, durch ſeine Kämpfe und Siege gegen die Türken das morſche Anſehen des kaiſerlichen Namens noch einigermaßen aufrechterhalten hätte. Ein Jahr nach der Geburt des Enkels wurde der erſte preußiſche König, der Gemahl der Königin Sophie Charlotte, einer der geiſtvollſten Fürſtinnen, die je auf dem Throne geſeſſen haben, König Friedrich I., ein Schützer der Künſte und Wiſſenſchaften, ſonſt aber ein kleiner Menſch, der freilich als ſchätzenswerte Mitgift den Ehrgeiz ſeines Hauſes geerbt und darum nicht eher geruht hatte, als bis ſeinem Hauſe die Königskrone erworben war, zu ſeinen Vätern abberufen, und nun ergriff Friedrichs I. Sohn, Friedrich Wilhelm I., der Vater des großen Königs, die Zügel der preußiſchen Regierung, um ſie mehr als fünfundzwanzig Jahre ruhmvoll zu führen.

Digitized by Google

König Friedrich Wilhelm I. ist eine der merkwürdigsten weltgeschichtlichen Erscheinungen. Wenige Menschen sind mehr verkannt worden wie er. Und er ist in der Tat schwer zu begreifen gewesen, weil ein Wust von Spinnweben über sein Wesen und Wirken verbreitet war. Erst in neuerer Zeit ist es der unermüdlichen Forscherarbeit zahlreicher Gelehrter gelungen, den Kern seiner Persönlichkeit und die Bedeutung seiner Regierung klarzustellen. Interessant dabei ist es, daß ein Engländer, Carlyle, zu den ersten gehörte, der für die schlichte Größe Friedrich Wilhelms Verständnis zeigte, und daß ein Franzose, Lavisse, eine der feinsten psychologischen Analysen seiner Persönlichkeit gegeben hat. Das Hauptverdienst aber um die Ergründung seines Wesens hat neben Ranke und Droysen Gustav Schmoller und mit ihm ein Stab von Gelehrten, den er herangebildet hat. Jedoch trotz der jahrzehntelangen Arbeit dieser verdienstvollen Männer ist es der deutschen oder vielmehr — da Friedrich Wilhelm I. im Gegensatze zu Friedrich II. mehr eine rein preußische Mission zu erfüllen hatte — der preußischen Nation noch lange nicht genügend zum Bewußtsein gekommen, wie viel Dank sie diesem Fürsten schuldet. Noch immer spukt das Zerrbild Friedrich Wilhelms I. in tausend Köpfen, das ihn als eine halb lächerliche, halb widerwärtige Figur erscheinen läßt. Es ist geboten, eine Würdigung dieses Mannes an dieser Stelle zu geben, nicht nur, weil er der Vater unseres Helden war und bedeutsam in dessen Leben eingriff, sondern vielmehr noch, weil ohne seine Regierung die schöpferische Arbeit Friedrichs gar nicht zu denken wäre, weil beider Regententätigkeit ein großes Ganzes bildet.

Friedrich Wilhelm I., geboren am 15. August 1688, war im Gegensatz zu dem prunkvollen Leben und Treiben am Hofe seines Vaters groß geworden. Wenn das zwar zur Folge hatte, daß er seinen Sinn den Wissenschaften und der Kunst verschloß, so brachte es doch das Gute zuwege, daß er die Einfachheit und die Sparsamkeit lieben lernte, und daß er die unermeßlichen Gefahren fürstlichen Nichtstuns erkannte. Schon in einem Alter von zwanzig Jahren völlig mit sich fertig, zeigte er, nachdem er am 25. Februar 1713, fünfundzwanzigjährig, zur Regierung gelangt war, einen ungemein praktischen Sinn, ein goldenes Gemüt, einen unvergleichlichen Drang zur Tätigkeit, aber zugleich ein beispielloses stürmisches Temperament. Seine Windsbrautnatur, wie man diese Seite seines Wesens wohl genannt hat, gereichte dem Staate meist zum Segen, weil sie das beste Mittel war, um das Räderwerk desselben in Gang zu bringen. Ihm selbst aber hat sie viele unglückliche Stunden bereitet und im Urteile der Mit- und Nachwelt nur zu sehr geschadet. Wenn mit Fug und Recht von dem Abstoßenden geredet worden ist, das sein Wesen an sich gehabt hat, so ist seine fürchterliche Heftigkeit, die sich stoßweise zu entladen pflegte, verbunden mit der Einseitigkeit seines Willens und seiner Bildung daran schuld. Es gab Augenblicke seines Zornes, wo der Schaum ihm vor die Lippen trat. Man würde jedoch irren, wollte man in ihm deswegen eine rohe und ungeschlachte Natur erblicken. Sein Jähzorn gereute ihn nachher tief. Er saß nach solchen Auftritten der Heftigkeit oft lange starren Blickes da, und große, dicke Tränen stahlen sich aus seinen Augen. Ehrlich kämpfte er wohl, um seine Erregung zu meistern oder die Ausbrüche der Leidenschaftlichkeit zu vermeiden. In solchen Augenblicken ließ er sich zuweilen sein Pferd vorführen und ritt ganz allein in wildem Galopp ins Weite, in die Einsamkeit, die er auch sonst liebte. Im übrigen den Musen nur allzu fremd, taute er doch auf, wenn er schöne Musik hörte. Namentlich zu Händel fühlte er sich hingezogen. In solchen Stunden offenbarte sich die ganze Stärke seines Gemütslebens. Man wird nicht sagen können, daß dieser Mann von unedler Natur war. Vielmehr wird man seine Art auf ein reizbares Naturell mit überbeweglichem Nervenleben zurückführen müssen. In jüngeren Jahren war er von hoher männlicher Schönheit (Bild 1). Eine Kraftnatur, deren Gesundheit allerdings früh untergraben wurde; weil er seinem Körper eben zuviel zumutete, unterwarf er sich den ungewöhnlichsten Strapazen auf dem Exerzierplatze, beim Weidwerk, bei den Freuden, die frugale Mahlzeiten gewährten, und nicht zuletzt am Aktentisch. Er verzehrte sich von morgens drei oder vier Uhr an bis zum Abend in unablässiger Tätigkeit. Wohl 16 bis 17 Stunden hat er täglich intensiv gearbeitet. Von Zeit zu Zeit unter-

brachen dann die proſaiſchen Vergnügungen des Tabakskollegiums und ſeine Jagdliebhabereien die Arbeit im Dienſte des Staates. Er hat das Rauchen hoffähig gemacht. Wie ſein Sohn Friedrich, wie König Friedrich Wilhelm IV., wie faſt alle Hohenzollern, war er ein ſtarker Eſſer. Am liebſten ſchwelgte er in dicken Erbſen. Es kam ihm nicht darauf an, gelegentlich hundert Auſtern zu vertilgen. Wie er ein leidenſchaftlicher Raucher war, ſo auch ein erprobter Zechkamerad. Für ſeinen rührend ſparſamen Sinn iſt es ungemein bezeichnend, daß er dem Bier wegen ſeiner Wohlfeilheit den Vorzug vor dem Weine gab. Dies ſteht auf derſelben Linie, wie wenn er, um ſeine Uniform zu ſchonen, beim Schreiben über ſie Leinwandärmel zog. Hatte er beim Becher zuviel des Guten getan, dann quälten ihn wohl Gewiſſensbiſſe, aber auch ſeine Jagdliebhaberei bereitete ihm viel innere Pein, da ſie ihm am Ende doch auch ſündhaft zu ſein dünkte.

1. **Friedrich Wilhelm I. in jüngeren Jahren**
Nach einem Gemälde von Antoine Pesne, geſtochen von Caspar

Seine Kraftnatur hat viel Verwandtes mit drei zeitgenöſſiſchen Fürſten, mit Vittorio Amadeo II. von Piemont, mit Peter dem Großen von Rußland und mit Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau (Bild 2). Mit dem kleinſten dieſer drei Machthaber, mit dem alten Deſſauer, verband Friedrich Wilhelm denn auch eine innige Freundſchaft von früh an bis zum Tode. Es wird ſelten ſolchen Seelenbund zwiſchen Fürſten gegeben haben wie zwiſchen dieſen beiden. Er hat ſeinen greifbarſten Ausdruck gefunden in einem ausgedehnten Briefwechſel, der viele hundert Briefe Friedrich Wilhelms umfaßt, und in denen ſich der preußiſche König ſo unmittelbar gibt, wie ſonſt nur noch in den allervertraulichſten Aktenſtücken. Jene drei Fürſten, von denen der Deſſauer auch der Waffengefährte Friedrich Wilhelms war, überragt der preußiſche König durch ſeine ſittliche Stärke. Wir bewundern es als den erhabenſten Wahlſpruch eines Fürſten, der erſte Diener ſeines Staates ſein zu wollen. Dieſen Grundſatz hat vor Friedrich dem Großen ſchon deſſen Vater praktiſch bis zur äußerſten Konſequenz durchgeführt. Ja, er hat ihm auch bereits Ausdruck gegeben, indem er erklärte, ſein eigener Feldmarſchall und ſein eigener Miniſter ſein zu wollen. Bei einem ſolchen Programm, verbunden mit Friedrich Wilhelms impulſiver Tatkraft und der Vehemenz ſeines Willens, mußte Großes gelingen, um ſo mehr, da bei der Einſeitigkeit ſeiner Verſtandes- und Bildungsrichtung ſich ſeine Kräfte und ſeine Leidenſchaft auf wenige Punkte konzentrierten. So iſt es gekommen, daß König Friedrich Wilhelm I. den preußiſchen Militär- und Beamtenſtaat recht eigentlich begründete, die abſolute Monarchie Preußen ſchuf, die Kräfte des Königreichs in einem Maße, wie es ſonſt kaum in einem andern Staate ſo ſchnell geſchehen iſt, durch äußere und innere Hilfsmittel hob und Preußens größter „innerer König“ wurde.

Das Gepräge, das dieſer eiſerne Zuchtmeiſter dem preußiſchen Staate aufgedrückt hat, iſt in den weſentlichſten Zügen bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben. Durch

2. Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau (der „alte Deſſauer“ in jüngeren Jahren)

Nach einem Stich von J. C. G. Fritzſch

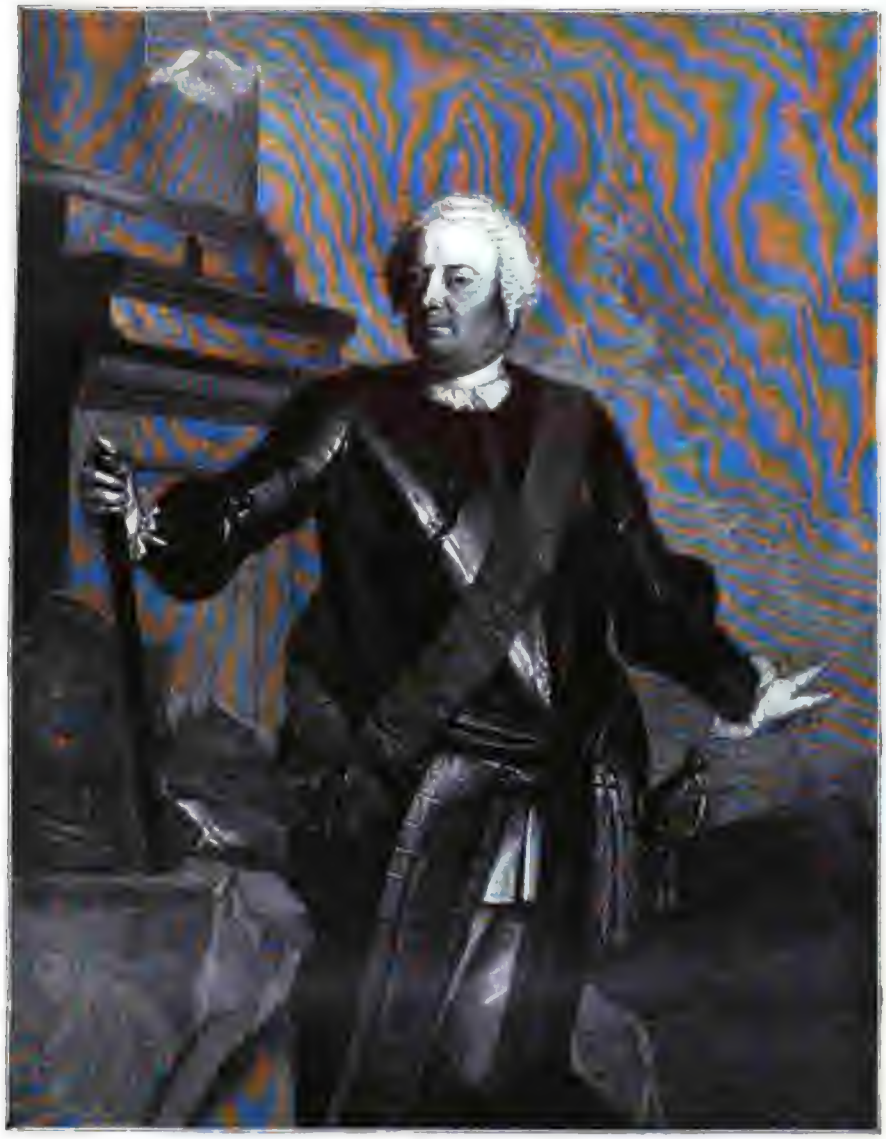
eine Fülle von Reformen hat er dem Staate die neue Geſtalt gegeben. Er vor allem hat das preußiſche Heer geſchaffen und gedrillt. Er hat das Kantonſyſtem ins Leben gerufen und wieder den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht ausgeſprochen. Kein Hohenzoller iſt ſo einſeitig und mit ſolcher Luſt und Liebe Soldat geweſen wie er, ſelbſt nicht Kaiſer Wilhelm I. Er hat ganze Arbeit damit gemacht, die entgegenſtehenden ſtändiſchen Gewalten zu beſeitigen, was einſt ſein großer Ahn Kurfürſt Friedrich Wilhelm begonnen hatte, indem er das Steuerbewilligungsrecht der Stände und die ſtändiſche Mitaufſicht über die Provinzialfinanzen beſeitigte und dadurch ſeine Krone wie einen „rocher de bronze ſtabilierte“, wie er es in ſeiner Sprache ausdrückte, nämlich die Souveränität felſenfeſt begründete. Er hat das Steuerweſen ſo gründlich geregelt, daß es ein Jahrhundert unverändert blieb. Im Kampfe

gegen den Adel ſeiner Territorien vermehrte er den Domanialbeſitz, einer heilloſen Unordnung ein Ende machend; zugleich erweiterte er dieſen Beſitz durch anſehnliche Ankäufe. Er hat für fünf Millionen Taler neue Domänen gekauft und für etwa zwei Millionen Güter zur Ausſtattung ſeiner jüngeren Söhne erworben. Dadurch gewährte er der Krone einen materiellen Rückhalt, der ein Jahrhundert ſpäter noch von beſonderem Segen werden ſollte. Durch das Edikt vom 13. Auguſt 1713 ſtellte er eine Realunion des königlichen Hausbeſitzes mit dem Staate her. Er hat dann mit einer Gewerbepolitik im großen Stile den Anfang gemacht, eine zielbewußte Anſiedlungspolitik eingeleitet, das durch Seuchen verheerte Oſtpreußen in der großartigſten Weiſe wieder gekräftigt. Wohlweislich ſchloß er Juden, Polen und Szamaiten von der Anſiedelung aus. Nach dem Vorbilde des Pariſer Hôtel-Dieu gründete er in Berlin die Charité. In Potsdam ſchuf er das Militärwaiſenhaus. Er hat im Sinne einer ausgleichenden Gerechtigkeit mit dem Magazinſyſtem eine höchſt glückliche Getreidehandelspolitik eröffnet. So arbeitete er auf alle Weiſe auf die wirtſchaftliche Wohlfahrt ſeines Landes hin. Freilich war dies Ziel nicht Selbſtzweck. Vielmehr war die wirtſchaftliche Wohlfahrt lediglich als Mittel zur Förderung der ſtaatlichen Macht gedacht. Aber indem Friedrich Wilhelm ein gewiſſes Gleichgewicht zwiſchen der Wohlfahrt ſeiner Untertanen und der Machtentwickelung innezuhalten wußte, hat er ſeinem Staate gerade die Lebensbedingungen verſchafft. Das großartigſte Werk gelang ihm in der Behördenorganiſation. In der Provinzialverwaltung legte er den Regierungen mehr richterliche Funktionen bei und ſchuf in den Kriegs- und Domänenkammern reine Verwaltungsinſtanzen. Den Städten raubte er faſt völlig die kommunale Selbſtändigkeit, um Ordnung in ihre Verwaltung zu bringen. Ihnen gegenüber waren die Steuerräte die Vertreter der Staatsgewalt. Dem Adel zwang er Landräte nach ſeinem Willen auf. Am wenigſten Verſtändnis hatte er für die Regelung des Juſtizweſens. Zwar war er von einem glühenden Eifer für die Herſtellung der Gerechtigkeit beſeelt. Trotzdem hat er auf dieſem Gebiete die Dinge nicht gefördert, ſondern eher verſchlechtert. Die Provinzialgerichte hat er geradezu in Unordnung gebracht. Eine Zentralbehörde wurde das Kabinettsminiſterium, in dem ein großer Teil der Regierungsgewalt beruhte, gleichſam als Zügel, den der König ſich ſelbſt anlegte, weil er in der mündlichen Verhandlung leicht die Linie außer Acht ließ, die ihm im Intereſſe des Staates zu liegen ſchien. Nur zu wohl war er ſich bewußt, daß er ſich bei ſeinem Temperament leicht von augenblicklichen Eindrücken beſtimmen ließ. Der große Schlußſtein des Reformwerkes, das vornehmlich in die erſten zehn Jahre ſeiner Regierung fällt, war die Bildung der großen zentralen Verwaltungsbehörde des Generaldirektoriums im Jahre 1723. Die Inſtruktion, die er für ſie niederſchrieb, darf neben ſeinem Teſtament von 1722 und ſeiner „Spezies facti“ von 1736, in der er ſich über ſeine auswärtige Politik Rechenſchaft gibt, vielleicht als das denkwürdigſte Schriftſtück bezeichnet werden, das aus der Feder dieſes Monarchen gefloſſen iſt. Jedes bildet in ſeiner Art ein ſchönes Ruhmesblatt für den König und die Hohenzollern überhaupt. Seine Organiſationstätigkeit ſteht ohnegleichen in der preußiſchen Geſchichte da. Hierin war er ſeinem ſo ſehr viel größeren Sohne weit überlegen. Es ſind weniger die Formen an ſich, in die er den Beamtenſtaat goß, wodurch er ſich verdient machte; ſeine Genialität auf dieſem Felde bekundete ſich vielmehr noch durch den eigentümlichen Geiſt, den er dieſem Organismus einzuhauchen wußte. Er hat, wie dies der Hiſtoriker Krauske hervorhebt, das größte pſychologiſch-ſittliche Kunſtwerk fertig gebracht, den Egoismus einer ganzen Klaſſe von Menſchen richtig einzufangen und einzuſpannen für höhere Zwecke und in ihnen durch Schule, Erziehung, Laufbahn, Bildung, durch die geiſtig moraliſche Atmoſphäre, in die ſie geſetzt waren, weitſichtige höhere Intereſſen zur Reife zu bringen. Seit dem Wirken König Friedrich Wilhelms I. iſt der preußiſche Beamtenſtand durch und durch verwachſen mit dem Wohl und Wehe des Staates. Dieſe Beamten fühlten ſich ebenſo wie der auch von Friedrich Wilhelm geſchaffene Offiziersſtand über den Provinzen- und Intereſſengruppen ſtehend und ſtellten ſich größtenteils mit geradezu heiligem Eifer in den Dienſt des Gemeinwohls. Aber

dies konnte nur erreicht werden vermöge einer faſt übermenſchlichen Arbeit und eines Bevormundungsſyſtems, das an den Geiſt des mittelalterlichen Lehnsſtaates erinnert. Die Beamten lebten faſt alle in Furcht und Zittern vor der rauhen Strenge ihres Herrn, der immer geneigt war, mit einem Donnerwetter dazwiſchen zu fahren und dem es nie ſchnell genug mit der Arbeit gehen konnte. Sein cito, citissime auf den Akten war wohl geeignet, auch herzhafte Gemüter in eine gelinde Nervoſität zu verſetzen. Wie er den Dienſt verſtand, das zeigt eine Äußerung von ihm, die fiel, als ſich jemand gegen eine Verſetzung ſträubte, weil ihm das Klima ſeines Beſtimmungsortes nicht zuträglich dünkte: „Man muß dem Herrn mit Leib und Leben, mit Hab und Gut, mit Ehr und Gewiſſen dienen und alles daran ſetzen als die Seligkeit, aber alles das ander muß mein ſein.“ Das will heißen, der König verlangte ſchrankenloſe Hingabe an das Ganze mit allen Kräften Leibes und der Seele. Seinem geliebten Leopold von Deſſau aber geſtand der raſtloſe Monarch: „Parole auf dieſer Welt iſt nichts als Unruhe und Arbeit, und wo man nicht ſelber, mit Permiſſion zu ſagen — die Naſe in allen Dreck ſelber ſteckt, ſo gehet die Sache nicht, wie es gehen ſoll.“ Er konnte ſich gar nicht genug tun, und ſo klagte er denn gelegentlich mit köſtlicher Naivität: „Gott weiß, daß ich gar zu tranquill bin; wenn ich mehr choleriſch wäre, ich glaube, es würde beſſer ſein. Aber Gott will es nicht haben.“

Nirgends tritt ſeine Grundanſchauung deutlicher zu Tage, als in jenem Teſtament von 1722, das als eine Unterweiſung für den Kronprinzen für den Fall des Ablebens Friedrich Wilhelms gedacht war. (Beilage I.) Gleichſam in der Form eines Gebetes legte der König darin vor Gott und ſeinem Sohne Rechenſchaft über ſich und ſeine Regierung ab. Nichts band er ſeinem Sohne ſo auf die Seele als das Heer, genau ſo, wie er es ſiebzehn Jahre ſpäter in der Todesſtunde wiederum getan hat. Er drohte ihm mit der Entziehung ſeines Segens, wenn er auch nur den geringſten Abſtrich von dieſem Heere machen würde. „Und gebe Euch den Fluch, den Gott dem König Pharao gegeben hat, daß es Euch ſo gehe, wie Abſalon.“ An einer anderen Stelle hieß es: „Die Euch die Wahrheit ſagen, das ſind Eure Freunde,“ ein Wort, das von der Lebenserfahrung des damals erſt vierunddreißigjährigen Königs Zeugnis ablegt. „Arbeiten müßt Ihr, ſo wie ich beſtändig gethan; ein Regent, der mit Honneur in die Welt regieren will, muß ſein Affairen alles ſelber thun; denn die Regenten ſind zur Arbeit erkoren und nicht zum faulen Weiberleben.“ Das war der Grundgedanke ſeiner Regierung. Sodann folgten einzelne Verwaltungsmaximen. Zunächſt ein Kardinalſatz des Merkantilſyſtems, das drüben in Frankreich von Colbert begründet, inzwiſchen aber wieder verlaſſen worden war, um nunmehr in Preußen erſt recht praktiſch durchgeführt zu werden: „Wenn das Land gut peuplieret iſt, das iſt der rechte Reichthum.“ Im weiteren entwickelte er ebenfalls als Anwalt des Merkantilismus die Vorzüge einer Gewerbepolitik. „Ergo Manufakturen im Lande ein recht Bergwerk geheißen werden kann.“ „Ein Land ſonder Manufakturen iſt ein menſchlicher Körper ſonder Leben.“ Offen räumte er dem Sohne ein, daß ihm die Juſtizorganiſation nicht geglückt ſei, und bezeichnete ſchon damals Cocceji als zum Präſidenten geeignet. Mit gerechtem Stolze rief er aus: „Iſt gewiß ein recht Meiſterſtück, daß in neun Jahren ich die Affairen, alles wieder in ſo gute Ordnung und Verfaſſung gebracht.“ Zu anderen Zeiten hatte er wohl auch Stunden des Kleinmuts, und es wollte ihm ſo ſcheinen, als wenn er ſeine ganze Zeit nutzlos verloren hätte. So ſchrieb er am 14. Juli 1727 dem Deſſauer: „Daß es mir ſo nahe gehet, in die 14 Jahr nichts gemacht zu haben, und alle meine Mühe, Sorge, Fleiß und Geld alles umſonſt iſt ... Wenn die vierzehn Jahr wieder zurück hätte! à la bonne heure! aber dieſe ſein fort, ohne etwas zu thun.“

Dieſe kleinmütigen Stimmungen ſind im weſentlichen auf Rechnung ſeiner Mißerfolge in der auswärtigen Politik zu ſetzen. Denn dieſe bildet die Kehrſeite der ſonſt ſo ruhmvollen Regierung Friedrich Wilhelms. Sein Kindergemüt, ſein gerader offener Sinn und ſeine puritaniſche Frömmigkeit paßten ſchlecht zu der verlogenen ſchuftigen Welt, die ihn



3. König Friedrich Wilhelm I.

Nach dem Gemälde von F. W. Weidemann

umgab, und da ihm nicht durchaus die Gabe verliehen war, einen Standpunkt über diesen Dingen zu gewinnen, so konnte es nicht ausbleiben, daß er ihnen unterlag und oft ein Spielball in den Händen der ihm entgegenstehenden Elemente und ihrer Werkzeuge wurde. Selbstverständlich war er von dem Bestreben erfüllt, seinem Staate die Unabhängigkeit zu bewahren. In seiner Pietät zu dem Kaiserhause konnte er sich aber, wie lange nach ihm

4. Nach einem Stich von M. Bernigeroth

auch der vierte preußiſche König ſeines Namens, nicht zu dem realpolitiſchen Entſchluſſe aufſchwingen, getrennt von Öſterreich zu marſchieren. An dieſem Dualismus iſt er geſcheitert. Öſterreich hat ihn Zeit ſeines Lebens am Narrenſeil herumgeführt. Nun darf nicht überſehen werden, wenn man der auswärtigen Politik des Königs gerecht werden will, daß Preußens Stellung in der Welt ſich ſeit dem Tode des großen Kurfürſten ohne ſeine Schuld erheblich verſchoben, ja verſchlechtert hatte. Die beiden Nebenbuhler Preußens, Hannover und Sachſen, waren erheblich in die Höhe gekommen. Hannover hatte die Kurwürde erlangt und war Erbe des engliſchen Königsthrones geworden. Sachſen hatte die polniſche Königskrone erworben. Dem gegenüber fiel der preußiſcherſeits erworbene Königstitel nicht allzuſehr ins Gewicht. Preußen konnte es unter den obwaltenden Verhältniſſen garnicht ſo ohne weiteres wagen, aus ſeiner Reſerve herauszutreten und die Sprache zu reden, mit der die großen Zeitfragen gelöſt werden. Es hätte dabei zuviel aufs Spiel geſetzt. Da war es in gewiſſer Beziehung weiſe, wenn der König ſich darauf beſchränkte, durch die Anſammlung eines Schatzes und Füllung der Vorratshäuſer, die Schöpfung einer anſehnlichen Heeresmacht und die Schulung eines unübertrefflichen Offiziers- und Beamtenſtandes ſeinem Staate erſt die materielle Fähigkeit und die Spannkraft zu verleihen, die dazu gehört, um Kriegsſtürmen zu trotzen. Es klingt gar ſo lächerlich und demütigend für preußiſche Patrioten und hat nicht am wenigſten den älteſten Sohn des Königs geſchmerzt, geradeſo wie es dereinſt den Prinzen von Preußen ſchmerzen ſollte, als zu den Zeiten Friedrich Wilhelms IV. ähnliche Reden im Schwange waren: daß nämlich an den fremden Höfen die Sage ging, Friedrich Wilhelm ſtehe beſtändig mit geſpanntem Hahn auf der Wacht, ohne jemals abzudrücken. Sieht man näher zu, ſo entbehrt dieſe ſonderbare Friedensliebe bei dem ſoldatiſchſten aller Preußenkönige doch nicht eines tieferen Grundes. Damit wird natürlich nicht die Tatſache aus der Welt geſchafft, daß Friedrich Wilhelm den diplomatiſchen Dingen nicht gewachſen war und oft eine bedauernswert hilfloſe Rolle in ihnen geſpielt hat. Friedrich Wilhelm hat zwei Erwerbungen an Land für ſeinen Staat gemacht. Die wichtigſte war die von Stettin mit Vorpommern bis zur Peene durch den Stockholmer Frieden im Jahre 1720. Eine andere war die des Oberquartiers Geldern aus der oraniſchen Erbſchaft. Hier am Niederrhein gedachte er aber kraft ſeiner Anſprüche auf die Erbſchaft von Jülich-Berg noch weitere, viel erheblichere Gebietsſtücke für Preußen zu erlangen, insbeſondere die ausgedehnten Herzogtümer Jülich-Berg mit ihren Bodenſchätzen und der ſchönen Stadt Düſſeldorf, in der das pfälziſche Haus nach dem Ausſterben der bergiſchen Herzöge eine der blühendſten Kunſtſtätten geſchaffen hatte. Dieſe Konſolidierung des preußiſchen Beſitzes am

5. Nach einem Stich von M. Bernigeroth

Rhein wurde der Gedanke der auswärtigen Politik des Königs. Seine Verwirklichung hoffte er dadurch zu erreichen, daß er sich ganz in den Dienst Habsburgs stellte, in dem holden Wahn, daß dies Haus seine Treue belohnen würde. Am 12. Oktober 1726 schloß er deswegen mit Österreich in seinem geliebten Wusterhausen, jenem wenige Meilen südöstlich von Berlin in märkischer Waldesstille gelegenen Jagdschloß, wo eine der eigenartigsten Tafelrunden der Weltgeschichte, das Tabakskollegium, tagte, einen Vertrag ab, der im Dezember 1728 zu einem engen Bündnis zwischen beiden Mächten führte. Dieser Allianz zu liebe scheute er nicht davor zurück, es auf die schlimmsten häuslichen Zerwürfnisse ankommen zu lassen und Lieblingsgedanken seiner nächsten Angehörigen mit beispielloser Rücksichtslosigkeit entgegenzutreten. Nach langen Jahren, bei Abschluß des Bündnisses zwischen Österreich und Frankreich am 3. Oktober 1735, mußte er es schließlich erleben, daß alle seine Liebesmüh umsonst gewesen, daß er völlig hinters Licht geführt, von Österreich treulos im Stich gelassen worden war. Schon bei einer Zusammenkunft mit Kaiser Karl VI. in Böhmen im Jahre 1732 hatte er erfahren, daß er von dessen Freundschaft nicht viel zu erwarten hatte, indem man ihm damals trocken erklärte, daß er mit einem Teile des Herzogtums Berg vorlieb nehmen und auf Düsseldorf verzichten müsse. Sein treuer Minister Heinrich von Podewils durfte darum nachher schreiben: „Die Zusammenkunft zu Prag wurde das Grab der Freundschaft mit dem Kaiser." Seit 1735 aber hatte es der allzu vertrauensselige König verbrieft und besiegelt, daß er nichts mehr wegen Jülich und Berg zu hoffen habe. Die Verträge, die er mit Österreich geschlossen, hatte Habsburg schmählich zerrissen. Sein uraltes Recht auf die niederrheinischen Besitzungen war ihm endgültig verweigert worden. Alle Hilfe, die er dem Kaiser in gefährlichen Zeiten geleistet hatte, war umsonst gewesen. In der Erkenntnis dieser Sachlage und zur Abwehr gegen Entstellungen hat Friedrich Wilhelm im Februar 1736 seinem Sekretär jene „Speziesfakti" über seine Politik seit 1725 diktiert, um sein Herz und sein Gewissen zu erleichtern und Österreichs Untreue vor seinem Nachfolger zu brandmarken. Rührend ist die Klage des um seine Hoffnungen Betrogenen zu seinem künftigen Nachfolger: „Mein lieber Sohn, ich sage dir, daß ich meinen Tod zu Priort geholt habe" (wo er mit dem kaiserlichen Gesandten Graf Seckendorff ein Gespräch hatte, das ihn die Sachlage zum erstenmal völlig erkennen ließ) „und ich bitte dich um alles in der Welt, traue den Leuten nicht, die auch noch so viele Versprechungen machen. — Ja, den Tag, da kam ein Mann zu mir, das war, als wenn man mir einen Dolch im Leibe umgewandt hätte." Nichts ist erklärlicher, als daß der schlichte Herr in seiner Herzenseinfalt immer mehr von Mißtrauen gegen das Ränkespiel seiner Zeit

erfüllt wurde. Am wenigſten vergalt er noch einem der ſchlimmſten Virtuoſen in dieſem Fache das, was er an ihm geſündigt hatte, dem Grafen Seckendorff (Bild 4), der ihn ebenſo wie der in öſterreichiſchem Solde ſtehende preußiſche Feldmarſchall Friedrich Wilhelm v. Grumbkow (Bild 5) mit Meiſterſchaft zu behandeln wußte. Von Grumbkows Argliſt hatte er mehr Begriff. Schon 1722 äußerte er über dieſen zu ſeinem Sohne in ſeinem Teſtamente: „Er iſt aber ſehr intereſſiert und auf ſeine Abſichten erpicht. Gehet mit ihm höflich um, markieret ihm Konfidence, ſo bißweilen.“ Manchmal ſchwindelte ihm ob der Machenſchaften dieſer Welt, und in ſolchen Stunden fand er in der Religion einen Halt. „Gott hat mir bewahret, ſonſt hätte ich müſſen närriſch werden vor Schimpf und moquerie vor die ganze Welt“, ſagt er einmal. Oft war er aber auch der Verzweiflung nahe. Gerade in jenen Tagen, da er des Verrats Öſterreichs inne wurde, hat er an den Deſſauer geſchrieben: „Ich begreife nits mehr in dieſer Welt, Gott gebe nur bald ein ſeliges Ende und aus allen die Schelmereien ein Ende zu machen, da es nit länger auszuhalten iſt.“ Wie auch Friedrich Wilhelm IV. empfand er ſolche Demütigungen, an denen die von ihm beliebte Politik nicht unſchuldig war, tief innerlich. „Ergo ich mich ſehr proſtituiret habe vor die Welt und ich vor fremde Leute nicht gern höre von Preußen ſprechen, denn ich mich ſchäme“, beichtete er ſchon 1727 dem Deſſauer. So kam es, daß ſein Weſen oft einen melancholiſchen Zug annahm und daß er ſich nach dem Tode ſehnte. „Wohl dem, der am erſten ſtirbt und bei Gott kommt, der iſt am glücklichſten, denn auf der Welt lauter nichts iſt als Thorheit“ heißt es in einem ſeiner Briefe.

Hätte er es auch gewollt, ſo wäre er doch ſchon körperlich nicht mehr in der Lage geweſen, Öſterreich für ſeine Treuloſigkeit zur Verantwortung zu ziehen, nachdem ſie offenkundig geworden war. Schon früh verfiel er in einen ſchwer leidenden Zuſtand. Vor allem quälten ihn Gicht und Podagra. Er machte ſich bald darauf gefaßt, eines zeitigen Todes zu ſterben. Zwar genas er mehrmals kraft ſeiner Rieſennatur von lebensgefährlichen Erkrankungen. Aber ſein Körper wurde immer ſchwerfälliger. Von außerordentlicher Leibesfülle, konnte er in den letzten Jahren kaum von vier Männern aufs Pferd gehoben werden. In ſeinen Schmerzen hat er ſich häufig die Zeit vertrieben, indem er die größten Rieſen in ſeiner Leibgarde malte. Dieſe Rieſengarde und dieſe bananiſchen Spielereien ſind ein nebenſächlicher Zug ſeines Weſens, der das Los gehabt hat, viel mehr in der Mit- und Nachwelt bemerkt zu werden, als er es verdient. Kaum ein Menſch iſt ohne Schrullen. Darüber vergaß oder überſah man ſein Lebenswerk, die reformierende Tätigkeit, die zur Begründung des abſoluten Königtums führte, und die Konſtituierung des Fürſtenideals, das ſeitdem die tiefſte Rechtfertigung der Monarchie in Europa wurde. Selbſt in ſeinen höchſten Schmerzen hat dieſer Herrſcher nicht einen Augenblick das Wohl ſeines Staates aus den Augen gelaſſen. Nur um ſo ruheloſer iſt er dahergeſtürmt, um die Maſchine in Gang zu halten, ſo daß ſie förmlich mit Überdampf arbeiten mußte, und die arbeitsluſtigſten und arbeitsfähigſten ſeiner Diener unter dem ihnen auferlegten Zwang ſtöhnten. In mancher Hinſicht iſt ſeine rückſichtsloſe Härte geradezu aus der Nervenüberreizung zu erklären, die eine natürliche Folge ſeiner körperlichen Leiden war. Mit ſchier übermenſchlicher Kraft hat er es denn auch noch vermocht, auf dem Totenbette in langer Rede ſeinen Sohn in die Regierung einzuführen, um dann am 31. Mai 1740, nur 51 Jahre alt, aus dem Leben zu ſcheiden. Ihm ſind wenig Denkmäler geſetzt worden. Heute ſteht wenigſtens in der Siegesallee zu Berlin, von Siemerings Meiſterhand geſchaffen, ein ſeiner würdiges Standbild, eins der beſten Denkmäler jener Reihe, das ihn in der ganzen Wucht ſeiner Perſönlichkeit vorführt.

Erſtes Buch

Jung-Friedrich

Jung-Friedrich

1712—1740

1. Französische oder preußische Bildung? 1712—1730

Die Jugendgeschichte des ältesten Sohnes König Friedrich Wilhelms I. hat ihren Charakter, mehr wie es sonst gemeinhin im Leben der einzelnen Menschen der Fall zu sein pflegt, durch das Verhältnis zum Vater empfangen. Die so unendlich gut gemeinte, aber falsche, oder doch zu sehr übertriebene Erziehungspraxis, deren Gegenstand Prinz Friedrich wurde, hat zu einem der erschütterndsten Konflikte geführt, von denen die Weltgeschichte weiß. Die Phantasie des gestaltungskräftigsten Dichters hätte keine größere Tragik ersinnen können, als sie in diesem Familienzwist am preußischen Hofe zutage getreten ist. Das wirkliche Leben birgt eben viel mehr ergreifende Momente, als die Poeten zu erdenken vermögen. Steigt man aber erst in das Gebiet der großen Geschichte hinauf, dann verblaßt alle Poesie gegenüber der grandiosen Wucht der Begebenheiten.

Friedrich hat in späteren Jahren geäußert: „In meiner Jugend war ich ausgelassen wie ein Füllen, das ohne Futter auf einer Wiese umherspringt." Dies Wort enthält eine bezeichnende Kritik jener Lebensjahre. In gewissem Sinne gibt er damit zu, daß er nicht den rechten Weg gewandelt ist. Noch mehr geschieht dies, indem er an einem seiner unglücklichsten Tage, am Tage nach seiner Niederlage bei Kolin, dem Gesandten einer fremden Macht gestand, er sei in seiner Jugend sehr unbesonnen (étourdi) gewesen. Keinen größeren Tadel konnte er gegen seine Minister aussprechen, als wenn er sie der Unbesonnenheit zieh. So wird man nicht fehl gehen, wenn man bei dem Konflikt zwischen Vater und Sohn, in dem das größte Maß der Schuld vielleicht dem Vater beizumessen ist, von vornherein beachtet, daß Friedrich selbst auch nicht von Schuld freizusprechen ist.

Friedrich und seine zahlreichen Geschwister wurden einfach erzogen, nicht wie Prinzen und Prinzessinnen, wie er selbst später gesagt hat, sondern wie die Kinder von Privatleuten. Man kann sagen: im Sinne des niederdeutschen Bürgertums jener Zeit, dessen Lebensgewohnheiten König Friedrich Wilhelm I. selbst angenommen hatte. Dafür wußte Friedrich seinem Vater später Dank. Weniger war dies der Fall inbezug auf die Einrichtung des Lehrplanes. Dort hat die Pedanterie des Vaters sich zuerst an ihm versündigt. Welch entsetzlicher Gedanke, daß dem jungen Prinzen der ganze Wust der in dem dickleibigen Theatrum Europaeum enthaltenen Tatsachen ohne jede Rücksicht auf Wesentliches und Unwesentliches eingeprägt werden sollte! Ursprünglich sollte neben der neueren wenigstens auch griechische und römische Geschichte mit dem Thronfolger getrieben werden. Der König strich diese Fächer jedoch zu guterletzt noch in dem Lehrplan als „zu nichts gut". Allzu

6. **Der Erzieher Friedrichs**
Nach einem Stich von Carſten

gewaltſam ſuchte der eifrige Vater ſeinen Sohn nach ſeinem Sinne zu erziehen. Er trug ganz und gar nicht der Tatſache Rechnung, daß ſein Sohn mit einer äußerſt zarten Natur ausgeſtattet war. Kopfſchüttelnd ſah der Hof, ſahen die fremden Diplomaten dem zu, und einer von ihnen, jener Seckendorff, der zu der nächſten Umgebung des Königs gehörte, fand 1725, daß dem Kronprinzen zu viel zugemutet würde: „ob ihn ſchon der König herzlich liebt, ſo fatiguirt er ihn mit Frühaufſtehen und Strapazen den ganzen Tag dennoch dergeſtalt, daß er bei ſeinen jungen Jahren ſo ältlich und ſteif ausſiehet, als ob er ſchon viele Campagnen gethan hätte.“ In dem Opfer dieſer Erziehung regte ſich nun bald eine unbändige Lebensluſt. Sein Glück wollte es, daß er in de la Croze (Bild 35), Naudé und beſonders Duhan de Jandun, (Bild 6) einem reformierten Schweizer franzöſiſchen Blutes, tüchtige und angeregte Lehrer fand, die ihn mit reizvollerer geiſtiger Koſt bekannt machten als es die war, die ihm ſein Vater vorzuſetzen befahl. Aus Widerſpruch gegen den ihm angetanen Zwang griff Friedrich, wie ſich verſteht, um ſo durſtiger nach den ſchmackhaften, ihm ſo nebenher kredenzten Früchten, und als ihm das Studium des Franzöſiſchen und der franzöſiſchen Schriftſteller, wie alle Welt weiß, mitſamt dem Flötenblaſen verboten wurde, da naſchte er um ſo mehr heimlich von dieſen Genüſſen. Die alte Gouvernante Frau von Rocoulle (Bild 8) tat das Ihrige, um die beſonders von Duhan de Jandun, dem von Friedrich Wilhelm beſtellten, aber ſehr eigenmächtigen Erzieher des Kronprinzen, geweckten franzöſiſchen Neigungen zu nähren. Friedrichs vertrauteſter und liebſter Umgang wurde ſchon damals ſeine um mehrere Jahre ältere Schweſter Wilhelmine (geboren 3. Juli 1709): erſt war ſie ſeine Geſpielin, dann die Förderin ſeiner verbotenen Studien und Künſte. Das älteſte Bild, was wir von Friedrich beſitzen, ſtellt ihn dar, wie er, eine Trommel umgehängt, Wilhelmine in den Streit ruft, ein Bild, nicht nur wegen des Gegenſtandes von einem unnennbaren Zauber, ſondern auch anziehend durch die ſchöne Malerei (Bild 7). Wie viel Deutſche wiſſen wohl, daß es im Schloſſe von Charlottenburg zu finden iſt, wo die geiſtvolle Großmutter des Prinzen, Sophie Charlotte, die Philoſophin auf dem Throne, reſidierte? Wilhelmine iſt es geweſen, die zuerſt die geiſtige Begabung des Prinzen bemerkte und ihm vorhielt, daß er ſeine Zeit nicht ungenützt vorübergehen laſſen ſolle. Friedrich hat ſpäter ſeinem Vorleſer erzählt: Meine Schweſter ſagte zu mir: „Schämſt du dich nicht, deine Talente zu vernachläſſigen?“, worauf er ſich hingeſetzt und ſich der Lektüre gewidmet habe. Dies beweiſt zugleich, daß Wilhelmine in jenen Jahren einen ſtarken Einfluß auf den Bruder ausgeübt hat. Im Sommer 1726 hatte der Kronprinz ſeinen Vater auf einer Reiſe in die weſtfäliſchen Provinzen zu begleiten. Bei dieſer Gelegenheit hören wir zum erſten Male von einem völlig neutralen urteilsfähigen Beobachter über die äußere Erſcheinung des Prinzen. Es iſt der Schweizer Albrecht Haller, der ſpätere Dichter, den ſein Weg mit den vornehmen preußiſchen Reiſenden zuſammenführte und der darüber Bericht erſtattet hat. Er ſagt von Friedrich, daß er „ſchlechte Grenadierkleider“ getragen hätte, ſpricht aber zugleich von deſſen „liebenswürdigem“ Geſicht mit den funkelnden Augen.

Gleich darauf erfahren wir auch zum erſtenmale von einer Regung übermütiger Laune und Mokanterie in Friedrich. Als nämlich zur Jagd aufgebrochen wurde, da ſtellte es ſich

Erläuterungsblatt

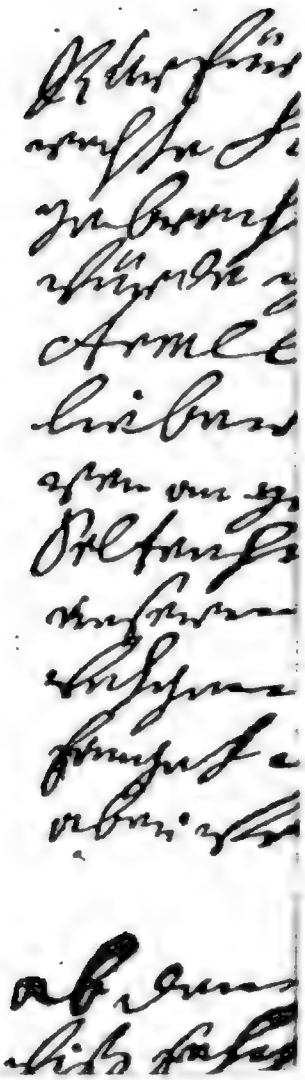
zu der Stelle aus der Instruktion König Friedrich Wilhelms I. für seinen Nachfolger.

Eigenhändige Niederschrift des Königs vom 22. Januar bis 17. Februar 1722.

Das ganze Schriftstück, das im Kgl. Hausarchiv zu Charlottenburg bewahrt wird, umfaßt im Druck (Acta Borussica, Behördenorganisation, Band III) 20 Seiten.

Übertragung der nebenstehenden Stelle aus dem sog. „politischen Testament" König Friedrich Wilhelms I.

Kurfürst Friderich Wilhelm hatt das rechte flor und aufnahme in unser haus gebracht mein Vatter hat die Königl: würde gebracht mich habe das Landt und Armeé in stande gebracht an euch mein lieber Successor ist waß eure pflichten angefangen zu suttenniren und eure Pretensionen und sonder darbey zulassen die unserm Hause von Gott und rechtswegen zugehören helffet zu Gott und fanget niemahlen ein ungerechten Krig an aber wozu Ihr recht habbt da laßet nicht ab den[n] gerechte Sache wierdt euch Gott gewiß segenen aber [in] eine ungerechte sache wierdt euch Gott gewiß verlaßen das seidt versichert, dehrowegen Mein lieber Successor bitte ich euch umb Gottes willen die Armeé wohl zu conserviren und sie mehr und mehr zu verstercken und sie formidabeler zu machen und sie nicht zu separiren so wie Mein Vatter friderich König in Preussen im letzten frantzösischen Krig getahn hat sondern eure Armeé steht's zusammen behalten alsdan werdet Ihr sehen wie von allen Pusissancen der weldt Ihr recherchiret werden wierdt und werdet in ewigkeit die Ballance halten könnet den[n] es von euch dependiret.



7. Friedrich der Große als Kind
Nach einem Gemälde von A. Pesne

heraus, daß dem braven General v. d. Mosel, damals Friedrich Wilhelms Gastgeber, der dem Weine tapfer zugesprochen hatte, der Steigbügel so kurz geschnallt worden war, daß der nichts ahnende alte Herr beim besten Willen nicht in den Sattel gelangen konnte. Niemand anders aber als Friedrich war es gewesen, der das Malheur veranlaßt hatte. In jener Zeit wird ihm auch jene Abneigung gegen die deutsche Literatur eingeimpft worden sein. Hat er durch den Zwang, die unhandlichen Historiker wie das Theatrum Europaeum und

8. Die Gouvernante Frau von Roconlle

Nach einem alten Gemälde

den Pufendorf durchzuſtudieren, einen Widerwillen gegen die am Wortſchwall leidenden deutſchen Geſchichtſchreiber bekommen, ſo ſorgten die Mokanterien ſeiner franzöſiſch gebildeten Mutter und Schweſter ſicher dafür, ihn auf Geſchmackloſigkeiten anderer Erzeugniſſe der deutſchen Literatur aufmerkſam zu machen. Noch im ſpäten Alter entſann ſich Friedrich eines Vorfalles zu Wuſterhauſen, wo von der gezierten Ausdrucksweiſe eines deutſchen Schriftſtellers die Rede war, der z. B. von dem „Karfunkel am Finger der Zeit“ ſprach. Er führte dieſes unſinnige Bild an, um den troſtloſen Standpunkt der deutſchen Dichtung zu geißeln, und meinte, daß damals zu Wuſterhauſen, d. h. vor mehr als einem halben Jahrhundert, dieſe Stelle viel belacht worden wäre. Wie arg mögen dieſe Kreiſe über die deutſche Literatur hergezogen ſein, wenn ſich ſolche Vorfälle ſo deutlich dem Gedächtnis Friedrichs einprägen konnten. Aber auch anderweitig wurde die Spottluſt des Prinzen rege. So bereitete es ihm ein Hauptvergnügen, den gelehrten Genoſſen des Tabakskollegiums, Gundling, der ſich freilich etwas in der Rolle des Hofnarren gefiel, zu häuſeln. „Ging's übel über den Gundling her,“ meinte der fromme Gründer des Halliſchen Waiſenhauſes, Auguſt Hermann Francke, der gerade als Gaſt in Wuſterhauſen weilte, mit Bedauern, „dabei der Kronprinz das meiſte that, ſo mich ſehr betrübte.“ Noch weniger erbaulich mochte es dem ehrwürdigen Manne erſcheinen, als er ſelbſt die Zielſcheibe des prinzlichen Spottes wurde. Er merkte deutlich bei Tiſche, daß Friedrich „mokante Miene“ über ihn machte, und als man von der Tafel aufſtand, da mußte er hören, wie der Thronfolger dem jungen Markgrafen Karl von Schwedt zurief: „Der glaubte Geſpenſter.“ Darin machte ſich bereits in bedenklicher Weiſe die Oppoſition gegen die ſtrenge väterliche Zucht Luft. Bei der deſpotiſchen Art des Königs mußte dies die übelſten Folgen haben. Etwas ſchlimmeres konnte dieſem ſeiner Auffaſſung nach gar nicht paſſieren, als wenn ſein künftiger Nachfolger ſich nicht ſeinem Willen fügte. So kam es denn zu ſchrecklichen Ausbrüchen der Heftigkeit bei dem Vater, die zur Mißhandlung ſeines Sohnes führten. Dies verleidete dem jungen Prinzen den Aufenthalt in Wuſterhauſen und die ganze Umgebung des Königs, und er nahm dort ein ſtilles, zurückhaltendes Weſen an. „Der Kronprinz,“ ſo zeichnete der aufmerkſam regiſtrierende Francke auf, „iſt einen ſehr ſtillen Weſens, bedachtſam und gar merklich temperamenti melancholici; die älteſte Prinzeſſin desgleichen.“ Friedrich Wilhelm ſelbſt fiel dies verſchüchterte Weſen des Sohnes auf. Als Leopold von Deſſau ſich einmal lobend über die Artigkeit des Prinzen äußerte, antwortete er, das nähme ihn Wunder, daß der Fürſt ſo urteile, der Kronprinz hätte ſich gegen alle Leute „ſehr caché“ gehalten.

Einen neuen Inhalt ſchien das Leben für Friedrich zu gewinnen, als ihn ſein Vater 1728 nach Dresden mitnahm und der junge Prinz dort zum erſtenmale die

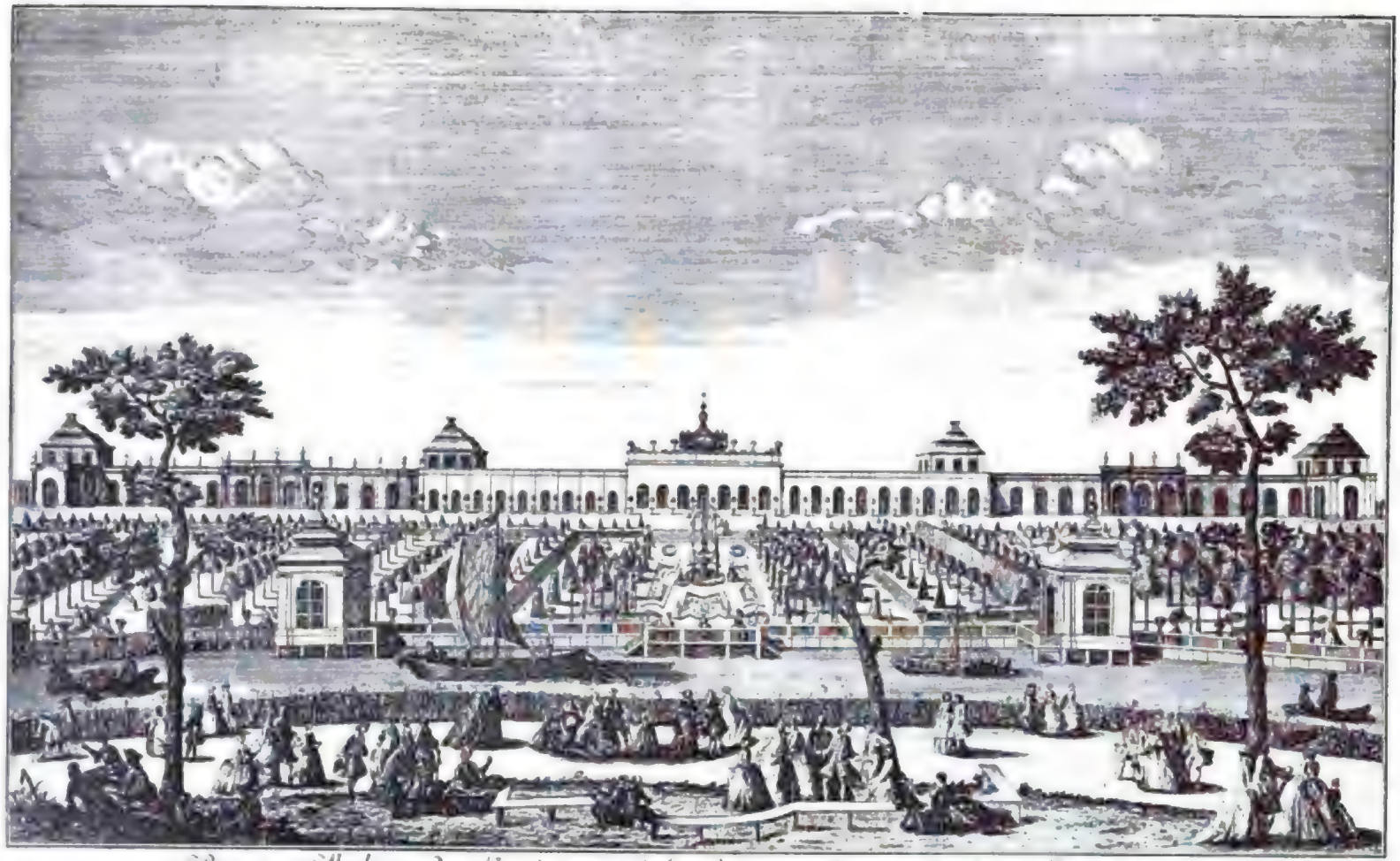
9. Friedrich als Kronprinz in jungen Jahren
Nach einem Gemälde von A. Pesne

würzigen Düfte des verführerischen Lebens am Hofe August des Starken schlürfen durfte. Während Friedrich Wilhelm, der, ein Unikum im Fürstenleben seiner Zeit, auch sonst seiner Gemahlin die eheliche Treue gewahrt hat, aus der schwülen Dresdener Luft nach seinem ausdrücklichen Geständnis gegen Leopold von Dessau so rein zurückkam, wie er hingegangen war, obwohl sich der raffinierte August einen Spaß gemacht hatte, um auch diesen sittenstrengen Herrscher zu Falle zu bringen, ist der sechzehnjährige Prinz den Verführungen durchaus erlegen. Der dortige Aufenthalt hat ihn aber in eine gehobene

Stimmung verſetzt, die ſich in dem erſten uns von ſeiner Hand erhaltenen Briefe an ſeine Schweſter Wilhelmine widerſpiegelt. Er trägt die Unterſchrift Frédéric le Philosophe. Dresden brachte ſeiner inneren Entwickelung auch eine weſentliche Förderung inſofern, als er dort in Beziehungen zu dem genialen Flötenſpieler Quantz (Bild 33) trat, die dazu führten, daß Quantz nach Berlin überſiedelte, um Friedrich das Spiel ſeines Inſtrumentes zu lehren und den muſikliebenden Prinzen für alle Zeiten für das Reich der Töne zu gewinnen. Seit jenem Beſuche, der bald von ſächſiſcher Seite erwidert wurde, wobei der befreundete Hof nicht verfehlte, für Friedrich in der Perſon der Gräfin Orzelska, einer der zahlreichen natürlichen Töchter Auguſts des Starken, neue Lockſpeiſe mitzuführen, war aber auch der noch nicht allzu feſte Halt des Prinzen einigermaßen erſchüttert. Mit aller Gewalt machte ſich jetzt bei ihm die Sehnſucht nach ſchrankenloſer Freiheit geltend. Hierzu kamen neue Mißhandlungen, denen er ſich von ſeiten des Vaters ausgeſetzt ſah. Der Aufenthalt zu Wuſterhauſen im Herbſt 1728 iſt eine der ſchrecklichſten Perioden ſeines Lebens geweſen, weil ſein Vater ſich bisher niemals ſo ſehr gegen ihn hatte gehen laſſen. Ferner verſchärfte die ſchon längere Zeit von der Königin verfolgte, jetzt aber praktiſcher werdende Idee der Verheiratung Friedrichs mit einer engliſchen Prinzeſſin, der ſich der Vater mit aller Energie widerſetzte, und die Haltung der Königin in dieſer Frage die Spannung zwiſchen Vater und Sohn, ſo daß es allmählich zur Kataſtrophe kam.

Königin Sophie Dorothee (Bild 11) hat es in dem aufkeimenden Zwieſpalt zwiſchen Vater und Sohn von Anfang bis zu Ende mit dem Sohne gehalten und dadurch viel zur Verſchärfung des Familienzwiſtes beigetragen. Die ſtolze, verwöhnte und feinſinnige Welfin, deren Vater 1714 als Georg I. auf den engliſchen Thron gelangte — ihre Mutter war die unglückliche Prinzeſſin von Ahlden —, hat an der Seite König Friedrich Wilhelms ein Leben geführt, das nicht viel der Freuden bot. Sie vermochte ſich nicht gut in das ſtürmiſche und pedantiſche Weſen ihres Mannes und in das nüchterne und ſteife, hausbackene Leben und Treiben am preußiſchen Hofe zu ſchicken. Ihre Neigungen lagen auf künſtleriſchem und literariſchem Gebiete, in einer Welt, für die König Friedrich Wilhelm jeder Sinn verſagt war. Auf angenehme Umgangsformen legte ſie beſonderes Gewicht, und ſie fand außerordentliches Gefallen an einer bewegten feinen Geſelligkeit franzöſiſchen Genres. Alles das wurde ihr am preußiſchen Hofe kaum gewährt. So blieben ſich die beiden Gatten innerlich fremd, und Sophie Dorothee ertrug ſchon in frühen Jahren ihrer Ehe mancherlei. Sie ſah ſich von Anfang an häufig Zornesausbrüchen ihres Gatten ausgeſetzt. Als ſie dann bemerkte, daß ihr älteſter Sohn ihre literariſche und äſthetiſche Ader geerbt hatte, da ſchloß ſie ihn begreiflicherweiſe ganz beſonders in ihr Herz. In der ſie umgebenden Welt im Schloſſe zu Monbijou (Bild 10) empfing Friedrich die fruchtbarſten künſtleriſchen Anregungen. Sie war es vor allem auch, die den König von Polen vermochte, den Flötenſpieler Quantz als Lehrer ihres Sohnes nach Berlin gehen zu laſſen. Wenn Friedrich mißhandelt wurde, ſo litt ſie mit ihm. Natürlich entging das dem Vater nicht, und umſomehr hatte ſie zu tragen. Da hat ſie die Schwäche gehabt, den doch noch im Kindesalter ſtehenden Sohn zum Vertrauten ihres Herzenskummers wegen der Behandlung, der ſie von ihrem Gemahl und Gebieter ausgeſetzt war, zu machen. So verlor der Kronprinz und mit ihm die Teilnehmerin an jenem Vertrauensverhältnis, ſeine Schweſter Wilhelmine, früh die kindliche Unbefangenheit vor dem Vater. Friedrich war nicht aufrichtig und wahr gegen dieſen. Die Verantwortung hierfür trägt zu einem großen Teil die Königin, die damit eine ſchwere Schuld auf ſich geladen hat. Glücklicher waren da die übrigen Geſchwiſter des Prinzen, — von vierzehn Kindern, denen Sophie Dorothee das Leben gab, überlebten die Königin zehn — die von dergleichen Vertraulichkeiten unbehelligt blieben. Nun wollte es das Unglück, daß Sophie Dorothee jenen Gedanken faßte, ihre beiden älteſten Kinder nach England zu verheiraten, was ganz gegen den Sinn des Königs lief, weil Öſterreich, mit dem er es um jeden Preis halten wollte, damals in einem gegenſätzlichen Verhältnis zu England ſtand.

Friedrich Wilhelm griff mit ſeiner ſchonungsloſen Energie ein, als er merkte, welchen



Prospect von Montbijoux dem Königl. Lust-Schlosse und Sommer-Palais der Königl. Frau Mutter wie selbiges sich gegen die so genannte Chaussé präsentiret

10. **Schloß Montbijou**

Digitized by Google

Einfluß das Regiment der Mutter, der er anfänglich vertrauensvoll die Erziehung der Kinder überlaſſen hatte, auf Friedrich ausübte. Er beſtellte ihm einen ſtrammen Militär, auf den er ſich verlaſſen durfte, in der Perſon des Oberſtleutnants v. Rochow zum Erzieher, der dem Kronprinzen auseinanderſetzen ſollte, „daß alle effeminierte, lascive, weibliche Occupationes einem Manne höchſt unanſtändig wären“; das ſei für die Gecken, die Weiberhelden; „ein Damoiſeau aber iſt ein Lump und ſchurkiſcher Kerl“. Die Haltung des Prinzen, die durch deſſen Verſchüchterung auch nicht gerade ſoldatiſcher geworden ſein mag, erregte beſonders ſeinen Zorn (Bild 12). „Wer den Kopf zwiſchen den Ohren hangen läßt und ſchlotterig iſt, der iſt ein Lumpenkerl“ herrſchte er ihn an. In der Erregung über dieſe Behandlung verfiel Friedrich in Krankheit. Das ging nun wieder Friedrich Wilhelms Vaterherzen nahe, und er klagte dem Deſſauer: „Mein älteſter Sohn iſt ſehr krank und wie eine Zehrung. Sie können ſich einbilden, wie mir zu Mute iſt“. In jenem ſchlimmen Jahre 1728, in das dieſe Krankheit Friedrichs fällt, ſteigerte ſich die Spannung ſo, daß Vater und Sohn unter demſelben Dache in Wuſterhauſen brieflich miteinander verkehrten, weil der Sohn es vermied, vor das Angeſicht des Königs zu treten, aber ſich gedrungen fühlte, gegen die über alles Maß demütigende Art, in der der heftige harte Mann mit ihm vor dem Hofſtaate verkehrte, Verwahrung einzulegen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dem König unter der rauhen Bruſt das zärtlichſte Vaterherz ſchlug. Die ſtrikte Inſtruktion für alle Erzieher lautete, ſtets nur mit einer Klage bei der Königin zu drohen „und müſſen ſie ihn mit derſelben allezeit ſchrecken, mit mir aber niemalen“. Nichts kann deutlicher zeigen, wie weich er empfand. Als er von einer beträchtlichen Schuld, die Friedrich ſchon als fünfzehnjähriger Knabe hatte auflaufen laſſen — ſie betrug 7000 Taler —, erfuhr, zeigte ſich der König ohne weiteres bereit, ſie zu bezahlen. „An dem Gelde ein Dreck gelegen iſt, woferne Ihr Eure Konduite und Aufführung nur ändert und ein honettes Herz bekommt; wenn Ihr mir ein Wort davon ſaget, es ſoll Euch an Gelde nicht fehlen.“ Das Unglück aber war es, daß er nicht erkannte, wie ihm nichts mehr das Herz ſeines Sohnes entfremden konnte, als die ehrenrührige Behandlung, die er ihm in ſeiner Heftigkeit zu teil werden ließ. Man begreift es, wenn die rauhe Außenſeite des Vaters den Prinzen immer mehr von deſſen Bahnen entfernte. Man kann nur Sympathie für ihn haben, wenn er in ſeiner unglücklichen Verfaſſung auf dem Anſtand zu Wuſterhauſen, ſobald er ſich unbeobachtet glaubte, ein Buch aus der Taſche zog. Der Vater wunderte ſich dann mit den anderen, daß Friedrich kein Wild geſchoſſen hatte, bis geſchäftige Hofleute hinter den Sachverhalt kamen und es dem geſtrengen Herrn hinterbrachten. Natürlich ſchadete das dem Prinzen wieder. Ebenſo natürlich war es, daß ihm ſeit jener Zeit die Jagd noch mehr zuwider wurde, als ſie es ſchon von vornherein war. Begreiflich war es auch, wenn der lebhafte Jüngling im Unmut über das ihm zu teil gewordene Los gelegentlich das ſchlimme Wort fallen ließ, die preußiſche Uniform wäre ſein Sterbekittel. Als der König dies erfuhr, mußte er empört ſein. In ſolcher Stimmung fand er ein ſchönes und ſtolzes Wort, das wieder mit vielem von ihm ausſöhnt: „Es wäre wahr, er hätte keine franzöſiſchen Manieren, könnte auch keine Bonmots hervorbringen; das halte er aber auch für die größte Bärenhäuterei, er ſei ein deutſcher Fürſt und wolle als ſolcher leben und ſterben.“

In dieſen Jahren der Trübſal keimte in Friedrich der Gedanke, ſich durch einen raſchen Entſchluß all den Widerwärtigkeiten zu entziehen. Er wollte fliehen. Das erſte Mal traf er dazu Anſtalten im Jahre 1729. Junge Offiziere ſeines nächſten Umganges waren bereit ihm hierbei Hilfe zu leiſten. Bei dem ungeheuren Wagnis, das ein ſolches Unternehmen am Hofe König Friedrich Wilhelms I. von Preußen bedeutete, kann dieſe Tatſache nur dadurch erklärt werden, daß der Prinz trotz ſeiner ſiebzehn Jahre einen beſtrickenden Einfluß auf die älteren Waffengefährten ausgeübt haben muß. Sie gingen für ihn geradezu durchs Feuer. Indem ſie ihm aber die Hand zur Flucht boten, taten ſie mehr als dies. Bei jenen erſten Vorbereitungen hatte ein Leutnant v. Spaen, deſſen

Familie an der niederländiſchen Grenze bei Kleve das ſchöne Schloß Moyland beſaß, für ſeinen prinzlichen Freund ſchon in Leipzig einen Reiſewagen beſtellt. Damals ſtand Friedrich ſchließlich noch von ſeinem Vorhaben ab.

11. **Sophie Dorothee in jüngeren Jahren**
Mutter Friedrich des Großen
Nach einem Gemälde von Pesne, geſtochen von P. van Gunſt

Im Frühjahr ſchienen die Heiratspläne der Königin der Verwirklichung näher zu kommen durch ernſtliche Verhandlungen mit dem Geſandten Englands, Sir Charles Hotham, über eine etwaige Verbindung des Kronprinzen und der Prinzeſſin Wilhelmine mit den Kindern des Bruders der Sophie Dorothee, des ſeit dem Jahre 1727 regierenden Königs Georgs II., der Prinzeſſin Amalie von England und dem Prinzen von Wales. Hotham kam in außerordentlicher Miſſion nach Berlin zu dem Zwecke, den König mit dem Kaiſer zu entzweien und für England zu gewinnen. Das Heiratsprojekt der Königin wurde von Hotham aufgenommen. Es ſchien ihm das beſte Mittel, um den Plan ſeiner Regierung auszuführen. Ein zweites Netz ſtellte er aus, indem er davon ſprach, daß Kronprinz Friedrich für den Fall der Heirat mit der Tochter Albions die Statthalterſchaft in Hannover erhalten ſollte. Damit wäre der Kronprinz ganz in die engliſchen Intereſſen verſtrickt worden, und man hätte den Sohn im Sinne Englands gegen den Vater ausſpielen können. Dieſe liſtige Nebenabſicht der engliſchen Vettern erkannte König Friedrich Wilhelm ſehr bald und wurde dadurch dem Plane nicht gerade ſehr geneigt. Dagegen ſchien ihm die Verbindung ſeiner Tochter mit dem Prinzen von Wales ganz annehmbar.

Die Verhandlungen, die ſich in der Folge hierüber entſpannen, ſind ein Satyrſpiel ohne gleichen; nur nahm das Satyrſpiel im wirklichen Leben, wie ſo oft, einen höchſt traurigen Ausgang. Friedrich Wilhelm verkannte die Sachlage, wenn er glaubte, daß England die Heirat der Prinzeſſin Wilhelmine von der des Kronprinzen trennen würde. Für England hatte praktiſchen Wert im weſentlichen nur die Heirat des Kronprinzen. Kam dieſe nicht zu ſtande, ſo fiel auch der andere Heiratsplan unter den Tiſch. Um zu ſeinem Ziele zu gelangen, griff Sir Hotham zu den verwerflichſten Mitteln und mißbrauchte die Argloſigkeit des preußiſchen Königs, die mangelnde Staatsgeſinnung der Königin und die Unerfahrenheit des Kronprinzen in der empörendſten Weiſe. Ihm arbeiteten die im öſterreichiſchen Sinne wirkenden Vertrauten des Königs, der öſterreichiſche Feldmarſchall Graf Seckendorff und der preußiſche General Friedrich Wilhelm von Grumbkow, mit nicht geringerer Gewandtheit und Bosheit entgegen. Dabei zeitigte das unglückliche Naturell des Königs die mißlichſten Zwiſchenfälle. Ihm ſchmeichelte anfänglich der Gedanke, ſeine älteſte Tochter an den Thronfolger des mächtigen Britenreiches vermählt zu ſehen, ohne daß er ſich jedoch darum gerade beſonders bemüht hätte. Dazu war er doch zu ſtolz. Von der Hand weiſen wollte er die Idee aber nicht, und ſo geſchah es, daß er ſehr bald bei der Tafel, als alles ſchon reichlich den Getränken zugeſprochen hatte, nicht nur auf „glückliche

Heirat“ trank, ſondern auch die Verlobung ſeiner Tochter mit dem Prinzen von Wales als ſchon erfolgt feierlich proklamierte (am 3. April 1730) und von allen Seiten Glückwünſche zu dieſem Ereignis entgegennahm. Da hatte er die Rechnung ganz ohne den Wirt gemacht, der diesmal England hieß. Hotham mußte betreten ſein. Am andern Tage ſah Friedrich Wilhelm ſelbſt ein, daß er zuweit gegangen war, und erließ Befehl an ſeinen Miniſter, über dieſe Sache bei Strafe ſeiner Ungnade Stillſchweigen zu bewahren. Mittlerweile wurde ihm der Hintergedanke Englands klar, als ihm die Statthalteridee vorgetragen wurde, und er geriet in Zorn. Er fand das impertinent und verwegen, und das mit Recht. Sir Hotham hatte aber wohlweislich Fäden geſponnen, durch die er den König zu feſſeln gedachte. Durch die Königin war der Prinz ganz für die engliſche Heirat gewonnen. Durch die Suggeſtion ſeiner Mutter, die er in dieſen Wirrniſſen über alles lieben lernte, war Friedrich Feuer und Flamme für die problematiſche Idee und wollte durchaus ſeinen Willen haben. Hier war das Recht ganz auf ſeiten des Vaters, wenn er über ſolche unreifen Gedanken lachte und nichts davon wiſſen wollte. „Wie kann man ein Menſch lieb haben, das man niemals geſehen? Poſſen!“ antwortete er mit ſeiner derben, verſtändigen Art dem ſeine Liebe für die Prinzeſſin Amalie beteuernden Prinzen. In ſeiner Verwirrung und Angſt knüpfte der Prinz eine Verbindung mit dem Vertreter Englands an, um ſeinen Zweck zu erreichen. Das bedeutete eine Konſpiration des Thronfolgers gegen ſeinen Vater. Es war eine bedenkliche Linie, auf die ſich Friedrich damit begab, und ein ſchlimmer Mißgriff der Königin, daß ſie ihre Hand dazu bot. Friedrich ließ ſeinem Oheim Georg II. von England verſichern, er werde niemals vergeſſen, wie unendlich viel Dank er ihm ſchuldig ſei, aber um Gottes willen bäte er, wenn die Vorſchläge ſeines Vaters auch noch ſo unverſtändig wären, möge ſie der König nicht gleich zurückweiſen; denn obgleich er entſchloſſen ſei, lieber ſein Leben zu laſſen, als je eine andere Prinzeſſin wie die Prinzeſſin Amalie zu heiraten, ſo würde doch ſein Vater, wenn die Verhandlung abgebrochen würde, die äußerſten Mittel gebrauchen, um ihn und ſeine Schweſter anderweitig zu verheiraten. Die Gegenpartei, die Seckendorff und Grumbkow, war währenddeſſen auch nicht müßig, und da das Briefgeheimnis damals namentlich für Diplomaten ganz und gar nicht vorhanden war, im Gegenteil, da es am preußiſchen Hofe unter den Biedermännern in der Umgebung des Königs Gewohnheit war, die vertraulichſten Privatbriefe zu ſtehlen und ſtets den niederträchtigſten Gebrauch davon zu machen, ſo konnte es nicht fehlen, daß König Friedrich Wilhelm aufgebracht wurde über dies Syſtem, ihn mit ſeiner Familie zu entzweien. Mit teufliſcher Bosheit arbeiteten dieſe Intriganten daran, um den Riß möglichſt vollkommen zu machen. Dann erfolgten wohl jene wilden Zornesausbrüche des Monarchen, die ihm eigentümlich waren. Er bat ſich endlich aus, ihn mit dergleichen zu verſchonen, und er hatte ein heiliges Recht dazu. Der engliſche Vertreter gebärdete ſich darauf höchſt anmaßlich gegen den empörten Fürſten, ſo daß es Friedrich Wilhelm vorzog, mit ihm nicht weiter perſönlich zu verhandeln. Schließlich gab Hotham es auf, den Heiratsplan zu verfolgen. Die öſterreichiſche Partei hatte gewonnen Spiel bei Friedrich Wilhelm. Nicht fallen aber ließ der geriebene Diplomat die Verbindung mit dem Kronprinzen. Ende Mai 1730 übermittelte er im Auftrage Friedrichs ein Schreiben desſelben an König Georg, in welchem der geängſtigte, zweifellos von Mutter und Schweſter aufgeſtachelte Prinz, auf ſeinen alten Fluchtgedanken zurückgreifend, erklärte, nach England fliehen und die Prinzeſſin Amalie heiraten zu wollen, wenn Georg ſich bereit finden ließe, die Heirat der Prinzeſſin Wilhelmine mit dem Prinzen von Wales zuzugeben. Die britiſche Majeſtät hat ſich wohl gehütet, dem Neffen zu antworten, obwohl Hotham, der wirkliches Mitleid mit der peinlichen Lage des Prinzen haben mochte, die ſchon aufgegebene Heirat aufs neue empfahl. Als Friedrich, von Spionen überwacht, die dem König jedes unbeſonnene Wort, das ſie erhaſchten, hinterbrachten, ſich immer neuen Mißhandlungen von ſeiten des namenlos erregten Königs ausgeſetzt ſah, reifte endlich gelegentlich eines abermaligen Beſuchs beim König von Polen in Sachſen, der Entſchluß zur Tat in ihm. Mitte Juni

näherte er ſich deswegen im Luſtlager von Radewitz dem Legationsſekretär Hothams, Guy Dickens, und ſchüttete ihm ſein Herz aus: Er wolle ſich jetzt ſelbſt befreien, ſobald es nur ginge, und hoffe dazu Gelegenheit auf einer Reiſe zu finden, die er mit dem Vater nach Süddeutſchland machen würde. Von Stuttgart, das auf der Reiſe berührt werden ſollte, wolle er nach dem nicht fernen Straßburg fliehen und von da nach Paris, wo er nur ſechs Wochen oder zwei Monate zu bleiben gedenke, um dann über den Kanal zu gehen. Gleichſam zur Bemäntelung ſeiner auf Amüſements hinausgehenden Abſichten, die hinter dieſer Pariſer Reiſe verborgen lagen, fügte er hinzu, er nähme den Umweg über Frankreich, weil, wenn er geradenwegs nach England ginge, ſein Vater argwöhnen würde, daß die Königin in dieſen Plan eingeweiht ſei. Hotham bemerkte in ſeinem Bericht über dieſen Vorfall hierzu: „Es iſt kein Zweifel, daß der Prinz ſich ſelbſt durch große Gefahren nicht abhalten laſſen wird, den Druck abzuwerfen, unter dem er jetzt lebt.“ Nun trat König Georg endlich aus ſeiner Zurückhaltung heraus. Erſt hatten er und ſein Vertreter Hoffnungen bei dem unglücklichen Prinzen entſtehen laſſen, und jetzt, wo ſie ihn rettungslos kompromittiert hatten, ſchüttelten ſie ihn ab. Georg riet, die Ausführung des Vorhabens noch zu verſchieben und die Reiſe nach Frankreich noch in Erwägung zu ziehen. Ein teufliſcheres Spiel konnte kaum getrieben werden. Treffend iſt hierzu in Anlehnung an das Goetheſche Wort geſagt worden: „Man ließ den Armen ſchuldig werden und überließ ihn nun der Pein.“

12. **Friedrich als Kronprinz**
Nach einem zeitgenöſſiſchen farbigen Stich

Friedrichs Plan ſtand in der Tat feſt, wie Hotham geſagt hatte. Er hatte die umfaſſendſten Vorbereitungen getroffen, um zu entkommen. Eine ganze Anzahl von Offizieren war ins Geheimnis gezogen, damit ſie bei dem Werke Hilfe leiſteten. Aber die vom König beſtellten Hüter des Prinzen warteten ihres Amtes gewiſſenhaft und wandten das nicht auszudenkende Unheil ab, welches die Flucht dieſes edlen Blutes für Preußen und die Welt bedeutet hätte.

Am 5. Auguſt 1730 hielt Friedrich den Augenblick für gekommen, wo er fliehen konnte. Der König und die ihn begleitende Reiſegeſellſchaft waren bis Steinsfurth gelangt, einem Dorfe bei Sinsheim (Kreis Heidelberg), und übernachteten in Scheunen, wie dies die Gewohnheit dieſes ſpartaniſchen Hofes auf Reiſen war. Noch vor halb drei Uhr morgens erhob ſich Friedrich, kleidete ſich an und ſteckte Geld zu ſich. Der Page Keith hielt die geſattelten Pferde bereit. Da traten der wackere Oberſt v. Rochow und andere dazwiſchen und ſtörten das Vorhaben. Am andern Tage war Sonntag, und mit dem König und ſeinem Gefolge nahm auch der Page Keith am Gottesdienſt teil. Dort rührte den jungen Menſchen das Gewiſſen, und bei der Rückkehr aus der Kirche fiel er vor dem Könige auf

die Knie und legte ein Geſtändnis ab. Bisher hatte man noch nicht erkannt, was hier im Werden war. Friedrichs Begleitung hatte gemeint, der Prinz führte irgend einen leichtſinnigen Streich im Schilde. Jetzt wurde Rochow damit beauftragt, Friedrich nach Weſel zu bringen, „tot oder lebendig", wie der König erklärte. Aber auch in dieſem Augenblicke überſah man noch nicht ganz, welche weitgehenden Pläne vereitelt worden waren. Sonſt hätte König Friedrich Wilhelm vielleicht doch nicht die genügende Ruhe beſeſſen, um mehrere Tage zur Beſichtigung der Sehenswürdigkeiten von Frankfurt, Koblenz und Bonn und zum Beſuch der Kurfürſten von Trier und Köln zu verwenden. Erſt durch die Deſertion des Leutnants Keith, der einer der Helfer war und von der Entdeckung des Planes rechtzeitig in Kenntnis geſetzt wurde, über die holländiſche Grenze wurde der Ernſt der Sachlage dem Könige klar. Friedrich fuhr, während ſein Vater die erzbiſchöflichen Höfe beſuchte, gleichſam als Gefangener den Rhein hinab. Man kann ſich denken, in welcher Seelenſtimmung Die Geſchichte weiſt manchmal Züge grimmigſter Ironie auf. In Weſel, der wichtigen Rheinfeſtung, die ſeit dem Ausſterben der Herzöge von Berg, vor etwa einem Jahrhundert als zum Herzogtum Kleve gehörig, an Brandenburg gefallen war und unter preußiſcher Herrſchaft namentlich in dem Berliner Tor, einem Werke des Baumeiſters Jean de Bodt, eine Verſchönerung erfahren hatte, wurde der hohe Staatsgefangene, der nun auch förmlich als ein ſolcher behandelt wurde, auf die Kommandantur, ein altes Deutſchordenshaus, gebracht, und dort unterwarf ihn der inzwiſchen herbeigeeilte, tödlich im Herzen verwundete Vater am 12. Auguſt abends dem erſten Verhör. Das bedeutungsvolle Schreiben, das der König darauf ſeiner Gemahlin zugehen ließ, iſt leider nicht auf uns gekommen, wohl aber ein ſolches an die Oberhofmeiſterin, der Friedrich Wilhelm ſchrieb:

„Meine liebe Madame de Kamke, ich habe leider das Unglück, daß mein ſohn hat deſertiren wollen mit den pagen Kent, ich habe ihn aretiren laſſen, ich habe meiner Frau geſchrieben, ſie mus es ihr von weiten vohrbringen, wan es auch ein par tage tauren ſolte, das ſie nicht von krank wird, der ich ſtehts ihr ergebener Freund bin Fr. Wilhelm."

Im weiteren Verlauf der Dinge wurde Friedrichs nächſter Freund, Leutnant v. Katte von den Gendarmen (Bild 13), ein reichbegabter Offizier, der den Hauptanteil an den Vorbereitungen zur Flucht gehabt hatte, in Berlin unverſehens verhaftet, obwohl ihm noch eine Warnung zugegangen war. König Friedrich Wilhelm fühlte ſich namenlos unglücklich. Dieſem pflichtbegeiſtertſten aller Fürſten, dieſem ſoldatiſchſten aller Offiziere mußte es paſſieren, daß der Thronerbe ihm dieſe Schmach vor aller Welt antat. Daß er ſelbſt zu einem weſentlichen Teile ſchuld daran war, indem er ſeinen Sohn zur Verzweiflung getrieben und alles getan hatte, wodurch jenes Ehrgefühl, auf das er ſo viel hielt, in dem edlen Blut hätte erſtickt werden können, darüber gab er ſich keine Rechenſchaft. Wenn Friedrich gehofft hatte, ſich von ſeinen Leiden zu befreien, ſo konnte er jetzt ahnen, daß der Becher des Ungemachs noch lange nicht von ihm geleert worden war. Friedrich Wilhelms Zorn kannte keine Grenzen. Als der ſchwergebeugte Vater Kattes, ein verdienter General, ihn bat, Gnade vor Recht ergehen zu laſſen, antwortete Friedrich Wilhelm: „Sein Sohn iſt ein Schurke, meiner auch, alſo was können die Vaters davor?" Vielleicht das erſchütterndſte Drama, das jemals in einem Königshauſe zwiſchen Vater und Sohn ſich abgeſpielt hat, war jetzt auf ſeinem Höhepunkte angelangt. Kronprinz Friedrich von Preußen wurde zuſammen mit dem Leutnant v. Katte vor ein Kriegsgericht geſtellt. Der Kampf zwiſchen der franzöſiſchen Kultur und dem preußiſchen Geiſte, der um Jung-Friedrich geführt wurde, hatte zu einem ſchlimmen Ende geführt. Der preußiſche König forderte jetzt ſein Recht an dem dem galliſchen Teufel verfallenen Sohne.

2. Einführung in den preußiſchen Geiſt. 1730—1732.

Die Protokolle des Kriegsgerichts, das über Kronprinz Friedrich und ſeine Helfershelfer bei ſeinem Fluchtverſuch abgehalten worden iſt, ſind auf uns gekommen. Der franzöſiſche Hiſtoriker Lavisſe, der die Jugend Friedrichs in einer ausgezeichneten Monographie behandelt hat, hat ſie eingehend benutzt und zu einer Schilderung verwertet, die tief ergreifend wirkt, und zwar faſt nur durch die ſchlichte Wiedergabe der Verhandlungen. Wie könnte es auch anders ſein!

Wie noch heute nicht nur die geſamte gebildete Welt, faſt möchte man ſagen die ganze Menſchheit warmen Anteil an dieſer Epiſode nimmt, ſo verfolgte damals ganz Europa den Verlauf der Sache mit der höchſten Spannung. Es war das erſtemal, daß Friedrich die Augen der Welt auf ſich lenkte, die er bald dauernd feſſeln ſollte. Begreiflicherweiſe bemächtigte ſich alsbald die Legende der Begebenheit. Denn Frau Sage pflegt ſtets ihre verwirrenden Gewebe zu ſpinnen, wo etwas Ungewöhnliches ſich ereignet. Hier hat ſie ſich beſonders geſchäftig an die Perſönlichkeit Friedrich Wilhelms gemacht. Wir vermögen nicht durchaus über alle Dinge, die ſich in jenen Monaten abgeſpielt haben, Klarheit zu gewinnen. Daß ſich der König in ſeiner maßloſen Heftigkeit anfänglich dazu hat hinreißen laſſen, ſeinen Sohn mit dem Degen zu bedrohen, ſodaß nur die Dazwiſchenkunft jenes Generals v. d. Moſel, den Friedrich einſt ſeine kecke Laune empfinden ließ, das Schlimmſte verhütete, läßt ſich nicht erweiſen. In dem Hauptpunkte jedoch, der von der übelwollenden Nachwelt dem harten Könige zur Laſt gelegt worden iſt, in der Frage der Hinrichtung Friedrichs, ſteht es feſt, daß König Friedrich Wilhelm nicht, wie es lange geheißen hat, ernſtlich die Abſicht hegte, ſeinen Sohn den Tod von Henkershand ſterben zu laſſen. Dieſe Grauſamkeit hat ihm fern gelegen. Aber alle Welt hat ihn dazu für fähig gehalten, weil eben die wenigſten ſein tiefes Gemüt gekannt haben. Gewiß, er war ein unerbittlicher ſtrenger Richter, und ein größeres Verbrechen als das, welches ſein Sohn hatte begehen wollen, gab es für ihn nicht. Gewiß übermannte ihn oft augenblicksweiſe der Zorn, und er hat in einem ſolchen Moment der Erregung zu Wuſterhauſen gegen ſeinen Vertrauten Grumbkow das furchtbare Wort ausgeſtoßen, als dieſer den Prinzen in kluger Berechnung in Schutz nahm: „Nein, Grumbkow, denket an dieſe Stelle! Gott gebe, daß ich nicht wahr rede! aber mein Sohn ſtirbt nicht eines natürlichen Todes, und Gott gebe, daß er nicht unter Henkers Hände komme!“ Aber die Stimme des Blutes verleugnete ſich doch nicht in dieſem deutſchen Gefühlsmenſchen. Sonſt durchdrungen von der Staatsidee wie nur irgend ein antiker Charakter, hier war er doch der deutſche Mann, in dem die Stimme der Menſchlichkeit nicht erſtirbt. Bereits die ſchonende Art, wie er ſeiner Gemahlin die Nachricht von dem Geſchehenen zukommen ließ, zeigt, wie zartfühlend er auch in dieſer Kriſis zu handeln wußte.

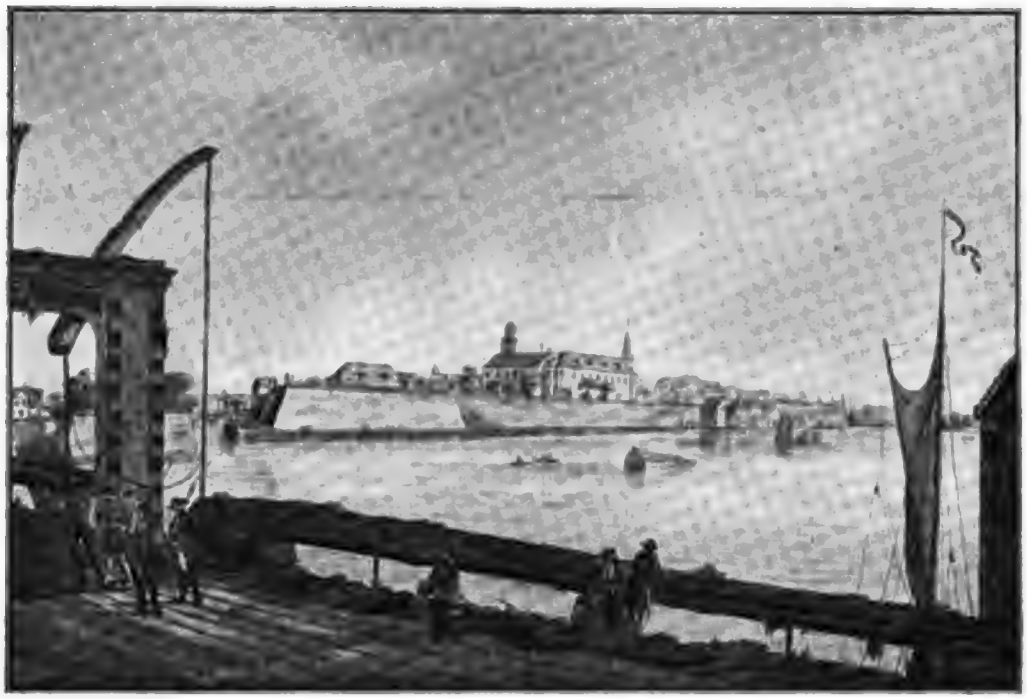
Jedes Kind weiß, daß das Kriegsgericht im Schloſſe zu Köpenick bei Berlin getagt hat, während der Erbe des preußiſchen Thrones auf die Oberfeſtung Küſtrin (Bild 14) in ſtrengen Gewahrſam gebracht worden war. Am 22. Oktober wurde es gebildet. Zu den Mitgliedern gehörten unter anderen der General v. Derſchau, den Friedrich als ſeinen perſönlichen Feind betrachtete, und der nachmalige Feldmarſchall v. Schwerin, damals Generalmajor. Vorſitzender war der Generalleutnant v. d. Schulenburg. Der Auditeur Mylius mußte dem König vor dem Zuſammentritt des Gerichts einen Auszug aus den Unterſuchungsakten vorlegen. Friedrich Wilhelm war nicht zufrieden mit der Arbeit des fleißigen und verſtändigen Mannes. Sie ſchien ihm tendenziös zu gunſten ſeines mißratenen Sohnes zu ſein. Mylius erhielt daher die Weiſung, in dem Aktenauszug mehr hervortreten zu laſſen, „daß Se. Königliche Majeſtät zu dem, was geſchehen, Urſach gehabt und Recht getan — es möchten ſonſt zehn wohl dem König Recht geben, aber auch zehn und wohl mehr dem Kron-

13. Leutnant von Katte
Nach einem alten Gemälde

prinzen.“ In eingehender Beratung fällten die ehrenhaften Offiziere, je drei Generalmajors, Obersten, Oberstleutnants, Majors und Hauptleute, nach Rangklassen abstimmend, am 27. Oktober über sämtliche Angeklagte, den Prinzen Friedrich, die Leutnants v. Katte, v. Ingersleben, v. Spaen und v. Keith ihren Spruch. Katte wurde von ihnen zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurteilt, der desertierte Keith sollte in effigie gehängt werden. Spaen und Ingersleben wurden mit einem erheblich milderen Strafmaß bedacht. Über die Sache des Kronprinzen waren sich die Richter durchaus einig. Sie bezeichneten den Fall als eine Staats- und Familiensache „so hauptsächlich eines großen Königs Potestat und Zucht über seinen Sohn betrifft, und welche einzusehen und zu beurteilen ein Kriegsgericht sich nicht erkühnen darf“. Demgemäß erklärte sich das Kriegsgericht für unzuständig über Friedrich abzurteilen. König Friedrich Wilhelm bestätigte sämtliche Urteile, nur nicht das über Katte. Hier wollte er ein Exempel statuiert wissen. Er befahl daher ein anderes Urteil in dieser Sache zu fällen. „Sie sollen Recht sprechen, und nit mit dem Flederwisch darüber gehen,“ herrschte er die braven Krieger an. Der alte General Schulenburg, der schon mit einem Schritte im Grabe stand und bald darauf gestorben ist, hatte sich dessen nicht versehen, daß ihn noch einmal die königliche Ungnade treffen würde. In seiner Gewissensnot griff der fromme Haudegen zur Bibel, um sich Trost zu holen, und schrieb mit zitternder Hand drei Stellen der Schrift neben jene herrischen Worte des Königs, darüber den Spruch aus den Büchern der Chronika: „Sehet zu, was ihr tut, denn ihr haltet das Gericht nicht den Menschen, sondern dem Herrn.“ Also gestärkt berief er die Richter am 31. Oktober aufs neue zusammen, und abermals erkannten die treuen Männer gegen Katte auf lebenslängliche Festungshaft. Es ist wohl das erste Mal, daß über ein preußisches Kriegsgericht ein so helles Licht verbreitet worden ist, wie über dies, das über Kronprinz Friedrich und seine Gefährten zu urteilen hatte. Niemand wird es in Abrede zu stellen vermögen, daß sich diese Richter mit Ruhm bedeckt und Zeugnis von der Trefflichkeit des preußischen Heerwesens auch auf diesem Gebiete abgelegt haben.

Der König aber wollte es anders wie die Richter. Am 1. November stieß er das Erkenntnis um und verurteilte Katte zum Tode durch das Schwert. Er ließ dem Unglücklichen sagen, er täte ihm leid, es wäre aber besser, daß er stürbe, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt käme. Friedrich Wilhelm glaubte so handeln zu müssen, weil er wähnte, sich sonst auf keinen seiner Offiziere mehr verlassen zu können. Eine dunkle Vorstellung mochte ihn erfüllen, als hätte er es hier noch mit einem Auswuchs junkerlicher Unbotmäßigkeit zu tun, wie er sie im Beginne seiner Regierung in Ostpreußen zu bekämpfen gehabt und gegen die er seine königliche Macht mit eiserner Willenskraft durchzusetzen gewußt hatte. Dann aber griff er auch zu diesem überstrengen Mittel, geleitet von der

Digitized by Google



14. **Anſicht von Küſtrin im 18. Jahrhundert**
Nach einem Stich von Nagel

Ahnung, daß dies Exempel ſeinen verirrten Sohn auf die rechte Bahn bringen und ſittlich läutern würde. Es half Katte nichts, daß ſein Großvater, der greiſe Feldmarſchall Graf Wartensleben, um Gnade für ſeinen Enkel flehte. Ebenſowenig fruchtete ein Gnadengeſuch Kattes ſelbſt. Seine Lage verlieh dem jungen Offizier eine Kraft der Sprache, daß jedermann gerührt ſein mußte. Er ſprach darin von dem Holze, das nur ſcheinbar dürre, ſchon wieder neue Knoſpen der Treue und Untertänigkeit ſprießen laſſe. Friedrich Wilhelm blieb kalt. Hier war er unerbittlich wie nur je ein antiker Mann es ſein konnte. Im Gefühl, daß er das Richtige träfe, war es ihm völlig gleichgültig, als ſich in Europa, namentlich in England, ein Gezeter darüber erhob. Er ließ den engliſchen Vettern erklären, wenn tauſend Kattes wären, ſo würde er ihnen ſämtlich die Köpfe abſchlagen laſſen. Katte wurde nach Küſtrin geführt, wo der königliche Spruch an ihm vollzogen werden ſollte.

Der Kronprinz, der ſeit ſeiner Verhaftung zahlreiche ſchreckliche Verhöre und Szenen durchgemacht hatte, wiegte ſich inzwiſchen wieder in Hoffnungen. Ja, er bekam es fertig, witzelnde Briefe an ſeine Schweſter Wilhelmine zu ſchreiben. Sein Leichtſinn war noch ungebrochen. „Kommt Zeit, kommt Rat“ (Chi ha tempo ha vita) ſchrieb er der Vertrauten. Da wurde ihm am 6. November mitgeteilt, daß Katte dieſen Morgen vor ſeinen Augen hingerichtet werden ſollte. „Was bringen Sie mir für eine böſe Zeitung? Herr Jeſus, bringen Sie mich doch lieber ums Leben!“ lauteten die Worte, mit denen er die Kunde aufnahm. Sie verraten, daß er jetzt endlich den furchtbaren Ernſt der Lage erkannte. Er geriet völlig außer Faſſung, brach in Tränen aus, ließ Katte um Verzeihung bitten, flehte um Aufſchub, wollte, wenn Katte begnadigt würde, auf die Krone verzichten, ewiges Gefängnis erdulden. Die Weiſungen des Feſtungsgouverneurs lauteten zu gemeſſen, um einen Aufſchub rechtfertigen zu können. Noch konnte Friedrich den vorübergeführten Katte durch Kußhand begrüßen und ihn laut um Verzeihung bitten. Katte grüßte ehrerbietig zurück und erwiderte, es ſei nichts zu verzeihen. Dann iſt dies Glied vornehmen Stammes, das zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigt hätte, mit edlem Anſtande unter dem Richt-

ſchwerte gefallen. Während der Prozedur brach Friedrich, von dem es nicht gewiß iſt, ob er von ſeinem Fenſter die Hinrichtung ſelbſt hat ſehen können, ohnmächtig zuſammen.

Nunmehr entſchloß ſich der König, der ſeinen Sohn urſprünglich hatte enterben wollen und ihm den Kronprinzentitel bereits entzogen hatte, die Begnadigung, für die er ſich ſchon am 31. Oktober entſchieden hatte, dem Neugen mitteilen zu laſſen. Als Überbringer der Botſchaft wurde nicht Seckendorff, der ſich dazu erboten hatte, um den armen Prinzen den Becher der Demütigung bis zum letzten Tropfen ausleeren zu laſſen, auserſehen, ſondern der Feldprediger Müller, deſſen geiſtlichen Zuſpruch Friedrich nach Kattes Hinrichtung ſelbſt freiwillig geſucht hatte. Am 9. November geſchah dies. Zehn Tage darauf mußte Friedrich einen Eid ablegen, dem Willen des Königs „ſtrikte und gehorſamlich nachzuleben und in allen Stücken zu tun, was einem getreuen Diener, Untertan und Sohn gehöret und gebühret. Woferne er aber wieder umſchlagen und auf die alten Sprünge kommen würde, ſollte er der Krone und Kur bei der Succeſſion verluſtig ſein.“ Hinzugefügt ſollte werden „die Reservationes mentales verſtünden wir hier nicht“.

Friedrich leiſtete den Eid. Er erhielt darauf ſeine Freiheit wieder. Allerdings wurde ſein Aufenthalt auf Küſtrin beſchränkt. Auch wurde er einſtweilen nicht wieder als Offizier anerkannt. Als Friedrich die Bitte ausſprach, wieder in die Armee aufgenommen zu werden, ſchlug der König ſie ihm in dem erſten Schreiben, das er (am 21. November) nach monatelangem Schweigen an ihn richtete, ab. Ein Deſerteur habe die Ehre, die Uniform zu tragen, verwirkt. Friedrich ſolle jetzt in die Geſchäfte eingeführt werden und zu dieſem Zwecke auf der Kriegs- und Domänenkammer in Küſtrin arbeiten. Er ſolle lernen, „daß kein Staat beſtehen könne ſonder Wirtſchaft und gute Verfaſſung, und daß ohnſtreitig das Wohl des Landes davon dependiere, daß der Landesherr alles ſelbſt verſtehet: ſonſten das Land den Favoriten und Premierminiſtern zur Diſpoſition bleibet, welche den Vorteil davon haben und alle Sachen in Konfuſion ſetzen.“

So geſchah es, daß Kronprinz Friedrich von Preußen am 20. November 1730 als Auskultator an der Kammer zu Küſtrin eintrat und als jüngſter Beamter untenan im Kollegium zu arbeiten anfing.

Nun begann die Lebensfreude, die in Friedrich nie ganz geſchwunden war, wieder bei dem achtzehnjährigen einzuziehen. Wenige Wochen nachher ſchrieb der Kammerdirektor Hille an Grumbkow: „Se. Königliche Hoheit ſind munter wie ein Buchfink“.

Sein Glück wollte es, daß ſeine Vorgeſetzten edle und gebildete Menſchen waren, die ihn von der richtigen Seite zu nehmen wußten. Es waren dies der würdige Präſident v. Münchow und eben jener Hille, zu dem Friedrich in ein gewiſſes näheres Verhältnis trat. Von ihm hat der Kronprinz bald nach ſeinem Weggange von Küſtrin geurteilt: „Seine Gedanken ſind klar und wohlgeordnet; nie habe ich einen Studierten und einen Mann von ſeinem Stande Franzöſiſch oder Deutſch gefälliger ſchreiben ſehen.“ Hille war es, der ſeinem erlauchten Untergebenen in einer neuen Herzensbekümmernis, die an ihn herantrat, helfend beiſprang. Es handelte ſich dabei um Friedrichs Glauben an die Prädeſtination, zu dem er im Laufe der Zeit gelangt war. In ſeinen Geſprächen mit dem Prediger Müller kam es zu Tage, daß er von dieſem kalviniſtiſchen Dogma feſt durchdrungen war. König Friedrich Wilhelm war entſetzt, als er davon erfuhr. Selbſt eifrig dem reformierten Bekenntnis zugetan, wich er doch gerade in dieſem weſentlichen Punkte von der Auffaſſung ſeiner Kirche ab und verlangte nun, daß auch der Sohn ſeine Anſicht annähme, weil der Fatalismus eine ganz heilloſe Verirrung ſei. Ungemein lehrreich iſt es, wie Friedrich ſich hartnäckig gegen dieſe Zumutung ſträubte und ſeine Anſicht erfolgreich zu verteidigen wußte. Der Geiſtliche, der ihn zu bekehren verſuchen ſollte, ſtand hier machtlos da, denn dieſer junge Prinz war ihm, ohne fachmänniſche Bildung genoſſen zu haben, mehr als gewachſen. Andererſeits aber zeigte es ſich, daß die ſtrenge religiöſe Unterweiſung, die der Vater dem Kronprinzen hatte zuteil werden laſſen, trotz aller Pedanterie, die dabei untergelaufen ſein mochte, doch ihre guten Früchte trug. Friedrich hat ſich in dieſem

Unterricht eine große Bibelfestigkeit erworben und auch sonst mancherlei seinem Gedächtnis angeeignet, das er in passender Stunde zu verwerten wußte. Freilich war es das Übelste, was ihm geschehen konnte, daß der Vater in dieser zarten Frage Zwang auszuüben suchte. War schon der sonstige Religionsunterricht in der Art und Weise, wie er gegenüber Friedrich gehandhabt wurde, vereinigt mit der Abneigung gegen den Vater, die sich mit den Jahren immer mehr in Friedrich eingewurzelt hatte, wenig geeignet, die Kräfte des Gemütes zu wecken und eher dazu angetan, die Abneigung gegen die christliche Kirche in dem lebenslustigen Prinzen groß zu ziehen, so war der jetzt ausgeübte Druck die Vollendung des Übels. So erzog sich Friedrich Wilhelm gerade das Gegenteil eines gläubigen Christen und verleidete seinem Sohne das Wesen der christlichen Religion. Gegen den lutherischen Geistlichen, der mit ihm über die Frage des Determinismus eingehende Erörterungen zu führen hatte, berief sich Friedrich auf Luther selbst, von dem doch der Traktat herrühre „daß der freie Wille nichts sei". Sein Freund Katte hatte noch kurz vor seinem Tode einige Zeilen für Friedrich zu Papier gebracht, in denen er ihn ermahnte, aufrichtig seine Tat zu bereuen, ihn an das vierte Gebot erinnerte und ihn vor allem vor dem Irrglauben an eine Fatalität warnte. Diese Abschiedsworte waren für Friedrich gleichsam ein heiliges Vermächtnis. Als er den sie enthaltenden Bogen wie zum Zeichen des Friedensschlusses an Grumbkow übergab, war er vor dem Schriftstück in helle Tränen ausgebrochen, vor Schluchzen unfähig ein Wort hervorzubringen. Jetzt erinnerte man ihn an Kattes Worte. Aber man erschütterte dadurch seinen Glauben an die Unfreiheit des Willens nicht. Als der König von der Fruchtlosigkeit der geistlichen Belehrungen hörte, erging wieder eine jener stürmischen Episteln, die die wohlmeinendsten Diener des Königs mit Schrecken erfüllten. Friedrich Wilhelm schrieb dem Hofmarschall des Prinzen, v. Wolden: „Ich habe erfahren, daß der Bösewicht von seiner falschen Prädestination nicht abgehe; will er zum Teufel, so fahre er hin. Ich habe mir nichts zu reprochieren ... Endlich, Ihr werdet Euren Heiligen mit der Zeit noch besser kennen, daß nichts Gutes in ihm ist; aber seine Zunge ist gut, da fehlet nichts daran." Das Mißtrauen in die Besserung seines Sohnes erwachte wieder. Zugleich fühlte der König, daß diesem jungen Adler die Schwingen zu wachsen anfingen. Wiederum entspann sich ein heftiger Kampf zwischen Vater und Sohn. Wieder wurde Friedrich trotzig und sagte: „Da alle Unterwürfigkeit und der Gehorsam bis zum Kleinsten nichts zuwege bringe, da man ewig Händel mit ihm suche, so gelte es schließlich gleich viel, sich aufzubäumen und mit Ehren unterzugehen." In solcher Lage war es Hille, der dem Prinzen klar machte, daß es zwecklos wäre, dieser Frage wegen sich zum Märtyrer stempeln zu lassen, da es sich schließlich nur um spitzfindige Definitionen handele, und der ihn zu einer einlenkenden Erklärung bewog. Wie so viele der wertvollsten Urkunden zur Kenntnis der Persönlichkeit Friedrichs untergegangen zu sein scheinen, wie z. B. die Briefe an seine Mutter noch nicht gefunden sind, so scheinen auch die Briefe, die Hille und der Prinz über die Prädestination mit einander gewechselt haben, verloren gegangen zu sein. Es war für Friedrich von großem Reize, in Hille jemand zu finden, der eine feine literarische Bildung besaß. Nicht unmöglich ist es, daß der Prinz auch innerlich kraft der Überlegenheit des Kammerdirektors in seiner Ansicht vorübergehend wankend gemacht worden ist.

Geringen Eifer bezeigte Friedrich anfangs für die Geschäfte, in die ihn einzuführen Hille zufiel. Erschwert wurde dem eifrigen Manne seine Aufgabe durch die Abneigung des praktischen Königs gegen alle Bücherwissenschaft. Seinem Sohne war dieser am allerwenigsten geneigt, wieder freien Zugang zu literarischer Beschäftigung zu gewähren. Denn das stand für den König fest, daß Friedrich durch die Bücher auf Abwege gekommen sei. Hatte man doch nach der Entdeckung des Fluchtversuchs die Bibliothek des Kronprinzen beschlagnahmt, die von dessen Lehrer Duhan angelegt worden war, damals (1730) die stattliche Zahl von 3775 Bänden umfaßte und sorgfältig in noch heute vorhandenem Katalog verzeichnet war. Freilich hatte Friedrich darin nur ganz im geheimen lesen können. Die Büchersammlung war in Berlin in einem Hause der Schloßfreiheit bei einem geheimen

Finanzrat v. Pehnen untergebracht gewesen, und nach Berlin war Friedrich nur während des Winters gekommen. Sofort nach Entdeckung dieses Schatzes ließ der erzürnte König die Bücher in Fässer verpacken und in Amsterdam versteigern. Der Lehrer Duhan aber wurde nach Memel verbannt. Allerdings waren es damals hauptsächlich französische Romane gewesen, die das Interesse des Prinzen geweckt hatten. Jetzt handelte es sich darum, den jungen Beamten mit grundlegenden Werken der Kameralwissenschaft bekannt zu machen. Als der Hofmarschall v. Wolden für den Prinzen die Beschaffung einiger Werke über Finanz- und Verwaltungswesen beantragte, kam von Friedrich Wilhelm die Antwort zurück: „Ob sie ihm nicht auch wollten Flöte und Baßgeige geben?“ Als Bücher, die dem Prinzen eingehändigt werden konnten, wollte er nur die Bibel, das Gesangbuch und Arnds „Wahres Christentum“ gelten lassen. „Aus Büchern lernt man nichts, sondern die Pratique muß es machen, und ist eben das Lesen allerhand unnützer Bücher Schuld, daß der Kronprinz in verschiedene verderbliche und gefährliche Umstände geraten.“ In mancher Hinsicht mußte der geistreiche Hille, der in dieser Zeit Friedrich von Grund aus kennen lernte, und als feiner Beobachter seine Bemerkungen über ihn machte, dem gestrengen Vater völlig Recht geben. Wir besitzen von ihm eine Charakteristik Friedrichs, die zu dem Treffendsten gehören dürfte, was über diesen geschrieben worden ist. Daraus geht hervor, daß auch Hille die bisherige Erziehung und Bildung Friedrichs zu bedauern Ursache fand. Er meinte, daß Duhan de Jandun dem Schüler nur Albernheiten beigebracht habe, ein Urteil, das denn doch zu weit ging. „Sein früherer Umgangskreis“, heißt es in der Charakteristik, „hat dem Ideal geistreichen Wesens und seiner Form, das er sich durch die Lektüre französischer Bücher gebildet hat, nicht entsprochen. Daher die seltsame Vorliebe für die Franzosen.“ Mißmutig notierte er: „Friedrich wußte die Regeln der Poetik des Aristoteles an den Fingern herzuzählen, aber er hatte keine Ahnung, ob seine Vorfahren das Herzogtum Magdeburg beim Spiel oder sonstwie gewonnen haben.“ Friedrichs Sucht, Verse zu machen und zu musizieren, gab ihm viel Grund zur Klage. So fein und geschickt er es auch anfing, um den Prinzen von der Reimwut zu heilen, Friedrich besserte sich nicht. Auch als Hille deutlicher zu werden begann und seinem erlauchten Zögling Verse zurückreichte mit den Worten: „Für einen Prinzen recht gut, für einen gewöhnlichen Menschen nichts besonderes“ erzielte er nicht die gewünschte Wirkung. Vielmehr scheint Friedrich damals höchst unreife Ansichten über sein vielseitiges Können gehabt zu haben. Allmählich gelang es indes dem Unermüdlichen, dem Prinzen einigen inneren Eifer für die Geschäfte einzuflößen. Ende Januar 1731 hat Friedrich eine größere Arbeit zustande gebracht, einen Plan zur Hebung des Leinengewerbes, die den Beifall des Lehrers fand. Wir wissen nicht, ob die Versicherungen Hilles in amtlichen und privaten Schreiben, daß das Opus Friedrichs völliges geistiges Eigentum sei, unbedingt wörtlich zu nehmen sind. Vielleicht hat doch der König mehr Recht, wenn er bei Einreichung der Arbeit unwillig auffuhr: „Es nimmt mir aber sehr wunder, wenn Ihr Euch einbildet, als sollte ich glauben, als wann der Kronprinz solches Projekt gemachet, da ich doch besser weiß, was dazu gehöret.“ Auffällig war es Hille, daß Friedrich trotz der Unfreiheit, in der er noch immer gehalten wurde und trotzdem das Dasein in Küstrin für ihn etwas schrecklich Ödes hatte, nur ehrerbietig vom Vater sprach. Es wollte nichts sagen, wenn er gelegentlich scherzte, man hätte den Offizier und den Kronprinzen in ihm nicht genügend unterschieden. Wenn aber auf Aussöhnung mit dem Vater gedacht wurde, so hatte das einstweilen noch gute Wege. Friedrich Wilhelm ließ ihn noch warten. Gegen seine Vertrauten, wie Grumbkow, wagte er gelegentlich wohl schon der Hoffnung Ausdruck zu geben, sein Sohn „werde einmal gut werden“. Friedrich dagegen mochte manchmal daran verzweifeln, daß er sich des Vaters Gunst wieder erwerben könne. Als ihm von solchen freundlicheren Regungen des Vaterherzens Mitteilung gemacht wurde, seufzte er: „Ich möchte wohl wissen, wann dieser Zeitpunkt eintreten wird“. Dem Sohne gegenüber beschränkte sich Friedrich Wilhelm, um auf ihn noch mehr einzuwirken, auf Mahnreden. Im Mai 1731 schrieb er an Wolden, sein Sohn solle sich gewöhnen, ein

Kronprinz Friedrich Prinz August Ferdinand Prinz August Wilhelm Prinz Heinrich

15. Kronprinz Friedrich mit ſeinen Brüdern

Nach einem Gemälde von F. C. Rusca um 1737

ſtilles Leben zu führen. „Denn“, ſo lauten ſeine folgenden Worte, die wiederum den tiefen, ſittlichen Kern dieſes Vaters offenbaren, „wenn ich das gethan hätte, was er gethan hat, würde ich mich todt ſchämen und mich vor niemand ſehen laſſen. Er ſoll nur meinen Willen thun, das franzöſiſche und engliſche Weſen aus dem Kopf ſchlagen, und nichts als preußiſch, ſeinem Herrn und Vater getreu ſein, und ein deutſches Herz haben, alle Petitmaitre —, franzöſiſche, politiſche und verdammliche Falſchheit aus dem Herzen laſſen, und hingegen Gott fleißig anrufen um ſeine Gnade, denſelben nicht aus den Augen ſetzen, ſo wird Gott alles ſo wenden, wie es ihm zeitlich und ewig nützlich ſein wird.“ Im Juni hielt der Hofmarſchall den Zeitpunkt für gekommen, dem Vater die Bitte vorzutragen, anläßlich der Reiſe des Königs nach Preußen mit ihm zuſammenzukommen, und den Rock des Vaters küſſen zu dürfen. Friedrich Wilhelms Antwort lautete: „Soll in Küſtrin verbleiben; ich werde die Zeit ſchon wiſſen, wann das böſe Herz wird gebeſſert ſein, wahrhaftig, und nit Heuchelei darin iſt. Wenn ich demſelben nur in die Augen ſehen werde, will ich gleich urtheilen, ob er ſich gebeſſert hat oder nicht.“

Er bestimmte seinen Geburtstag, den 15. August, als den Tag, an dem er seinem Kinde wieder „in die Augen“ sehen wollte. Ein volles Jahr war verstrichen, seitdem die beiden getrennt geblieben waren. Es war eine ergreifende Begegnung, die da stattfand. Wie der edle Monarch den sich vor ihn niederwerfenden Prinzen aufstehen hieß und ihm aus der Fülle seines väterlichen Herzens strenge, aber von Liebe durchdrungene Mahn- und Scheltworte hervorquollen: „Ihr habt gemeint, mit Eurem Eigensinne durchzukommen: aber höre, mein Kerl, wenn du auch sechzig bis siebzig Jahre alt wärst, so sollst Du mich nichts vorschreiben. Und da ich mich bis dato gegen jedermann soutenieret, wird es mir an Mitteln auch nicht fehlen, dich zur Raison zu bringen“: da fühlte er sich so ganz wieder als Souverän auch im eigenen Hause und zugleich glücklich, weil er jetzt empfand, daß er seinen schon verloren geglaubten Sohn wiedergefunden hatte. Friedrich vergalt die väterliche Gnade mit voller Offenheit. Als ihn der Vater fragte: „Hast du Katten verführt, oder hat er dich verführt?“ antwortete Friedrich ohne Zögern, daß er der schuldige Teil sei, worauf der König äußerte: „Es ist mir lieb, daß Ihr einmal die Wahrheit sagt.“ Jetzt endlich fand der Prinz auch den Mut, auf des Vaters Frage einzugestehen, daß er nach England habe fliehen wollen. Nach der Abreise Friedrich Wilhelms von Küstrin sagte der Kronprinz: „Ich hatte bisher nie geglaubt, daß mein Vater die geringste Regung von Liebe für mich hätte. Jetzt bin ich davon überzeugt. Wenn nicht der Teufel selbst dazwischen tritt, wird diese Versöhnung ewig sein.“ So fand der Vater nach langen Wirren endlich den Weg zum Herzen des Sohnes und der Sohn das erste Verständnis für seines Vaters Wesen.

Die nächste Wirkung war, daß er sich jetzt gedrungen fühlte, sein Gewissen völlig zu erleichtern, und dem Vater Mitteilung von seinem Briefwechsel gab, in dem er sich der Königin von England gegenüber zur Heirat mit einer englischen Prinzessin verpflichtet hatte. „Ich muß mit Reue und Scham gestehen, daß ich viel schuldiger, als Sie mich wissen, gewesen bin.“ Sodann wiederholte er seine Bitte, wieder Soldat werden zu dürfen. Friedrich Wilhelm glaubte noch immer nicht an die Aufrichtigkeit dieses Wunsches. Er lehnte abermals ab und schrieb ihm dabei, noch immer voll Groll im Herzen gegen die Liebhabereien des Sohnes, mit grimmigem Hohne: „Was gilt es, wenn ich Dir recht Dein Herz kitzelte, wenn ich aus Paris einen maitre de flûte mit etlichen zwölf Pfeifen und Musique-Büchern, ingleichen eine ganze Bande Komödianten und ein großes Orchester kommen ließe, wenn ich Franzosen und Französinnen, auch ein paar Dutzend Tanzmeister und petits-maitres verschriebe, so würde Dir dieses gewiß besser gefallen, als eine Compagnie Grenadiers; denn die Grenadiers sind doch, Deiner Meinung nach, nur Canailles; aber ein petit-maitre, ein Französechen, ein bon mot, ein Musiquechen und Komödiantechen, das scheint was Nobleres, das ist was Königliches, das ist digne d'un Prince.“ Er schloß mit der Mahnung, zunächst solle der Prinz ein guter Wirt werden. Eine Gunst gewährte er ihm doch. Friedrich erhielt jetzt wenigstens die Erlaubnis, außerhalb Küstrins umherzustreifen; jedoch durfte er nicht mehr wie einen Tag außerhalb der Festungsmauern weilen.

Diese freudig begrüßte Freiheit ist es gewesen, die es ermöglichte, daß sich eins der wenigen Idylle in Friedrichs Leben abspielen konnte. Gustav Freytag hat einer traurigen Wahrheit Ausdruck verliehen, indem er von Friedrich sagte: „Im ganzen haben die Frauen seinem Leben wenig Licht und Glanz gegeben; kaum je hat die innige Herzlichkeit des Familienlebens sein Inneres erwärmt, nach dieser Seite verödete sein Gemüt.“ In den trüben Jahrzehnten des Ehelebens seiner Eltern fehlten die Vorbedingungen dafür, daß auch nur zwischen der Mutter und den beiden älteren Kindern die Behaglichkeit des deutschen Familienlebens aufkommen konnte. Zu sehr lastete der Druck der Verhältnisse auf den Gemütern der drei. So schwärmerisch Friedrich seine Mutter geliebt hat, und so sehr er sich namentlich in der Folge an dem großen Herzen seiner Schwester Wilhelmine aufrichten konnte, es lag doch so mancherlei dazwischen, was ein inniges vertrautes Zusammenleben verhinderte. Nun gar von den wenigen Verwandten abgesehen, mit denen doch immerhin Herzensgemeinschaft bestand: unter den sonstigen Frauen, die ihm auf seinem

16. Eleonore Luiſe von Wreech

Nach einem Gemälde im Beſitz des Grafen Schwerin auf Tamſel

Lebenswege begegneten, iſt kaum eine, zu der ſein Inneres ihn gezogen hat. Manch fröhlich angelegte Natur hat er unter den Damen ſeines Hofes oder der großen Geſellſchaft überhaupt gefunden. Er hat mit ihnen geſcherzt und witzige Konverſation geführt. Aber niemals ſind die Beziehungen zu ihnen anders als oberflächlich geweſen. Auch würdige ältere Frauen ſind oft in ſeinen Bereich getreten, ſo die treffliche Madame Rocoulle, ſeine Hofmeiſterin, und die Frau ſeines väterlichen Freundes Camas. Er iſt ihnen mit chevalereſker Ehrerbietung und mit köſtlicher Laune gegenübergetreten, je nachdem es ihm angemeſſen ſchien. Aber auch hier kann von einer vertrauteren Stellung natürlich nicht die Rede ſein. Eine andere Gruppe von Damen der vornehmen Welt, die eine Rolle in ſeinem Leben geſpielt haben, bilden einige jener geiſtreichen Frauen, an denen gerade das 18. Jahrhundert reich iſt, vornehmlich Fürſtinnen. Sie hat Friedrich mit graziöſer Anmut zu behandeln gewußt, und er hat, weil er Gefallen an dieſer geiſtreichen causerie fand, den Verkehr mit ihnen genährt und gepflegt. Aber auch hier verſteht es ſich, daß dieſe Verhältniſſe ſeinem Herzen nichts boten. Nur ein einziges Mal fällt ein matter Schimmer in die Seele auch dieſes Genius, der ihn ſo etwas wie Liebe empfinden läßt. Es iſt hier in Küſtrin geweſen, wo Friedrich eine vorübergehende Neigung für die junge Frau eines Oberſten gefaßt hat. Eleonore Luiſe v. Wreech, geb. v. Schöning (Bild 16), die Enkelin des Feldmarſchalls v. Schöning, der in brandenburgiſchen und kurſächſiſchen Dienſten beſonders gegen die Türken gefochten hatte, auf dem in der Wartheniederung gelegenen Schloß Tamſel bei Küſtrin angeſeſſen, war zu der Zeit, in der ſie den damals neunzehnjährigen Friedrich kennen lernte, dreiundzwanzig Jahre alt und ſeit acht Jahren mit dem faſt zwanzig Jahre älteren Oberſten v. Wreech vermählt. Kaum hatte Friedrich die junge Frau, deren Schönheit ein unparteiiſcher Beobachter, der General v. Schulenburg, beſonders hervorhebt als „in ihrer Blüte ſtehend mit einem Lilien- und Roſenteint“, im Auguſt durch die Vermittlung des ihm als Begleiter zugeſellten, ſchnell mit ihm befreundeten Leutnants Carl Dubislav v. Natzmer kennen gelernt, da fühlte er ſich ſchon gefeſſelt, und ſeitdem wurde ihr Wohnſitz für ihn, wie ſich ſein Hofmarſchall Wolden gar nicht übel ausdrückte, die Inſel der Kalypſo. Die ganze Lebensluſt Friedrichs erwachte wieder in ihm und äußerte ſich in der ſprudelndſten Laune. Luiſe Wreech hatte Geiſt und einige Koketterie. Es war für ſie natürlich eine Auszeichnung, daß der Kronprinz ihr Heim betrat und ihr Aufmerkſamkeiten erwies. Alſo ging ſie fröhlich auf den Freundſchaftsvertrag ein, den er ihr gleich in den erſten Tagen anbot und kraft deſſen ſie

ſich Vetter und Couſine nennen ſollten. Natürlich konnte er es nun auch nicht laſſen, ſie anzudichten. Er meldete ſeine Verſe in Tamſel an: „eine Maſſeneinlagerung geflügelter Inſekten, ſchlimmer und gefährlicher als ein Heuſchreckenſchwarm, Vielfüßler mit ſcharfen Zähnen und geſtrecktem Körper, geradenwegs vom Parnaß angelangt, von wo der gute Geſchmack ſie vertrieben hat". In einer der Oden, die er an ſie richtete, wagte er es, ihr ziemlich unverblümt einen Liebesantrag zu machen. Mit ſicherem Takte hat ihn Frau v. Wreech da in die Schranken zurückgewieſen. Sie antwortete nämlich auch in Verſen und ſchloß ſie mit den deutlichen Worten:

C'est toute ma maison qu'y a concouru . . .

Alſo auch ihr Gemahl, der würdige Herr Oberſt, hatte bei der Antwort mitgewirkt! Noch öfter haben die beiden ſich geſehen, indem Friedrich zuweilen unter einem geſchäftlichen Vorwand nach Tamſel hinauskam, und noch mehreremale hat ihr Friedrich Zeichen ſeiner Verehrung gegeben. Als ſeine Küſtriner Tage gezählt waren, bat er ſie gewiſſermaßen zum Abſchied, ihr ſein Bild ſchenken zu dürfen, und ſie nahm es an. Mit einem von Fontane nachgedichteten Sonett überreichte er es ihr. Es ſollte das Bild begleiten, „wie der Dolmetſch den Geſandten". Noch einmal wagte er es, ihr ſeine Liebe zu geſtehen:

Ich trage Feſſeln, aber jene ſüßen,
Von denen nie ein Herz freiwillig ſchied, —
Mit jedem Ringe, jedem neuen Glied
Wächſt nur die Luſt zu tragen und zu büßen.

Doch halt, o Lied, verrate nicht zuviel,
Verhülle lieber hinter heit'rem Spiel
Den Schmerz des Abſchieds und des Herzens Wunde.

Verhülle deiner Wünſche liebſtes Ziel,
Verſchweige, daß nur Eine dir gefiel,
Um die du ſterben möchteſt jede Stunde.

Frau v. Wreech ihrerſeits hat ihm freilich keine ſchriftlichen Liebeserklärungen gemacht. Aber wir dürfen es wohl als einen Beweis ihres wärmeren Gefühls für ihn betrachten, daß ihm von ihr, wenn auch nur in ſcherzenden Verſen und faſt zufällig, zum erſtenmal der Beiname des Großen gegeben wurde. Es iſt, als ob ſich in dieſem bedeutungsvollen Worte das Mitgefühl mit dem Prinzen, der eben ſo Schreckliches durchgemacht hatte, miſchte mit der dunklen Ahnung, daß Friedrich zu Großem beſtimmt ſei. Begreiflicherweiſe erregten die Zeichen der Verehrung, welche Friedrich der Herrin von Tamſel erwies, allgemeines Aufſehen, und als dem Oberſten am 27. Mai 1732 eine Tochter geboren wurde, bemächtigte ſich ſofort widerwärtiger Klatſch dieſes Ereigniſſes. Daß das Gerede grundlos ſein muß, zeigt der Briefwechſel der beiden. Zum Überfluß beſitzen wir noch ein kategoriſches Dementi von Friedrich ſelbſt. Er hat die treffliche Frau in gutem Angedenken behalten. Noch ſechs Jahre ſpäter erwähnte er ſie mit warmen Worten in einem Briefe an Voltaire: „Ein liebenswürdiges Weſen flößte mir in meinen jungen Jahren zwei Leidenſchaften auf einmal ein; Sie erraten wohl, daß es ſich um die Liebe und ums Dichten handelt. Dieſes kleine Weltwunder, das mit allen möglichen Reizen ausgeſtattet war, beſaß auch Geſchmack und Delikateſſe. Sie wollte auch mir dieſe Eigenſchaften beibringen." Noch im Jahre 1748, nachdem inzwiſchen Herr v. Wreech als General geſtorben war, hat er ihre Tochter im Hofdienſt unterbringen wollen und in den Tagen nach der Schlacht bei Zorndorf hat er es nicht unterlaſſen, die auf ihrem Sitz von den Ruſſen angerichteten Verwüſtungen zu beſichtigen und nachdenklich in den Gärten von Tamſel in Erinnerung an die bons Wreechs herumzugehen. Das Geſuch der damals geflohenen Generalin um Unterſtützung, da ihr alles zerſtört worden war, konnte er freilich in jenen Tagen nicht berückſichtigen. Frau v. Wreech iſt im Jahre 1764 geſtorben.

17. **Wilhelmine, Prinzeſſin von Preußen, Schweſter Friedrichs**

Gemalt von A. Pesne, geſtochen von P. Habelmann

Der Wunsch Friedrich Wilhelms, daß der Sohn erst ein ordentlicher Wirt werden sollte, ehe er wieder die Uniform anziehen dürfte, sollte nicht in den Wind gesprochen sein. Friedrich begann seit jenem Besuche des Vaters tatsächlich zu arbeiten. Bisher hatte er höchstens lustige Projekte gemacht, von denen allerdings eins, das er im Dezember 1730 zur Belehrung seines Freundes Natzmer mit kühn genialem Wurfe zu Papier brachte, Erwähnung verdient, insofern als dies Schriftstück, das den Titel führte: „Über die gegenwärtige Politik Preußens", einen Plan zur Abrundung des allzu sehr mit Grenzen gesegneten Königreichs Preußen enthielt und unter anderm Westpreußen kurzerhand dazuschlug, das er selbst zweiundvierzig Jahre später seinem Staate tatsächlich einverleiben sollte. Er bezeichnete es als Notwendigkeit, die „abgerissenen Gebietsstücke, welche naturgemäß zu den Landesteilen, welche wir besitzen, gehören, wie das polnische Preußen, wieder anzunähen". Dasselbe galt ihm für das schwedische Pommern und für Jülich-Berg. Er schloß: „Ich wünsche diesem Hause Preußen, daß es sich ganz aus dem Staube erhebe, in dem es gelegen hat". Seiner Meinung nach hat sein Haus nur Gott zu fürchten. Mit seinem Steigen wird die evangelische Religion zur Blüte gelangen, werden die Armen und Bedrückten, die Witwen und Waisen einen Anwalt finden. Der französische Historiker der Jugend Friedrichs des Großen bemerkt beim Anführen dieser Stellen: „Man glaubt Bismarck und Wilhelm I. reden zu hören"; und das ist eine Wahrheit: diese Erstlingsschrift bringt den schlagenden Beweis dafür, daß Friedrich sich sehr früh klar über das Wesen des preußischen Staates geworden ist. Widerwillig widmete sich Friedrich der Kleinarbeit. So war es ihm lästig Pachtanschläge zu machen, worauf der König gerade großes Gewicht legte. Aber der Handelspolitik brachte er lebhaftes Interesse entgegen. Die Frucht davon war ein „Plan wegen des Commercii nach Schlesien". Er ist zweifellos nach Anleitung Hilles angefertigt, verrät indes selbständiges Denken. Wie ernst er es mit dieser Arbeit nahm, lehrt ein Brief des Kronprinzen: „Ich sitze jetzt bis über die Ohren in meinem schlesischen Handel, und er macht mich so zerstreut, daß, wenn man mich fragt, ob ich Senf zum Rindfleisch haben will, ich imstande bin zu antworten: Sehen Sie in der neuen Zollrolle nach. Ja, das hat etwas auf sich"; und dann fügte er den charakteristischen Schlußsatz hinzu, den er nachmals so durch und durch wahr gemacht hat: „Ich kann mich einer Sache nicht halb ergeben, ich muß immer kopfüber hinein." Dergleichen Arbeiten, wie er jetzt trieb, sollten für sein ganzes Leben von grundlegender Bedeutung sein. Seine spätere Handels- und Agrarpolitik hat hier ihre Wurzeln.

3. Diplomatische und militärische Schule. 1732—1736.

Jung-Friedrichs Fortschritte auf der Küstriner Kammer erweichten das harte Vaterherz, und nachdem dem Thronerben im November 1731 erlaubt war, nach Berlin zur Teilnahme an der Hochzeit seiner Schwester **Wilhelmine** (Bild 17) mit dem Markgrafen **Friedrich von Baireuth** (Bild 18) herüberzukommen, gestattete Friedrich Wilhelm, gedrängt von sämtlichen anwesenden Generalen unter Führung des Fürsten von Dessau, den Wiedereintritt Friedrichs in das Heer und befreite ihn damit von dem drückenden Gefühl, der Klasse der Tintenklecker oder wie es damals hieß, der „Blakisten" anzugehören, die in Preußen doch nicht für ganz voll angesehen wurden. Friedrich erhielt die Aussicht auf das Regiment in Ruppin. Zu derselben Zeit, wo der Vater in dieser Sache einlenkte, stand er aber auch schon wieder im Begriff, einen schweren Fehler in der Behandlung seines Sohnes zu begehen. Es war die leidige Heiratssache, die das beiderseitige Verhältnis aufs neue trüben sollte. Hier ist wohl am schwersten an dem Lebensglück Friedrichs gesündigt worden. Diesmal ist es indes weniger der König, der die Schuld daran trägt, als seine nächste Umgebung, die Grumbkow und Seckendorff. Aber auch Friedrich ist nicht frei von Schuld

zu ſprechen. Die ganze Entwickelung der Angelegenheit iſt von dem denkbar größten pſychologiſchen Intereſſe.

Die Heirat war wieder das Werk der beiden Intriganten, die Öſterreichs Geſchäfte am preußiſchen Hofe beſorgten und ſeinerzeit durch ihren großen Einfluß auf den König die engliſchen Heiratspläne vereitelt hatten: Seckendorffs und Grumbkows. Grumbkow hatte ſich als guter Rechner dem Kronprinzen, als deſſen Begnadigung erfolgt war, ſofort genähert. Man konnte bei der ſchwankenden Geſundheit König Friedrich Wilhelms nicht wiſſen, wie bald man es nötig hatte, die Gunſt des neuen Herrn zu beſitzen. Friedrich und Grumbkow hatten, da der General den jungen Prinzen mit gewohnter Meiſterſchaft zu behandeln wußte, damals einen Freundſchaftsbund geſchloſſen. Friedrich hegte zwar noch einiges Mißtrauen gegen ihn. Durch die Art aber, mit der ſich der General dauernd zu geben wußte, wurde dieſes bald ſo gut wie überwunden, obwohl Friedrichs Umgebung, wie der Hofmarſchall v. Wolden, noch Zweifel an der Ehrlichkeit des Generals zu äußern ſich veranlaßt ſah. Auch Königin Sophie Dorothee durchſchaute Grumbkows Pläne. Aber es kam ein zwingender Grund hinzu, der Friedrich veranlaßte, ſich gut mit dem Vertrauten ſeines Vaters zu ſtellen und ihm Vertrauen entgegen zu bringen: Grumbkow war die Stelle, an die er ſich halten mußte, um ſeinem Vater näher zu kommen. Ein anderer, weniger ſchöner Grund, mit Grumbkow nähere Fühlung zu gewinnen, war dadurch gegeben, daß ſich Seckendorff durch Grumbkows Vermittelung an Friedrich herangemacht und dem allzu knapp geſtellten Prinzen aus kaiſerlich-öſterreichiſchen Fonds namhafte Vorſchüſſe an Geld leiſtete. Die dringende Not, in der ſich Friedrich befand, ließ ihn dieſe teufliſche Gefälligkeit annehmen. Er hat ſich deſſen tief geſchämt, und als Seckendorff ihn ſpäter beſuchte, brachte Friedrich es nicht fertig, ihm ein Wort des Dankes zu ſagen. So hatte ſich der Kronprinz förmlich dem Böſen verſchrieben. Er konnte nicht los von der kaiſerlichen Partei. Dafür hat Grumbkow denn auch weſentlich dazu beigetragen, daß Vater und Sohn einander näher traten. Nun aber machte die kaiſerliche Partei auch ihrerſeits Forderungen geltend. Friedrich ſollte im Sinne Öſterreichs vermählt werden. Schon im Dezember 1730 empfahl Prinz Eugen, die Seele der öſterreichiſchen Politik, den Prinzen mit der Prinzeſſin Eliſabeth Chriſtine, Nichte der regierenden Kaiſerin, zu verbinden (Bild 20). Dadurch gedachten die Herren den Prinzen dauernd für das Erzhaus zu gewinnen. Friedrich hat ſich auf das heftigſte gegen dies Projekt geſträubt. Der unſchätzbare Briefwechſel, den er ſeit dem Ende des Jahres 1731 mit Grumbkow geführt hat — er liegt in einer muſterhaften Ausgabe von Reinhold Koſer vor — gibt davon Zeugnis. In den

18. Markgraf Friedrich von Bayreuth
Gemahl der Prinzeſſin Wilhelmine von Preußen
Geſtochen von Bernh. Vogel in Nürnberg 1736

Briefen, die voller Vertraulichkeit und Wärme ſind, erklärte Friedrich ſofort, als der Plan aufkam, auf Grund der Schilderung, die ihm von der Prinzeſſin und ihren geringen geiſtigen Gaben entworfen wurde: „Ich will nicht, daß meine Frau dumm iſt. Ich muß mit ihr vernünftige Geſpräche führen können.“ „Ich will nicht für immer unglücklich ſein.“ Auch die Prinzeſſin bedauerte er und meinte: „Sie wird eine der unglücklichſten Prinzeſſinnen in der Welt ſein.“ Als der Vater aber darauf drang, daß er dieſe braunſchweigiſche Prinzeſſin heirate, erklärte er außer ſich: Ein Vater könne wohl zu ſeinem Sohne ſagen: „Ich will nicht, daß du dieſe da heirateſt“, aber er könne ihn nicht zur Heirat mit einer beſtimmten Perſon zwingen. Als ihm eine vorteilhafte Schilderung von einer Prinzeſſin Chriſtine von Eiſenach entworfen wurde, ſuchte er auf alle Weiſe durchzuſetzen, daß dieſe ſeine Frau würde. „Ich will lieber das gemeinſte Weibſtück von ganz Berlin haben, als eine Betſchweſter mit einem Geſicht wie ein halb Dutzend Mucker zuſammengenommen“, ſchrieb er ganz verzweifelt, als er ſah, daß er nichts ausrichtete. „Ich bin unglücklich geweſen mein ganzes Leben lang und ich glaube, es iſt mein Verhängnis, unglücklich zu bleiben.“ Sein Fehler war, daß er wohl gegen Grumbkow ſein Herz und ſeine Gedanken ausſchüttete, vor ſeinem Vater aber die Miene annahm, als ob er ihm ganz zu Willen ſein wollte. Er baute auf Grumbkows Ehrlichkeit und Einfluß. Da natürlich an Ehrlichkeit bei dieſem Biedermann nicht zu denken war, hatte er verſpielt. Seine Verſtellung vor ſeinem Vater iſt ihm teuer zu ſtehen gekommen. Grumbkow konnte an der Hand eines Briefes des Prinzen an den Vater mit vollem Rechte ſchreiben: „Ich habe nie einen poſitiveren Brief geleſen als den, den er (Friedrich) an den König geſchrieben hat, um zu verſichern, daß er ohne Widerſpruch und Schwierigkeiten die Prinzeſſin heiraten wolle.“ Solche unwahren Erklärungen waren die Frucht gewiſſer Preſſionsmittel, die der gewandte General ſo nebenher gebrauchte, anſcheinend lediglich um dem Prinzen zu zeigen, wie viel er ihm zu verdanken habe, in Wirklichkeit aber, um ihm eine heilſame Scheu vor ſeinem Vater einzuflößen. So hat er ihm am 21. Februar 1732 von jenem Zornesausbruch des Königs in Wuſterhauſen bald nach der Verhaftung des Prinzen erzählt, wo Friedrich Wilhelm Todesdrohungen ausgeſtoßen und er, der edle General, Friedrich in Schutz genommen habe. Als der Wiener Hof, der natürlich über alle Einzelheiten der Entwickelung des Heiratsplanes auf dem Laufenden gehalten wurde, erfuhr, daß Grumbkow dieſen Auftritt dem Kronprinzen zur Kenntnis gebracht habe, war er ganz entſetzt. Prinz Eugen verlangte ſtürmiſch, daß die Urſchrift des betreffenden Schreibens an Friedrich um jeden Preis wieder beſchafft werden müſſe, „widrigenfalls man aus denen darin enthaltenen deutſchen Worten“ (gemeint war die Todesdrohung Friedrich Wilhelms) „über kurz oder lang Anlaß nehmen könnte, nach des Königs Tod vorzuwenden, der Kronprinz habe gezwungenerweiſe und ob metum mortis in die Heirat gewilliget“. In der Tat waren ſolche Eröffnungen nur zu geeignet, die Scheu Friedrichs vor ſeinem Vater noch zu ſteigern. Daher dies Verſteckenſpielen vor dem Könige. Andererſeits durfte er den General nicht preisgeben. Gelegentlich hat er auch Grumbkow mit grimmigem Galgenhumor gedient: Er wollte lieber Fräulein Jette, Grumbkows Tochter, heiraten. Schließlich gab er ihm zu, daß er keine Abneigung gegen die Prinzeſſin hätte. Sie hätte ein gutes Herz und er wollte ihr nicht übel. Lieben könne er ſie freilich nicht. Mehr brauchte Grumbkow nicht. Der Vater war ganz gerührt geweſen, als er die Bereitwilligkeit ſeines Sohnes erfuhr. Nachdem am 4. Februar 1732 dem Kronprinzen der Wille des Vaters offiziell eröffnet war, erfolgte am 10. März desſelben Jahres die Verlobung. An ſeine Schweſter Wilhelmine, die nur zu wohl Verſtändnis für ihres Bruders verzweifelte Lage hatte, da ſie ſelbſt ein Jahr vorher gegen ihren Willen an einen ungeliebten Mann verheiratet worden war, ſchrieb er: „Die Perſon iſt weder ſchön noch häßlich, aber ſehr ſchlecht erzogen, ſchüchtern und ohne Lebensart. Dieſe Schilderung iſt nach der Natur; Ihr mögt darnach beurteilen, ob ſie nach meinem Geſchmack iſt oder nicht.“ Zu anderen äußerte er, ſeine Braut tanze wie eine Gans. Am Verlobungstage behandelte er ſie mit ausgeſuchter Zurückhaltung. An ihm ſelbſt fiel die Gedrücktheit des Weſens auf. Wenn ihm

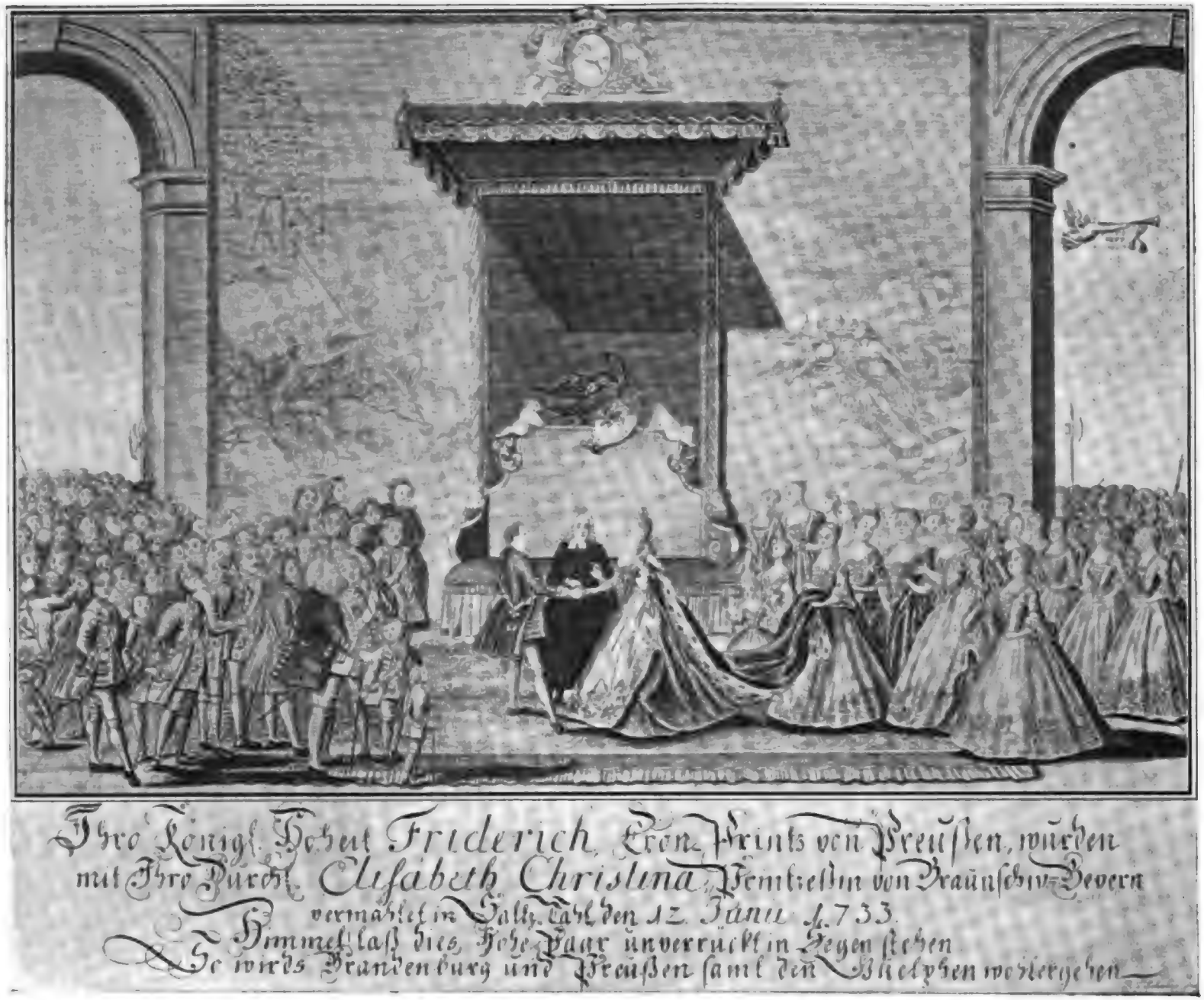
19. **Palais des Kronprinzen Friedrich, rechts gegenüber das Zeughaus**
Nach einem zeitgenössischen Stich

Tränen beim Anstecken der Ringe in die Augen traten, so war dies die natürliche Folge der seelischen Depression und der Erregtheit. Grumbkow aber erhielt für das Zustandekommen des Werkes von der Wiener Hofburg 40000 Gulden.

Eine Hoffnung hegte Friedrich noch, die Heirat hintertreiben zu können, insofern als der Tag der Vermählung noch in weiter Ferne lag und daher vielleicht noch eine günstige Gelegenheit sie zu vereiteln abgepaßt werden konnte. Aber er gab sich damit trügerischen Erwartungen hin. Die „fatale Epoche" rückte immer näher heran, und da nahm Friedrich keinen Anstand, Grumkow mit schonungslosem Zynismus in seinen Feldzugsplan für den Ehestand einzuweihen. „Ich halte einen Mann, der sich von Frauen regieren läßt, für den größten Tropf von der Welt und unwürdig den Namen Mann zu führen. Darum verheirate ich mich, wenn es geschieht, als galant homme, d. h. ich lasse Madame handeln wie es ihr beliebt, und tue meinerseits, was mir gefällt, und dann lebe die Freiheit! Ich liebe das schöne Geschlecht. Aber meine Liebe ist flatterhaft. Ich will nur den Genuß. Der Rest ist Widerwillen. Danach mögen Sie urteilen, ob ich von dem Holze bin, aus dem man brave Ehegatten schnitzt! Ich gerate in Wut bei dem Gedanken, es zu werden. Aber ich mache aus der Not eine Tugend. Ich werde mein Wort halten. Ich werde heiraten. Aber sobald es geschehen ist, dann heißt's bon jour madame et bon chemin." Aus diesen Worten sprach sowohl der Libertin der französischen Schule, als der in der Schule des Lebens früh gereifte Diplomat, der ein wenig durch das Mittel der Abschreckungstheorie zu wirken suchte. Deutlicher als es hier geschah, konnte es nicht zutage treten, daß der Kronprinz für diese Prinzessin nicht aus dem richtigen Holze geschnitzt war. Seit jenen Berührungen mit dem zügellosen sächsischen Hofe hatte Friedrich Geschmack an galanten Abenteuern bekommen. Auch Potsdamer Bürgerstöchtern hatte er sich früh genähert. Harmlos waren vielleicht die Zusammenkünfte mit Doris Ritter, der Tochter des Rektors im Residenzstädtchen. Jener Leutnant v. Ingersleben, der auch am Fluchtversuch beteiligt war, hatte dabei den Mittelsmann ge-

20. Eliſabeth Chriſtine
Prinzeſſin von Braunſchweig-Bevern
Gemahlin Friedrichs
Gemalt von A. Pesne

ſpielt und wurde dafür hart beſtraft. Immerhin hat Friedrich dies Leben nicht übertrieben, und es war ihm daher ſchmerzlich, als man ſeiner Mutter den Glauben beizubringen ſuchte, daß er in Ausſchweifungen aufginge. Er ſchrieb darauf an Grumbkow: Es ſchiene, daß die Königin die über ihn ausgeſtreuten Gerüchte glaube. „Ich weiß nicht, woher es kommt, daß alle Welt ſoviel von mir hierüber ſpricht. Um die Wahrheit zu ſagen: Man iſt jung und lebenskräftig, und ich leugne nicht, daß mein Fleiſch bisweilen ſchwach iſt. Aber es geht nicht an, daß man wegen einiger kleiner Sünden zum gröbſten Wüſtling geſtempelt wird!“ Allmählich begann ſich Friedrich in ſein Los zu ſchicken. Der Vater, der erſt verſtimmt darüber war, daß der Kronprinz die Braut kalt behandelte, wiegte ſich ſchließlich angeſichts einiger Aufmerkſamkeiten, die Friedrich der Prinzeſſin erwies, in den holden Wahn, daß die beiden „ganz verliebt wären“. Seiner reſignierten Stimmung machte Friedrich zuweilen durch beißenden Witz Luft. Eliſabeth Chriſtine ſuchte ihm auf alle Weiſe zu gefallen, und indem ſie auf ſeine ihm von der Königin eingeflößte Vorliebe für Porzellan ſpekulierte, ſchickte ſie ihm einmal eine aus dieſem zart zu behandelnden Stoff verfertigte Tabaksdoſe, die leider zerbrochen in die Hände desjenigen gelangte, für den ſie beſtimmt war. Zyniſch ſchrieb der Prinz hierüber an Grumbkow: „Ich weiß nicht, ob ſie dies tat, um mir die Unbeſtändigkeit ihrer Jungfräulichkeit, ihrer Tugend oder vielmehr aller menſchlichen Schönheit anzudeuten.“ Als der Monat Juni des Jahres 1733, in dem die Hochzeit im Schloſſe zu Salzdahlum ſtattfinden ſollte, angebrochen war, ſchien ſich noch im letzten Augenblicke das Blatt zu gunſten Friedrichs und der armen Prinzeſſin zu wenden. Die Beziehungen zwiſchen Wien und London hatten ſich allmählich freundlicher geſtaltet und die Konſtellation der politiſchen Geſtirne wurde wieder der zur Zeit des ſpaniſchen Erbfolgekrieges ähnlicher. Nun glaubte Kaiſer Karl VI., um einen Beweis ſeiner Freundſchaft für England zu liefern, die Verlobung Friedrichs rückgängig machen zu können. Und wirklich mußte Seckendorff am Morgen vor dem für die Trauung angeſetzten Tage, als bereits die Hochzeitsgäſte von nah und fern ſich eingefunden hatten, bei König Friedrich Wilhelm die Aufhebung des Verlöbniſſes und die Vermählung Friedrichs mit der Prinzeſſin Amalie von England, eben jener Prinzeſſin, um derentwillen einſt all die Irrungen und Zerwürfniſſe im königlichen Hauſe entſtanden waren, beantragen! Jetzt aber war es zu ſpät. Der König geriet in Zorn, als ihm Seckendorff hiermit kam. Er hätte geglaubt vor der ganzen Welt wortbrüchig, ohne Ehre dazuſtehen, wenn er ſich dazu hergegeben hätte. Am 12. Juni 1733 fand die Hochzeit des Kronprinzen Friedrich mit der Prinzeſſin Eliſabeth Chriſtine von Braunſchweig-Bevern im Schloſſe zu Salzdahlum bei Wolfenbüttel



21. **Hochzeit Friedrichs mit Charlotte Christine von Braunschweig-Bevern**

ſtatt (Bild 21). Die kühnſte dichteriſche Einbildungskraft hätte nicht einen ſolchen Roman erſinnen können, ſo voll von Diabolik und aufregenden Situationen, wie der es war, den Kronprinz Friedrich in den Jahren von 1728—1733 durchmachte, und der die Entſtehungsgeſchichte ſeiner Heirat enthält.

Friedrich wußte nun ganz, was er an Grumbkow hatte. Da er aber ſeiner nicht entbehren konnte, ſo war er gezwungen, auch weiter eine freundliche Miene ihm gegenüber anzunehmen. Es liegt nahe, daß er unter dem Zwange dieſer Verhältniſſe, in der Furcht vor dem Vater und mit dem Gefühl des Haſſes und der Verachtung gegen Grumbkow und Seckendorff ſyſtematiſch dazu gedrängt wurde, ſich zu verſtellen, und allmählich eine große Fertigkeit in dieſer Kunſt erlangte.

Noch bevor die Verlobung gefeiert worden war, hatte Friedrich Küſtrin, das ihm faſt lieb geworden war, nach anderthalbjährigem Aufenthalte (26. Februar 1732) für immer verlaſſen. Der König hatte gewollt, daß er von jetzt ab in Berlin reſidierte und zwar nicht im Schloß. Er hatte deswegen dem damaligen Gouverneur von Berlin das Haus Katſch an der Schloßbrücke als Wohnung angewieſen, das heute als Kommandanturgebäude dient; Friedrich ſollte dafür das bisherige Haus des Gouverneurs, in neuerer Zeit als Palais der Kaiſerin Friedrich bekannt, beziehen (Bild 19). Grumbkows Dazwiſchentreten war es zu verdanken, daß es mit dem ſtändigen Wohnſitz in Berlin nichts wurde. Er ſtellte dem Könige vor, daß es beſſer wäre, wenn Friedrich ſeinen Hofhalt an einem anderen Orte aufſchlüge. Es waren ſonſt wieder unliebſame Auftritte zu befürchten. Am meiſten beſorgte das Friedrich ſelbſt, wie er ganz offen geſtand. Procul a Jove, procul a fulmine war ſeine Formel. Auch der König hatte ein Einſehen, daß eine Trennung beſſer ſei. Friedrich erhielt ſomit Neu-Ruppin als Wohnſitz angewieſen, und damit war einigermaßen die Gewähr gegeben, daß keine neuen Trübungen in dem Verhältnis zwiſchen Vater und Sohn eintraten. Ein Jahr hatte er dort bereits das ihm verliehene Regiment gedrillt, als er ſich verheiratete. Bereits im Januar richtete die Königin Sophie Dorothee mit ihrer Tochter Philippine Charlotte, die unmittelbar nach Friedrichs Hochzeit mit dem Erbprinzen Karl von Braunſchweig, Eliſabeth Chriſtines Bruder, vermählt wurde, das Palais des kronprinzlichen Paares in der Hauptſtadt „ſo gut es ging“ mit liebevoller Sorgfalt ein. „Elle s'est donnée infiniment de peine“ berichtete Philippine Charlotte über die Bemühungen der Mutter an den Bruder. In Ruppin war Friedrich anfänglich mit ironiſcher Stimmung an die eintönige Arbeit des Exerzierens gegangen. Sehr bald gewann er ihr jedoch einigen Geſchmack ab. Eine höchſt erwünſchte Abwechſelung bot es ihm, als er im Jahre 1734 zum erſtenmal ins Feld ziehen durfte. Sollte doch am Rheine die Frage entſchieden werden, ob Ludwigs XV. Schwiegervater Stanislaus Leszczynski König von Polen bleiben ſollte oder nicht. Öſterreich, Rußland und Sachſen erklärten an Frankreich den Krieg, um den Rücktritt Leszczynskis von der Krone zu erzwingen, und Friedrich Wilhelm als getreuer Verbündeter des Kaiſers ſandte dazu 10 000 Mann Hilfstruppen. Für Friedrich war die Teilnahme an dieſem ereignisarmen Feldzuge von unſchätzbarem Werte. Dort lernte er den Prinzen Eugen (Bild 22) kennen, der zwar alterte, deſſen Perſönlichkeit aber tiefen Eindruck auf ihn machte. Unvergeßlich iſt ihm geblieben, daß in Gegenwart des großen Feldherrn nie etwas zu deſſen Lobe geſagt werden durfte. Ein anderer Gewinn war es, daß ihm hier in der Pfalz — es war dieſelbe Gegend, in der dereinſt der ſpätere Kaiſer Wilhelm I. als Prinz von Preußen 1849 ſeine erſten kriegeriſchen Lorbeeren erwarb — zuerſt das Verſtändnis für die Verdienſte des Fürſten von Deſſau um die Ausbildung der preußiſchen Waffen kam. Bisher ſah er in dem „alten Schnurrbart“ oder „Fuhrmann“, wie Leopold von Deſſau von der franzöſiſch gebildeten Welt, die das Tragen eines Bartes als äußerſt unäſthetiſch verabſcheute, wohl ſpöttiſch genannt wurde, den Hauptvertreter der ihm verhaßten militäriſchen Pedanterie und der ihm geradeſo unangenehmen Jagdliebhaberei am preußiſchen Hofe. Jetzt begann er ſich ihm zu nähern, um Nutzen aus den reichen militäriſchen Fachkenntniſſen dieſes Zuchtmeiſters der preußiſchen Infanterie zu ziehen. Diplomat wie Leopold war, ließ

dieſer ſich die Gelegenheit nicht entgehen, in ein gutes Verhältnis mit dem Thronerben zu kommen. Friedrich lernte ferner in der Pfalz das öſterreichiſche, in Verfall geratende Heerweſen kennen. „Unſer Feldzug iſt eine Schule, in der man aus der Verwirrung und Unordnung, die in dieſer Armee herrſcht, eine Lehre ziehen kann", ſchrieb er. Seine unbändige Spottluſt empfing mannigfachen Reiz durch den Anblick der kaiſerlichen Truppen. Außerdem brachte die ganze Freiheit ſeiner Lage im Feldleben eine fröhliche Stimmung in ihm hervor, wie ſeit langem nicht. Sie klingt aus den Verſen an ſeinen alten Freund von Küſtrin her, C. D. v. Natzmer: „Die Dinte zu Pulver geworden iſt, Papier zu Patronen." Sie ſpricht ebenſo aus dem damals von ihm geführten Tagebuche, der einzigen derartigen Aufzeichnung, die wir von ihm beſitzen. Im munteren Lagerleben hat er ſich auch wohl mit öſterreichiſchen Offizieren angefreundet und ſich ein Lied aufgezeichnet, das er von ihnen erfuhr und das ihm gar gefallen haben mochte:

22. Prinz Eugen von Savoyen
Nach einem zeitgenöſſiſchen Stich

Darum Wutſcherl
Hartzicks Trutſchel
Gib dein Patchhandel her
Du mein lieberl
Ich dein bieverl
Du mai weiverl
Ich dein man.

Aber auch den Ernſt des Krieges lernte er kennen. Mehrmals iſt er durch die Kugeln franzöſiſcher Vorpoſten arg gefährdet geweſen. Als er in dem einſt evangeliſchen Heidelberg die Jeſuiten in Menge hauſen ſah, wallte ſein Blut auf, und er ſchrieb an Wilhelmine: „Das Herz hat mir geblutet (bei deren Anblick) und ich habe mehr als einmal Luſt verſpürt, dieſe Verräter, die Unſchuldige verfolgen, zu brandſchatzen." Es iſt dies die erſte feindſelige Regung gegen die Jeſuiten bei ihm, von der wir hören.

Nur zu gern wäre Friedrich auch 1735 wieder ins Feld gezogen. Sein Vater hatte ihm auch bereits Erlaubnis dazu erteilt. Im letzten Augenblick nahm er ſie jedoch wieder zurück. Er hielt es nicht für gut, daß ſein Sohn Zeuge der unfreiwilligen Untätigkeit der Reichsarmee ſei. Als Friedrich nach langem Bitten die Zuſage erhalten hatte, mitmachen zu dürfen, ſchrieb er aufatmend: „Ich glaube, dem Prinzen Eugen wird die ganze Kampagne nicht ſo viel Mühe bereiten, als mir die Einholung der Erlaubnis gekoſtet hat." Man kann ſich denken, wie groß ſeine Enttäuſchung war, als nun doch nichts aus dem Plane wurde, und mit welchem Neide er die Söhne des Deſſauers in den Krieg ziehen ſah. Zur Entſchädigung unterhielt er mit dieſen während dieſes Jahres eine überaus lebhafte Korreſpondenz über die militäriſchen Ereigniſſe am Rhein, wie ihn denn überhaupt mit den Söhnen des alten Fürſten vornehmlich nur militäriſche Intereſſen verbanden.

Die guten Beziehungen zwiſchen Leopold und Friedrich ſind von keiner langen Dauer geweſen. Dies kam auf Rechnung des Fürſten, der in ſeiner jähzornigen Art alles, was nicht nach ſeinem Sinne war, von der perſönlichen Seite faßte und als ihm zugefügte Unbill betrachtete. Er zeigte dann eine ſchier unverſöhnliche Rachſucht. Dieſe bekam einer der nächſten Freunde Friedrichs, der ſpätere General v. Fouqué, ſehr zu fühlen, und dadurch hat ſich der Deſſauer die eben erworbene Gunſt des Kronprinzen wieder verſcherzt. So wurde das Geſamturteil, das ſich bei dieſem über den Altmeiſter des preußiſchen Heeres feſtſetzte, nicht allzu günſtig. Er hat ſpäter in ſeiner Histoire de mon temps Leopolds militäriſche Verdienſte anerkannt. Seiner Würdigung derſelben fügte er aber folgende Charakteriſtik hinzu: „Dieſer Fürſt vereinigte viel Klugheit mit ſeltener Tapferkeit; aber neben vielen großen Eigenſchaften hatte er wenig gute.“ Auch mit den Söhnen Leopolds kam kein engeres Einvernehmen zuſtande.

Der Ruppiner Aufenthalt gab dem Kronprinzen Gelegenheit, der alten, nie ganz erſtickten Munterkeit die Zügel ſchießen zu laſſen. Neben dem Dienſt, über deſſen ſtrenge Handhabung wir launige Schilderungen von ihm beſitzen, gab es viel freie Zeit, in der mancher tolle Streich verübt wurde. Die Erinnerung daran ſpiegelt ſich wieder in einem zehn Jahre ſpäter bei Gelegenheit eines Beſuches in Ruppin geſchriebenen köſtlichen Briefe des inzwiſchen bereits mit Kriegslorbeeren geſchmückten Königs Friedrich: „Da ich dieſen Schauplatz meiner lärmenden Vergnügungen wieder betrat, glaubte ich zu gewahren, wie die alten Ackerbürger einander zuraunten: ‚Wahrlich, unſer guter König iſt der größte Erznarr in ſeinem ganzen Reiche; wir kennen ihn und wiſſen, wieviel er vom Kopfe bis zu Fuß wert iſt, und unſere Fenſter wiſſen es noch beſſer. Kurz, Gott ſei Dank, daß wir die Scheiben heil behalten, ſeit dieſer Unſinnige ſich von unſeren Stätten hinweggehoben hat und lieber der Königin von Ungarn die Fenſter einſchlägt.‘ Ermeſſen Sie, bitte, wie meine Eigenliebe durch dieſen ſchönen Panegyrikus gedemütigt worden iſt! Ich habe mich indes dahin entſchieden, das kluge Beiſpiel der Pudel nachzuahmen: ich habe mich geſchüttelt und bin weggegangen; ein Prophet, habe ich mir geſagt, gilt nirgends weniger, als in ſeinem Vaterlande.“ Aber auch die ernſten geiſtigen Beſchäftigungen wurden in Ruppin wieder aufgenommen, ebenſo die muſikaliſchen Studien. So ſchrieb er gelegentlich der Markgräfin Wilhelmine: „Ich leſe und ſchreibe wie ein Galeerenſklave und mache Muſik für vier.“ Mit Begeiſterung verſenkte er ſich zu jener Zeit in das Studium der Feldzüge Ludwigs XIV. Am 12. November 1735 ſchrieb er an Grumbkow, mit dem er die Verbindung notgedrungenerweiſe aufrecht erhielt: „Ich habe ſoeben Turenne in der Schlacht bei Achern ſterben ſehen; mein Kopf iſt noch ganz voll von dieſem tragiſchen Ereignis.“ Auch ernſtere Probleme beſchäftigten ihn. Hier begannen ſeine Anſchauungen über das Weſen der Politik zu reifen. „Seine Ehre bewahren und nur im äußerſten Notfalle zur Täuſchung zu greifen, das iſt der Zweck und die große Kunſt der Politik“, äußert er ein ander Mal gegen Grumbkow. Es kamen auch bereits Stimmungen, in denen er die Welt und ihr Getriebe zu verachten begann. So ſchrieb er in dieſer Zeit (1735) an ſeine Schweſter in Baireuth: „Angewidert von der Welt nach allen Seiten hin, wie ich es bin, verſenke ich mich ganz in Gedanken, die mich mehr und mehr erkennen laſſen, daß hienieden kein beſtändiges und dauerndes Glück zu finden iſt.“ Aber den Wert des Lebens fühlte er um ſo deutlicher, wenn er von einem Beſuch ſeines Vaters in Berlin wieder in der kleinen Garniſonſtadt anlangte. Glückſtrahlend zeigte er dann einem älteren Freunde wie Camas ſeine Rückkehr an: „Seit zwei Tagen bin ich wieder hier und genieße die Freiheit mit vollen Zügen.“ Seinem Vater ſtiegen bereits dunkle Ahnungen auf, daß in ſeinem Sohne eine ganz andere Kraft als in ihm ſteckte, und als er einſt unter einem ſtarken Huſten litt (1732), äußerte er mit gemütlicher Selbſtironie: „nuhn werden die leüte ſagen, der alte menſchenqüeler wird ſterben, aber ſaget ihnen unten, das der nach mihr kommen wird, der werde ſie alle zum teüfel jagen und das würden ſie davon haben.“ Und auch Friedrich fühlte, daß ſeine Kräfte wuchſen, und ſah tatendurſtig in die Zukunft. Zu ſeinem Freunde Alexander

Wartensleben äußerte er bereits 1734: „Ja, mein liebes Gräflein, ich werde eines Tages viel Arbeit haben, aber ich hoffe damit fertig zu werden und es ſoll doch eine Luſt ſein, ganz allein in Preußen König zu ſein.“ Einer der aufmerkſamſten Beobachter Friedrichs in dieſer Zeit, der geiſtreiche Sachſe Graf Manteuffel, erkannte ſchon 1734 klar, daß der Thronwechſel eine große Änderung der Dinge mit ſich führen werde: der Erbe ſei viel hochmütiger, viel lebhafter, viel kühner, viel verſchlagener und viel unberechenbarer als König Friedrich Wilhelm.

4. Die Jahre der Sammlung. 1736—1740.

Obwohl es ſchon 1734 den Anſchein hatte, daß König Friedrich Wilhelm ſterben würde, verzog ſich der Eintritt dieſes Ereigniſſes doch noch einige Jahre. Dadurch wurde Raum geſchaffen für einen Abſchnitt in Friedrichs Leben, den er als ſeine glücklichſte Zeit zu bezeichnen pflegte, für die Rheinsberger Tage, über die ein unbeſchreiblicher, poetiſcher Zauber gebreitet liegt. Gab Friedrich doch hier den Deutſchen, die ihre Fürſten zumeiſt in nichtigen Dingen ihre Zeit vertun ſahen, zum erſten Male nach langer Zeit wieder das Beiſpiel eines ſchönheitsfrohen Muſenhofes. Sammelte der Kronprinz in der Rheinsberger Stille doch die Rieſenkräfte, die ihn als König ſeine unſterblichen Taten vollbringen ließen.

Ruppin war nicht der richtige Ort, wo eine Hofhaltung geführt werden konnte. Darum hat Friedrichs Gemahlin ſich auch nie daſelbſt aufgehalten. Dies wurde anders, als Friedrich ſich am 16. März 1734 in der Nachbarſchaft von Ruppin einen kleinen Sitz an einem See und im Waldesgrün vom Vater ſchenken ließ, weil er an der Lage des Plätzchens Gefallen fand, deſſen idylliſche Ruhe kaum durch das kleine dabeiliegende Städtchen geſtört wurde. Bevor er dies Schlößchen bezog, das in einer alten Chronik, deren Verfaſſer ſich eine etwas krauſe Etymologie zurechtgelegt hatte, ſtatt Rheinsberg auch wohl Remusberg genannt wurde, ließ er einen Neubau desſelben vollführen und die Gärten nach ſeinem Geſchmacke umändern (Bild 23). Vorerſt war es Kemmeter, der dem alten gotiſchen Schloſſe eine neue Geſtalt gab. Den Park verſchönerte Sello, der Ahn einer preußiſchen Hofgärtnerfamilie, die bis in die neueſte Zeit die Potsdamer Gärten verwaltet hat. Im Frühjahr 1736 waren die Arbeiten ſo weit gediehen, daß Friedrich, der alle Anlagen überwacht hatte, an die innere Einrichtung gehen konnte, bei der Antoine Pesne (Bild 24), der berühmteſte Maler des preußiſchen Hofes in jener Zeit, ein Pariſer Kind, als Deckenmaler Verwendung fand. Bald darauf ging der Einzug vor ſich, und die Rheinsberger Zeit begann.

Eine weſentliche Veränderung gegen das Ruppiner Garniſonleben, das in mancher Beziehung Ähnlichkeit mit einem Wirtshausleben gehabt hatte, bildete in Rheinsberg die Teilnahme der Damen an der täglichen Geſelligkeit, da jetzt die Gemahlin des Thronfolgers mit ihrem Hofſtaat ihren Wohnſitz dorthin verlegte. Es war ein meiſt recht luſtiger Kreis von Frauen, der ſich da einfand: eine Frau v. Brandt, ein Fräulein v. Walmoden mit dem Scherznamen Iris, eine Baronin von Morrien, Wirbelwind genannt, das kleine verſöhnliche Fräulein v. Tettau, Frau v. Kannenberg, die Friedrich ſchon aus ſeiner Kinderzeit kannte. Dieſe Frauen hatten das, was Friedrich an den Frauen gefiel. Sie waren geſellig, liebenswürdig und — worauf er beſonderes Gewicht legte — von gewandten Umgangsformen. Noch in ſpäten Jahren erinnerte er ſich gern der „guten Erziehung“, die die Damen dieſes Hofes gehabt hatten. Es fiel ihm aber nicht ein, unter dieſer guten

23. **Schloß Rheinsberg**

Nach einem Stiche von B. Schwarz

Erziehung etwas zu verſtehen, was nach Prüderie ſchmeckte. Er hatte vielmehr eine Abneigung gegen die „Tugenddragoner“. In dem Verhältnis zu ſeiner Frau trat bei Friedrich allmählich eine merkliche Änderung ein, indem er ſie aufrichtig achten lernte. Hatte er einſt damit gedroht, daß er die ihm aufgezwungene Frau bei ſeiner Thronbeſteigung verſtoßen würde, ſo kam er jetzt bald davon ab. Er hat in dieſer Rheinsberger Zeit ſein Urteil über Eliſabeth Chriſtine in den Worten zuſammengefaßt: „Ich müßte der niedrigſte Menſch auf dem Erdboden ſein, wenn ich meine Frau nicht aufrichtig hochſchätzen wollte, denn ſie iſt das ſanfteſte Gemüt, ſo gelehrig, wie ſich nur denken läßt, und gefällig bis zum äußerſten, ſo daß ſie mir alles an den Augen abſieht, womit ſie glaubt, mir Freude machen zu können.“ Er begegnete ihr jetzt ſtets mit Zartgefühl und ritterlicher Aufmerkſamkeit. Die Prinzeſſin ihrerſeits liebte und bewunderte ihren Gemahl. Um ihr Liebe zu ſchenken, dazu fehlten bei ihr jedoch für Friedrich die Vorausſetzungen. Vor allem war ſie nicht bedeutend genug, um dieſem Adler etwas zu ſein. Immerhin hat er angenehme Empfindungen durch den Umgang mit ihr und durch die Atmoſphäre, die in ihrem Hofhalt herrſchte, gehabt und durch ſie den erziehlichen Einfluß der Ehe würdigen gelernt. Darauf iſt es zurückzuführen, wenn er ſpäter die Verheiratung als das beſte Mittel anſah, um das ſtürmiſche Blut eines ſeiner Brüder zu zügeln, obwohl er, ſo weit es in ſeiner Macht ſtand, im Andenken an ſein eigenes Schickſal im allgemeinen darauf hielt, daß in Heiratsſachen kein Zwang ausgeübt wurde.

Neben den heiteren Frauen, unter denen die Herrin des Schloſſes noch nicht die Rolle der Verbitterten ſpielte, in die ſie ſich in den ſpäteren Jahren ihrer Ehe hineinlebte, verſammelte ſich in Rheinsberg eine große Zahl geiſtig angeregter Männer, die meiſt in ein Freundſchaftsverhältnis zum Kronprinzen traten. Der Umgang mit ihnen gibt dem Rheinsberger Hofe hauptſächlich den äußeren Charakter. Friedrich hat ſtets das Bedürfnis nach Freundſchaft gehabt. Er betrachtete ſie als unentbehrlich für das Glück eines Menſchen und bezeichnete einen wahren Freund als eine Himmelsgabe. Ergreifend iſt ſeine Toten-

Digitized by Google

Erläuterungsblatt

zu dem

eigenhändigen Briefe des Kronprinzen Friedrich

an den

Feldmarschall von Grumbkow

aus dem Oktober des Jahres 1737.

Nach der Urschrift im Kgl. Geheimen Staatsarchiv zu Berlin.

Digitized by Google

Übersetzung.

Der Schatten des Prinzen Eugen flößte noch in seinen letzten Feldzügen den Feinden Schrecken ein. Sie bildeten sich ein alle jene berühmten Schlachten zu sehen, in denen er seine Tapferkeit, seine Erfahrung und seine Geschicklichkeit zu siegen bewiesen hatte. Da man ihn immer siegreich gesehen hatte, verwechselte man ihn mit dem Siege, und die Franzosen fürchteten mehr den Prinzen Eugen allein als die ganzen gegen sie vereinigten Streitkräfte des Reiches. Der Kaiser wird seinen Verlust merken. Denn seit seinem Tode haben sich die Kabalen gesteigert, und die Verwirrung hat die Geschäfte zugrunde gerichtet. Selbst wenn Seckendorff seine Feinde in Verwirrung bringen sollte, würde er doch niemals der Stimme der abergläubischen Priester, die seinen Sturz fordern, Schweigen gebieten können. Der Kaiser ist umringt von diesen elenden Geistlichen, und das ganze Volk der Weiber ist ihnen ergeben. Es bleibt ihm nur zu wünschen übrig, daß er unterdes mit gutem Anstande seinen Rückzug bewerkstelligen kann, oder sich zu entschließen, das Opfer des falschen Eifers und der Verleumdung zu werden. Mein Entschluß wäre bald gefaßt sein.

Ein Hauptmann von der Leibwache des Kaisers Kommodus wurde ohne Grund vom Hofe verbannt. Als er im Exil seinen Tod herannahen fühlte, machte er seine Grabschrift: Hier liegt der sieben Jahre gelebt hat. Er war jedoch 64 Jahre alt. Nur die letzten Jahre hatte er in der Verborgenheit gelebt. Wenn ich meine Grabschrift machen würde, so würde sie lauten: Hier liegt, der ein Jahr gelebt hat. Es gibt Menschen, die Gott dazu bestimmt hat ein tätiges Leben zu führen, es gibt andere, die er geschaffen hat zum Denken und zur Anstellung von Betrachtungen über die Taten anderer. Ich gehöre zur letzteren Klasse, was sicher das angenehmste ist.

Wenn mein Brief Sie gelangweilt hat, so verbrennen Sie ihn, bitte, damit Sie sich rächen. Aber bedenken Sie, daß Sie es sind, der mich zum Schwatzen veranlaßt hat und daß ich viel Muße habe. Mit Nachsicht auf der einen Seite und einer unbegrenzten Zeit auf der andern kann man lange Briefe schreiben. Ich bereue diesen sehr; es scheint mir, daß es genügt hätte, Sie einfach der Achtung zu versichern, in der ich bin, mein lieber Marschall, Ihr sehr wohlgeneigter Freund

Friedrich.

L'ombre du Pr. Eugene dans ses dernieres Campagnes, inspiroit encore de la terreur
aux Ennemis, ils le figurent Voir toute ces fameuses batailles ou il avoit epreuvé
Sa Valeur Son experience et Son habileté a' vaincre ; L'ayant toujours vû victorieux
on la Confondoit avec [illegible]
la Victoire, et les Etrangers Doutoit plus le Seul genie eugene que toute Les forces de
L'empire reunies contre eux ; L'empereur doit s'apercevoir de Sa perte car depuis sa mort
Les Cabales ont egmentées, et La Confusion a' pendu les affaires. quand même Sa Cendre
confondroit ses Ennemis, il ne pouroient pourtant jamais imposer Silence a' la voix
des genies Superstitieux qui demandent Sa perte. L'empereur est obsédé de ces vils
ecclesiastiques, et toute la Nation des femmes lui est Devouée, il lui reste a' opter, entre
Se retirer de bonne grace, ou se resoudre a' Devenir la Victime du sauvage Celle-ci
De la Calomnie ; mon parti seroit bientot pris un capitaine des gardes de l'empereur
Comade fut exilé de la cour sans raison, il fit son epitaphe dans [illegible] exil se sentent
mourir. Sigit qui a' vecu sept ans. il en avoit cependant 84. dont il n'avoit été
que les dernieres Dans la retraite. si je fesois la morale ce seroit cigit qui a' vecu un an.
il Ya des hommes que Dieu a' Destiné pour mener une vie active, il y en a' d'autre qu'il
a' fait pour penser et pour reflechir sur les actions des autres, je suis du partage
des ces derniers, qui certainement est le plus doux.
En cas que ma lettre Vous aye ennuyé brulé la je vous prie pour Vous en venger
Vous souvenez Vous que c'est avec moi que vous faites babillé, et que j'ai beaucoup de loisir.
Vous que c'est avec de l'indulgence d'un coté, et un temps non limité d'un autre on
peut faire des longes lettres. je ne repens bien de cette ci, il me semble qu'il aurait
Sujet de Vous assurer simplement de l'estime avec la quelle je suis

Mon cher Chazot

Votre tres affectionné ami

Federic

Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin

Digitized by Google

24. Nach einem Selbſtporträt geſtochen von G. F. Schmidt. 1752

klage beim Verluſt lieber Freunde. Dann wünſchte er ſich den Tod herbei. In jener Epiſtel über die menſchliche Schlechtigkeit ſang er am Abend ſeines Lebens:

Pour moi, qui dans le monde ai de tout éprouvé,
Dans ces divers états mon cœur vide a trouvé
Qu'au milieu de ces maux le seul bien véritable,
Aux grandeurs, à la gloire, aux plaisirs préférable,
Seul bien, étroitement à la vertu lié,
C'est de pouvoir en paix jouir de l'amitié.

Ebenſo bezeichnete er noch in ſpäten Jahren gegen ſeine Schweſter Charlotte die Freundſchaft als den einzigen Troſt, den man in der Fülle der Schickſalsſchläge, von denen jedermanns Haupt bedroht wäre, haben könne. In dieſem Sehnſuchtsgefühl Friedrichs nach Freundſchaft verrät ſich etwas von der Sentimentalität der Kinder der Wertherperiode.

25. C. E. Jordan
Nach einem alten Gemälde

Ganz wie dieſe hatte er das Bedürfnis, ſich das Leben zu idealiſieren, und gerade das verſchönerte Bild eines abgeſchiedenen oder eines in der Ferne weilenden Freundes war geeignet, dieſen Drang in ihm zu erfüllen. So leidenſchaftlich ſich ſeine Gefühle dabei äußerten, ſo war doch immer ein Reſt Unaufrichtigkeit, Selbſtbetrug darin, wie das zum Weſen der Sentimentalität gehört. Ganz beſonders charakteriſtiſch iſt in dieſer Beziehung ſein Verhältnis zu Voltaire. Dieſer Hang, ſich mit Freunden zu umgeben und mit ihnen dem regſten Gedankenaustauſch zu leben, iſt der ſchlagendſte Gegenbeweis gegen die Behauptung, daß Friedrich ein kaltes Herz gehabt hat, wenn man auch im übrigen urteilen wird, daß der Verſtandesmenſch in ihm überwog. Empfindungsloſe Menſchen waren ihm ſelbſt ein Greuel, und als einer ſeiner Freunde die Anſicht vertrat, ein Gelehrter, der mit ſeinen Büchern lebe, könne auch ohne Freunde glücklich ſein, fertigte ihn Friedrich zornig ab mit den Worten: „Ein Menſch, der die Wiſſenſchaften pflegt und ohne Freunde lebt, iſt ein gelehrter Werwolf!“

Unter den Freunden, die ihm ſein Daſein in Rheinsberg verſchönten, ſteht obenan der Schweizer Etienne Jordan (Bild 25), ein lebhafter Halbfranzoſe, der ſich die vornehme Sicherheit des Weltmannes in ſeinem Auftreten angeeignet hatte und ein vortrefflicher Unter-

halter war. Ihm hat ſich Friedrich, wie der erhaltene koſtbare Briefwechſel zeigt, mit der größten Offenheit gegeben. Von etwas leichterer Art war der Kurländer Dietrich v. Keyſerlingk (Bild 26), in deſſen Adern von der italieniſchen Mutter her romaniſches Blut floß. Vierzehn Jahre älter als Friedrich, hatte der unterſetzte dunkelbrünette Mann bereits die Welt etwas kennen gelernt. Nachdem er in Königsberg ſtudiert hatte, war er zwei Jahre nach Paris gegangen. Er glänzte durch Sprachtalente. Dem Kronprinzen war er mit begeiſterter Liebe zugetan. Leider iſt der Briefwechſel mit dieſem intimen Gefährten nicht auf uns gekommen. Von ihm hat Friedrich geſagt: „Keyſerlingk und ich waren wie eine Seele.“ Er nannte ihn bedeutungsvoll Cäſarion und ſchrieb ſpäter eigenhändig dieſen Beinamen an die Tür des Zimmers im Charlottenburger Schloß, in dem Keyſerlingk wohnen ſollte. Es lag nahe dem ſeinigen. Während er auf einer Reiſe mit dem gelehrteren Algarotti ſchwere Geſpräche über Philoſophie führte, war ihm Keyſerlingk auf derſelben Fahrt der gegebene Mann zu leichtem Plaudern. Auf Keyſerlingk und Jordan hat er ein nettes Verslein verbrochen, das ein Licht auf beider Weſen fallen läßt:

26. Dietrich Freiherr von Keyſerlingk
Gemalt von Antoine Pesne

Der gute Jordan liebt nächtlich gelehrtes Wachen,
Cäſarion zieht vor die Flaſchen leer zu machen.

Anderer Natur war ein dritter Kamerad der Rheinsberger Tage, der gelehrte Offizier Chriſtoph Ludwig v. Stille, ein ſtrenger Lutheraner, der rückhaltlos ſeinen konfeſſionellen Standpunkt vertrat und ein ebenſo offener Freund der deutſchen Dichtung war. Er war ein Berliner Kind, etwa gleichalterig mit Keyſerlingk, und hatte in Helmſtedt, der berühmten kleinen Braunſchweigiſchen Univerſität, ſtudiert. Eine vierte Perſönlichkeit, die eine bemerkenswerte Rolle an dem Muſenhofe in der märkiſchen Waldeinſamkeit ſpielte, war Heinrich Auguſt de la Motte Fouqué (Bild 27), ſpäter einer der berühmteſten Generale Friedrichs. Ein eifriger Hugenotte, iſt er trotz dieſer konfeſſionellen Seite ſeines Weſens im Gegenſatz zu Stille einer der nächſten Freunde Friedrichs geworden. In Rheinsberg hat der ernſte Mann an Theateraufführungen teilgenommen und unter anderem in Racines Mithridates die Rolle des Arbates gegeben. Sein Spiel muß ſehr unglücklich ausgefallen ſein, denn noch im ſpäten Alter ſchämte er ſich deſſen. Noch mehr trat er damals in die Erſcheinung als Großmeiſter des Bayardordens, den der luſtige Kreis auf dem Remusberge ſtiftete. Er führte den Beinamen „der Keuſche“, während Friedrich „der Beſtändige“ hieß. Der Bayardorden war angeblich eine Vereinigung von Rittern ohne Furcht und Tadel, wie der Name ſchon andeutete. Obwohl ein ernſter Kern zu Grunde lag, iſt der Orden jedoch im weſentlichen Mummenſchanz geweſen. Fouqué ſtand in Deſſau und konnte daher nicht immer in Rheinsberg weilen. Als er ſich mit dem Fürſten Leopold überwarf, erwirkte ihm Friedrich bei ſeinem Vater einen gnädigen Abſchied und vermittelte ihm den

27. Heinrich August de la Motte Fouqué
Nach einem alten Gemälde

Eintritt in dänische Dienste, bis der Thronwechsel ihn wieder nach Preußen zurückführte.

Der ausgelassenste Gesellschafter dieser Tage war Franz Isaak von Chasot, ein französischer Ritter normännischer Abkunft, dem das Aufschneiden zur zweiten Natur geworden war. Durch sein aufdringliches Flötenspiel wurde er vielfach lästig. Daß er am Hanswurstspiel Gefallen fand, hob ihn nicht gerade in Friedrichs Augen. Ihm hat Friedrich eine launige Epistel gewidmet „über die Mäßigung in der Liebe". Die kecke Lebensluft des Mannes veranschaulicht ein Bild Pesnes im Schlosse zu Berlin, das ihn in Maskentracht darstellt (Bild 28). Friedrich hat den Chevalier von der Normandie einmal einen „Matador" seiner Jugendzeit genannt. Später haben ihn mehrere Zwischenfälle zu äußerst ungnädiger Haltung gegen ihn bestimmt, und in der „histoire de mon temps" hat er bei einer nachträglichen Redaktion Chasots Namen gestrichen. Erst im spätesten Alter fand wieder eine Annäherung zwischen beiden statt.

Andere Mitglieder des Rheinsberger Kreises waren die Offiziere Wylich, Buddenbrock und Senning. Noch andere gehörten ihm vorübergehend an, kamen und gingen. Zu ihnen gehörte der schöne Gesandte Frankreichs, Marquis de la Chetardie (Bild 30), der hier seine Studien machte, um sie später möglichst indiskret zu verwerten, der Hamburger Kaufmannssohn Bielfeld (Bild 29), der nachher ein Buch über das, was er in Rheinsberg gesehen hatte, veröffentlichte, dessen Wert vor der Kritik leider ziemlich in nichts zerstiebt und auf gleiche Stufe zu stellen ist mit manchem phantasievollen Reporterbericht moderner Zeit. Nach Rheinsberg berufen wurde auch der Sohn des Präsidenten der Küstriner Kammer, Christoph Alexander v. Münchow, der einst als Kind verbotene Waren in die Zelle des hohen Gefangenen geschmuggelt hatte, nachmals einer der trefflichsten Beamten König Friedrichs. Der Kronprinz machte mit bezaubernder Liebenswürdigkeit den Gastgeber, und bald war alle Welt

voll des Lobes über das angeregte Leben an ſeinem Hofe. Im erſten Winter beſtand die Tafel gewöhnlich aus zwei Dutzend Teilnehmern. „Ein kleines Häuflein voller Geiſt iſt die Geſamtheit in der Quinteſſenz“, äußerte Friedrich. Nicht jeder wurde zu dieſer Tafelrunde gezogen, namentlich wurde auf Unterhaltungsgabe geſehen. Wer dieſe nicht hatte, erfuhr unbarmherzig Zurückweiſung.

28. **François Isaac de Chafot**
Gemalt von Pesne

Abwechſlung, mitunter auch Störung, brachte in das fröhliche, geſellige Treiben die Kunſt. Bald nachdem das Schloß bezogen war, kam, von einer Reiſe nach Italien zurückkehrend, **Georg Wenzel v. Knobelsdorff** (Bild 37), der Sproß einer lauſitziſchen Adelsfamilie, nach Rheinsberg. Urſprünglich Offizier, griff er aus Neigung zur Laufbahn eines Architekten. Aus Italien brachte er mannigfache Anregungen mit, und Friedrich fand lebhaftes Gefallen an ſeinen Ideen und Plänen. Er wurde die Seele des künſtleriſchen Lebens in Rheinsberg und einer der wenigen Künſtler, zu denen Friedrich in ein näheres Verhältnis trat. Er fand den Kemmeterſchen Bau des Schloſſes ſteif und nüchtern, fügte deshalb einen zweiten Flügelbau an mit heraustretendem Eckturm, in dem Friedrichs Bibliothek aufgeſtellt wurde, und verband dieſen Turm mit dem gegenüberliegenden Klingenberg durch einen den Innenhof ſchließenden Säulengang. An der Eingangspforte fand die Inſchrift Platz: Friedrichs Feierſtille — Friderico tranquillitatem colenti.

Damals begann Friedrich auch mit der Sammlung von Gemälden, die er im Laufe der Zeit mit immer wachſender Leidenſchaft betrieb. Er bevorzugte von Anfang an die franzöſiſchen Genremaler **Watteau** († 1721), **Lancret** und **Pater** (Bilder 31 u. 32). Wenn Bielfeld beim Eintritt in die Rheinsberger Geſellſchaft die Empfindung hatte, daß er in die Welt der Genrebilder Watteaus verſetzt ſei, ſo hat er damit zweifellos ein äußerſt treffendes Wort ausgeſprochen. Das Leben an dieſem Hofe entſprach ganz der Stimmung in den Bildern Watteaus und ſeiner Schüler, und es war die natürlichſte Konſequenz, daß das Haupt dieſer Geſellſchaft eine ausgeſprochene Vorliebe für Watteau und ſeine Schule hatte. Friedrich erklärte in der erſten Zeit ausdrücklich, daß Watteaus Bilder denen Rembrandts vorzuziehen ſeien. Es war gerade damals die Zeit, in der der neue Rokokoſtil von Frankreich her ſeinen Einzug in Deutſchland hielt. Friedrich iſt ſchnell der begeiſtertſte Verehrer dieſes zierlichen Stiles, der gleichſam aus dem Geiſte der Zeit heraus geboren war, geworden. Während er freilich an den Malern der Periode ſpäter nicht mehr ſo viel Gefallen fand, iſt er in der Architektur, namentlich aber in der Innendekoration ſeiner Schlöſſer, dem Stile, den er in dieſer Zeit in Preußen zuerſt zur Geltung brachte, unverbrüchlich treu geblieben. Überall verwandte er das „allerliebſte Muſchelzierrat“, wie es Winckelmann nannte, bei den Wanddekorationen und den Möbeln. Jeder Gebrauchs- und Luxusgegenſtand war ſorgfältig ausgewählt. Jedem Möbel, jedem Bilde gab Friedrich ſeinen Platz. Sein Beſtreben war, als Grundton den der Heiterkeit hineinzulegen. Watteau und ſeine Nachahmer ſprachen

29. Nach einem Gemälde von J. F. Stein

ihn ſo an, weil ihn ihre heitere Lebensfreude entzückte. Er riet Pesne eindringlich davon ab, religiöſe Bilder zu malen:

Et souviens toi toujours que
c'est au seul amour
Que ton art si charmant doit
son être et le jour.

Sein Geſchmack war es, die Zimmer entweder ganz mit Gemälden anzufüllen oder die Wände mit Spiegeln und vergoldeter oder verſilberter Holzdekoration zu bedecken. Bei der Wahl der Stoffe bevorzugte er ſanfte und helle Farben.

Einen breiten Raum in der Geſelligkeit nahm die Pflege der Muſik ein. Die meiſten berühmten Kapellmeiſter, die Friedrich gefördert hat, die Graun, die Benda, ganz abgeſehen von ſeinem alten Lehrer Quantz haben ſchon in Rheinsberg, zum Teil ſchon in Ruppin mit ihm Flötenkonzerte veranſtaltet. Friedrich hat ſeine liebe Not mit ihnen gehabt; er war aber auch ein ſehr ſchwer zu behandelnder Herr. Sein muſikaliſches Lebenselement war die Kammermuſik. Er ließ nur in verhältnismäßig kleinen Räumen muſizieren, weil allein in ſolchen das von ihm gepflegte Flötenſpiel zur Geltung kam. Wie ſchon Bielfeld, ſo haben ſpäter die Kapellmeiſter Faſch, Reichardt und Burney, die Sängerin Mara und Friedrich Nicolai die Schönheit des Adagiovortrags bei Friedrich gelobt. Am meiſten Verhältnis hatte er zur Muſik Haſſes, die ihn tief ergriff. Bis zum Lebensende blieb er der Opernmuſik Grauns und Haſſes, die er in ſeiner Jugend lieben lernte, treu, und ebenſo hielt er bis an ſein Ende an der Quantzſchen Flötenmuſik feſt. Es iſt das der beſte Beweis, daß ihm die Muſik dieſer Künſtler, die italieniſche, in Fleiſch und Blut übergegangen war. Für die ſpäter aufkommende franzöſiſche hatte er keinen Sinn. Wenn er gelegentlich zu Jordan äußerte, er ſei für die Kunſt geboren, ſo hat er dabei ſicher am meiſten die Muſik im Auge gehabt. Denn das iſt eine Wahrheit: Er war durch und durch eine muſikaliſche Natur. Dies führte dazu, daß er ſelbſt komponierte. Von früher Jugend an bis zum Beginn des Siebenjährigen Krieges hat er 121 Flötenſonaten und vier Flötenkonzerte komponiert, von denen einige in der von ihm herrührenden Urſchrift erhalten ſind (Abbildung 34). Ebenſo ſtammt eine Anzahl der jetzigen Armeemärſche von ihm. Auch einige Operntexte hat er entworfen. Der Schwerpunkt ſeiner komponierenden Tätigkeit lag in der Flötenſonate. Es wird erzählt, daß ſein Adagiovortrag den Zuhörern oft Tränen entlockt habe. Seine Kompoſitionen laſſen das durchaus glaubhaft erſcheinen. „Sie offenbaren," wie ein Muſikkenner geſagt hat, „eine überraſchende Weichheit des Gefühls, eine Seele, die in lächelnder Schwermut und zarter, faſt weiblicher, aber niemals weichlicher Klage ihr Genügen ſucht. Die lieb-

lichen Sicilianos einiger ſeiner Sonaten muten an wie Gemälde Watteaus mit ihren zierlichen Figuren und ihrem zarten Farbenſchmelz, ohne dabei der deutſchen Innigkeit zu entbehren.“ Darum hat man auch wohl direkt ſagen dürfen, daß Friedrich in der Muſik deutſch empfand und ſeine Muſik nur italieniſchen Firnis hatte. War ja doch auch unter ſeinen Kapellmeiſtern kein einziger Ausländer.

30. Nach einem Stich von J. M. Bernigeroth

Die geſelligen Freuden und die Pflege der Muſik füllten nur einen kleinen Teil der Rheinsberger Zeit aus. Auch der Dienſt, den er immer noch als Oberſt des Ruppiner Regimentes zu verſehen hatte, raubte dem Kronprinzen nicht all zu viel Stunden. Mehr Mühe verurſachte ihm vielleicht noch die Anwerbung „langer Kerls“, mit denen er ſeinem Vater Freude machen wollte. Er hat beträchtliche Summen zu dieſem Zwecke ausgegeben. Ein ganz weſentlicher Teil der Schulden, die er in dieſer Zeit machte, kommt auf Rechnung von Werbegeldern. Seine Hauptbeſchäftigung in den Rheinsberger Tagen waren literariſche und wiſſenſchaftliche Studien. Kaum jemals hat ſich ein Fürſt mit größerem Feuereifer der Beſchäftigung mit geiſtigen Dingen gewidmet, als damals der Kronprinz von Preußen. Er hatte viel nachzuholen; denn ſeine geiſtige Ausbildung war doch bisher recht lückenhaft geblieben. Hat er doch ſelbſt gegen Duhan darüber geklagt, daß er einſt ſeine Zeit ſo vergeudet hätte. Nun aber bemächtigte ſich ſeiner ein Wiſſenstrieb und eine Arbeitsluſt, die keine Grenzen kannten. Es ging ſoweit, daß Friedrich alles Ernſtes daran gedacht hat, ſich den Schlaf abzugewöhnen. Nach vier Tagen mußte der Verſuch aufgegeben werden. Witzig verglich er ſich in einem Schreiben aus dieſer Zeit mit einem Gewohnheitsſchnupfer, dem man ſeine Doſe weggenommen habe und der nun vor Unruhe faſt umkomme und jeden Augenblick mit der Hand in die Taſche fahre; ſo wie dem Schnupfer gehe es ihm, wenn er weder arbeiten noch leſen könne. Er hat in dieſen Jahren unermeßlich viel in ſich aufgenommen, und ſein entwickelungsfähiger Geiſt iſt damals mit tropiſcher Schnelligkeit gereift. Dieſes Studium hat ihm denn auch einen unvergleichlichen Genuß gewährt. Die Seligkeit, die er in jenen Jahren geiſtigen Empfangens verſpürt hat, ſpiegelt ſich am klarſten in dem jubelnden Ausrufe: Wenn ich heute meine Grabſchrift machte, ſo würde ſie lauten: „Hier liegt, der ein Jahr gelebt hat.“ (Ci gît qui a vécu un an.) Der Ausſpruch fiel ein Jahr nach der Überſiedelung ins Rheinsberger Schloß, im Oktober 1737, in einem Briefe an Grumbkow (Beilage 2). Ihm entſpricht jene Schmerzensklage des faſt unterliegenden Feldherrn nach dem Mazener Unglücksſchlage: „Das Unglück hat mich immer verfolgt. Ich bin glücklich geweſen nur in Rheinsberg.“

Er las Schriften aus allen Gebieten, freilich nur in der Sprache, die ihm allein

51. Der Liebesunterricht

Gemälde von Antoine Watteau

zusagte, der französischen, und befestigte sich auf diese Weise in seinen religiösen, literarischen, philosophischen und politischen Anschauungen. Der Grund, den er legte, war so fest, daß er auch wie in der Musik und in der Architektur im allgemeinen nicht in den damals gewonnenen Anschauungen erschüttert worden ist. Man darf es vielleicht überhaupt als eine Eigentümlichkeit im Wesen Friedrichs bezeichnen, daß er mit einer ungewöhnlichen Zähigkeit an dem einmal Angeeigneten festgehalten hat.

Am meisten geschwankt hat er wohl noch in seinen religiösen Anschauungen. Aber, wie alle Welt weiß, ist er, der größeste Hohenzoller, im Gegensatz zu den übrigen Mitgliedern seines Hauses, namentlich gerade den bedeutenderen und tatkräftigeren unter ihnen, wie dem Kurfürsten Friedrich I. und dem großen Kurfürsten, sowie Wilhelm I., denen ein starker religiöser Zug eigen war, Zeit seines Lebens ein Freigeist geblieben. Das war großenteils die Frucht des religiösen Gewissenszwanges, den sein Vater in seiner unbeholfenen ehrlichen Art nicht nur bei der Nötigung zum Widerruf seiner Anschauung von der Unfreiheit des Willens, sondern auch sonst durch seine pedantischen Vorschriften wegen der von Friedrich zu beobachtenden Religionsübungen ausgeübt hatte. In der Rheinsberger Muße suchte der von Zweifeln gequälte Prinz in das Wesen der Religion einzudringen. Er befand sich ihr gegenüber von vornherein in einer unglücklichen Stellung. Vorwiegend Verstandesmensch, war er für religiöse Empfindungen, die mehr oder minder eine gemütvolle Natur voraussetzen, wenig zugänglich. Dazu hatte ihm die Vorsehung eine unbändige Spottlust mit auf den Weg gegeben, eine Neigung, die auch seinen Geschwistern großenteils eigen war. Dieser Hang zur Satire wurde förmlich gereizt durch die Äußerungen des kirchlichen Lebens der damaligen Zeit. Wir sahen bereits, wie er in frühester Kindheit über Francke spottete. Nun mußte ihn die Erziehung seines Vaters notwendig mit Abneigung gegen die Formen der Kirche erfüllen. Als er dann neben den Schriften der andern großen Freigeister jener

32. Der Vogelfänger

Gemälde von Nicolas Lancret

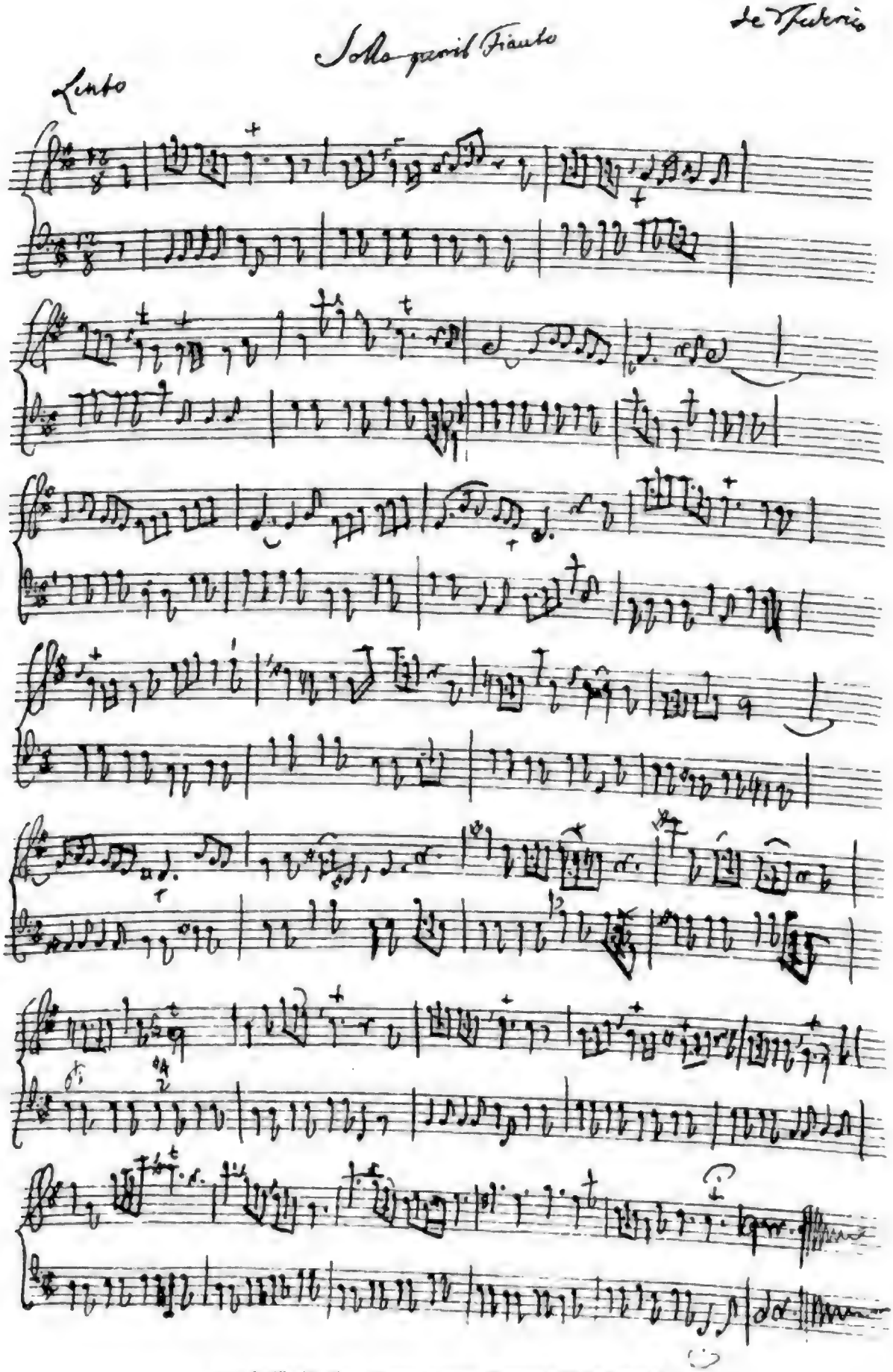
Epoche die des größesten unter ihnen, Voltaires, kennen lernte und ganz in ihren Bann geriet, da war es um Friedrichs Rechtgläubigkeit geschehen. Er hat auch im wesentlichen mit dem Christentum, sofern es als Dogma gefaßt wird, gebrochen. Nur die Gottesidee ist niemals in ihm erloschen. Er hat sich Gott stets verantwortlich gefühlt. Er konnte in heftigen Zorn geraten, wenn jemand seinen Glauben an einen lebendigen Gott bezweifelte. Hauptsächlich schien ihm der teleologische Beweis für das Dasein Gottes zwingend: Die vernünftige Anordnung des Weltganzen. Ihm lenkten göttliche Hände die menschlichen Dinge auf ein Ziel, das den Menschen verschlossen, das aber notwendig durch die allgemeine Verkettung der Ursachen in der Welt bedingt sei. „Wäre die Natur ohne Vernunft, so gäbe sie uns, was sie selbst nicht hat, und das wäre ein grober Widerspruch", folgerte er. Die Gottesleugnung galt ihm als eine verhängnisvolle Verirrung unechter Starkgeister. Sein innerstes Bekenntnis zu Gott liegt darin, wenn er an seine Schwester Wilhelmine schreibt: „Sie können darauf zählen, daß ich Ihnen mein Herz vor Gott erschließe", und wenn er gegen Grumbkow bekennt: „Ich weiß, daß mein Schöpfer ein Geschöpf nicht vernichten wird, welches ihn mit der Verehrung liebt und anbetet, wie ich. Es handelt sich nicht darum, in der heiligen Schrift zu lesen, sondern es gilt, die Pflichten der erkenntlichen Kreatur gegen den Schöpfer und des guten Weltbürgers gegen seinesgleichen auszuüben." In gewissen Stunden wurde ihm das göttliche Walten inneres Erlebnis. „Es gibt etwas da oben," hat er in solcher Lage einmal gesagt, „was aller menschlichen Weisheit spottet." Er

33. Quanz mit Frau

Nach einem Stich von Glume, Sammlung v. Tallwij

hat auch zu Zeiten an die Unſterblichkeit geglaubt. Doch gerade hierin hat er geſchwankt. In der Rheinsberger Zeit hat er ſich erſt zu dem Glauben daran durchgerungen an der Hand des Studiums der Schriften des Philoſophen Chriſtian Wolf (Bild 41), die ihm zuerſt einen gewiſſen Halt nach dem Zuſammenbruch ſeines Glaubens gewährten. Am 18. April 1736 hat er an den Grafen Manteuffel geſchrieben: „Es genügt mir, daß ich von der Unſterblichkeit meiner Seele überzeugt bin"; am 17. März 1737 heißt es in einem ſeiner Briefe an Suhm: „Ich fange endlich an, die Morgenröte eines Tages zu bemerken, der meinen Augen noch nicht vollſtändig leuchtet; ich ſehe die Möglichkeit, daß ich eine Seele habe, und ſelbſt, daß ſie unſterblich iſt." Ähnlich äußerte er ſich gegen den Prediger Achard. Aber ſchon zu Anfang des Jahres 1739 iſt infolge des Studiums des engliſchen Philoſophen Locke der Umſchwung eingetreten. In einem Briefe an Voltaire vom 8. Februar 1739 folgerte er aus der Abhängigkeit des geiſtigen Lebens von Körperzuſtänden, daß das Denken des Menſchen nur eine Wirkung oder ein Ergebnis der Mechanik des menſchlichen Organismus ſei. Dieſe Anſicht faßte ſeitdem Wurzel bei ihm. Doch niemals hat er den Wunſch nach Unſterblichkeit der Seele zu unterdrücken vermocht. In ſchweren Schickſalsſchlägen oder in den trüben Stunden, wo ihm liebe Perſonen genommen wurden, klammerte er ſich kurze Zeit an die Hoffnung, ein Fortleben der Seele nach dem Tode könne vielleicht doch möglich ſein, ſo im Lagerleben des Siebenjährigen Krieges im Geſpräch mit ſeinem Vorleſer de Catt, ſo in der Epiſtel an Lord Keith. Aber er ſchlug ſich ſehr bald ſolche Gedanken wieder aus dem Sinn: das ſeien holde Träume, die in nichts zerrönnen, ſobald man zu ſich komme.

Mit ſeinen Anſchauungen vom Daſein Gottes hingen ſeine Vorſtellungen von der Unfreiheit des menſchlichen Willens eng zuſammen. Er fand in der abſoluten Fatalität geradezu einen Troſt. Aber völlig ins Reine iſt er auch über dieſe große Frage nicht mit ſich gekommen. Durch das Studium des franzöſiſchen Skeptikers Bayle und des engliſchen Metaphyſikers Locke iſt er wohl irre geworden an der Richtigkeit ſeiner Annahme der Willensunfreiheit. Wenn ihre Lehre ſeinem Verſtande genügte, gemütlich zog es ihn doch immer wieder geheimnisvoll zu dem Glauben an die Vorausbeſtimmung des menſchlichen Schickſals. Ganz gebrochen hat er mit dem Wunderglauben im Gegenſatz zu einzelnen Philoſophen ſeiner Zeit. Sein Deismus führte ihn zur Trennung von jeder Konfeſſionalität. Dies deutete er ſchon 1737 dem im übrigen von ihm ſehr geſchätzten Pfarrer Beauſobre an, mit dem er oft über Religion diſputierte, ebenſo wie mit ſeinem alten Lehrer, dem Bibliothekar



34. Faksimile einer eigenhändigen Notenschrift Friedrichs

35. Maturin Weiſſière de la Croze
Ölgemälde von A. Pesne

La Croze (Bild 35), einem aus ſeinem Kloſter entwichenen früheren Benediktinermönche, auf den er die witzigen Verſe machte:

des maſſige Geſtalt auf die Erkenntnis lenkt,
daß die Materie denkt.

Damals erklärte er gegen Beauſobre: „Man braucht weder Luther noch Calvin, um Gott zu lieben.“ Für Luthers Perſönlichkeit hatte er etwas übrig wegen ſeiner ſtürmiſchen Tatkraft, obwohl ihm ſeine Derbheit anſtößig war. Er hat ihn einen Bellerophon genannt, der die Chimära niedergeworfen hätte. In ſeiner Interkonfeſſionalität gelangte er zu der Auffaſſung, daß alle konkrete Religion lediglich auf Betrug hinauslaufe. „Erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß unſere heutigen Religionen ebenſowenig der Religion Chriſti, wie der irokeſiſchen gleichen“ äußerte er einmal. Daher der ſchneidende Spott, den er ſtets zur Verfügung für die chriſtliche Kirche hat, daher ſeine freudige Zuſtimmung zu der von Voltaire ausgegebenen Loſung: Écrasez l'infame. Dies l'infame iſt oft falſch aufgefaßt worden, als gegen Chriſtus gerichtet. Es bezieht ſich, wie ſich aus dem Zuſammenhang der Stellen erweiſen läßt, auf die Kirche und deren Fanatismus. L'infame iſt als Femininum zu denken. Gemeint iſt natürlich in erſter Linie die katholiſche Kirche, aber auch die evangeliſche war nicht direkt ausgeſchloſſen. Der evangeliſchen Religion gab Friedrich bei näherem Vergleich doch ſtets den Vorzug, und er hielt etwas darauf, daß er ein Vertreter des Proteſtantismus ſei. Dem Chriſtentum und der Philoſophie entnahm er die Moral. „Die Pflicht des Menſchen iſt, ſeinesgleichen zu unterſtützen in allem, was von ihm abhängt, das iſt der Kern aller Moral“, hat er geſagt.

Durch ſeine philoſophiſchen Studien wurde er mit den Alten vertraut, freilich, da er Latein nur wenig, Griechiſch gar nicht verſtand, lediglich mit Hilfe franzöſiſcher Überſetzungen. Er verſenkte ſich ganz in die antike Welt. Lukrez, Horaz, Virgil, Seneca, Cicero und Mark Aurel wurden ihm beſonders wert. Schon in Rheinsberg erſchien ihm

der philoſophiſche Kaiſer Mark Aurel als das Ideal eines Fürſten. Anfangs lag ihm die Richtung des Stoizismus, der dieſer Cäſar folgte und die auch Friedrich ſpäter als die nachahmenswerteſte Philoſophenſchule anſah, ferner. Der Grundzug in Friedrichs Weſen war eine ſtarke Neigung zum heiteren Lebensgenuß, man kann geradezu ſagen Epikureismus. Allmählich wurde dieſe Neigung aber zurückgedrängt durch die Gewöhnung an die Pflicht und durch das Hineinwachſen in die harten Aufgaben ſeines hohen Berufes, für die ihm hier in Rheinsberg zuerſt die Erkenntnis kam. Mit zunehmendem Eifer hat er ſich da dem Studium Mark Aurels zugewandt. Er las in Mark Aurel geradezu zur Kräftigung ſeines Gemüts. Sein Bild hat ihn ſein ganzes Leben hindurch tröſtend begleitet. Er war förmlich ſein Heiland.

Neben der Lektüre der Alten trieb er leidenſchaftlich das Studium der Franzoſen. Sie waren ihm dasjenige neuere Volk, deſſen politiſche und literariſche Vergangenheit ihn am meiſten feſſelte und deſſen damalige geiſtige Vertreter ſchon um ihrer bloßen Eigenſchaft als Franzoſen willen an ſeinem Hofe die gaſtlichſte Stätte gefunden haben. Er ſah bei ihnen am meiſten das Bildungsideal verwirklicht, das ihm vorſchwebte. Ihm war der feine Geſchmack, die liebenswürdige und gewandte Form, der ſprudelnde Witz, die Gabe der Unterhaltung und die Klarheit und Präziſion des Ausdruckes das, wonach der Menſch bei ſeinem Bildungsgange am meiſten zu ſtreben hätte; er ſah, um es kurz zu formulieren, mehr auf die Form als auf den ſachlichen Gehalt. Da er dies am meiſten eben bei den Franzoſen fand, ſo waren ſie ſeine Leute. Dies hatte ſchon ſein Küſtriner Mentor, Hille, mit voller Deutlichkeit erkannt und ausgeſprochen. „Sagt ihm, was Ihr wollt," hatte Hille gleich zu Anfang bemerkt, „wenn nicht einige Körnchen Eſprit als Würze beigegeben ſind, ſo hält er ſich darüber auf; im andern Falle aber bewundert er und wägt auf das genaueſte ab, ob des attiſchen Salzes zu viel oder zu wenig iſt; was ſachliches daran iſt, das feſtzuſtellen hält er überhaupt nicht der Mühe wert." Ebenſo urteilte Hille in einer ſpäteren Charakteriſtik des Kronprinzen: „Da er alle Leute nach dem beurteilt, was glänzt, oder was die Franzoſen Eſprit nennen, ſo wird der, welcher nichts als den nackten, geſunden Menſchenverſtand hat, in den Wettbewerb nicht eintreten können, beſäße er gleich ſämtliche Kenntniſſe, Tüchtigkeiten und Tugenden. Eine Anſicht, deren Vortrag ein Bonmot, eine Pointe würzt, wird es über die allerſolideſte davontragen, die ſchlicht und nackt vorgetragen wird." Ganz ſo einſeitig, wie Hille es darſtellt, war Friedrich allerdings nicht geblieben. Er verhehlte ſich nicht die Schwächen der Franzoſen und verſtand es auch, ſeine eigenen Landsleute einigermaßen zu würdigen. Von ihnen ſagt er (1736): „Man ſpricht uns (den Deutſchen) den geſunden Menſchenverſtand, die Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit unſerer Reden zu." Ein ander Mal (1737) heißt es in einem ſeiner Briefe: „Den Deutſchen fehlt es durchaus nicht an Geiſt, die Natur hat ihnen geſunden Menſchenverſtand gegeben. Ihr Charakter iſt dem der Engländer verwandt. Die Deutſchen ſind arbeitſam und tief; wenn ſie ſich einmal mit einer Sache befaſſen, ſo gehen ſie darin auf." Dann aber fügt er hinzu: „Ihre Bücher ſind von einer tödlichen Weitſchweifigkeit. Wenn man ihnen ihre Schwerfälligkeit nehmen, und ſie ein wenig mehr mit den Grazien vertraut machen könnte, würde ich nicht die Hoffnung aufgeben, daß meine Nation große Männer hervorbringen könnte." Wen er bei ſolchen Schilderungen im Auge hatte, erkennt man, wenn er von den voluminöſen deutſchen Schriftſtellern, mit denen er in ſeiner Jugend geplagt wurde, von Hartknoch und Samuel Pufendorf ſagt, ſie wären gewiß ſehr fleißige Schriftſteller und Sammler geweſen, ihre Werke ſeien aber mehr hiſtoriſche Wörterbücher als wirkliche Geſchichte. Die kompendiöſen Geſchichtswerke Pufendorfs waren allerdings wenig geeignet, um den Feuergeiſt dieſes großen Publiziſten dem preußiſchen Kronprinzen zu erſchließen. Einige Jahre ſpäter meinte er etwas milder, es gäbe in Deutſchland vielleicht ebenſoviel „savants" als in Frankreich, aber ſie hätten nicht den feinen und raffinierten Geſchmack, der die franzöſiſchen Schriftſteller auszeichnete. Die große Kunſt beſteht ihm darin, es zu vermeiden, daß der Leſer gähnt. In dies Geheimnis

36. Friedrich der Große als Kronprinz

Ölgemälde von G. W. von Knobelsdorff im Kgl. Schloſſe zu Berlin

ſind ihm aber ſeine Deutſchen noch nicht eingedrungen. Er findet, daß die deutſche Bildung etwa auf dem Standpunkte ſtände, auf dem ſich die franzöſiſche zur Zeit König Franz I., alſo vor zwei Jahrhunderten, befunden habe. Wie Franz I. ſeinen Volksgenoſſen die italieniſche Bildung zugänglich machte und ſie dadurch auf eine höhere Kulturſtufe brachte, ſo gedachte Friedrich ſeine Nation durch Einführung des franzöſiſchen Geſchmackes zu heben. Richtig hieran war, daß die weſteuropäiſche Kultur der deutſchen erheblich voraus und daß dem deutſchen Geiſtesleben in der Tat einige Befruchtung durch die franzöſiſche Art zu wünſchen war. Nicht fehl wird man aber in der Annahme gehen, daß dies nicht das einzige Beſtreben war, das Friedrich erfüllte, wenn er es ſich angelegen ſein ließ, die franzöſiſche Bildung zu pflegen. Ihn hat offenbar insgeheim auch noch der Ehrgeiz getrieben, im ſtrahlenden Gewande dieſer Bildung zu zeigen, daß der Deutſche es gar wohl mit den beſten unter den Ausländern an geiſtiger Bedeutung aufzunehmen vermöchte.

Die deutſche Art hat er darum jedoch nicht zu verleugnen vermocht. Er hat ſelbſt ſeine Verſchiedenheit von dem franzöſiſchen Weſen deutlich empfunden. Vor allem iſt es die Konſequenz im Denken und Handeln, die er bei den Franzoſen vermißt, und die ihn in ſo hohem Maße auszeichnet. Er ſpricht auch zuweilen von ſeiner „tüdesken Beredſamkeit“ zur Bezeichnung ſeiner geradeswegs auf den Kern der Sache losgehenden, im gegebenen Momente furchtbar aufrichtigen Sprache. Was er ferner von den Deutſchen

37. J. G. W. Frhr. v. Knobelsdorff
Gemalt von Pesne. Gest. von G. Seidel

ſagt, ſie verſenkten ſich ganz in eine Sache, ſobald ſie ſich ihrer bemächtigt hätten, trifft ſo außerordentlich für ihn zu, daß wir ſchon daraus entnehmen können, wie ſehr der Kern ſeines Weſens deutſch war. Er pflegte zu ſagen, daß er das, was er täte, auch ganz täte, und ſeine Taten haben die Wahrheit ſeines Ausſpruches bewieſen. Er widmete ſich der Arbeit um ihrer ſelbſt willen und gerade dies iſt echt deutſch. Dieſe ſeine Gründlichkeit erweiſt, wie ſehr er den Wert der Arbeit ſchätzte. Gerade hierdurch unterſchied er ſich von den Alten. Gerade hierin zeigte ſich ſeine Tiefe. Nehmen wir hierzu noch ſeinen großartigen praktiſchen Verſtand, der eine Eigentümlichkeit des niederdeutſchen Weſens iſt, ſo werden wir erkennen, daß ſich hier unter dem ſchillernden Spitzenkleide des franzöſiſchen Schöngeiſtes aus der Zeit der Aufklärung ein durch und durch deutſcher Mann verbarg. Darüber täuſchten ſich ſchon einſichtige Zeitgenoſſen nicht. Der engliſche Geſandte Legge war es, der, als Brite dem deutſchen Geiſte kongenial, ſchon 1748 das Wort ausſprach: „Des Königs Herz iſt noch deutſch, ungeachtet der franzöſiſchen Stickerei, die ſeine Außenſeite zeigt.“

Vermöge der Bildung aber, die er genoſſen hatte, war dieſer Sohn des deutſchen Volkes ein Fremdling in der deutſchen Sprache und Literatur. Er hat Deutſch nur radebrechen gelernt und klagte wohl über das Kutſcherdeutſch, das er ſprach. Wenn ihm Depeſchen in deutſcher Sprache vorgelegt wurden, dann mußte er — es iſt wehmütig für den Deutſchen, dies zu erfahren — unter Umſtänden den Überbringer bitten, den Text ins Franzöſiſche zu übertragen, weil er den Sinn ſo beſſer verſtände. Seine wichtigſten militäriſchen Schriften, die lediglich zur Ausbildung ſeiner Generale geſchrieben waren, hat Friedrich franzöſiſch niedergeſchrieben und erſt ins Deutſche überſetzen laſſen. In Rheinsberg mußte ihm Suhm den Philoſophen, dem er unter den Deutſchen am meiſten Anregung verdankte, Chriſtian Wolf, erſt ins Franzöſiſche übertragen, ehe er ſich an ein Studium desſelben machen konnte.

Unter den franzöſiſchen Geiſtern haben Friedrich vor allem drei angezogen, der Satiriker Boileau, deſſen Witz dem ſeinigen verwandt war, der Trauerſpieldichter Racine, bei dem neben anderen Eigenſchaften auch Friedrichs Sentimentalität Nahrung und Genuß fand, und Voltaire, für deſſen Schriften er von Jugend auf geſchwärmt hat. Racines Mithridates wurde von dem Freundeskreis in Rheinsberg aufgeführt. Friedrich lernte große Stücke aus ſeinen Werken auswendig und hat ſie immer wieder deklamiert. Seine Dramen begleiteten ihn auf ſeinen Reiſen. Am meiſten Eindruck von allen Dichtungen Racines machte eine Szene im Britannikus, in der dem jungen Nero vorgeſtellt wird, daß die Welt „das öffentliche Glück den Wohltaten des Fürſten verdanken könne, daß ein ſolcher Fürſt ſich ſagen dürfe: überall werde er geſegnet und geliebt.“ Beim Leſen dieſer Worte brach Friedrich einmal in die Worte aus: „Ah! gibt es etwas Pathetiſcheres und Er-

habeneres als dieſe Rede, ich leſe ſie nie ohne die größte Rührung.“ Mit tränenerſtickter Stimme legte er das Buch aus der Hand. „Dieſer Racine,“ rief er aus, „zerreißt mein Herz!“ Die größten Triumphe, die ein König und Staatsmann erringen könnte, wollte er fahren laſſen, wenn er nur ein Werk wie die Athalie zu ſchaffen vermöchte.

Die meiſte Verwandtſchaft hat ſeine geiſtige Richtung mit der Voltaires gehabt. Er iſt der eifrigſte Schüler dieſes großen Franzoſen geweſen (Bild 38). So ſehr ſie ſich aber in Geſchmack und Denken glichen, ſo weſentlich unterſchied ſich auch Friedrichs Charakter von dem Voltaires. Das Bündnis zwiſchen dieſen beiden Geiſtern und die Diſſonanz zwiſchen ihren beiden Charakteren wird immer eine der intereſſanteſten geſchichtlichen Erſcheinungen bleiben. Indem Voltaire Friedrichs Geiſt für ſich eroberte, hat er vielleicht den größten ſeiner Siege errungen, die ihm ſeine gar nicht zu überſchätzende Stellung in der geiſtigen Bewegung Europas verſchafften. Carlyle hat dieſe Stellung treffend gekennzeichnet, indem er von Voltaire ſagte: „Er hat in ganz Europa einen Bund geſtiftet, deſſen Seele er war. Das Feldgeſchrei dieſes Bundes lautete: Vernunft und Toleranz.“ Durch Voltaires Einfluß wurde Friedrich der Führer der Aufklärung oder, wie man wohl geſagt hat, der „philoſophiſchen Kirche“ in Deutſchland, die eine ſtreitende und erobernde Kirche wie die eigentliche Kirche war, und deren Papſt, Voltaire, an Intoleranz und Einſeitigkeit nicht hinter dem eifrigſten Statthalter Petri zurückſtand. Als Friedrich Voltaires Schriften kennen lernte, da iſt er wie bezaubert geweſen, und dieſer Zauber iſt, ſoweit Voltaires Schriften in Frage kommen, ſein ganzes Leben hindurch nicht von ihm gewichen. Er nannte Voltaire das entzückendſte Weſen, das es gäbe, den erſten Schriftſteller aller Zeiten, deſſen Werke noch unverändertes Intereſſe haben würden, wenn die Mauern des Louvre und von St. Peter ſchon längſt in Trümmer zuſammengeſunken wären. Es werde Jahrhunderte dauern, bis die Natur wieder einen Mann wie Voltaire hervorbringe, meinte er. Ein andermal: „Kein Schriftſteller hat jemals einen ſo vollendeten Geſchmack beſeſſen, wie dieſer große Mann“. Ja, er hat mehrmals geſchrieben: „Wenn man nicht mehr franzöſiſch ſprechen wird, wird Voltaire noch in diejenigen Sprachen überſetzt werden, welche die franzöſiſche überleben“. Wie verzückt hat er in Gedanken Voltaires Hand geküßt. Er fühlte ſich bald ſo heimiſch in Voltaires Dichtungen, daß er humoriſtiſch meinte, wenn ihm alle anderen Hilfsmittel ausgingen, würde er als Souffleur der Voltaireſchen Stücke durchkommen. Er war der Anſicht, daß jeder Unparteiiſche ein Epos wie Voltaires Henriade den Dichtungen Homers vorziehen würde. An Voltaire reicht ihm nur noch Cicero heran, deſſen „Offizien“ er für das beſte Werk von der Welt, das geſchrieben wäre und geſchrieben werden könnte, erklärte. Dieſe Vorliebe für Cicero hat Friedrich ſein ganzes Leben hindurch feſtgehalten, genau ſo, wie die für Voltaire. Er hat beide auch gern miteinander verglichen. Es war, wie man ſofort erkennt, die große formale Begabung, die ihn bei dieſen ſich vielfach auch im Weſen ſo ähnlichen beiden Schriftſtellern entzückte. Wenn er auf Ciceros würdeloſen Charakter nicht achtete, obwohl ihm ſeine Eitelkeit nicht entging, ſo hängt das gleichfalls mit Friedrichs Bevorzugung der Form vor dem Inhalt zuſammen. Voltaires erbärmliches Weſen, das auch ſeinen lebhaft für ihn begeiſterten Biographen F. D. Strauß über ihn urteilen läßt: „er iſt nicht reinlich“, ſollte Friedrich noch zur Genüge kennen lernen. Seine Begeiſterung für den Schriftſteller in Voltaire vermögen wir vollkommen zu würdigen. Die phänomenale formale Begabung des Mannes durfte er ſich zum Muſter nehmen. Was aber Voltaire nach Goethes Wort fehlte, Tiefe, das war Friedrich eigen. Inſofern war er ſeinem Meiſter weit überlegen.

Faſt unmittelbar nach ſeiner Überſiedelung auf den Remusberg hat Friedrich Beziehungen mit dem vergötterten Manne angeknüpft. Es war Grumbkow, der der ihm bekannten alten Liebe des Kronprinzen für den franzöſiſchen Dichter — hatte Friedrich doch ſchon in ſeiner 1730 beſchlagnahmten Bibliothek zwei Ausgaben der Henriade beſeſſen — dadurch neue Nahrung zuführte, daß er ſeinen hohen Korreſpondenten ſofort bei Erſcheinen von Voltaires Karl XII., jener Perſönlichkeit, die für Friedrich häufig Gegenſtand

Erläuterungsblatt

zu dem

eigenhändigen Briefe des Kronprinzen Friedrich

an den

Feldmarschall von Grumbkow

Januar 1738.

Nach der Urschrift im Kgl. Geheimen Staatsarchiv in Berlin.

Überſetzung.

Mein lieber Marſchall [Januar 1738]

Als ich die im Haag überreichte Denkſchrift las, glaubte ich die freche Sprache zu hören, die der römiſche Geſandte Papirius vor Antiochus, König von Syrien, hielt, als dieſer Fürſt an der Spitze von 80000 Mann einen Einfall in Ägypten zu machen verſuchte. Der Stolz, der Hochmut und die Anmaßung ſind darin bis aufs Äußerſte getrieben. Es ſcheint, daß Frankreich an Macht und Anſehen nicht Gott dem Vater nachſtehen will, ſich Verſailles widerſetzen, heißt ſich dem göttlichen Willen widerſetzen. Welche Unverſchämtheit! Man ſollte nicht glauben, daß Menſchliche ſolches Hochmuts fähig wären. Ich würde Ihnen antworten, daß der König von Preußen iſt gleich

la nobile palma
Se spiantare si tenta allor inalza la cima altiera.[1]

Verzeihen Sie mir dieſe italieniſchen Verſe. Sie geziemen ſich für den König, ſeine Kraft und die würdige Art, mit der er ſeine gerechten Anſprüche behauptet. Ihre Betrachtungen über die Denkſchrift ſind ſehr richtig; aber man ſollte ſie nicht nur im Schatten des Kabinetts anbringen. Glauben Sie mir, es iſt Zeit zu ſchreiben, um die Geiſter vorzubereiten und zu gewinnen. Es gilt jetzt die Preſſe in Bewegung zu ſetzen und ich habe mehr als je Luſt meine Arbeit[2] zu veröffentlichen, wenn Sie es für zeitgemäß halten. Ich werde ſie nach England ſchicken, wo ſie zuerſt engliſch erſcheinen ſoll. Dann wird meine Urſchrift in Holland als Überſetzung verbreitet werden. Das iſt meine Idee. Sie können ſogar dieſe Bemerkungen auf die Denkſchrift drucken laſſen in Geſtalt eines Briefes eines Freundes an einen Holländer oder an einen Engländer. Ich glaube, das würde einen wundervollen Eindruck auf die öffentliche Meinung machen, um ſo mehr, als ſie laut iſt und, ſobald ſie ein zurechtgemachtes Raiſonnement vorfindet, ſich deſſen bemächtigt, um ſich die Mühe zu ſparen, aus Eigenem ein Raiſonnement zu machen.

Ihr Sohn wird vielleicht, wenn er hierher kommt, das Schickſal haben, das Sie ihm vorausgeſagt haben. Es iſt nicht ſchwer, dieſes Horoſkop zu ſtellen. Das Papier ſpielt mir einen Streich. Es zwingt mich wider meinen Willen zu ſchließen. Das ſoll jedoch nicht geſchehen, ohne Sie der vollkommenen Hochachtung zu verſichern, mit der ich bin, mein lieber Marſchall, Ihr ſehr wohlgeneigter Freund

Friedrich.

---

[1] dem edlen Palmbaum, je tiefer Ihr ihn beugt, deſto höher ſchnellt er ſeinen ſtolzen Wipfel. (Friedrichs Citat enthält Fehler.)
[2] Es handelt ſich um die im Text beſprochene Flugſchrift: Betrachtungen über die gegenwärtige Lage Europas.

Mon Cher Marechal

En Lisant Le Memoire presenté a La Haye il me semblait Entendre
Le Discours insolent que papirius ambassadeur Romain tint a Antiochus
Roy de Syrie Lorsque ce prince a la tete de quatre vint Mille hommes
tentait de faire une incursion en Egipte, L'orgueil, La hauteur
et La fierté y Etoit peinte a L'outrance, il Semble que La
France ne la Cede que en puissance et en pouvoir a Dieu Le pere,
S'opposer a Versailles c'est s'opposer aux decrets Divins, quelle
impertinence! on ne connoit pas que de Miserables Mortels soient
capables de tant de Hauteur, je Leur repondrois que Le Roy
de prusse est comme.

Al orbit' gualma,
Si spiangarè si tenti allone" il alteri' sirè
in alteare.

puisse mon cher Marechal Vous etablissez Les vrais principes qui doivent servir de Regle aux Roys, a Ses forces, et a La Magnificence Digne dont il Soutient Ses justes pretentions. Vos reflections sur Le memoire sont fort justes, mais il ne les faudroit pas debiter a L'ombre du Cabinet croyez moi il est temps d'ecrire pour preparer et pour gagnier Les esprits, il faut que La guerre Roulle a meme temps et j'ai plus envie que jamais de publier mon ouvrage, Si Vous le jugez a propos, je L'enverai en anglettere ou elle paroitra premierement en anglais on puisse mon original Se debitera en Hollande comme une traduction, c'est L'a mon idée, Vous pourrez de meme faire imprimer ces remarques sur La memoire en forme de Lettre d'un ami a un Hollandois ou a un anglais. je croi que cela feroit un effet merveilleux sur L'esprit du public, d'autant plus qu'il est pacifique et que des qu'il trouve un raisonnement tout fait il l'adopte pour s'epargner La peine d'en batir un de son propre fond. Votre fils aura quelque Lu la destinée s'il vient ici que Vous lui avez prognostiqué, il n'y a pas de difficulté pour tirer Le horoscope de ces Marmots. La pupille me fait Leur bon il m'oblige de finir Malgré moy ce me sera cependant toujours avec la plus parfaite estime avec la quelle je suis Mon cher Marechal Vos affectionné ami et serviteur

Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin

Digitized by Google

zu Parallelen bot, darauf aufmerkſam machte. Bald darauf leitete Friedrich ſeinen berühmten Briefwechſel mit dem Dichter am 8. Auguſt 1736 durch eine Erörterung über die Schriften Chriſtian Wolfs ein, mit denen er ſich damals gerade vertraut gemacht hatte. Voltaire antwortete mit der Überſendung eines Aufſatzes über die Willensfreiheit. So war man gleich in medias res gelangt. Bald darauf huldigte der Kronprinz dem Dichter durch Überſendung einer goldenen Feder, die den Kopf des Sokrates zeigte. Schnell gerieten die Briefſchreiber in lebhaften Gedankenaustauſch, bei dem Friedrich nicht damit zurückhielt, dem Franzoſen ſeine innerſten Gedanken zu erſchließen. Im Mai 1738 nennt er ihn bereits ſeinen „lieben Freund“: „Ce titre vous est dû.“ Er geſteht ihm: „Ihr Bildnis thront in meiner Bibliothek, es hängt über dem Schrank, der unſer goldenes Vließ enthält; es iſt unmittelbar über Ihren Werken aufgeſtellt und gegenüber meinem Platze, ſo daß ich es immer vor Augen habe. Ich möchte ſagen, dies Bild wäre wie die Statue des Memnon, die einen harmoniſchen Ton vernehmen ließ, wenn ſie von den Strahlen der Sonne berührt wurde; möge Euer Bild ebenſo den Geiſt derjenigen beleben, die es erblicken.“ Er ſandte dem Meiſter Erzeugniſſe ſeiner Feder ein, mit der Bitte, ſie zu begutachten und zu verbeſſern; und da Friedrich auch niemals gelernt hat, das franzöſiſche Idiom in ſeinen Fineſſen ganz zu beherrſchen, ja nie grammatiſch richtig ſchreiben lernte, ſo daß er keiner Sprache vollkommen mächtig war, ein unglückliches Los, das er mit faſt allen Geiſtern geteilt hat, denen die Heimatsſprache fremd geworden iſt, ſo hatte Voltaire allerdings mancherlei mit gutem Grunde an den Früchten der Muſe Friedrichs auszuſetzen, ganz abgeſehen von der poetiſchen Höhe ſeiner Leiſtungen. Der geſchmeichelte Franzoſe aber vergalt die Überſendung der Schülerarbeiten mit der Sendung ſeiner eigenen glänzenden Werke. Friedrich bemerkte dazu ſein, der Tauſch ſei ſo ungleich, wie der Handel der Holländer, die für die Glasſcherben, welche ſie den Wilden geben, Gold einheimſen. Es iſt begreiflich, daß Friedrich eine heiße Sehnſucht hatte, dieſen ſo glühend verehrten Mann von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen. Daran war aber nicht zu denken, ſo lange die Augen König Friedrich Wilhelms noch nicht geſchloſſen waren.

38. Voltaire in jüngeren Jahren
Gemälde von Largillière
Geſtochen von Demautort

Vorläufig mußte ſich Friedrich an dem Umgang mit den Schöngeiſtern genügen laſſen, die er am preußiſchen Hofe ausfindig machen konnte. Von einem der feinſten und gebildetſten Köpfe, dem ſächſiſchen Diplomaten v. Suhm (Bild 39), der einige Jahre als Privatmann in Berlin gelebt und in dieſer Zeit das Vertrauen Friedrichs gewonnen hatte, wurde er um die Zeit der Überſiedelung nach Rheinsberg getrennt, indem Suhm als Geſandter Sachſens nach Petersburg ging. Er blieb aber mit ihm durch Briefwechſel in reger Verbindung. Suhm, in den Briefen Friedrichs an ihn „Diaphanes“ genannt, war es, der den Kronprinzen mit Wolfs Philoſophie bekannt machte und auch ſonſt ihm mannigfaltige Anregung gab. Ihm hat Friedrich die tiefempfundenen Verſe gewidmet:

Mein Geiſt verkümmerte in dunkler Nacht,
Bis deine Hand die Fackel angefacht,

39. Suhm
Nach einem Stich von F. Carſten

Die lodernd in die Seele Licht gebracht.
Vom Himmel ſenkte ſich die hehre Wahrheit
Mir in das Herz mit ihrer Kraft und Klarheit.

Ein anderer Sachſe, Graf Manteuffel (Bild 40), beeinflußte ebenfalls weſentlich den Studiengang des wißbegierigen Prinzen. Friedrich erſchloß ſich ihm mit großer Rückhaltloſigkeit, und Manteuffel wußte ihn ſehr geſchickt zu nehmen. Der in Berlin als Privatmann lebende ungewöhnlich gebildete Hofmann hüllte ſich in den Schleier des Nichtswiſſenden und wählte ſich deswegen den eigenartigen Namen Quinze-vingt, d. h. einer der fünfzehnmalzwanzig (dreihundert) Blinden des Pariſer (Blinden-)Hoſpitals. Auch er förderte Friedrichs Verſtändnis für die Wolfſche Philoſophie. König Friedrich Wilhelm hatte ſelbſt, ohne es zu wollen, die Aufmerkſamkeit ſeines Sohnes auf dieſen Philoſophen gelenkt durch die empörende Behandlung, die er dem Gelehrten zu wiederholten Malen infolge ſeiner gänzlichen Verſtändnisloſigkeit für die freie Forſchung zu teil werden ließ. Als er den ungeheuren Mißgriff, den er einſt in ſeiner bekannten ſtürmiſchen Art durch die Verjagung Wolfs von ſeinem Lehrſtuhl in Halle begangen hatte, im Jahre 1733 wieder rückgängig zu machen ſuchte, ſich daran aber durch die Vorſtellungen der Neider und Feinde Wolfs verhindern ließ, war es Manteuffel, dem gegenüber Friedrich ſeiner Entrüſtung über dieſe zweite Verfolgung Ausdruck verlieh: „Alſo Verbot des Gebrauches der Vernunft," ſchrieb er ihm (20. April 1736), „was ſoll man denn von einer Religion denken, die ſich auf die Unwiſſenheit und den dummgläubigen Aberwitz gründen will? Nicht der größte Erzketzer pflanzte jemals ein gefährlicheres Panier auf." Zwiſchen Manteuffel und Friedrich trat eine Abkühlung ein, als der Prinz ſich dem großen Vermittler der engliſchen Philoſophie Voltaire näherte und damit in der Folge eine Entfremdung von der auf Leibniz beruhenden Philoſophie Wolfs und eine Annäherung an Bayle, Newton und vor allem Locke bei Friedrich eintrat. Wenige Jahre nach Antritt ſeiner Regierung hat Friedrich ſeinen eigenen philoſophiſchen Bildungsgang gezeichnet mit den Worten: „Ein Weiſer erſchien in England, der jedes Vorurteil abſtreifte und nur am Faden der Vernunft durch den Irrgarten der Metaphyſik ſich leiten ließ; Locke riß die Binde des Irrtums hinweg, die der ſkeptiſche Bayle und der ſcharfſinnige Leibniz gelockert hatte." Als er dieſe Worte in der Redaktion der Denkwürdigkeiten ſeiner Zeit von 1746 nach faſt dreißig Jahren einer erneuten Prüfung unterzog, da ſtrich er den Namen Leibniz und bekundete damit, daß er völlig mit der Wolfſchen Philoſophie gebrochen hatte.

Mit Newton machte ihn die gelehrte Freundin Voltaires, Marquiſe du Chatelet, von Voltaire als die „göttliche Emilie" gefeiert, bekannt, indem ſie dem des Lateiniſchen nicht genügend kundigen Prinzen deſſen „Mathematiſche Prinzipien der Naturphiloſophie" überſetzte. Noch mehr wurde Newton ihm zugänglich gemacht durch den Venezianer Algarotti, den Verfaſſer eines Buches über den Newtonismus „für die Damen". Dieſer glänzende Hofmann, ein Kaufmannsſohn, deſſen Ehrgeiz vornehmlich auf die Erwerbung diplomatiſcher Lorbeeren ausging, der ſich auch als einen tüchtigen Kunſtkenner gezeigt hat, berührte Rheinsberg im September 1739. Das Weſen des ſchönen Kavaliers blendete Friedrich förmlich und ſeit jener Zeit datiert die Freundſchaft zwiſchen beiden, die ununterbrochen bis zum Tode Algarottis angedauert hat und auch nicht dadurch abgeſchwächt wurde, daß Friedrich

40. E. C. Graf von Manteuffel

ſpäter die geringe wiſſenſchaftliche Bedeutung des „Schwanes von Padua“, wie er Algarotti (Bild 116) genannt hat, richtig einſchätzen lernte. Man kann nicht behaupten, daß Friedrich ſehr in die naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen Newtons eingedrungen iſt. Die Erfahrungswiſſenſchaften ſagten ihm nicht zu. Sie ſind ſtets ſeine „Achillesverſe“ geblieben. Von der Geometrie urteilte er ſchon 1738: „Sie trocknet den Geiſt zu ſehr aus, und wir Deutſchen haben ihn ſchon trocken genug. Unſer Geiſt iſt ein dürrer Boden, den man künſtlich pflegen und ohne Unterlaß anfeuchten muß, wenn er Früchte tragen ſoll.“ Dies verrät eine ſtarke Abneigung gegen die mathematiſchen Wiſſenſchaften. Trotzdem hat ihm Newtons Methode außerordentlich imponiert. In der Abneigung gegen die exakten Wiſſenſchaften berührte er ſich mit Bayle, aus dem er im übrigen am meiſten ſein poſitives Wiſſen geſchöpft hat.

Newton und Locke ſind für Friedrich bis ans Lebensende die großen Leitſterne in der Philoſophie geblieben. Noch wenige Wochen vor ſeinem Tode hat er ſie beide, deren Lehren er in Rheinsberg ſchließlich annahm, als die „größten Denker unter den Menſchen“ bezeichnet. Im Hinblick auf Voltaire fügte er, darin ebenfalls ſeiner alten Geſinnung treubleibend, hinzu: „Aber die Franzoſen verſtehen doch beſſer als die Engländer, die Dinge gut zu ſagen“.

Es war für Friedrich der höchſte Genuß, den Rätſeln des Lebens forſchend nachzugehen oder die ſchönen Wiſſenſchaften, die damals auch unter den engeren Begriff der Philoſophie fielen, zu pflegen. Dieſe Beſchäftigung war am meiſten geeignet, ihm Ruhe und Seelenfrieden zu geben. Schon Rheinsberg hat er ſich als Sansſouci, als die Burg Sorgenfrei gedacht. Am liebſten fühlte er ſich als Philoſoph. Aber er ſagte ſich auch bald, daß das menſchliche Erkenntnisvermögen ſeine Grenzen habe, daß die menſchliche Vernunft nicht ausreiche, um die unerſättliche Wißbegierde völlig zu befriedigen. Früh beſchied er ſich, daß es dem Menſchen von der Natur nicht gegeben ſei, in ihre Geheimniſſe zu dringen. Tiefere Unterſuchungen über abſtrakte Materien anzuſtellen, ſei der Menſch nicht gemacht. Die Beſtimmung des Menſchen ſei, zu handeln. Es iſt, als wenn aus dieſen im Februar 1738 niedergeſchriebenen Worten die Ahnung ſeines künftigen Geſchickes ſpricht. Sie bekunden eine neue Regung des Geiſtes der Tatenfreude, der in dieſer Seele, ſobald ſie vor ihre Lebensaufgabe geſtellt wurde, mit der Sehnſucht nach äſthetiſchem Genuß unabläſſig ringen und dadurch ihre Kräfte ſtählen ſollte.

Über den philoſophiſchen und literariſchen Studien ließ Friedrich nicht den Gang der Politik außer acht. Bei dem leidenden Zuſtande ſeines Vaters fühlte er ſich verpflichtet, unausgeſetzt ſeine Aufmerkſamkeit darauf zu richten. Der Spiegel für ſeine Haltung in

41. Der Philoſoph Chriſtian Wolf

dieſen Jahren iſt vornehmlich in ſeinen Briefen an Grumbkow zu erblicken, dem gegenüber er jetzt allmählich eine freiere Stellung gewonnen hatte, da er ſeiner nicht mehr bedurfte und da er ihm auch gereifter gegenüber trat. Was ihn am meiſten in der großen Politik in Spannung erhielt, das waren die Umtriebe Frankreichs. Wie das franzöſiſche Geiſtesleben, die franzöſiſchen Sitten und die franzöſiſche bildende Kunſt, ſo hatte es ihm auch die Geſchichte dieſer Nation angetan. Er lebte und webte in der franzöſiſchen Geſchichte des 17. Jahrhunderts, in der Zeit Heinrichs IV. und vor allem Ludwigs XIV.; Richelieu und Ludwig XIV., Turenne, Condé und Colbert wird er nicht müde bewundernd zu nennen. Ludwigs XIV. Syſtem iſt ihm das große Muſter aller Politik. Er beklagte es geradezu, daß er die Zeit dieſer Heroen nicht mehr erlebt habe. Jetzt ſah er in Frankreich in der Perſon des hochbetagten Kardinals Fleury einen jener kraftvollen Männer durchaus nicht ebenbürtigen Staatsmann das Ruder führen. Er gewahrte, daß das Ziel dieſes „Fuchſes“ die

Univerſalmonarchie Frankreichs war und daß ihm erhebliche Fortſchritte auf dem Wege dahin gelangen. Im Utrechter Frieden (1713) war es Frankreich geglückt, einen Zweig ſeines Hauſes auf den ſpaniſchen Thron zu bringen. Seitdem gipfelte die europäiſche Politik in dem Streit, wem die früheren Beſitzungen der ſpaniſchen Krone in Italien gehören ſollten. Durch den Utrechter Frieden waren ſie dem Hauſe Öſterreich zugeſprochen. Frankreich aber ſetzte alles daran, auch dieſen Teil der ſpaniſchen Erbſchaft für ſich zu gewinnen. In dem Vertrage von Sevilla vom 9. November 1729 war es ihm in der Tat gelungen, Toskana für die Bourbonen in Madrid zu erwerben, und zwar unter der Zuſtimmung des Nebenbuhlers Frankreichs, Englands, das kaum etwas törichteres von ſeinem Standpunkte aus tun konnte, als dies gutzuheißen. Nach Friedrichs Angabe nannten daher auch die Engländer den Vertrag von Sevilla die Quelle ihrer Tränen. Es bedurfte keines großen politiſchen Scharfblickes, um vorauszuſehen, daß es über kurz oder lang zu einer fundamentalen Auseinanderſetzung zwiſchen den beiden großen Nationen des europäiſchen Weſtens kommen müßte. Daher ſuchte England inſtinktiv wieder Anſchluß an Öſterreich, Frankreich dagegen an Preußen, das ſich ihm indes verweigerte und, wie bekannt, Öſterreich Gefolgſchaft leiſtete, um von dieſem mit Undank gelohnt zu werden. Nun erwarb Fleury in Lothringen, wo der vertriebene Polenkönig, der nunmehrige Schwiegervater des jungen Ludwigs XV., zur Herrſchaft gelangt war, eine neue Satrapie für Frankreich. Die franzöſiſche Gefahr wurde immer größer für England, aber auch für Deutſchland, zu dem die Franzoſen in Lothringen und Straßburg zwei Einfallspforten beſaßen. Dieſe Lage der Dinge hat dem preußiſchen Kronprinzen die Feder in die Hand gedrückt, um in einer Flugſchrift, die „Betrachtungen über die gegenwärtige Lage von Europa“ betitelt war, für England ein Warnungsſignal zu geben. Die 1738 geſchriebene bedeutſame Denkſchrift iſt nicht, wie Friedrich anfangs beabſichtigte, veröffentlicht worden, weil Frankreich damals wieder einen Annäherungsverſuch an Preußen unternahm. Friedrich konnte es ganz erwünſcht ſein, wenn Preußen mit dem Nebenbuhler Öſterreichs, das er ja frühzeitig haſſen gelernt hatte, Fühlung gewann und dadurch den fortgeſetzten Demütigungen, die Preußen von Öſterreich erfuhr, ein Ziel geſetzt zu werden vermochte. Dieſe Demütigungen ſchmerzten ihn auf das tiefſte. Er ſuchte bei Grumbkow Eingang zu gewinnen für Vorſchläge zu energiſcheren Maßregeln und dadurch auf ſeinen Vater zu wirken. „Was mich am meiſten beunruhigt,“ ſchrieb er im Januar 1737 zu den Verhandlungen über Jülich-Berg „iſt, auf unſerer Seite nur Schlafſheit zu ſehen, in einer Zeit, wo die Welt von dem Schrecken unſrer Waffen zurückgekommen iſt, in einer Zeit, wo man die Dreiſtigkeit ſo weit treibt, uns zu mißachten.“ Als die vier damaligen europäiſchen Großmächte, Öſterreich, Frankreich, England und Holland, offen in der Frage der niederrheiniſchen Herzogtümer Partei gegen Preußen ergriffen und mit gemeinſamen Maßregeln gegen dasſelbe drohten, da wollte er „ſofort die ganze Armee am Rhein zuſammenziehen, ſofort eingetretenen Falls Berg beſetzen und dem, der uns hindern will, auf den Leib fallen.“ Aber Friedrich Wilhelm I. war nicht der Mann heroiſcher Entſchlüſſe. Friedrich hat ſpäter ſeine Gefühle in dieſer Lage ausgeſprochen. „Mit zerriſſenem Herzen,“ ſagt er, „empfanden die guten Patrioten die Nichtachtung der Mächte gegen Friedrich Wilhelm I. und das Brandmal, das die Welt dem preußiſchen Namen aufdrückte.“ Sein preußiſcher Stolz, der ſich insbeſondere an den Taten des großen Kurfürſten genährt hatte, regte ſich immer lauter. Mit brennender Ungeduld harrte er des Augenblickes, wo er berufen ſein würde, einzugreifen. Am 7. September 1737 ſchrieb er: „Ich befinde mich in der Lage jener Schauſpieler, die ihr Stichwort erwarten und der Rolle der anderen wenig Aufmerkſamkeit ſchenken.“ Einen ſinnfälligeren Vergleich zur Veranſchaulichung ſeiner Empfindungen gibt es kaum. Gegen Grumbkow prophezeite er im März 1737, wenn Kaiſer Karl VI. eines ſchönen Tages ſtürbe, würde es zu gewaltigen Umwälzungen kommen. Wem kommen dabei nicht die Prophezeiungen Bismarcks in den Sinn, die er als Bundestagsgeſandter über den künftigen Krieg mit Öſterreich ausſprach? Friedrich und Bismarck, beide haben hier ſelbſt die weltgeſchichtlichen Schickſalsſtunden herbeigeführt, die ſie dem

Hauſe Öſterreich verkündigten. Friedrichs ganzen edlen Stolz verraten aber jene im Januar 1738 gefallenen drohenden Worte: Der König von Preußen iſt dem edlen Palmbaum gleich: je tiefer Ihr ihn beugt, deſto höher ſchnellt er ſeinen ſtolzen Wipfel" (le roi de Prusse est comme „la nobile palma se spiantaro si tenta allor inalza la cima altiera") (Beilage 3). Zu dem Wiener Hochmute machte er ſich ſeine Anmerkung, wie er Grumbkow ſagte: „Blättern Sie in der Geſchichte, wo Sie wollen, ſtets werden Sie finden, daß das Übermaß des Hochmuts für die Reiche der Vorläufer ihres Verfalles oder ihres Sturzes geweſen iſt." Was Mauteuffel ſchon 1734 vorausſah, der jüngere Seckendorff beſtätigte es, als er 1737 nach Wien zurückging, indem er dort von Friedrich prophezeite: „Sein Grundſatz iſt: mit einem großen Schlage zu beginnen." Friedrich ſelbſt bekannte von ſich: „Ich fürchte, daß man mir eher ein Übermaß von Verwegenheit und Lebhaftigkeit vorwerfen wird", und im Hinblick auf das Lebenswerk ſeines Vaters äußerte er ahnungsvoll: „Wer weiß, ob für die ruhmvolle Anwendung dieſer Vorbereitungen die Vorſehung nicht mich vorbehält." In Öſterreich aber mochten dunkle Ahnungen umgehen von dem Lohn, den das Haus für ſeine Treuloſigkeit empfangen würde. Schon im Mai 1739 ging an den europäiſchen Höfen die Rede, der Kaiſer Karl VI. habe ſich von Frankreich Schutz verſprechen laſſen, weil er beſorge, daß Preußen einen Angriff auf ihn im Schilde führe und für Jülich und Berg ſeinen Regreß auf Schleſien nehmen werde.

Noch war es nicht ſo weit. Während die auswärtige Politik Preußens fortdauernd die denkbar unglücklichſte blieb, ſuchte der, der berufen ſein ſollte, den Wendepunkt der deutſchen Geſchichte herbeizuführen, ſich darüber klar zu werden, wie ein Regent zu regieren habe. Kronprinz Friedrich ſchrieb ſeinen Antimachiavell.

Der große Florentiner Machiavelli gilt noch heute bei der Maſſe der Gebildeten als der Vertreter eines völlig unſittlichen Syſtems. Wenn man von Machiavellismus ſpricht, ſo will man damit eine gewiſſenloſe Politik bezeichnen. Noch immer ſind die Worte Leopold Rankes und Heinrich Leos, die ſchon vor ſieben Jahrzehnten eine gerechtere Würdigung des florentiniſchen Staatsſekretärs anbahnten, und ebenſo Heinrich v. Treitſchkes kraftvolle Darlegungen über die Bedeutung Machiavellis großenteils ohne Wirkung geblieben. In Wahrheit iſt Machiavelli durch ſein Buch vom Fürſten ein Befreier des Staates geworden, weil er zuerſt den fundamentalen Satz mit voller Klarheit ausgeſprochen und durchgeführt hat, ohne den geſundes politiſches Denken nicht möglich iſt, den Satz: der Staat iſt Macht und muß ſich um ſeiner ſelbſt willen zu behaupten ſuchen. Man darf nicht durchaus Reinheit der Mittel verlangen, wenn es das Daſein des Staates gilt. Dieſe eherne Wahrheit wird immer beſtehen bleiben und wer das nicht Wort haben will, der beweiſt damit nur, daß er nicht aus dem Stoffe geformt iſt, aus dem Politiker geformt ſein müſſen. Unſittlich in dem ‚Principe' iſt allerdings die Hohlheit des Machtbegriffs, wie ihn Machiavelli verſteht. Wenn ſie nicht zu ſittlichen Zwecken verwendet wird, ſo hat die Macht keine Berechtigung. Ein Staat, der ſeinen Beruf nicht in der Löſung kultureller Aufgaben ſieht, iſt es wert, unterzugehen.

Dem Kronprinzen Friedrich fiel das Buch in den Rheinsberger Tagen in die Hände, und er ging an die Lektüre desſelben mit großen Vorurteilen. Man hatte ihm offenbar von dem großen Tyrannenkodex geſprochen, den das Werk darſtelle. Er las es und ſah in den Spiegel einer tief unſittlichen Zeit, aus der heraus Machiavelli verſtanden ſein will, wo verbrecheriſche Uſurpatoren nur um der leeren Macht willen ſtreiten. Er fand darin Berührungspunkte, Ähnlichkeiten mit der frivolen Politik ſeiner Zeit. Kardinal Fleury erſchien ihm als der Machiavell in der Kutte. Er ſelbſt hatte ſeine politiſchen Anſchauungen an den Lehrern des Naturrechts Hugo Grotius und Thomaſius gebildet, denen die realen Verhältniſſe des politiſchen Lebens fremd waren. So ſah er ſich mit ſeiner vorgefaßten Meinung dreifach zum Widerſpruch gereizt: Als legitimer Fürſt eines königstreuen Volkes fühlte er ſich beleidigt durch die Verteidigung des Uſurpatorentums mit ſeinen Verbrecherbanden; als zorniger Gegner der Fleuryſchen Politik war er entrüſtet, hier gleichſam das

Vorbild Fleurys verteidigt zu finden; und als eifriger Verfechter der naturrechtlichen Lehre wurde er aufgestachelt, den Principe zu widerlegen. Es kam dem preußischen Thronfolger so vor, als wäre das Buch von einem diabolischen Fürstenlehrer geschrieben, der den ihm zur Erziehung anvertrauten Prinzen verderben wollte. Aufs höchste befremdet war er, als Voltaire den florentinischen Staatsmann in seiner Geschichte Ludwigs XIV. den großen Männern zuzählte. Zum erstenmale wagte er es, dem verehrten Manne laut zu widersprechen. Er meinte, das wäre dasselbe, als wenn man den Räuberhauptmann Cartouche unter die Boileau und Colbert reihen wollte (31. März 1738). Ein Jahr darauf ist der Entschluß bei ihm gereift, ein Werk über „den Fürsten" zu schreiben. Je médite un ouvrage sur le Prince de Machiavell, teilt er am 22. März 1739 an Voltaire mit. Im Mai ist er schon mitten in der Arbeit, die ihm „zu tun macht". Einen Monat später gesteht er, daß er nicht recht vorwärts käme mit seiner Schrift „gegen Machiavell". Er hätte sich die Arbeit leichter vorgestellt. Noch im Oktober sitzt er daran. Endlich, am 6. November, kann er dem Freunde in Cirey mitteilen, daß die „Widerlegung" des Machiavell fertig sei. „Wennschon ich nicht meinen Namen auf dies Werk setzen will, möchte ich doch, falls das Publikum den Verfasser erraten sollte, nicht Unannehmlichkeiten ausgesetzt sein", bemerkte er. Diese berechtigte Rücksicht machte viele Abschwächungen notwendig. Am 4. Dezember gingen die ersten Kapitel an Voltaire ab. Im Anfang des Jahres 1740 folgten die weiteren Teile der Schrift, deren Drucklegung Friedrich dem Freunde in Cirey vertrauensvoll überließ. Ehe sie besorgt werden konnte, hatte der Verfasser des Buches bereits den Thron bestiegen (Beilage 4).

Friedrichs Werk mußte ein Fehlschlag bleiben. Der junge Prinz war dem großen politischen Denker nicht gewachsen, der seine Lehren auf einer Fülle von Erfahrungen aufbaute und die Wahrheit auf seiner Seite hatte. Widerlegen konnte der Antimachiavell nur nebensächliche Dinge. Insofern hat er geringe Bedeutung. Nicht hoch genug anzuschlagen ist sein Wert aber wegen des Regierungsprogrammes, das sich aus dem weltberühmten Buche zusammenstellen läßt.

Da ergab es sich denn, daß sich dieser Fürst durchgerungen hat zu derselben hohen Auffassung der Fürstenpflichten, die seinen Vater erfüllte, und dessen Ideale wissenschaftlich zu formulieren sucht. Gleich vornan steht der tiefe Satz, der Friedrich Wilhelms Leitstern in seinem harten Arbeitsleben von Anfang an war und der in noch höherem Maße der Grundgedanke im Leben Friedrichs werden sollte, in der denkbar schroffsten Form ausgesprochen: Der Souverän soll der erste Domestique seines Volkes sein. Er teilt die Fürsten in zwei Gruppen: diejenigen, die alles mit eigenen Augen sehen und ihre Staaten selbst regieren, und diejenigen, welche sich auf die Zuverlässigkeit ihrer Minister verlassen. „Die Souveräne der ersteren Klasse sind gleichsam die Seele ihres Staates." Derselbe Prinz, der einst die preußische Uniform als seinen Sterbekittel ansah, erklärte jetzt, ganz im Sinne seines Vaters, daß ein Fürst nur halb seinen Beruf erfülle, wenn er sich nicht dem Kriegshandwerk widme. Wie König Friedrich Wilhelm zeigt er sich durchdrungen von dem unermeßlichen Werte der Fabriken für den Staat. „Ich bin immer überzeugt gewesen, daß der Mangel an Manufakturen zum Teil jene außerordentlichen Auswanderungen aus den nördlichen Ländern verursacht hat." Ganz wie sein Vater, der hierin wenigstens realpolitisch dachte, hat er erkannt, daß es nicht genüge, wenn man den Menschen den Weg der Tugend zeige, man müsse auch das Interesse zu wecken wissen, sonst würde man nur geringen Erfolg haben. Dies System hatte sein Vater ja mit so großem Glücke bei der Begründung des Offiziers- und Beamtenstandes angewandt. Machiavellistisch ist es, wenn er die seinen Köpfe mehr im diplomatischen Dienst verwendet wissen will, bis zu einem gewissen Grade ohne Rücksicht auf etwaige gewisse sittliche Mängel. Nur für die innere Verwaltung verlangt er Ehrenhaftigkeit allein. Später hat ihn die Erfahrung noch machiavellistischer werden lassen, indem er soweit ging, seine obersten Verwaltungsbeamten mehr nach ihrem Geiste als nach ihrer Rechtschaffenheit zu beurteilen. Natürlich war die Voraussetzung Pflichterfüllung. Als

verderblich bezeichnete er öfteren Miniſterwechſel. Daran hat er während ſeiner ganzen Regierung feſtgehalten und ſich, wie ſein Vater, nur höchſt ungern zu einer Änderung in den oberen Verwaltungsſtellen entſchloſſen. Am Ende ſeines Lebens hat er dieſe Gepflogenheit in eins ſeiner anſchaulichen Gleichniſſe gekleidet: „Habe ich ein Pferd, das ſtolpert, ſonſt aber gut iſt, ſo behalte ich es lieber, als daß ich ein neues nehme, deſſen Fehler ich nicht kenne: dasſelbe muß von den Miniſtern gelten, nämlich, daß man mit ihnen ſo wenig wie möglich wechſeln ſoll.“ Wie mit den Miniſtern und den Pferden, ſo hat es Friedrich auch mit den Flöten gehalten.

Im Geiſte des Vaters heißt es: Das beſte Material an Soldaten liefern dem Staate die Landeskinder; nie dürfe die Zahl der Ausländer im Heere die der Landeskinder überſchreiten, ein Grundſatz, von dem Friedrich in der Folge allerdings aus beſonderen Gründen abgegangen iſt. König Friedrich Wilhelm hatte weniger Sinn für die Pflege der Juſtiz. Daß es hierin mit dem künftigen König anders beſtellt ſein würde, kündigte ſich in der Betonung des Satzes an, daß die Rechtspflege die erſte unter den Pflichten der Fürſten ſei. Faſt drollig nimmt ſich der zornige Ausfall gegen die Jagdliebhaberei des Fürſten aus, in dem wir die Erinnerung an früher erlittenes Ungemach finden. Friedrich erklärt: „Die Jagd iſt von allen Vergnügungen diejenige, die ſich am wenigſten für Fürſten ſchickt. Guſtav Adolf, Türenne, Marlborough, Prinz Eugen, denen man nicht die Eigenſchaften bedeutender Männer und geſchickter Feldherren beſtreiten wird, waren keine Jäger.“ Der freiere, ganz realpolitiſch denkende Geiſt verriet ſich in der Vertretung uneingeſchränkter Toleranz: „Es iſt ſehr gefährlich für einen Fürſten, ſeine Untertanen zu lehren, daß es gerecht iſt, für Glaubensſachen zu kämpfen: d. h. auf einem Umwege den Klerus zum Herrn über Krieg und Frieden und zum Schiedsrichter zwiſchen Fürſt und Volk machen. Die Politik eines Souveräns will vielmehr, daß er an dem Glauben ſeiner Völker nicht rührt und daß er, ſoweit es in ſeiner Macht ſteht, die Geiſtlichkeit ſeiner Staaten und Untertanen auf den Geiſt der Milde und Duldung führt.“ Hierin berührt er ſich mit der Tendenz Machiavellis, der ja auch gerade den Staat gegenüber der Kirche auf eigene Füße ſtellen wollte, dem aber freilich der Toleranzgedanke fremd war.

Das Studium Machiavellis hat dem Kronprinzen die Ähnlichkeit der ſtaatlichen Verhältniſſe in Italien mit denen im Deutſchen Reiche vor Augen geführt. Es offenbart ſich, daß Friedrich der Kleinſtaaterei nur mit Spott zu gedenken vermag. Er ſpricht von den Miniaturfürſten Italiens, die er mit Zwitterweſen vergleicht, weil die Staaten, die ſie vertreten, ſich nicht ſelbſt genügen können. Dies harte Wort ſpricht er über die deutſchen Fürſten nicht aus, da ſeine Schrift zur Veröffentlichung beſtimmt war. Daß er aber über ſie ebenſo dachte, zeigt ſich deutlich. Gleich darauf bemerkt er: „Die Mehrzahl der kleinen Fürſten und beſonders die deutſchen, richten ſich durch ihre Ausgaben zu Grunde.“ Wie Bismarck im Feldlager vor Paris, ſpottet er über die Miniaturheere dieſer Mächte, die man nur durch ein Vergrößerungsglas erkennen könne.

Reiflich hat der Verfaſſer über den Krieg und ſeine Berechtigung nachgedacht. Es unterliegt für ihn keinem Zweifel, daß der Krieg erlaubt iſt. „Es gibt kein Tribunal der Könige,“ lauten ſeine ſtolzen, Bismarckiſch klingenden Worte: „Das Schlachtfeld iſt ihr Gericht, mit den Waffen in der Hand müſſen ſie plädieren und womöglich den neidiſchen Gegner zwingen, der Gerechtigkeit ihrer Sache Raum zu geben.“ Im einzelnen führt er aus: „Der Krieg iſt ein äußerſtes Mittel, deſſen man ſich nur mit Vorſicht und in verzweifelten Fällen bedienen darf. Man muß dabei wohl prüfen, ob man ſich dazu bringen läßt durch eine Einbildung des Stolzes oder aus guten, unumgänglichen Gründen. Es gibt Verteidigungskriege, und das ſind ohne Zweifel die gerechteſten. Es gibt Intereſſenkriege, die die Könige zu führen gezwungen ſind, um Rechtsanſprüche aufrecht zu erhalten, die ihnen beſtritten werden. Es gibt Kriege, welche die Fürſten verſtändigerweiſe aus Vorſicht unternehmen. Auch der Angriffskrieg iſt gerecht für den, der ſich in Gefahr ſieht, von übermächtigen Gegnern erdrückt zu werden. Dann muß man lieber wagen, ſolange

man noch die Freiheit hat zwiſchen dem Ölzweig und dem Lorbeer zu wählen, als bis zu dem verzweifelten Zeitpunkte warten, wo eine Kriegserklärung nur noch um Augenblicke die Knechtſchaft und den Untergang verzögert." Das war ganz gedacht im Sinne des Machiavelliſchen Satzes: Der Staat iſt Macht und muß ſich um jeden Preis zu behaupten ſuchen. Gleich darauf ſieht Friedrich ſich indes veranlaßt, wie wenn ihm ſeine eigenen Darlegungen Bedenken einflößten, eindringlich vor den Schrecken des Krieges zu warnen: „Der Krieg iſt im allgemeinen ſo furchtbar, ſein Ausgang ſo wenig gewiß und die Folgen ſo verderblich für ein Land, daß die Könige ſich es nicht genug überlegen können, ehe ſie ſich darauf einlaſſen."

Sehr eingehend hat Friedrich ſich auch mit dem Thema der Allianzen befaßt. Schon damals hatte er ſo etwas wie ein Vorgefühl von dem cauchemar des alliances, der ihn ſpäter bedrücken ſollte. „Da die Souveräne", ſo ſagt er, „ſich nicht der Bündniſſe begeben können, da kein einziger in Europa ſich aus eigener Kraft aufrecht erhalten kann, ſo verpflichten ſie ſich zu gegenſeitiger Hilfeleiſtung im Bedarfsfalle." Er ſtellt die Vertragstreue ausdrücklich ſehr hoch, indem er meint: „Der Anſtand und die Weltkenntnis verlangen gleicherweiſe, daß die Fürſten peinlich die Vertragstreue bewahren." Ein andermal ſagt er, offenbar mit einem Seitenblick auf die Geſchichte ſeiner Zeit: „An den Souveränen iſt es, die ſchlechte Vertragstreue aus der Welt zu ſchaffen und die Kraft mit dem Anſtande und der Ehrlichkeit zu vereinigen." Es klingt das zuſammen mit dem edlen, mehrmals von Friedrich ausgeſprochenen Worte: „Man müßte wenigſtens bei den Fürſten noch Ehre und Tugend finden, wenn ſie auch aus der ganzen Welt verſchwunden wären." Gerade die Gewiſſenloſigkeit, mit der der Vertragsbruch von Machiavelli empfohlen wurde, empörte ihn aufs tiefſte. Als Erbfürſt verkannte er die Lage jener emporgekommenen Gewalthaber, für die der „Principe" der Kommentar war. Er überſah, daß ſie Verträge notwendig brechen mußten, um ſich behaupten zu können, während ein Erbfürſt ſeltener in ſolche Lagen kommt. Gewiſſe Fälle der Not, in denen Verträge nicht gehalten werden können, wolle der Fürſt ſich nicht an dem ſeiner Obhut anvertrauten Staate verſündigen, gibt auch Friedrich als möglich zu. Er räumt auch ein, daß Fineſſen in der Politik durchaus erlaubt ſeien. Ohne Zweifel ſah er aber in der Zeit, da er den Antimachiavell ſchrieb, in dieſem Punkte die Dinge der politiſchen Welt idealiſtiſcher an, als ſie ſind. Als er zum Handeln berufen wurde, hat er dieſe Sätze nicht immer beachtet und mehr durchbrochen, als ihm lieb ſein durfte. Ein Leitſatz ſeines Lebens wurde von ihm ausgeſprochen, indem er ſchrieb: „Um aus allen Konjunkturen Nutzen zu ziehen, muß ein Fürſt ſich nach dem Wetter zu richten lernen wie ein Lotſe, der bei günſtigem Winde alle Segel aufhißt, aber beim Sturm ſie refft oder gar den Maſt einzieht, nur bedacht, ſein Schiff in den Hafen zu führen." Unzähligemale hat er dieſe Metapher noch ſpäter wiederholt. Sie gehört zu ſeinen Lieblingsworten, von denen er eine ganze Reihe geprägt hat, und die er nicht müde wird anzuführen.

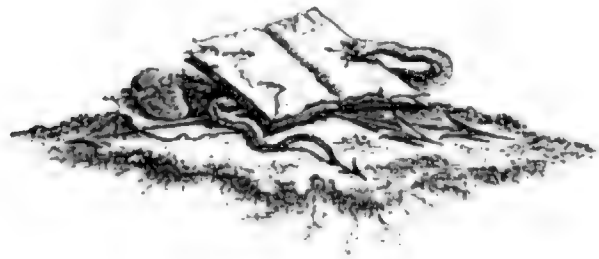
Die ganze Tiefe ſeiner Auffaſſung vom Herrſcherberuf zeigt ſich, indem er ſagt: „Vorliebe für die eine Nation, Abneigung gegen die andere, Weibervorurteile, perſönliche Mißhelligkeiten, untergeordnete Intereſſen, Kleinlichkeiten dürfen den Blick derer nicht trüben, welche ganze Völker lenken ſollen. Für ſie gilt es, auf das Große zu ſchauen und ohne Zaudern das Kleinere der Hauptſache zu opfern. Wirklich große Fürſten haben ſtets ihr eigen Ich vergeſſen, um nur an das Gemeinwohl zu denken, d. h. ſie haben jeder Voreingenommenheit ſorgſam ſich entwöhnt, um ihre wahren Intereſſen um ſo mehr zu erfaſſen." Das waren Machiavelliſche Gedanken in geläuterſter Faſſung. In dieſem Sinne haben alle wahrhaft großen Staatsmänner gehandelt. Es iſt ſo, als wenn wir die Politik von Bismarck und Cavour verdolmetſcht erhalten, wenn wir dieſe Worte leſen, mit dem Unterſchiede, daß von einem gekrönten Haupte geſprochen wird, das ſeine Perſon zum Wohle des Ganzen ohne Rückſicht auf Einzelheiten einſetzen will. Schon ahnt Friedrich aber auch, welche Bürde ihm ſein künftiger Beruf auferlegen wird: „Es ſcheint mir gerechter, die

Könige zu beklagen als ſie zu verdammen. Die Schmeichler und noch mehr die Verleumder verdienen Verdammung und den Haß der öffentlichen Meinung."

Mit dem Entwurf zu einem Regierungsprogramm, gekleidet in die Form einer Streitſchrift, ſchloß gleichſam die Zeit der Sammlung in Rheinsberg. Ziehen wir die Summe aus Friedrichs geiſtigem Schaffen an dieſer ſtillen Stätte, ſo tritt als das Charakteriſtiſche das raſtloſe Suchen nach Wahrheit, der Drang nach Erkenntnis hervor. Mögen es religiöſe, philoſophiſche oder politiſche Fragen ſein, die den Kronprinzen beſchäftigen: immer ſucht er in das Weſen der Dinge einzudringen. Seine Wahrhaftigkeit entbehrt ſchon damals nicht der Herbheit, ſie räumt ſchon damals rückſichtslos mit allen Illuſionen auf. Sie bekundet ſich in der Beurteilung der Außenwelt, ſie ringt aber auch eifrig nach Selbſterkenntnis. Später wird dieſe echt deutſche Wahrhaftigkeit immer ſchonungsloſer, ſo daß ſie recht eigentlich den Kern ſeiner Perſönlichkeit zeigt. Er hat es ſelbſt gelegentlich geſagt, daß er den für den größten Fürſten hielte, der am meiſten die Wahrheit liebt und ſucht; „ihm an die Seite ſtelle ich den wackeren Untertan, der ſie ihm zu ſagen wagt". Die feinſten Pſychologen, wie Guſtav Freytag, Carlyle und Treitſchke, kommen mit dem Biographen Friedrichs, Reinhold Koſer, darin überein, daß dieſer Wahrheitsſinn in Friedrichs Charakter der hervorſtechendſte Zug iſt. Freilich hat er unter dem Druck der Verhältniſſe nur zu häufig nach außen hin Verſtellung geübt, in ſeiner Jugend dem Vater und deſſen Umgebung gegenüber, als König gegenüber ſeinen Feinden. Seine Jugendzeit iſt ſogar recht eigentlich eine Schule für ihn geweſen, in der er die Verſtellung lernte, ſo daß er ein Meiſter der Täuſchung hätte werden können, wenn das nicht ſeine unbezähmbare Lebhaftigkeit verhindert hätte. Um ſo rückſichtsloſer gab er ſich im Verkehr mit Freunden und Schöngeiſtern und in der Politik da, wo es das Intereſſe des Staates nur immer zuließ, vor allem aber hielt er mit ſich ſelbſt am rückhaltloſeſten Abrechnung. Neben dieſer Wahrhaftigkeit tritt ein Zug der Bitterkeit hervor, der von dem erſchütternden Zwieſpalt mit dem Vater zurückblieb. Der uralte Satz des Griechen Menander *ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται* hat hier gewiß eine neue und beſonders nachdrückliche Beſtätigung erfahren. Niemand aber wird in dieſem Falle an ſeiner Wahrheit ungemiſchte Freude empfinden im Gedenken an das, was dieſe junge Seele ertragen hat. Wohl hat Friedrich ſpäter offen ausgeſprochen, daß er ſchwer gefehlt und ſeines Vaters Zorn verdient hätte. Aber er konnte ihn auch mit Recht voll Bitterkeit anklagen, daß er ihm ſeine Jugend geraubt habe. Der Segen dieſer furchtbar harten Erziehung lag darin, daß das leichte eigenwillige Blut des Prinzen lernte, ſich in den Zwang des Geſetzes zu fügen und dadurch allmählich das Verſtändnis für die großen Schöpfungen ſeines Vaters gewann. Durch Grumbkows glücklichen Schachzug, der die räumliche Trennung von Vater und Sohn bedingte, war Vorſorge dafür getroffen, daß das mühſam erreichte Einvernehmen zwiſchen den beiden eigenwilligen Charakteren ſo leicht nicht wieder geſtört wurde. Zugleich wurde durch die Trennung Raum geſchaffen dafür, daß Jung-Friedrichs eigentümliche Anlagen ſich mit dem Geiſte des Vaters verſchmolzen. Das iſt die köſtliche Hauptfrucht dieſer Rheinsberger Jahre.

Bei der großen Verſchiedenheit von Vater und Sohn war trotz des hergeſtellten Einvernehmens und trotz der räumlichen Trennung nicht vorauszuſehen, welche Zwiſchenfälle die Zeit brachte. Jedesmal wenn Friedrich durch einen Huſaren nach Berlin zum König beſtellt wurde, kam es über ihn, nach ſeinem eigenen Ausdruck, wie ein Vorſchmack des Todes. Er ließ es nicht an Bemühungen fehlen, das Herz ſeines Vaters für ſich dauernd günſtig zu ſtimmen. So ſtaffierte er ſein Ruppiner Regiment mit möglichſt vielen Rieſenkerls aus, um gelegentlich der Revuen vor dem König damit glänzen zu können. Ein langer Holländer koſtete ihm einmal 6000 Taler. Zu Zeiten ſah es aus, als wenn zwiſchen Vater und Sohn ein volles Einvernehmen beſtände, und Friedrich fühlte ſich, ſelbſt daran glaubend, hochbeglückt. Sehr bald aber erfolgte dann wieder ein Umſchlag. Dann konnte der Kronprinz wohl über König Friedrich Wilhelm ſchreiben: „Nein, ich muß ihn als

Offizieren und Beamten in den Ruf auszubrechen: „Tut mir Gott nicht viel Gnade, daß er mir einen ſo braven und würdigen Sohn gegeben hat?“ Als Friedrich bei dieſen Worten unter Tränen ihm die Hand küßte, klammerte ſich der ſterbende König an den Hals des Sohnes und ſchluchzte. Am 31. Mai entſagte er der Regierung und übertrug ſie dem Kronprinzen „ſo und ſolcher Geſtalt, als wenn er ſelbſt ſchon zehn Jahre Todes verblichen und der Kronprinz ſeit der ganzen Zeit im völligen Beſitz der Regierung geweſen wäre.“ Am ſelben Tage drei Uhr nachmittags iſt er dann auch ſchon verſchieden, „triumphierend über den Tod wie ein Held“, nach dem Worte ſeines Sohnes. In dem neuen König aber ſtand es jetzt mehr wie je zuvor feſt, daß er Fortſetzer und Vollender deſſen ſein müßte, was ſein Vater begonnen hatte. Es war, wie wenn eine Zaubermacht ihn in den Bann der Taten König Friedrich Wilhelms I. gezwungen hätte. Zwanzig Jahre ſpäter, als das Hauptwerk ſeines Lebens nahezu vollbracht war, kurz vor dem Liegnitzer Siege, da erſchienen ihm, wie er ſeinem Vorleſer gleich darauf erzählt hat, ſein Vater und deſſen getreuer Freund und Ratgeber, der Fürſt Leopold von Anhalt, im Traume, und Friedrich fragte den geſtrengen König: „Habe ich mich gut gehalten?“ Friedrich Wilhelm aber antwortete: „Ja, ja“, worauf der Sohn: „Nun, dann bin ich zufrieden. Deine Anerkennung iſt mir mehr wert, als die der ganzen Welt.“ So folgte ihm gleichſam das Bild des geſtrengen Herrn, mit dem er ſo erſchütternde Kämpfe zu beſtehen hatte, nach, bis daß er ſich ganz frei von ihm wußte und die freudige Gewißheit hatte, daß er glänzend vor ſeinem prüfenden Auge beſtehen könnte.



Zweites Buch

Der junge König

1740—1756

I

Kriegerische Lorbeeren

1740—1745

1. Aufstieg des Adlers. 1740

etrachtet man die Bilder, die den jungen Friedrich um die Zeit der Thronbesteigung darstellen, so kann man sich nicht des strahlenden Eindrucks erwehren, der von ihnen ausgeht. Dieser schöne Mann mit den stolzen und heiteren, weichgerundeten Zügen, dem lebendigen Blick und der jugendlichen Frische glich wahrhaftig einem Sonnenkönig, wie sich ihn die Phantasie ausmalen würde. Die großen, blauen Augen, die früh kurzsichtig waren, richteten sich durchdringend auf den, mit dem er sprach. Seine weiche, schöne Stimme bezauberte jedermann. Nicht groß von Figur — er maß fünf Fuß fünf Zoll — auch mit etwas zu hohen Hüften und zu starken Beinen, fesselte Friedrich wieder durch die Beweglichkeit seines Wesens. Er hat sie später selbst launig kritisiert, indem er von sich als einem jungen Manne sprach, der „immer tanzen zu wollen schien." Das Haupt trug er etwas zur Seite geneigt. Um seine Mundwinkel zuckte es leicht spöttisch, ja bitter, die schrille Disharmonie andeutend, die seine harten Jugendjahre in sein Leben hineingetragen hatten, und die niemals verschwinden sollte, und auf der Stirn zwischen den Augen bildeten sich zwei bedenkliche Linien, die nur zu deutlich verkündeten, wenn Friedrich in Zorn geriet.

Dieser Fürst war jetzt der Herr eines Staates von 2159 Geviertmeilen mit 2220771 Einwohnern. Österreich zählte damals etwa 13, Frankreich 20 Millionen Einwohner. Diese beiden Mächte stellten also an Bevölkerung zusammen ungefähr eine fünfzehnfach größere Macht dar. Besaß Preußen freilich, was die anderen Mächte nicht hatten, einen Staatsschatz, der insgesamt mehr als zehn Millionen Taler betrug, und ein wohldisziplíniertes Heer von unverhältnismäßiger Stärke, nämlich 83000 Mann, so bildete der preußische Staat dafür ein Territorium von der größten Zerrissenheit und Zersprengtheit, das nur in der Sprache der Diplomaten als La Prusse einen konkreten Begriff darstellte. Die unglückliche Gestalt dieses Staates drängte sich jedermann auf. Voltaire sprach von dem König der Grenzlinien, und Friedrich war sich, wie wir wissen, klar, daß es so nicht bleiben konnte. Seiner Neigung hätte es entsprochen, eine Regierung einzuleiten, in der die Künste und Wissenschaften gepflegt wurden. Es ist immer sein Ideal gewesen, im augusteischen Sinne zu wirken. Solche Erwartungen hegte man auch wohl in Europa von dem Förderer der Musen in Rheinsberg, und Voltaire glaubte gewiß den Sinn seines jetzt gekrönten Freundes zu treffen, indem er ihm in begeisterten Versen riet, seinen Völkern den prometheischen

43. Huldigungsmünzen. 1740

Funken der Kunſt und Wiſſenſchaft zuzutragen. Aber Friedrichs Worte, in denen er Voltaire die Thronbeſteigung ankündigte, klangen ablehnend:

In Zukunft iſt mein Volk, das warm ich liebe,
Der einz'ge Gott, dem meine Arbeit gilt.
Lebt wohl ihr Verſe und ihr Melodien,
Leb wohl Genuß, ſelbſt Voltaire, lebe wohl!
Die höchſte Göttin iſt die Pflicht fortan.

Schon kurz vor des Vaters Tode hatte er, gleichſam um ſich zu feſtigen für ſeinen Beruf, an den Freund geſchrieben (18. Mai): „Der Menſch iſt zum Handeln geboren."

Er ergriff nun die Zügel mit einer ſtolzen Sicherheit, die in der Geſchichte kaum ihres Gleichen finden dürfte, und verbreitete gleich durch ſeine erſten Maßregeln volle Klarheit darüber, nach welchen Grundſätzen und in welchem Geiſte er die Regierung führen würde. Gleich am dritten Tage nach ſeiner Thronbeſteigung erließ er aus eigener Initiative den Kabinettsbefehl, durch den die Folter mit einigen Einſchränkungen aufgehoben wurde. Allerdings iſt der Befehl nicht veröffentlicht worden. Am 6. Juni ließ er dem Philoſophen Chriſtian Wolf durch den Propſt Reinbeck den Antrag ſtellen, von Marburg nach Preußen und zwar nach Berlin zurückzukehren. Seine Gewinnung würde, ſo meinte er, eine „Conquête im Lande der Wahrheit" bedeuten. Ebenſo rief er ſeinen geliebten Lehrer Duhan an ſeinen Hof: „Mein Los hat ſich gewendet, mein Lieber. Ich erwarte Sie mit Ungeduld; laſſen Sie mich nicht ſchmachten." Desgleichen mußte Suhm ſofort kommen. In den Rechnungen der Akademie ſtrich er am 12. Juni die „odiöſe Ausgabe für die ſämtlichen königlichen Narren." Da er gerade zur Zeit einer argen Teuerung zur Regierung gelangte, ſo hatte er ſofort Gelegenheit, das Land den Segen der von ſeinem Vater geſchaffenen Kornmagazine empfinden zu laſſen, indem er für die Fortſetzung der Kornverteilung, die noch ſein Vater angeordnet hatte, Sorge trug. Als die Behörden dabei nicht mit der gewünſchten Schnelligkeit Anſtalten trafen, da fuhr er mit derſelben Vehemenz dazwiſchen, wie ſein Vater: „Es Scheinet, als wenn das Directorium alle alte principia Schon über ein Haufen werfen wollte", ſchrieb er eigenhändig an den Rand eines Schreibens. An den Miniſter Happe erging wegen der Neufüllung der Magazine die Weiſung: „Ihr müſſet dieſe Sache ſehr ſerieux und als eine der Mir angelegentlichſten tractiren, und auf alle moyens denken, um Korn zu bekommen." Zum „Soulagement der Armuth" entſchloß er ſich, in den altmärkiſchen Forſten Wildpret ſchießen und für den halben Preis verkaufen zu laſſen. Als hiergegen der alte Nimrod Fürſt Leopold von Deſſau Vorſtellungen wegen ſeiner Wälder zu machen wagte, da wurde er ſehr beſtimmt zurückgewieſen: „Da die ſichtbahre Noth der Unterthanen, ſo ſonſt nicht zu leben haben, billig vor alles gehet, Ich auch ſelbſt Meine Jagdten nicht ſchonen laſſe, ſo werden Euer Liebden ſelbſt billig finden, daß es dieſes Jahr

Erläuterungsblatt

zu

Friedrichs eigenhändiger Niederschrift der Vorrede zum Antimachiavell

1739.

Beilage 4. zu S. 71.

Überſetzung.

Machiavellis „Fürſt“ bedeutet hinſichtlich der Moral dasſelbe wie Benedikt Spinozas Werk auf dem Gebiete des Glaubens. Spinoza untergrub die Fundamente des Glaubens und erſtrebte nichts Geringeres, als die ganze Religion zu vernichten; Machiavell verdarb den Charakter der Politik und unternahm es, die Lehren der geſunden Moral zu untergraben. Die Irrtümer des Einen waren lediglich Irrtümer der Spekulation, die des Anderen aber betrafen die Praxis. Es ergab ſich jedoch, daß die Theologen gegen Spinoza Sturm läuteten und zu den Waffen riefen, und daß man ſein Buch förmlich widerlegte und das Daſein Gottes gegenüber den Angriffen dieſes frevelhaften Menſchen feſtſtellte, während Machiavell nur von einigen Moraliſten wenig angegriffen wurde; und trotz ihrer Angriffe und trotz ſeiner verderblichen Moral erhielt er ſich bis auf unſere Tage auf dem Thron der Politik.

Ich wage es, die Humanität gegen ein Scheuſal zu verteidigen, das ſie zerſtören will; ich habe meine Betrachtungen nach den einzelnen Kapiteln geordnet, damit neben dem Gift ſich gleich das Gegengift finde.

Ich habe Machiavells „Fürſten“ ſtets als eins der gefährlichſten Bücher betrachtet, die in der Welt verbreitet worden ſind. Dieſes Buch gelangt natürlich in die Hand der Fürſten und derjenigen, die Geſchmack an der Politik finden; es iſt nur allzu natürlich, daß ein ehrgeiziger junger Mann, deſſen Herz und Urteil noch nicht genügend gebildet iſt, das Gute von dem Schlechten ſicher zu unterſcheiden, durch Grundſätze verdorben wird, die ſeinen ſtürmiſchen Leidenſchaften ſchmeicheln. Man muß jedes Buch, das hierzu beitragen kann, als abſolut verderblich und dem Wohle der Menſchheit nachteilig betrachten.

Aber wenn es unrecht iſt, die Unſchuld eines Privatmannes zu verführen, der auf die Angelegenheiten der Welt nur geringen Einfluß hat, dann iſt es noch ſchlimmer, wenn man Fürſten verdirbt, die Völker regieren, Gerechtigkeit üben und ihren Untertanen darin ein Vorbild ſein ſollen, die ferner durch ihre Güte, ihre Hochherzigkeit und ihre Barmherzigkeit das lebendige Ebenbild der Gottheit ſein ſollen, und die ihr Königtum weniger durch ihre hohe Stellung und ihre Macht als durch ihre perſönlichen Eigenſchaften und Tugenden ausdrücken ſollen.

Die Überſchwemmungen, die eine Gegend verwüſten, der Blitz, der Städte in Aſche legt, das tödliche und anſteckende Peſtgift, das ganze Provinzen entvölkert, ſind für die Welt nicht ſo verhängnisvoll als die ſchlechte Moral und die zügelloſen Leidenſchaften der Könige. Denn wie ſie, falls ſie wollens ſind Gutes zu tun, die Macht dazu haben, ſo hängt es andererſeits nur von ihnen ab, das Böſe auszuführen, wenn ſie es wollen. Wie beklagenswert iſt da das Schickſal der Völker, wenn ſie von dem Mißbrauch der Herrſchergewalt alles zu fürchten haben, wenn ihr Vermögen der Habgier des Fürſten, ihre Freiheit ſeinen Launen, ihre Ruhe ſeinem Ehrgeiz, ihre Sicherheit ſeiner Treuloſigkeit und ihr Leben ſeiner Grauſamkeit zum Opfer fällt! Das iſt das tragiſche Bild eines Reiches, in dem das politiſche Scheuſal, wie Machiavell es bilden will, herrſchen würde.

Aber ſelbſt wenn das Gift des Autors nicht bis an den Thron gelangen würde, ſo behaupte ich, daß ein einziger Schüler Machiavells und Caeſar Borgias genügen würde, um vor einem ſo verdammenswürdigen Buche Abſcheu zu erregen.

Es hat Leute gegeben, die da meinten, Machiavell ſchriebe mehr, was die Fürſten tun, als was ſie tun ſollen. Dieſer Gedanke hat Anklang gefunden, weil er einen Schein von Wahrheit beſitzt; man hat ſich mit einer ſchillernden Falſchheit begnügt, und man hat ſie bedauert, weil man ſie einmal angenommen hatte.

Man geſtatte mir, die Sache der Fürſten gegen diejenigen zu verteidigen, die ſie verleumden wollen, und von der ſchlimmſten Anklage diejenigen zu befreien, deren einzige Aufgabe es iſt, für das Wohl der Menſchen zu arbeiten.

Diejenigen, die dieſes Urteil über die Fürſten ausgeſprochen haben, ſind zweifellos durch das Beiſpiel einiger ſchlechter Fürſten dazu verleitet worden, die Machiavell citiert, durch die Geſchichte kleiner italieniſcher Fürſten, die ſeine Zeitgenoſſen waren, und durch das Leben einiger Tyrannen, die dieſe gefährlichen politiſchen Lehren praktiſch durchgeführt haben. Ich antworte darauf, daß es in jedem Lande anſtändige und unanſtändige Menſchen gibt, wie man in allen Familien wohlgeſtaltete und buckelige Perſonen, blinde oder hinkende findet; ſo gab es und wird es immer Scheuſale unter den Fürſten geben, die unwürdig ſind, dieſen Namen zu tragen. Ich könnte noch hinzufügen, daß die Verführung, der ſich ein Herrſcher ausgeſetzt ſieht, ſehr mächtig iſt, und daß daher mehr als gewöhnliche Tugend erforderlich iſt, um ihr Widerſtand zu leiſten. Deshalb iſt es auch durchaus nicht erſtaunlich, wenn man ſo wenig gute Fürſten findet, diejenigen aber, die ſo leicht urteilen, ſollten daran denken, daß unter den Caligula, Tiberius auch ein Titus, Trajan und die Antonine waren. Es iſt daher eine ſchreiende Ungerechtigkeit von ihrer Seite, einem ganzen Stande zuzuſchreiben, was nur auf einige von ſeinen Mitgliedern paßt.

Man ſollte in der Geſchichte nur die Namen der guten Fürſten aufbewahren, und die andern mit ihrem Stumpfſinn und ihren Ungerechtigkeiten der Vergeſſenheit anheim fallen laſſen. Die Geſchichtsbücher würden allerdings viel an Umfang verlieren, aber die Humanität würde dabei gewinnen, und die Ehre, im Andenken der Menſchen weiter zu leben, würde nur eine Belohnung der Tugend ſein, Machiavells Buch würde die Schulen der Politik nicht mehr ſchädigen, man würde lernen, den jämmerlichen Widerſpruch zu verachten, in den er ſich immer mit ſich ſelbſt ſetzt, und man würde ſehen, daß die echte Politik der Könige, die ſich lediglich auf Gerechtigkeit und Güte fügt, von dem planloſen und mit Schrecken und Verrat verknüpften Syſtem verſchieden iſt, das Machiavell dem Publikum vorzulegen die Unverſchämtheit gehabt hat

---

Nach einem im Jahre 1878 von der Kgl. preußiſchen Archivverwaltung herausgegebenen Verzeichnis der Ausgaben von Werken Friedrichs des Großen ſind vom Antimachiavell 35 Ausgaben erſchienen, darunter eine holländiſche, eine italieniſche und eine ruſſiſche Überſetzung.

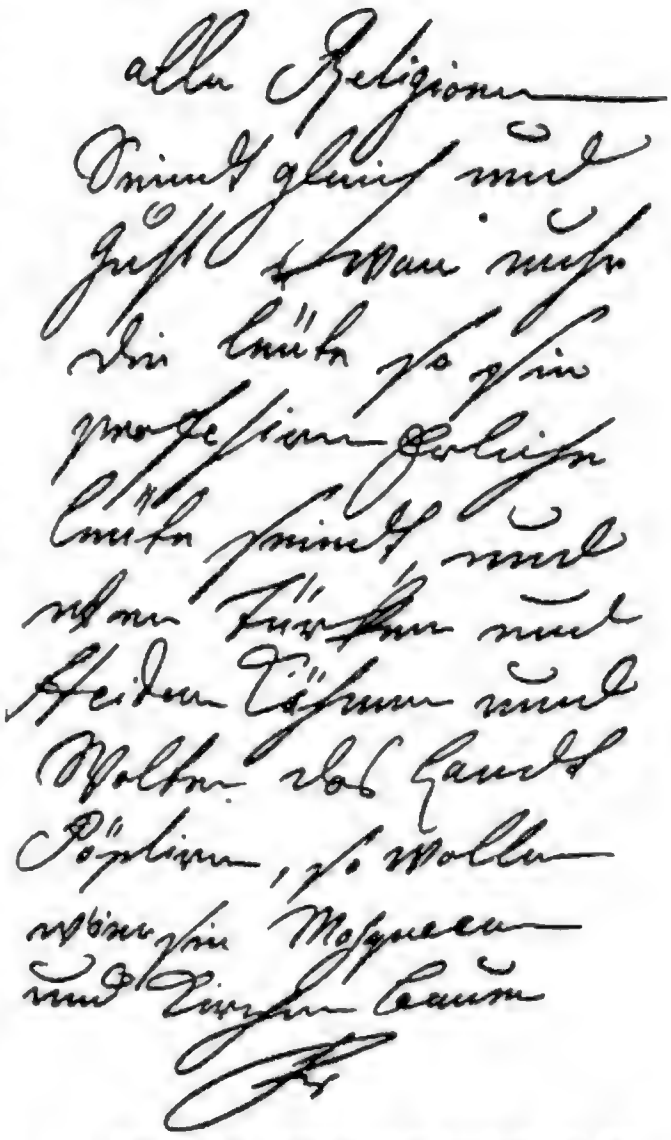
Avant propos

Le Prince de Machiavel est en fait
a qu'est L'ouvrage de Benoit Spinosa
de Jong, Spinosa Suppa les fondemens
et ne tendroit pas moins qu'a renverser
Machiavel corrompit la politique, et en
De Detruire les principes de la Saine Mor
De l'un n'objectent que des erreurs de Spe
De l'autre regardoient la practique.
Sistorme, que les Theologiens ont Soûtenu la Doc
contre Spinosa, qu'on a refuté son ouvrage
et qu'on a Confondu la Fausseté contre la
est simple, tandis que Machiavel n'a
par quelques Moralistes et qu'il
Malgré eux et Malgré sa pernicieuse Ma
La Chaire de la politique jusqu'a m
Pose prendre La Defence de l'humanité
un Monstre qui Cause la Destruction, et
nes reflections sur cet ouvrage a la Sa
chapitre afin que l'Antidote se trouve
Du poison.

J'ai toujours regardé le prince de M
comme un des ouvrages les plus dangereux
Jamais repandus dans le monde, c'est
qui doit Tomber Naturellement entre
princes, et de ceux qui se destinent du
politiques, est comme il est tres facile
homme ambitieux et dont le coeur et le jug
pas assez formé pour distinguer le bon
Soit corrompu par des Maximes qui flat
impenetrables, on doit regarder tout livre
y contribuer comme a Legitimement permis
au bien des hommes.

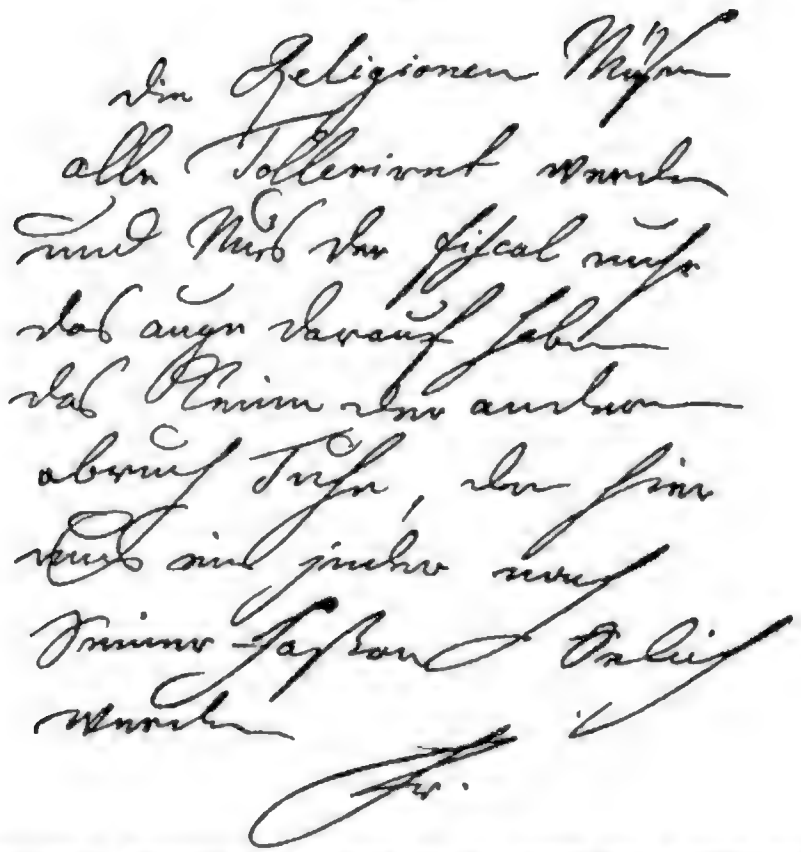
S'il est mauvais de seduire l'innocence
qui n'influe que legerement sur les affair
il l'est d'autant plus de pervertir les pre
Gouverner des Peuples, administrer la justice
L'exemple a leurs sujets, etre par leur bonte
~~Etre par la Force~~ par leur Magnanimité
L'image vivante de la Divinité, et qui
moins Rois par leur grandeur et par leurs
que par leurs Vertus personnelles, et par les
Les Inondations de fleuves qui ~~ravagent~~ des
La faim des Tonnerre qui reduit des Villes
La poison mortel et contagieux de la
Desolé des provinces, ne font pas aussi
monde que Les mauvais exemples, et les p
des Rois. car comme lorsqu'ils ont la Volo
De bien ils en ont le pouvoir, ainsi lorsq
Le mal il ne depend d'eux de l'arreter,
Deplorable que celle des peuples lorsqu'ils so
craindre de l'abus du pouvoir Souverain,
tions sont exposés a l'avarice de leurs gouv
a Ses Caprices, ~~a leur Cruauté, leur perfidie~~
~~a leur Luxure, c'est leur un Tableau leur~~
ambition, leur Luxe, a Sa perfidie, et leu
cruauté. C'est la le Tableau d'un Empe
Reconnoit les Monstres politiques tel que
peut tant le former.

nach meiner gemachten Veranſtaltung vorgehe.“ Menſchenfreundlich erlaubte er auch wieder, daß die kleinen Eigentümer in der Kurmark ſich zur Saat- und Erntezeit ihren „Hauskrunk“ brauten, was ſein Vater einſt unterſagt hatte, weil dadurch die Einkünfte der Biersteuer geſchmälert wurden. Gerade dieſe Maßregel hat ſeiner Volkstümlichkeit außerordentlich genützt. Der ganze freie und zielbewußte Geiſt dieſes Fürſten aber trat zu tage in mehreren kirchenpolitiſchen Verfügungen der erſten Wochen (vom 15. und 22. Juni und vom 16. Juli). Auf das Geſuch eines Katholiken in Frankfurt um Gewährung des Bürgerrechts verfügte der König: alle Religionen Seindt gleich und guht wan nuhr die leüte ſo ſie profeſiren Erliche leüte ſeindt, und wen Türken und Heiden Kähmen und Wolten das Landt Pöpliren, ſo wollen wier ſie Mosqueen und Kirchen bauen (Abbildung 44). Als ſich die geiſtliche Behörde zu Berlin über katholiſche Proſelytenmacherei unter den Evangeliſchen beſchwerte, die infolge der Gründung katholiſcher Schulen zu Berlin entſtanden war, wahrte Friedrich die Rechte der proteſtantiſchen Kirche durch die berühmte Verordnung: Die Religionen Müſen alle Tolleriret werden und Mus der fiseul [Vertreter der Staatsgewalt] nuhr das auge darauf haben, das Keine der andern abruch Tuhe, den hier mus ein jeder nach Seiner Fasson Selich werden (Abbildung 45). Gleich darauf kam es zu einem noch merklicheren Zuſammenſtoß mit dem Katholizismus. Der Miniſter v. Podewils berichtete nämlich über Ungehorſam, den die Katholiken der zweiten Stadt des Reiches, Königsberg, in ſachen des Trauerreglements bezeigten. Zornig verbat ſich Friedrich dergleichen Unbotmäßigkeiten. Das wäre „odiös“ in einem monarchiſchen Staate. Ein anderer Beweis ſeines freien Geiſtes war die Unterſtützung des Zeitungsweſens. Er rief im Juli eine eigene franzöſiſche Zeitung ins Leben, der er ſich ſelbſt als Mitarbeiter anbot, und gewährte den Zeitungen überhaupt, allerdings nur im nichtpolitiſchen Teile, möglichſt große Freiheit. Als der Miniſter v. Podewils dagegen Bedenken äußerte, fiel Friedrichs klaſſiſch gewordenes Wort: „Gazetten, wenn ſie intereſſant ſein ſollen, dürfen nicht geniret werden.“



44. Eigenhändige Randbemerkung Friedrichs auf das Geſuch eines Katholiken um Gewährung des Bürgerrechts

Eine organiſatoriſche Neuerung von der weiteſttragenden Bedeutung wurde alsbald



45 Eigenhändige Randbemerkung Friedrichs auf eine Beschwerdeschrift wegen katholischer Proselytenmacherei

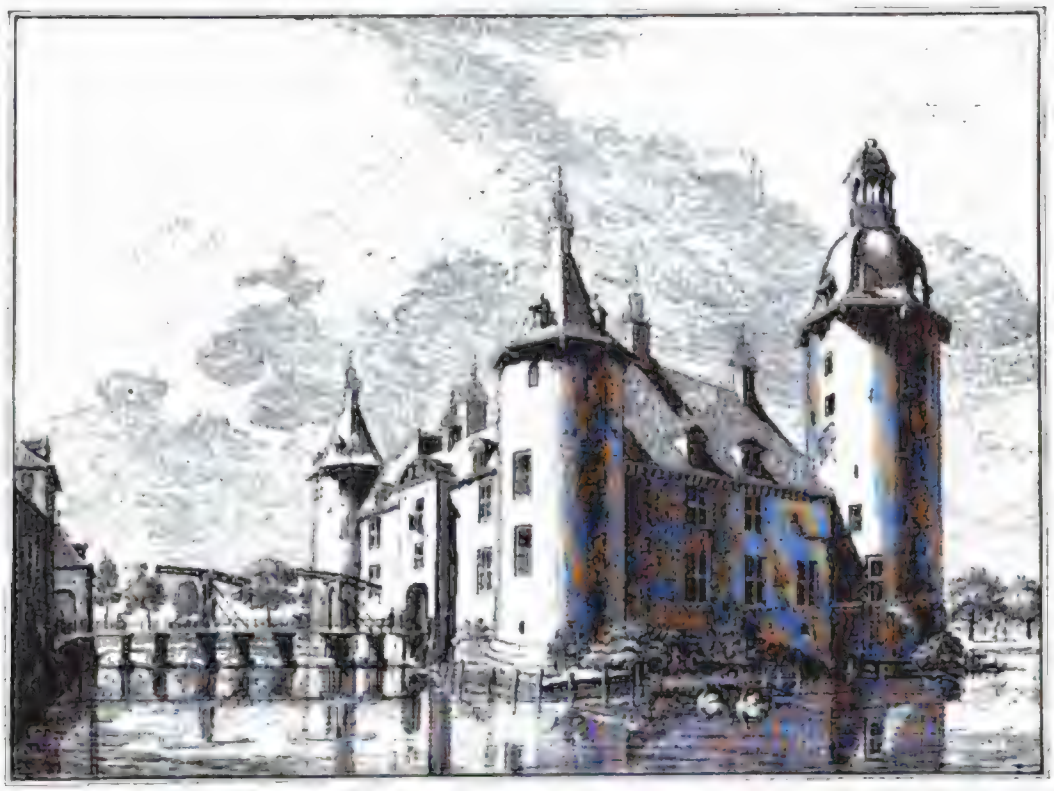
nach dem Regierungsantritt getroffen durch die Schöpfung des fünften Departements im Generaldirektorium, dem die Fabriken und Handelssachen unterstellt wurden. Die Hilleschen Anregungen in Küstrin waren unvergessen geblieben und hatten Friedrich auch mit Vertretern der Geschäftswelt, so mit dem jungen Kaufmann Gotzkowsky, schon in Rheinsberg Verbindungen anknüpfen lassen. Zum allgemeinen Erstaunen blieb der sparsame Finanzminister Boden trotz seiner plebejischen Manieren und seines Mangels an Esprit auf seinem Posten. Friedrich hatte scharfen Blickes erkannt, daß er sich keinen besseren Beamten wünschen konnte, als diesen soliden und klugen Mann. Mehrere Persönlichkeiten, die bisher als Friedrich feindlich gesonnen gegolten hatten, so die Generale v. Derschau und Graf Hacke, erfuhren sogar Auszeichnungen, weil Friedrich wußte, daß er an ihnen tüchtige Kräfte hatte. Die größte Überraschung aber bereitete Friedrich der Welt durch die militärischen Maßregeln, die er sofort bei seinem Regierungsantritte traf. Wohl schaffte er die Riesengarde zum Jubel Voltaires ab. Diese Liebhaberei König Friedrich Wilhelms I. hatte jährlich 202 518 Taler verschlungen. Derartige Kosten standen nach Friedrichs Ansicht nicht im Verhältnis zu dem Nutzen der Einrichtung. Aber statt das Heer zu vermindern, verstärkte er es noch um weitere zehntausend Mann. In noch größerem Verhältnis wurden die Truppenteile vermehrt. Die Feldinfanterie wurde von 66 Bataillonen auf 83 gebracht, außerdem wurden ein neues Husarenregiment und verschiedene andere neue Reitertruppen gebildet. Diese Neuformationen wurden durch Abmachungen mit verschiedenen kleineren Höfen geschaffen, indem Dessau, Eisenach, Stuttgart und Braunschweig eigene Kontingente zum preußischen Heere zu stellen sich verpflichteten. Die späteren Militärkonventionen, die eine Hauptgrundlage für die Schaffung der deutschen Einheit bilden sollten, erlebten hier

ein Vorſpiel. Friedrich ließ ſich dieſe Sache beſonders angelegen ſein und hat durch ſeine Gemahlin einen ſtarken Druck auf ſeinen Schwager Karl von Braunſchweig ausüben laſſen, um ihn zur Stellung von Truppen willfährig zu machen. Die ganze Liebe der Eliſabeth Chriſtine für Friedrich trat bei dieſer Angelegenheit zutage. Nicht weniger als achtundvierzig Briefe hat ſie deswegen an ihren Bruder gerichtet, in allen Tonarten ihn zum Nachgeben beſtürmend, und als Friedrich einmal den Schwager durch ſeine Heftigkeit verletzt hatte, da ſchrieb ſie ausgleichend: „Unſer lieber König handelt in der erſten Erregung, nachher iſt es ihm leid“, und bewies damit zugleich, daß ſie den Charakter Friedrichs gar wohl kannte.

Dieſe Heeresvermehrung hat Friedrich nicht in der Stille vorgenommen, wie dergleichen oft zu geſchehen pflegt. Er hat vielmehr mit Fleiß die Aufmerkſamkeit Europas auf dieſe Maßregeln gelenkt, indem er den Geſandten, die nach der höfiſchen Gepflogenheit zu den fremden Mächten geſchickt wurden, um den Thronwechſel anzuzeigen, Inſtruktionen mitgab, die ſie darüber zu reden verpflichteten. So hieß es in der Weiſung, die Friedrichs nach Frankreich geſandter väterlicher Freund Oberſt Camas erhielt: „Die Augmentation, die während Ihres Aufenthalts in Verſailles bei meinen Truppen vor ſich gehen wird, wird Ihnen Gelegenheit geben, von meiner lebhaften und ſtürmiſchen Sinnesart zu ſprechen. Sie können ſagen, es ſei zu fürchten, daß dieſe Augmentation ein Feuer entzünde, welches ganz Europa in Brand zu ſtecken vermöge; daß es in der Art der Jugend liegt, unternehmend zu ſein, und daß die lockenden Bilder des Heldenruhms die Ruhe unzähliger Völker auf der Welt ſtören können und geſtört haben.“ Es war jene faſt beängſtigend kühne, mit ausgezeichneter Berechnung gepaarte Sprache Friedrichs, die ſo oft noch das Entſetzen der Zeitgenoſſen werden ſollte.

Eine Änderung brachte der Regierungswechſel in Preußen außerdem im diplomatiſchen Verkehr mit ſich, die uns heute weniger erfreulich anmutet, die ſich aber für Friedrich von ſelbſt verſtand. Mit Friedrichs Thronbeſteigung wurde die offizielle Sprache der preußiſchen Diplomatie das Franzöſiſche. Nur für die Angelegenheiten des deutſchen Reiches war der deutſche Kanzleiſtil noch gut genug. Der Gebrauch der franzöſiſchen Sprache in Preußen iſt ſeitdem faſt fünfviertel Jahrhundert im Schwange geweſen, bis Otto v. Bismarck bei Übernahme der Staatsgeſchäfte endlich damit brach.

Ehe Friedrich an die Erledigung von Fragen der großen Politik ging, trieb es ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt, ſeiner Sehnſucht nach perſönlicher Berührung mit der franzöſiſchen Welt Genüge zu tun. So ſpielten ſich bei der Bereiſung des Weſtens der Monarchie zwei charakteriſtiſche Epiſoden ab: Friedrichs Beſuch in Straßburg und ſeine erſte Zuſammenkunft mit Voltaire. Jener kecke Ausflug, den er im Auguſt des Jahres 1740, nach einem Beſuch bei ſeiner Schweſter in Baireuth, nach Straßburg unternahm, gleichſam anknüpfend an den vor genau zehn Jahren ſo jäh vereitelten Gedanken, bietet Stoff zu einem überaus wirkungsvollen Luſtſpiel. Er wurde von Friedrich in Begleitung einer Reiſegeſellſchaft unternommen, deren Mitglieder ſämtlich, mehr oder minder, eine Rolle in Friedrichs Laufbahn geſpielt haben. Sie ſetzte ſich zuſammen aus des Königs älteſtem Bruder Wilhelm, dem Erbprinzen von Anhalt-Deſſau, dem Grafen Wartensleben, Algarotti und dem Generaladjutanten Hacke. Außerdem gehörte dazu der Kämmerer Fredersdorf. Man reiſte im ſtrengſten Inkognito, Friedrich war der Graf Duſour, Prinz Wilhelm hieß Graf Schaffgotſch. Zu dem göttlichen Leichtſinn, mit dem das ganze Unternehmen ins Werk geſetzt wurde, paßte es durchaus, daß man ſich nicht mit Päſſen verſehen hatte und deswegen von den franzöſiſchen Grenzwärtern bei Kehl pflichtgemäß angehalten wurde. Schnell gefaßt, zog ſich Friedrich aus der Affaire. Fredersdorf, eine der treueſten Seelen, die den preußiſchen Königen gedient haben, mußte Notpäſſe ausſtellen, die mit dem königlichen Siegelring unterſtempelt wurden. Der Paß für des Königs Bruder, Graf Schaffgotſch, iſt noch erhalten. Eine Weile glückte es den Reiſenden, von den franzöſiſchen Offizieren der Straßburger Beſatzung, von denen einige zu einem Zechgelage eingeladen



47. Schloß Moyland im Kreiſe Kleve

Nach der Natur gezeichnet von J. de Beyer. 1745, geſtochen von H. Spilman. 1746

wurden, unerkannt zu bleiben. Als Friedrich aber in genialem Übermute am dritten Tage dem altersſchwachen Gouverneur der Feſtung, Marſchall Broglie, ſeine Aufwartung machte, da war der Schleier, der über der Perſon des Grafen Duſour gebreitet geweſen war, bereits dadurch gelüftet, daß ein preußiſcher Deſerteur, der Friedrich auf dem Übungsplatze erkannt hatte, in der Angſt ſeines Herzens ſich ihm zu Füßen warf und um Gnade für ſich bat. Broglie war zu ſtumpf, um ſoviel Takt zu beſitzen und das Inkognito der vornehmen Reiſenden ungeſtört zu laſſen, ſo daß Friedrich ſich zu ſchleunigem Aufbruch beſtimmt ſah. Mit den Hintergedanken, ſich noch weiter auf franzöſiſchem Boden vorzuwagen, wenn ſie überhaupt je beſtanden haben, war es vorbei. Friedrich hatte ſchon etwas von der Empfindung, die er ſpäter ſehr ſtark hegte, daß er einen recht überflüſſigen Genieſtreich begangen hatte, und machte dieſer Stimmung Luft, indem er in einem poetiſchen Bericht über die luſtige Fahrt an Voltaire die Schale ſeines beißenden Spottes über den unglücklichen Broglie ergoß, der in ſeinen Augen ſchon längſt durch einen Vorfall früherer Jahre, wo Broglie im Nachtgewande vor den Feinden hatte fliehen müſſen, zur komiſchen Figur geſtempelt war.

Ernſter und bedeutſamer war die andere Berührung mit dem Franzoſentum, die gleich nach dem Beſuch in Straßburg erfolgte. Friedrichs höchſte Sehnſucht war es ja ſeit Jahren, Voltaire perſönlich kennen zu lernen. Deshalb veranlaßte er den vergötterten Mann aus ſeinem Tuskulum in der Champagne zu einem Beſuch auf preußiſchem Boden. Am 11. September 1740 ſahen ſich dann die beiden wahlverwandten Geiſter zum erſtenmal von Angeſicht zu Angeſicht im Schloſſe Moyland (Bild 47) bei Kleve, einer in weitem Flachland gelegenen, von ſchönen alten Eichen umgebenen Waſſerburg. Obwohl Friedrich gerade von einem Fieber befallen war, empfing er den Dichter, der ihm in jenen Tagen ſeinen Mahomet vorlas.

Fig. 1. Ventral view of the head of *Ceratocanthus aesculapius* (Westwood, 1837) (Scarabaeoidea: Ceratocanthidae) showing the mandibles and the maxillae. Scale bar = 1 mm.

Platz zu einem verſchanzten Lager für 40 000 Mann abſtecken und beſchied den Fürſten Leopold von Anhalt an den Rhein. Dem Pfälziſchen Hofe in Mannheim ließ er, als man ſeine Rechte auf die Herzogtümer nicht anerkennen wollte, durch ſeinen Vertreter ſagen, er würde ſich ſein Recht nicht nehmen laſſen, denn es wäre zu klar. Als die Pfälzer bei ihrer Anſicht beharrten, erklärte er mit überlegener Gleichgültigkeit: „Wenn ſie nicht wollen, ſo können ſie tun, was ihnen gut dünket.“ Die von ihm mit der Anzeige ſeiner Thronbeſteigung beauftragten Geſandten hatten die Höfe vor allem wegen der Jülich-Bergiſchen Frage zu ſondieren. Mit ſicherem Blicke hatte Friedrich ſofort erkannt, daß es ſich in der augenblicklichen Zeitlage, in der ſich die Verhältniſſe zwiſchen den beiden größten Mächten, Frankreich und England, fortdauernd zuſpitzten, für ihn darum handeln müſſe, mit einer von beiden gemeinſame Sache zu machen. Er war gewillt, ſich nur dem zu geben, der ihm am meiſten bot. Wie er dabei verfuhr, zeigt den Meiſter. Er wußte wohl, daß vornehmlich England das Beſtreben hatte, ihn zu gewinnen. Aber er legte mehr Gewicht darauf, Frankreich auf ſeine Seite zu ziehen, das ihm mächtiger zu ſein ſchien und es zur Stunde auch wohl noch war. Es war daher eine höchſt geſchickte Wahl, die er traf, indem er den geiſtvollen Oberſt Camas, deſſen Takt und Treue er vollkommen vertraute, nach Verſailles ſchickte. Einige dieſem Oberſten gewidmete Verſe des Königs kennzeichnen ſeine nahe Stellung zu ihm:

Camas, der ſtets es treu mit mir gehalten,
Die junge Knoſpe ſahſt du ſich entfalten,
Das Unkraut ſprießen meines Blumenhages,
Den tollen Irrtum meines jungen Tages,
Du ſahſt und rügteſt meiner Fehler Menge;
Sei ſtets mir ein Erzieher treu und ſtrenge,
Daß ſich das echte Gold im Feuer kläre,
Unedler Schlacken endlich ſich erwehre.

Aber Camas hat bei dem Kardinal Fleury und deſſen preußenfeindlichem Unterſtaatsſekretär nichts auszurichten vermocht. Die Jülich-Bergiſche Sache war nun einmal auf einem toten Gleis angelangt. Selbſt ein Briefwechſel zwiſchen Friedrich und Fleury förderte ſie nicht um einen Schritt, obwohl der König ſehr entſchieden auftrat. Als der ihm verhaßte Prälat ihn mit Schmeichelreden überhäufte, wies er ihn zurück mit den Worten: „Spenden Sie mir, mein lieber Kardinal, weniger Lob, und machen Sie mir Ihren König mehr gewogen.“ Er ſagte ihm gerade heraus: „Es iſt nicht zu vermuten, daß je ein König von Preußen mit kaltem Blut Düſſeldorf in fremden Händen ſehen wird.“ Sehr deutlich aber wurde er, indem er auf die Vergangenheit anſpielend ſchrieb: „Ehedem hat Guſtav Adolf der Krone Frankreich Dienſte geleiſtet, aber Schweden iſt nicht mehr, was es war, und was ſchlimmer iſt, es hat keinen Guſtav Adolf mehr.“ So nebenher bekannte er ſich hier zu der Anſchauung, daß Männer die Geſchichte machen, weil er in ſich ſelbſt die Kraft fühlte, in die Geſchicke Europas einzugreifen. Fleury fand indes noch nicht den Entſchluß, auf dieſe Andeutung Friedrichs einzugehen und mit Preußen gemeinſame Sache zu machen. Gleichfalls ergebnislos war die Geſandtſchaft des Grafen Truchſeß-Waldburg (Bild 50) nach Hannover. Dort wollte man ſich weder zu einer Anerkennung der Anſprüche auf Jülich-Berg noch zu der der preußiſchen Erbanſprüche auf Oſtfriesland verſtehen; dagegen wünſchte König Georg II., auf den Friedrich ſeit ſeiner Heiratsſache einen gründlichen Haß geworfen hatte, eine perſönliche Zuſammenkunft mit ſeinem Neffen zur Feſtigung der Nachbarſchaft und der guten Beziehungen zwiſchen Preußen und England-Hannover. Friedrich dachte unter dieſen Umſtänden nicht daran, entſchuldigte ſich mit ſeiner Fieberkrankheit, beſuchte aber nichtsdeſtoweniger zur ſelben Zeit ſeine Verwandten in Wolfenbüttel und verlobte dort im Schloſſe von Salzdahlum, wo er ſelbſt vor ſieben Jahren ſeine Hochzeit gefeiert hatte, ſeinen Bruder Wilhelm zur höchſten Freude ſeiner Gemahlin mit deren Schweſter.

Fig. 1. Ancient Egyptian Medicine

Ancient Egyptian medicine, among the earliest systems of medicine known to history, developed from empirical roots as far back as the Predynastic period. Written documents from the Middle Kingdom (2040–1782 BC) and the New Kingdom (1570–1070 BC) show evidence of practices passed down from earlier times. Ancient Egyptian medicine was famous in the ancient world, and Egyptian physicians were frequently employed abroad.

2. Regelung der Geſtalt Preußens. 1740—1742.

ls König Friedrich am 26. Oktober zu Rheinsberg, wo er ſeit einigen Tagen weilte, die Nachricht von dem Tode des Kaiſers empfing, da ſchrieb er: „Es iſt der Augenblick der völligen Umwandlung des alten politiſchen Syſtems; der Stein hat ſich gelöſt, den Nebukadnezar auf das Bild aus vier Metallen rollen ſah und der ſie alle zerſtörte. Ich werde meinem Fieber den Laufpaß geben, denn ich habe meine Maſchine nötig.“ Wie wenn wir die Stimme eines Propheten des alten Bundes leſen, ſo klingen uns heute die Worte des erſten dieſer beiden Sätze. Erſt der Schlußſatz zeigt wieder das Weltkind, das Preußen damals realpolitiſchen Sinnes regierte. Jene Worte ſind eine Beſtätigung der alten Wahrheit, daß gerade die realpolitiſch angelegten Naturen etwas vom Propheten zu haben pflegen und zwar um ſo mehr, je mehr ſie ſich ſelbſt zum Handeln berufen fühlen. Daß das für Friedrich zutraf, zeigt ſein Wort zu Algarotti, das er in Anſpielung auf die gerade in Rheinsberg ſtattfindende Aufführung von Voltaires „Tod Cäſars“ gebrauchte: „Wir ſpielen hier ganz friedlich Cäſar und Antonius in der Erwartung, daß wir ſie etwas reeller nachahmen könnten“, und am ſelben Tage (28. Oktober) ſchrieb er dieſem Freunde, den er damals noch höher ſtellte als Maupertuis, mit angenommener Gleichgültigkeit: „Ich gehe nicht nach Berlin. Eine Bagatelle, wie es der Tod des Kaiſers iſt, erfordert nicht große Anſtalten. Alles war vorausgeſehen, alles war vorbereitet. Alſo handelt es ſich nur um die Ausführung von Plänen, die ich ſeit langem in meinem Kopfe erwogen habe.“

Er ging jetzt daran, die Geſtalt Preußens zu verbeſſern. Die letzten Verhandlungen hatten ihm gezeigt, daß er weder von Frankreich noch von England Unterſtützung bei ſeinen Plänen auf Jülich und Berg finden würde. Seine Hoffnungen darauf mögen auch nur gering geweſen ſein. Im Grunde wird es ſich für ihn dabei um einen letzten Verſuch gehandelt haben, ſeine Anſprüche auf jene Herzogtümer gütlich durchzuſetzen. Der Tod des letzten Habsburgers entſchied die Richtung ſeiner Politik. Jetzt ließ er ſeine Pläne auf Konſolidierung ſeiner rheiniſchen Beſitzungen fallen und bemächtigte ſich eines Gebietes, das weniger die Intereſſenſphären von Frankreich und England berührte als Jülich und Berg: er beſetzte Schleſien und verweigerte damit der pragmatiſchen Sanktion, jenem Grundgeſetz, durch das Kaiſer Karl VI. die geſamte öſterreichiſche Erbſchaft ungeſchmälert ſeiner Tochter Maria Thereſia zu ſichern geſucht hatte, ſeine Zuſtimmung.

Zwei durchſchlagende Gründe gab es für ihn, um alſo zu handeln. Einſt war ſein Vater in ſeiner Ergebenheit für das Kaiſerhaus der pragmatiſchen Sanktion gegen Zuſicherung von Jülich und Berg beigetreten. Dieſer Vertrag war längſt von Öſterreich in einer unerhört treuloſen Politik gebrochen worden. Da das Kaiſerhaus nicht daran gedacht hatte, ſeine Verpflichtungen wegen Jülich und Berg zu erfüllen, ſo war ſchon Friedrich Wilhelm I. ſeines Vertrages quitt geweſen. Er hatte nicht die Kraft gehabt, ſich ſein Recht zu nehmen. Nun trat ſein Sohn ein. Da aber auch dieſer es nicht für ratſam hielt, wegen Jülich und Berg einen ungleichen Kampf zu wagen, ſo wählte er ein anderes Entſchädigungsobjekt. Dies bot ſich um ſo leichter, als Brandenburg-Preußen ſeit uralter Zeit Anſprüche auf die ſchleſiſchen Fürſtentümer Breslau, Liegnitz, Wohlau und Jägerndorf zu erheben hatte. Es iſt wahr, dieſe Rechtsanſprüche waren durch gewiſſe Vorkommniſſe, in denen öſterreichiſche Argliſt wiederum eine große Rolle geſpielt hatte, zum Teil zweifelhaft geworden. Nicht dem geringſten Zweifel aber kann es unterliegen, daß König Friedrich felſenfeſt von ſeinem Recht auf jene Fürſtentümer überzeugt

Fig. 1. Jacques-Louis David, *Napoleon Crossing the Alps*, 1801. Oil on canvas, 260 × 221 cm. Musée National du Château de Malmaison, Rueil-Malmaison. Photo: Réunion des Musées Nationaux / Art Resource, NY.

König Friedrich damit, daß der Kurfürſt von Bayern Anſprüche auf das Habsburgiſche Erbe erheben würde. Er hatte durch vorſichtige Sondierungen auch erfahren, daß der ſächſiſche Hof ein gleiches tun würde. Und daß Frankreich ebenfalls große Rechnungen anſtellte für den Fall des Ausſterbens der Habsburger, war ihm auch gar wohl bekannt. Trotzalledem wird Friedrichs Unternehmen auf Schleſien ſtets zu den kühnſten weltgeſchichtlichen Entſchlüſſen gezählt werden müſſen. Solche Taten pflegen ſelten oder nie das Produkt eines einzelnen Beweggrundes zu ſein. Indem Friedrich ſie wagte, beſtimmte ihn dazu nicht allein der Trieb, Vergeltung an dieſem hochmütigen Öſterreich zu üben und ſich ſein Recht zu verſchaffen, es war auch ſtürmiſcher Tatendrang und jugendliche Verwegenheit dabei im Spiele; noch mehr aber war es jener geheimnisvolle Inſtinkt, der die genialen Menſchen mit unwiderſtehlicher Macht zur Ausführung ihrer großen Werke zwingt, und nicht zuletzt ein brennender Ehrgeiz, Preußen aus ſeiner Zwitterſtellung herauszureißen, was Friedrich den Kampf mit Öſterreich aufnehmen ließ. Nichts iſt ungerechtfertigter als ihn wegen dieſes Ehrgeizes abfällig zu beurteilen. Solche Splitterrichter hat der Altmeiſter der Geſchichtforſchung Leopold Ranke ein für allemal zum Schweigen verurteilt, indem er unter Beziehung auf Friedrichs Tat ſagt: „Wer wagt es ſeinen Ehrgeiz zu tadeln? Es iſt der großartigſte, den ein Fürſt haben kann, für ſein Volk und ſeinen Staat eine vollkommene politiſche Unabhängigkeit zu gewinnen, eine Stelle, wo niemand in wirklicher Bedeutung über ihm iſt.“ In dem Unternehmen auf Schleſien ſpiegelt ſich Friedrichs ganzer Genius. Dadurch, daß er die Kraft beſaß, ſein Wagnis glücklich durchzuführen, iſt auch die hiſtoriſche Rechtfertigung dafür erbracht, die für den Staatsmann ungleich wichtiger iſt, als die ſtaatsrechtliche.

Friedrich nahm etwas wieder auf, mit dem ſich ſeine Ahnen vielfach beſchäftigt hatten. Noch Kurfürſt Friedrich III. hatte, als er in Erfüllung des bekannten von ihm 1686 gegebenen Verſprechens im Jahre 1695 Schwiebus an Öſterreich abtrat, ſeinen Miniſtern erklärt: „Das Recht in Schleſien auszuführen, will ich meinen Nachkommen überlaſſen“. Schon deſſen Vater, der große Kurfürſt, hatte ſich mit kriegeriſchen Plänen wegen der Erwerbung eines Teils von Schleſien getragen, um ſeine Anſprüche auf Jägerndorf zu verfolgen. Noch iſt ein Entwurf von der Hand dieſes kühnen Mannes vorhanden, der davon Kunde gibt. Ein anderes Zeichen dafür, wie eifrig im Schoße der preußiſchen Regierung die Abſichten auf Schleſien genährt wurden, iſt die Tatſache, daß der alte Kanzler der Halleſchen Univerſität, v. Ludewig, ſobald er die Kunde vom Ableben des Kaiſers vernommen hatte, am 1. November ein Schreiben einreichte, in dem er berichtete, daß er von König Friedrich Wilhelms I. langjährigem Miniſter Ilgen viel zur Bearbeitung auswärtiger Angelegenheiten herangezogen worden ſei und manche Nachrichten über die preußiſchen Gerechtſame auf Schleſien geſammelt habe, weil Ilgen damit gerechnet hätte, daß bei Erlöſchen des habsburgiſchen Mannesſtammes über kurz oder lang Gebrauch davon gemacht werden würde. Ebenſo machte der Kammerpräſident v. Rochow in Kleve auf jenen ſeinerzeit zufällig gefundenen Entwurf des großen Kurfürſten aufmerkſam, bei deſſen Einreichung Friedrich Wilhelm I. geruſen hatte, der Fund ſei ihm lieber als ein Geſchenk von 100 000 Dukaten.

Friedrich hatte aber ſchon ſeine Vorkehrungen getroffen. Gleich nach Eintreffen der Nachricht waren ſein Miniſter Podewils und der bei der Thronbeſteigung zum Feldmarſchall beförderte und in den Grafenſtand erhobene Kurt Chriſtoph v. Schwerin zur Beratung der Lage nach Rheinsberg befohlen worden.

Von jener Stunde an beginnen Podewils und Schwerin als Helfer König Friedrichs hervorzutreten. Von beiden feſſelt uns zunächſt am meiſten Heinrich v. Podewils (Bild 52). Damals im 45. Lebensjahre ſtehend, hatte er das unbedingte Vertrauen König Friedrich Wilhelms I. genoſſen, und dies hatte ſich auf König Friedrich übertragen. Er war ganz anders geartet als ſein jetziger königlicher Herr. Nichts Geniales iſt in ihm. Vor allem kennzeichnet ihn ſeine Bedächtigkeit, was ſeine Umgebung mit richtigem Blick herausfühlte, indem ſie ihm den Scherznamen der „Fürſichtige“ gab. Mit geheimem Grauen ſah er dem

Ernest Rutherford, 1st Baron Rutherford of Nelson, OM, FRS, PRS (30 August 1871 – 19 October 1937) was a New Zealand physicist who came to be known as the father of nuclear physics. Encyclopaedia Britannica considers him to be the greatest experimentalist since Michael Faraday (1791–1867). In early work, he discovered the concept of radioactive half-life, the radioactive element radon, and differentiated and named alpha and beta radiation. This was all part of his work on the structure of the atom. He also performed the first artificial nuclear transmutation, which led to the discovery of the proton. He is widely credited with first splitting the atom in 1917 in a laboratory experiment. He also devised the Rutherford model of the atom and he played a major role in developing the theory of atomic structure. In 1908, he was awarded the Nobel Prize in Chemistry "for his investigations into the disintegration of the elements, and the chemistry of radioactive substances".

wurde er nur noch bestärkt, als er jetzt erfuhr, daß Bayern diplomatische Schritte getan hatte, um seine Erbansprüche geltend zu machen.

Nie war er in einer so glücklichen Stimmung. Seine Briefe aus jenen Wochen an Podewils, an Jordan, an Algarotti atmen alle gleiche strahlende Zuversicht. Es war die Ahnung des Glückes und das Bewußtsein der Kraft, die sich darin aussprachen. Mit kluger Berechnung sucht er den alten Dessauer in dieser Krisis für sich günstig zu stimmen. Er nannte ihn in einem Schreiben vom 31. Oktober aus Rheinsberg den „größesten General unserer Zeiten", ein Lob, das dem alten Haudegen gar wohl munden durfte. Aber der Held von Turin sah garnicht freundlich drein bei dem Unternehmen. Er fand es gewagt und beanspruchte wenigstens für sich den Oberbefehl. Da kam er aber unglücklich an. Friedrich entgegnete ihm: „Diese Expedition reserviere ich mir alleine, auf daß die Welt nicht glaube, der König in Preußen marschiere mit einem Hofmeister zu Felde." Eine weitere vorbereitende Maßregel war die Ausweisung seines alten Freundes, des schlauen Sachsen Manteuffel, aus der Hauptstadt, von dem er Spionage befürchten mußte. Podewils erhält am 5. November die Weisung: „Weil Mir der Graf von Manteuffel sehr verdächtig ist, so sollet ihr ihm ganz höflich andeuten, er würde mir einen Gefallen thun, wenn er sich nicht zu Berlin, sondern auf seinen Gütern aufhielte." Zugleich wurde auf das eifrigste das Geschäft der Mobilmachung betrieben. „Ich denke meinen Schlag am 8. Dezember zu führen," schrieb Friedrich, „um die kühnste, durchschlagendste und größte Unternehmung zu beginnen, der je ein Fürst meines Hauses sich unterzogen hat, mein Herz verheißt mir gute Zeichen, und meine Truppen glückliche Erfolge." Doch daneben fand der unermüdliche König Zeit, sich rauschenden Festlichkeiten und stundenlangem Flötenspiel zu widmen. Die goldenen Tage von Rheinsberg fanden jetzt einen Glückseligkeit atmenden Abschluß. Einem der Freunde Friedrichs, dem Major Hans von Buddenbrock, richtete der König selbst die Hochzeit aus. Mit Staunen beobachtete die zum Besuch eingetroffene Markgräfin von Baireuth die ungeheure Vielgeschäftigkeit ihres Bruders. Wie ein böser Geist nahm sich inmitten des abwechselnd ernsten und munteren Treibens am Rheinsberger Hofe der plötzlich dort erscheinende Voltaire aus, der seinen ersten Besuch am preußischen Hofe höchst unrühmlicherweise abstattete, um im Auftrage Kardinal Fleurys zu spionieren. Freilich erlebte er eine arge Enttäuschung und kehrte so klug heim wie er gewesen war.

Am 2. Dezember traf Friedrich in Berlin ein. Die Hauptstadt schien ihm der Frau Bellona in Kindeswehen zu gleichen. Die Berliner selbst waren freilich garnicht gut gestimmt, als sie bald darauf erfahren sollten, daß es zum Kriege gegen Habsburg ginge. Allzutief wurzelte dem damaligen Geschlecht noch der Respekt vor der halbtausendjährigen Geschichte Habsburgs in den Gliedern, das doch das glücklichste unter allen deutschen Fürstengeschlechtern gewesen war. Kritisch, wie sie schon damals veranlagt waren, weissagten die Bewohner der preußischen Hauptstadt dem Unternehmen ihres Königs ein jämmerliches Ende. Fürs erste war allerdings niemand im klaren darüber, was die preußischen Rüstungen bezweckten, so viel Mühe sich die Gesandten auch gaben, hinter das Geheimnis zu kommen. Nur dem Vertreter Österreichs, dem Marquis Botta, der ihm anzeigte, daß Maria Theresia den ungarischen Königsstuhl bestiegen habe, sagte Friedrich es am 6. Dezember gerade heraus, daß die ins Feld rückenden Truppen die Aufgabe hätten, Schlesien zu besetzen. Der überraschte Botta machte darauf mit traditionellem österreichischem Hochmut die Bemerkung, das preußische Heer, das er eben hinausziehen sähe, sei schön, aber das österreichische habe den Feind gesehen. Eben aber hatten die österreichischen Waffen böses Mißgeschick im Kriege gegen die Türken erlebt und drei der namhaftesten Heerführer Kaiser Karls VI., Graf Seckendorff, Graf Neipperg und Wallis, waren als Sündenböcke auf die Festung geschickt worden. Vergeblich schaute der österreichische Hofkanzler Graf Sinzendorff, der die Staatsgeschäfte führte, nach einem Feldherrn wie Prinz Eugen aus. Eugens letzter Wunsch war es gewesen, Finanzen und Heer in tüchtigen Stand zu setzen, weil dies das beste Mittel sei, den Staat zu kräftigen. Man konnte nicht behaupten, daß Graf Sinzendorff dies Ver-

mächtnis des großen Mannes erfüllt hatte. Die Bemerkung des Marquis Botta war also höchst unangebracht. Friedrich gab ihm zornig die Antwort, man solle erfahren, daß seine Truppen ebenso gut seien wie schön. Auch in Berlin feierte er noch Fest auf Fest. Dazu erschien der Dessauer, um seine Unkenrufe in Person anzubringen. „Er senkte Furcht und Mißtrauen in alle Gemüter," äußerte Friedrich, „und würde mich selbst eingeschüchtert haben, wenn mein Entschluß nicht felsenfest gestanden hätte."

53. Elfenbeinmedaillon Friedrichs

Am St. Lucientage, den 13. Dezember, verließ der König zu Wagen Berlin. Ihm zur Seite saß Graf Wartensleben, gegenüber die Adjutanten Borcke und Goltz. Vor dem Ausmarsch hatte er den Berliner Offizieren eine seiner denkwürdigen Ansprachen gehalten, die nie ohne die gewollte Wirkung gewesen sind. Sie waren um so wirkungsvoller, als sie nur in den bedeutungsvollsten Stunden gehalten worden sind. Diese Rede hat der König selbst aufgezeichnet. Sie lautete: „Meine Herren, ich unternehme einen Krieg, für welchen ich keinen anderen Bundesgenossen habe, als Ihre Tapferkeit, und keine andere Hilfsquelle, als mein Glück. Erinnern Sie sich stetig des unsterblichen Ruhmes, den Ihre Vorfahren auf den Gefilden von Warschau und Fehrbellin erworben haben, und verleugnen Sie nie den Ruf der brandenburgischen Truppen. Leben Sie wohl, brechen Sie auf zum Rendezvous des Ruhmes, wohin ich Ihnen ungesäumt folgen werde." In diesen knappen Worten haben wir das Geständnis Friedrichs selbst, daß der Ruhm ihn in den Kampf lockte. Auch in Briefen an Jordan aus diesen Monaten hat er sich dazu bekannt. „Ich liebe den Krieg um des Ruhmes willen," schreibt er ihm einmal, und bald darauf: „Meine Jugend, das Feuer der Leidenschaften, das Verlangen nach Ruhm, ja selbst Neugier, um dir nichts zu verbergen, endlich ein geheimer Instinkt, haben mich aus der süßen Ruhe, die ich genoß, gerissen, und die Genugtuung, meinen Namen in den Zeitungen und dereinst in der Geschichte zu sehen, hat mich verführt." Mit derselben Ehrlichkeit, die er gegen den Freund bewies, hat er später in seinen historischen Denkwürdigkeiten vor der Welt zugestanden, daß ihn zu seinem Schritte im Jahre 1740 „vielleicht auch das Verlangen, mir einen Namen zu machen" bestimmt habe.

Bei Krossen überschritt Friedrich am 16. Dezember die Grenze. Siegesgewiß meldete der junge Cäsar an Podewils dies Ereignis: „Ich habe den Rubikon überschritten mit fliegenden Fahnen und Trommelwirbel. Mein Herz weissagt mir alles Gute von der Welt: dazu verkündigt mir ein gewisser Instinkt, dessen Ursache uns unbekannt ist, Glück und Heil." Unter seiner Führung stand ein kleines Heer von 16 460 Mann Fußvolk und 5000 Reitern mit anfänglich nur 34 Geschützen. Es bestand zumeist aus Landeskindern: Brandenburgern, Pommern, Magdeburgern und Halberstädtern.

Das Glück lächelte dem Könige zunächst. Die Österreicher hatten gar keine Anstalten mehr treffen können, um dem unvorhergesehenen Unternehmen rechtzeitig entgegentreten zu können. Von dem größten Teil der gutmütigen, lebenslustigen Bevölkerung Schlesiens aber wurden die Preußen mit offenen Armen empfangen. Denn die überwiegende Zahl namentlich der Bewohner Niederschlesiens, das zunächst zu passieren war, fühlte sich als evangelisch zu den Ankömmlingen hingezogen. Sonst waren die Fäden, welche die Schlesier mit Preußen und dessen Herrscherhause bis dahin verknüpften, weder in politischer noch wirtschaftlicher Beziehung allzu zahlreich. Schlesiens Handelsverkehr mit den preußischen Provinzen war durchaus nicht lebhaft zu nennen. Aber das Band des Glaubens war stark genug, um beide Teile einander sofort nahe zu bringen. War hier doch gewissermaßen

immer noch Religionskrieg, da es zum System der österreichischen Regierung gehörte, die Nichtkatholischen wegen ihres Glaubens zu bedrücken, und da den Evangelischen in diesem Lande ihr Glaube besonders teuer war. An die Bestimmungen des westfälischen Friedens hatte die österreichische Regierung sich von Anfang an so gut wie garnicht gekehrt, sodaß ein Schwedenkönig, Karl XII., als er auf seinen abenteuerlichen Kriegsfahrten hierher kam, eingreifen mußte und im Frieden von Altranstädt 1707 die Zurückgabe von hundert den Evangelischen entrissenen Kirchen durchsetzte. Seit dieser rühmlichen Tat waren die Katholiken etwas vorsichtiger bei ihren Glaubensbedrückungen geworden. Immerhin fühlten die guten Schlesier noch überaus schwer die Hand der römischen Kirche, und es ging ein Aufatmen durch die Bevölkerung, als Friedrich erschien. Sie erblickte in ihm einen vom Himmel geschickten Schutzengel. In raschem Zuge wurde das Land von den preußischen Regimentern durchmessen. Als dem Bürgermeister von Grünberg die Schlüssel der Stadt abverlangt wurden, weigerte er sich zwar sie zu übergeben, erklärte aber zugleich, er hätte nichts dagegen einzuwenden, wenn der preußische Offizier, der jene Aufforderung an ihn richtete, sie sich selbst vom Tische nähme. Dieser belustigend wirkende Scheinwiderstand kennzeichnet die Sachlage. Friedrich sah mit Staunen, wie tief die Religion in den Herzen wurzelte. Mit praktischem Blicke machte er sich das sofort zu nutze. Er befahl, daß evangelische Kandidaten der Theologie aus der Heimat geholt würden, und wies deren zwölf gleich den am meisten der Seelsorge bedürftigen Gemeinden zu. Der Volksmund taufte sie die „zwölf Apostel". Ungehindert ging der Marsch auf Breslau. Nur die Festung Glogau blieb einstweilen in Feindeshand; der Erbprinz Leopold von Dessau erhielt den Auftrag sie zu belagern.

Das ehrwürdige Breslau zehrte von einer rühmlichen Vergangenheit. Einst, zu den Zeiten Kaiser Sigmunds, hatte hier auch ein deutscher Reichstag getagt. Stattliche Baudenkmäler, vor allem das Rathaus, waren die Zeugen jener glänzenden Zeit. Die Bürgerschaft war berühmt wegen ihres Reichtums und ihrer Festesfreude. Eine gewisse munizipale Selbständigkeit hatte es ermöglicht, daß sich hier die Reformation rasch verbreitete. Reste dieser selbständigen Stellung hatte die Hauptstadt des Landes sich bis jetzt bewahrt. Dazu gehörte das Vorrecht, keine Garnison zu erhalten. Um sich der Stimmung der Einwohner zu versichern, hatte Friedrich den Vorleser seines Vaters, Morgenstern, in die Stadt geschickt, der eine lebhafte Tätigkeit im Sinne Preußens entwickelte. Er fand einen Gehilfen in dem Schuhmacher Döblin, der ebenfalls mit großem Glück die Massen bearbeitete. Die Stadt war ja ohnehin den Ankömmlingen günstig gesonnen. Döblin wurde besungen als „der Held, der diese Stadt regiert". Zu Sylvester stimmten die Breslauer ein Lied auf Friedrich an:

Laßt ihn herein kommen
Ei er ist doch schon hinnen.

Hatte doch Friedrich bereits die Dominsel vor dem Sandtore, die die Stadt beherrschte, überrumpelt. Aber Morgensterns Versuch, die Bürgerschaft gleich geneigt zu machen, eine preußische Besatzung aufzunehmen, war gescheitert. Dies schien den Stadtvätern ein zu großer Eingriff in ihre Freiheiten. Daß diese Besatzungsfreiheit jetzt nur noch eine bedeutungslose Formel darstellen konnte, kam ihnen nicht in den Sinn. Jedoch zeigten sie sich gern bereit, mit zwei von Friedrich entsandten Stabsoffizieren einen Neutralitätsvertrag abzuschließen. Am 3. Januar kam dieser zustande. Die Neutralität wurde gewährt „bei den jetzigen Konjunkturen und solange solche dauern werden." Daß diese Einschaltung Friedrich jederzeit das Recht gab, den Vertrag unbeachtet zu lassen und nur die Vertagung der Besetzung der Stadt bedeutete, entging ihrem Vertreter. Friedrich aber hatte durch das Zugeständnis der einstweiligen Neutralität erreicht, daß die Breslauer bei guter Stimmung blieben, und konnte daher am 5. Januar fröhlichen Einzug in die Stadt halten. Mit bezaubernder Liebenswürdigkeit trat er dort auf. In glänzendem Gewande, umgeben von einem stattlichen Gefolge, ritt er durch die Spalier bildende Stadtgarnison und die jubelnde

Erläuterungsblatt

zu dem

Schreiben König Friedrichs II. an den Konsistorialrat Reinbeck

betreffend

die Rückberufung des von Friedrich Wilhelm I. abgesetzten Hallischen Philosophen

Christian Wolf in preußische Dienste.

d. d. Charlottenburg, 6. Juni 1740.

Urschriftlich in der Kgl. Bibliothek zu Berlin.

Übertragung des nebenstehenden Schreibens König Friedrichs.

Der Anfang von Schreiberhand, der Zusatz eigenhändig.

Würdiger besonders lieber getreuer. Ihr habet nochmahls an den Regierungs Rath Wolff zu schreiben, ob Er Sich nunmehro nicht entschließen könne, in Meine Dienste zu gehen und würde Ich Ihm alle raisonnable conditiones accordiren. Ich bin

Charlottenburg
den 6ten Junii
1740.

Euer wohlaffectionirter König

ich bitte ihnen sich umb des Wolfen mühe zu geben ein mensch der die Warheit sucht und sie liebet muß unter aller menschlicher gesellschaft geehrt gehalten werden und glaube ich das er eine Conquete im lande der Warheit gemacht hat wohr er den Wolf hier her persuadiret

An den Consist. Rath Reinbeck

Friedrich

Charlottenburg
d. 21. Juni
1780.

An den Consist. Rath Reinbeck.

Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin

Digitized by Google

Fig. 1. Schematic diagram of the experimental setup. The laser beam is focused by a lens (L) into the sample (S) and the transmitted beam is collected by a photodiode (PD). The sample is mounted on a translation stage (TS) that moves it through the focal region.

Fig. 2. Open-aperture Z-scan curves for the sample at three different input intensities. The solid lines are theoretical fits to the data. The normalized transmittance is plotted as a function of the sample position relative to the focal plane.

Fig. 3. Closed-aperture Z-scan curve for the sample at an input intensity of 1.2 GW/cm^2. The peak-valley configuration indicates a negative nonlinear refraction.

Fig. 4. Nonlinear absorption coefficient β as a function of input intensity. The linear dependence confirms the two-photon absorption process.

Fig. 5. Nonlinear refractive index n_2 as a function of input intensity. The sign of n_2 is negative, indicating self-defocusing.

Fig. 6. Figure of merit $T(2\pi|n_2|/\lambda\alpha_0)$ as a function of input intensity. The maximum value is 0.42 at the lowest intensity used.

das größte Glück an, das Fortunas Schoß jemals geboren hat. Das muß dir für jetzt genug ſein. Sei mein Cicero bei der Verteidigung meiner Sache, in ihrer Ausführung will ich dein Cäſar ſein.“ „Wenn uns nicht die Berge Mährens aufhielten,“ meinte er bereits am 23. Dezember, „ſo könnten wir in kurzem vor Wien ſtehen.“ Am 7. Januar ſchrieb er an Podewils: „Ich eile das Werk zu vollenden, das ich begonnen habe, und den anderen Höfen zu zeigen, daß unſere Pläne, weit davon entfernt, chimäriſch zu ſein, auf die ruhmreichſte Art der Welt zur Ausführung kommen werden.“ An Algarotti meldete er ſtolz: „Ich habe angefangen, die Figur Preußens zu regeln. Ganz Schleſien iſt erobert mit Ausnahme eines elenden Neſtes.“

Noch war es nicht ſo weit. Die ſanguiniſche Natur Friedrichs ließ ihn die Dinge, wie ſo oft noch nachher, viel roſiger anſehen, als ſie waren. Er hatte auf eine ſchnelle Einnahme Glogaus gerechnet. Bald zeigte es ſich, daß daran gar nicht zu denken war, da der öſterreichiſche Kommandant treffliche Gegenmaßregeln traf, und die Feſtung überhaupt in leidlichem Zuſtande war. Andere Feſtungen, die es noch zu erobern galt, waren Brieg und Neiße. Vor allem aber mußte das beſetzte Land noch gegen den Feind behauptet werden. Gewiß war die Beſetzung eine der glatteſten in der Weltgeſchichte. Dieſer leicht erworbene Ruhm des jungen Königs, in dem er ſich ſonnte, ſollte indes ſehr bald ſchwer gefährdet werden. Einſtweilen aber wiegte ſich der Fürſt, der die Not der Schlachten noch dereinſt durchkoſten ſollte, wie ſie vor und nach ihm kein gekröntes Haupt durchgemacht hat, voreilig im Gefühle des großen Generals und Staatsmanns.

Friedrich ahnte nicht, mit welchem Gegner er es zu tun hatte. In Öſterreich war zwar vieles morſch und überhaupt kein Nerv in der Staatsmaſchine. Die greiſen Männer an der Spitze der Geſchäfte, voran der Hofkanzler Graf Sinzendorff, waren zweifellos der Lage nicht gewachſen. Nur in dem Protokollführer der oberſten Behörde, der ſogenannten Geheimen Staatskonferenz, in Johann Chriſtoph v. Bartenſtein, einem Straßburger Profeſſorsſohn, der in ſeiner Jugend vom evangeliſchen zum katholiſchen Bekenntnis übergetreten war, beſaß die Königin von Ungarn eine ſchätzenswerte Kraft, ſo unleidlich die Weitſchweifigkeit des gelehrten Herrn auch war. Das Heer ließ ſehr zu wünſchen übrig. Lediglich in der Reiterei lebte noch Prinz Eugens wagemutiger Geiſt. Das von Karl VI. hinterlaſſene Reich beſaß aber ein köſtliches Kleinod in ſeiner Erbin, der der Welt noch völlig unbekannten dreiundzwanzigjährigen Maria Thereſia, die als Frau, wie begreiflich, dem Könige wie auch den anderen Mächten zunächſt nicht ſonderlichen Reſpekt einzuflößen vermochte. Dieſe Frau ſollte aber dem ganzen öſterreichiſchen Staatsweſen durch ihre Perſönlichkeit Energie einhauchen und durch ihre Charakterſtärke der ganzen Welt Bewunderung abnötigen (Bild 55).

Man darf die geiſtige Größe der Herrſcherin, die unter dem Titel einer Königin von Ungarn und Böhmen in die Geſchichte eintritt, nicht zu hoch veranſchlagen, wie das häufig wohl von unkritiſcher Seite geſchehen iſt. Sie iſt keineswegs als ein Genie zu betrachten, kaum auch als ein ungewöhnliches Herrſchertalent. Wahrhaft bewundernswert an ihr iſt indes die Seelengröße, die ſie mit den Jahren in immer ſteigendem Maße entwickelt hat. Nicht gerade durch hervorragende Schönheit ausgezeichnet, jedoch anmutig, vereinigte ſie in ihrem Weſen und Äußeren Habsburgiſches und Welfiſches. War doch ihre ſchöne Mutter, Kaiſerin Eliſabeth Chriſtine, eine Braunſchweigerin. Von den Habsburgern hatte ſie die blaſſe und zarte Erſcheinung, die gemeſſene und ernſte, faſt düſtere Haltung, Eigenſchaften, die ſich beſonders in den erſten Jahren ihrer Regierung bei ihr bemerkbar

machten. Später wurde dieſe Habsburger Natur mehr von der Leidenſchaftlichkeit und Wärme der Welfen, ja auch von deren Starrſinn verdrängt, Züge, die ſich höchſt glücklich mit der den Habsburgern ſo eigentümlichen moraliſchen Ausdauer Maria Thereſias verſchmolzen. Weibliche und männliche Eigenſchaften vereinigten ſich in dieſer Fürſtin in einer der ſchönſten Miſchungen. Die Kräfte ihres reichen Gemütes gaben ihr eine Glaubensſtärke und eine Vaterlandsliebe, die tief rührend ſind. Sie lernte ſich verantwortlich fühlen für das Wohl ihres Staates, wie es nur die ſtarrſten Diener der Pflicht unter den Fürſten vermocht haben. Im Gegenſatze zu Friedrich eng gebunden in ihren Anſchauungen und dadurch oft deſſen Spott herausfordernd, hat auch ſie, die den preußiſchen König wie den Gottſeibeiuns anſah, im Machiavellismus arg gefrevelt, ſo, wenn dieſe ſittenſtrenge Fürſtin mit einer Maitreſſe die ſchlimmſten Racheplläne ſchmiedete und nachher mit köſtlicher Naivität leugnete, daß ſie je in Beziehungen mit der Pompadour geſtanden habe, obwohl ſie eigenhändig Briefe an ſie ſchrieb und ſie durch koſtbare Geſchenke auszeichnete. Auch ſonſt hatte ſie ihre kleinen menſchlichen Schwächen. Sie widmete ſich leidenſchaftlich dem Spiele und konnte zuweilen nicht genug in verſchwenderiſchen Feſten ſich ergehen. Aber ſie hat auch gelernt auf gute Finanzen zu halten, und anſtatt auf Maskenbällen zeigte ſie ſich ſpäter gern zu Pferde und bewies große Geſchicklichkeit im Reiten. Eine ihrer bemerkenswerteſten Eigenſchaften iſt ihr auffälliger Schlachteninſtinkt. Es iſt, als wenn das Ahnungsvermögen der Frau ihr es geſagt hat, daß der rechte Augenblick gekommen ſei, um ihren Gegner zu züchtigen, wenn ſie ihren Feldherren die Parole zur Schlacht gibt, wie bei Kolin oder Hochkirch. Jetzt bei der Thronbeſteigung war ſie noch ganz unerfahren in den Geſchäften, von denen ſie ihr Vater unklugerweiſe ferngehalten hatte. Sie wußte ſich aber mit Takt und Geſchick in die Lage hineinzufinden und faßte mit richtigem Blicke allmählich Vertrauen zu Bartenſtein, der ſchon unter ihrem Vater die Seele des Staatsgetriebes geweſen war. In Friedrichs Angriff ſah ſie eine verruchte Tat ohnegleichen. Im Gefühl der gekränkten Unſchuld fand ſie alle die Seelenkräfte, die ſie zu ihrem Widerſtande befähigten. Seit 1736 war ſie mit dem hübſchen Herzog Franz Stephan von Lothringen vermählt, der gleich darauf (1737) ſein den Franzoſen beſtimmtes Stammland Lothringen mit dem Großherzogtum Toskana vertauſchen mußte. Franz war ein Mann, der nichts von Herrſchergröße an ſich hatte. Er beſaß weder Temperament noch Tatkraft. Am meiſten Beruf hatte er zum Bankier. Seine Lieblingsbeſchäftigung war das Spekulieren mit ſeinen rieſigen Kapitalien auf den Banken von Venedig und Amſterdam. War er insbeſondere wegen ſeines Geizes in Öſterreich unbeliebt, ſo liebte ihn Maria Thereſia umſomehr. In ihrer dreißigjährigen glücklichen Ehe mit ihm ſchenkte ſie ihm ſechzehn Kinder. Sein bisheriges Verhältnis zu Bartenſtein war, wie auch zu anderen einflußreichen Männern Öſterreichs, nicht das beſte geweſen. Bartenſtein hatte ihn brutal behandelt, als Franz ſich nicht nach Toskana verpflanzen laſſen wollte, und ſeine Vermählung von der Einwilligung in dieſen ungünſtigen Tauſch abhängig gemacht. Trotz des harten Bartenſteinſchen Wortes „Keine Abtretung, keine Erzherzogin!“ gewann es Maria Thereſia in kluger Würdigung der Verhältniſſe über ſich, Bartenſtein zu halten und ſich mit ihm zu verſtändigen.

Bald nach ihrer Thronbeſteigung ernannte die Königin von Ungarn und Böhmen ihren Gemahl zum Mitregenten. An dieſen wies Friedrich zunächſt die Unterhändler, die Schleſiens Abtretung fordern ſollten. Er hatte Franz 1732 in Berlin kennen gelernt und ſchon damals den Eindruck empfangen, daß der vier Jahre vor ihm geborene Fürſt ſich nicht gerade durch geiſtige Bedeutung auszeichnete. Zuerſt empfing Franz den verſöhnlichen Geſandten Preußens am öſterreichiſchen Hofe, C. W. v. Borcke, gegen den er ſich anfangs ſehr aufgebracht gebärdete. „Lieber Abtretung der Niederlande an Frankreich, als Verzicht auf Schleſien!“ rief er. Im weiteren Verlaufe erklärte er ſich aber doch zu Unterhandlungen bereit. Bei dieſen die Schwäche des Großherzogs verratenden Worten trat Maria Thereſia ein, die zweifellos dem Geſpräche gefolgt war, und brach dadurch die Audienz ab. Am nächſten Tage, am 18. Dezember, traf der zweite Unterhändler ein, den Friedrich für dieſe

55. Maria Thereſia

Sache auserſehen hatte, der Oberhofmarſchall Graf Gotter, ein ſchöner Mann bürgerlicher Abſtammung, dem ſeine äußere Erſcheinung und ſeine außergewöhnliche Gewandtheit die Wege zu ſeiner glänzenden Laufbahn geebnet hatten, unter den Lebemännern jener Zeit einer der genußfähigſten und verſchwenderiſchſten, ja zügelloſeſten (Bild 56). Er kannte den Wiener Boden gut, denn er hatte dort lange Jahre in öſterreichiſchen Dienſten zugebracht. Gotter ſollte einen Verſuch der Einſchüchterung machen. Durch ſeinen Beinamen, den er in der Wiener Geſellſchaft führte, Jupiter tonans, ſchien er gleichſam dazu berufen. Er ſollte aber merken, daß Maria Thereſia ihrem Gemahl den Mut wieder geſtärkt hatte. Demgemäß antwortete Franz den preußiſchen Unterhändlern: „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß, ſolange nur ein einziger ſeiner Soldaten in Schleſien ſteht, wir ihm auch nicht ein Wort zu ſagen haben.“ Gotter und Borcke drangen nunmehr in den König, Schleſien zu räumen. Am Neujahrstage 1741 traten ſie wieder vor den Großherzog mit der Antwort Friedrichs, der jetzt erklärte, ſich „mit einem guten Teile“ Schleſiens begnügen zu wollen. Franz ließ ſich

Fig. 1. Ultrasonic Doppler flowmeter.

Fig. 2. Ultrasonic Doppler flowmeter.

Fig. 3. Ultrasonic Doppler flowmeter.

Fig. 4. Ultrasonic Doppler flowmeter.

Fig. 5. Ultrasonic Doppler flowmeter.

Fig. 6. Ultrasonic Doppler flowmeter.

Fig. 7. Ultrasonic Doppler flowmeter.

Fig. 8. Ultrasonic Doppler flowmeter.

Fig.

viel weniger Gründe vorlagen, als im gegenwärtigen Augenblicke. Gefährlicher und unkluger als die nachgiebige Sprache des Großherzogs war aber noch die hochmütige Bartensteins, der die von Friedrich angebotenen Vorteile, Verteidigung der österreichischen Erblande gegen von Bayern und Frankreich her zu erwartende Angriffe und Zusage der brandenburgischen Kurstimme bei der Kaiserwahl, sowie zwei Millionen Bargeld glatt unter den Tisch fallen ließ; und dabei war gerade Bartenstein derjenige, der sich vollkommen darüber klar war, daß Österreichs Politik wegen Jülich-Berg verräterisch gegen Preußen gewesen war. Ihn konnte es nicht Wunder nehmen, daß Friedrich jetzt Entgelt dafür forderte. Maria Theresia wußte nichts von der treulosen Politik ihrer Ahnen und kam dadurch garnicht auf den Gedanken, daß sie für deren Sünden Heimsuchungen erleiden könnte. Sie war umsomehr in ihrem Stolze verwundet, als die Unterhandlungen von Friedrich mit den Waffen in der Hand geführt wurden. Es kam hinzu, daß dem preußischen Vorgehen durch die Mattigkeit der Podewilsschen Diplomatie die Spitze abgebrochen wurde. Podewils legte zwar zur Rechtfertigung des preußischen Vorgehens dem holländischen Gesandten das Original des Berliner Vertrages von 1728 vor, in dem Österreich dem Könige Friedrich Wilhelm Jülich-Berg versprach, und der Holländer rief darob entrüstet: „Das ist stark, dessen hätte ich den Wiener Hof nicht fähig gehalten." Vor die große Öffentlichkeit aber wagte der Minister nicht mit diesem wichtigen Aktenstück zur Brandmarkung der österreichischen Politik zu treten. Er zeigte sich durchgehends bemüht, alles Schroffe zu vermeiden, so in den Instruktionen für die Gesandten, wie in den Staatsschriften, die dem Drucke übergeben wurden, denen gegenüber der Wiener Hof allerdings zu dem gewagten Mittel griff, ein diplomatisches Aktenstück zu fälschen, um die das Andenken Kaiser Leopolds arg belastenden preußischen Ausführungen abzuschwächen. Auch das hin und her der Verhandlungen von Gotter und Borcke in Wien erweckte keinen guten Eindruck. Gotter kam sogar auf den Gedanken, die Abtretung eines Teils von Schlesien durch den Anschein einer Verpfändung für ein ewiges Darlehen Preußens zu verschleiern, etwa in der Weise, wie China anderthalb Jahrhunderte später Kiautschau an das Deutsche Reich abtrat. So glaubte man in Wien noch nicht ganz an den Ernst der preußischen Regierung, und im übrigen vertraute man bei einem Kampfe auf Rußlands, Englands, ja Frankreichs Unterstützung. Waren England und Frankreich doch Bürgen der pragmatischen Sanktion. Rußlands Beistand aber war so gut wie sicher.

Im Zarenreiche, dem Lande, wo damals am meisten die Gefühlspolitik den Ausschlag gab, hatte nämlich gerade die österreichische Partei die Oberhand über die preußische gewonnen. Dort war am 28. Oktober 1740 der Tod der Kaiserin Anna eingetreten, neben dem Ableben des Papstes Clemens XII. am 6. Februar, dem des Königs von Preußen und des Kaisers Karl die vierte Erledigung eines mächtigen Thrones in diesem Jahre. An ihre Stelle trat durch einen Gewaltstreich die mecklenburgische Prinzessin Anna, die mit dem Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, dem Schwager König Friedrichs von Preußen, vermählt war. Anfangs schien es, als ob der Mann, der die mecklenburgische Anna durch den Sturz des von der Kaiserin Anna zum Regenten eingesetzten Herzogs Biron von Kurland zur Gewalthaberin gemacht hatte, der Türkenbesieger Feldmarschall Graf Münnich, die mächtigste Stimme am Hofe zu Petersburg hätte. Münnich aber war preußenfreundlich. Sein Schwiegersohn war der preußische Major v. Winterfeldt, ein Offizier, dessen Wesen Friedrich besonders zusagte. Dies Verwandtschaftsverhältnis gedachte Friedrich zu benutzen, um Rußland für sich zu gewinnen, und er entsandte daher Winterfeldt mit den schmeichelhaftesten Briefen für Münnich nach Petersburg. Gerade als Winterfeldt dort eintraf, am 27. Dezember, hatte auch schon der vielgewandte preußische Vertreter daselbst, v. Mardefeld, ein Verteidigungsbündnis mit Rußland abgeschlossen. In demselben Augenblicke schnellte aber auch die Wage der russischen Politik zu ungunsten Preußens empor, indem der Günstling der Regentin Anna, der schöne Sachse Graf Lynar, und der österreichisch gesinnte Westfale Ostermann die Oberhand gewannen. Münnich nahm gekränkt seinen Abschied, nicht ohne jedoch vorher Mardefeld weitzielende Umtriebe der gemeinsamen Gegner zur Kenntnis zu bringen.

Als Podewils dieſe Nachrichten bekam, ergriff ihn völlige Mutloſigkeit. „Die Pandorabüchſe“, ſchrieb er, „iſt geöffnet, wir treten in die furchtbarſte Kriſis, die je über das Haus Brandenburg gekommen iſt.“ Eine der erſten Maßregeln der öſterreichiſch geſinnten Partei in Rußland war die Aufforderung an Friedrich, ſeine Truppen aus Schleſien zurückzuziehen. Unberechenbar war, was der Regent Anton Ulrich, der nur zu ſehr auf die Stimme der Kaiſerinwitwe von Öſterreich, ſeiner Tante, hörte, als Generaliſſimus der ruſſiſchen Truppen unternehmen würde. Auch England-Hannovers Haltung in der Kriſis war bedenklich. „Man muß dieſem Fürſten die Flügel beſchneiden, er iſt uns beiden zu gefährlich,“ äußerte Georg II. über ſeinen Neffen zu dem Geſandten des Königs von Polen. Die hochmögenden kapitalkräftigen Herren in Amſterdam betrachteten Friedrichs Vorgehen gleichfalls mit äußerſtem Mißvergnügen, und ihnen hielt die oraniſche Partei, die den Preußen freundlicher geſonnen war, nicht völlig die Wage. In Sachſen war der Jeſuitenpater Guarini die Triebfeder einer preußenfeindlichen Politik. Dort, in Dresden, ſchmiedeten ſeit Mitte Februar Öſterreich, England, Sachſen, Rußland und Holland an dem Zuſtandekommen einer großen Koalition zur Niederwerfung Preußens. Leiter der Verhandlungen war der Engländer Villiers. Es ſtand in der That höchſt bedenklich mit Friedrich, und Podewils hatte ſo Unrecht nicht mit ſeinem Ausruf. Auch ein beherzterer Staatsmann, als er es war, hätte den Mut ſinken laſſen können.

Allmählich erkannte auch Friedrich mehr die Gefahr ſeiner Lage. Als er nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalte daſelbſt Berlin am 19. Februar zum zweiten Male verließ, um ins Feld zu ziehen, war ſeine Stimmung durchaus nicht mehr jene überſchwellend fröhliche, wie die vor zwei Monaten. Die unfreundliche Haltung der europäiſchen Regierungen war ihm nicht verborgen geblieben, und er hatte ſich deswegen veranlaßt geſehen, gegen den engliſchen Reſidenten Guy Dickens eine ſtolze und entſchiedene Miene anzunehmen: „Die anderen Mächte mögen ſich nicht einbilden, daß ich mich durch Drohungen abſchrecken laſſe; wer dies glaubt oder gar an Maßregeln gegen mich denkt, dem werde ich zeigen, daß ich bereiter bin als ſie, die erſte Ohrfeige zu geben.“ Nach Schleſien zurückgekehrt, ſollte er auch zum erſten Male den Krieg ſchmecken. In dem am 27. Februar bei Baumgarten ſtattfindenden, für die Preußen unglücklichen Gefechte wurde er ſelbſt beinahe, vermöge eines Überfalles, von den Öſterreichern gefangen genommen. Der alte Gegner Friedrichs, Graf Seckendorff, der ſich jetzt in Wien aufhielt, hatte Kenntnis von den Bewegungen des Königs und übermittelte ſie an den öſterreichiſchen General Lentulus, der in deſſen Nähe operierte. Ebenſo verſah der Abt des Ciſterzienſerſtiftes zu Grüſſau den General mit Nachrichten über Friedrichs Aufenthalt. Dadurch gelang es, den König zu überraſchen, und faſt wäre ſo das ganze Unternehmen Friedrichs im Keime erſtickt worden. Statt des Königs aber wurde von den ſeine Bedeckung überfallenden Huſaren ein münſterbergiſcher Landesdeputierter in einem Wagen erſchoſſen. Eine der feſtgenommenen Perſonen ſagte aus, vom Großherzog von Toskana gedungen zu ſein. Das glaubte Friedrich zwar ſelbſt nicht. Er hielt es aber doch für angezeigt, den Vorfall politiſch für ſich auszubeuten, und befahl, die „indignen Prozeduren des wieneriſchen Hofes“ der Welt „mit behörigen Couleurs“ bekannt zu machen. Podewils brachte den Vorfall in die Zeitungen, und angeſichts des ſchlechten Eindruckes, den die Sache bei aller Welt machte, war man in Wien begreiflicherweiſe ſehr verſtimmt. Um ſeinen niedergeſchlagenen Podewils zu ermuntern, ſchilderte der König die Fortſchritte einzelner ſeiner Geſandten in den roſigſten Farben, mit der Nutzanwendung „Alſo, liebe Seele, verzweifle nicht“, und geißelte die Erfolgloſigkeit anderer mit derbem Witz, um daran die Ermahnung zu knüpfen: „Nun, wir wollen dieſe Schwierigkeiten überwinden: dann werden wir triumphieren. Für die Trägen gibt es keine Lorbeeren, der Ruhm erteilt ſie nur den Fleißigen und Unverzagten. Beiläufig bemerkt, bin ich zweimal den Anſchlägen der öſterreichiſchen Huſaren entwiſcht.“ Hinzu fügte er einen Befehl, der die ganze Heldenhaftigkeit dieſer königlichen Seele offenbart: „Sollte mir das Unglück begegnen, lebend gefangen genommen zu werden, ſo erteile ich Ihnen den gemeſſenen Befehl, für deſſen Befolgung Sie

mir mit Ihrem Kopfe einſtehen, meine Befehle in meiner Abweſenheit nicht zu beachten, meinem Bruder mit Rat beizuſtehen und den Staat nichts Unwürdiges zur Erlangung meiner Freiheit vornehmen zu laſſen. Im Gegenteil will und befehle ich, daß in dieſem Falle lebhafter als jemals vorgegangen werde. Ich bin nur König, ſo lange ich frei bin.“ Dann ſetzte er, gleichſam ſich berührend mit dem Geiſte eines ſpäteren Hohenzollern, in romantiſcher Anwandlung hinzu: „Falle ich, ſo ſoll meine Leiche nach römiſcher Art verbrannt und die Aſche in einer Urne in Rheinsberg beigeſetzt werden. In dieſem Falle ſoll ferner Knobelsdorff ein Denkmal errichten, wie das der Horazier zu Tuskulum.“ So ſtritten hoffnungsfreudige, witzige, düſterentſchloſſene und poetiſche Stimmungen in ſeiner Bruſt. Man kann dieſe Blätter von ſeiner Hand nicht ohne Ergriffenheit leſen.

In jenem Augenblicke, wo der Ernſt des Krieges ganz urplötzlich an ihn herantrat, erhielt er auch die Nachrichten, die Münnich ſeinem Miniſter hatte zugehen laſſen. Nun ſprach er ſchon mit ernſteren Worten auf Podewils ein, ſich gleichſam ſelbſt Mut machend: „Man muß ſich wappnen mit Feſtigkeit, als ein Held kämpfen, mit Klugheit ſiegen und das Mißgeſchick ertragen mit ſtoiſchem Blick.“ Schon loderte ſein Zorn gegen Sachſen auf, das ihm in ſeiner Nebenbuhlerſchaft gegen Preußen die Seele der Verſchwörung zu Dresden zu ſein ſchien, und es entfuhr ihm die Drohung: „Sachſen wird die Scherben zu bezahlen haben.“ Mit großem Geſchick wußte er den zu ihm ins Lager geſandten Vertreter Frankreichs, den dicken Marquis Valory, zu behandeln, der wegen eines franzöſiſchen Bündniſſes mit ihm in Fühlung trat. Für den Fall eines gemeinſamen Angriffes der in Dresden „konzertierenden“ Gegner traf er ſeine Anſtalten. Er entwarf einen ſtrategiſchen Plan zu dieſem Zwecke und teilte ihn dem Fürſten von Deſſau mit. Von dieſem Entwurf urteilt Friedrichs Biograph: „Ein in großen, genialen Zügen hingeworfener Plan, voll feurigen Mutes und kalter Entſchloſſenheit, der wohl ermeſſen ließ, daß dieſer junge Kriegsmann dereinſt mit ſeinen größeren Zwecken zu wachſen wiſſen werde.“ Der beachtenswerteſte Gedanke darin war, etwaigenfalls Oſtpreußen zu räumen und ſich an Sachſen ſchadlos zu halten: „Alſo glaube daß wohr Rußland bricht, kein ander Mittel vor das erſte iſt, als es [Oſtpreußen] platt zu abandonniren, und je eher, je lieber eine Querelle d'Allemands an die Sachſen zu ſuchen.“ Der Deſſauer ſelbſt ſollte es übernehmen, die Sachſen außer Gefecht zu ſetzen. Als der König dies ſchrieb, konnte er bereits auf die erſte erfriſchende Waffentat ſeiner Truppen blicken. Am 9. März war endlich Glogau auf Befehl Friedrichs durch den Erbprinzen von Deſſau mit ſtürmender Hand genommen worden. Das Herannahen des öſterreichiſchen Entſatzes hatte Friedrich beſtimmt, die Tatkraft des Erbprinzen anzuſpornen: „Es tut mir leid, daß Sie mich nicht verſtanden haben, es iſt in Böhmen auf den ordentlichen Entſatz von Glogau abgeſehen: alſo müſſen Sie ohne Anſtand die Belagerung anfangen“, hatte die ziemlich ungnädige Weiſung an den ihm ſäumig ſcheinenden jüngeren Deſſauer gelautet, und dieſer hatte in raſchem Entſchluſſe der Belagerung ein ſiegreiches Ende bereitet. Der Erbprinz ſelbſt, Markgraf Karl von Schwedt und der Oberſtleutnant v. d. Goltz erſtiegen die Mauer zuerſt. Mit den Führern wetteiferten die Gemeinen in der Tapferkeit. Voller Freude ſchrieb Friedrich: „Es leben unſere braven Soldaten!“ Den glücklichen Vater aber erfreute er durch das freigebigſte Lob: „Prinz Leopold hat wohl die ſchönſte Aktion getan, die in dieſem Seculo geſchehen iſt.“ Dieſem Teilerfolge folgte indes die ſchlimmſte allgemeine ſtrategiſche Kriſis auf dem Fuße. Die ganze Aufſtellung der ſchwachen preußiſchen Macht von Kroſſen bis Troppau ohne Operationsbaſis hatte ihre Bedenken und forderte geradezu den Spott der Vertreter der damaligen methodiſchen Kriegführung heraus. Außerdem bewies der eigentliche militäriſche Führer des Ganzen, Schwerin, eine höchſt unzuläſſige Vertrauensſeligkeit, indem er mangelhaft auf Erkundungen hielt. So konnte es geſchehen, daß der öſterreichiſche Heerführer Graf Neipperg auf Nebenwegen heranrückte und das kleine Korps der Preußen unter Friedrichs und Schwerins Befehl bei Jägerndorf, alſo im äußerſten Winkel Oberſchleſiens aufs höchſte bedrohte. Von allen Verbindungen mit Niederſchleſien, den Waffenplätzen und den übrigen

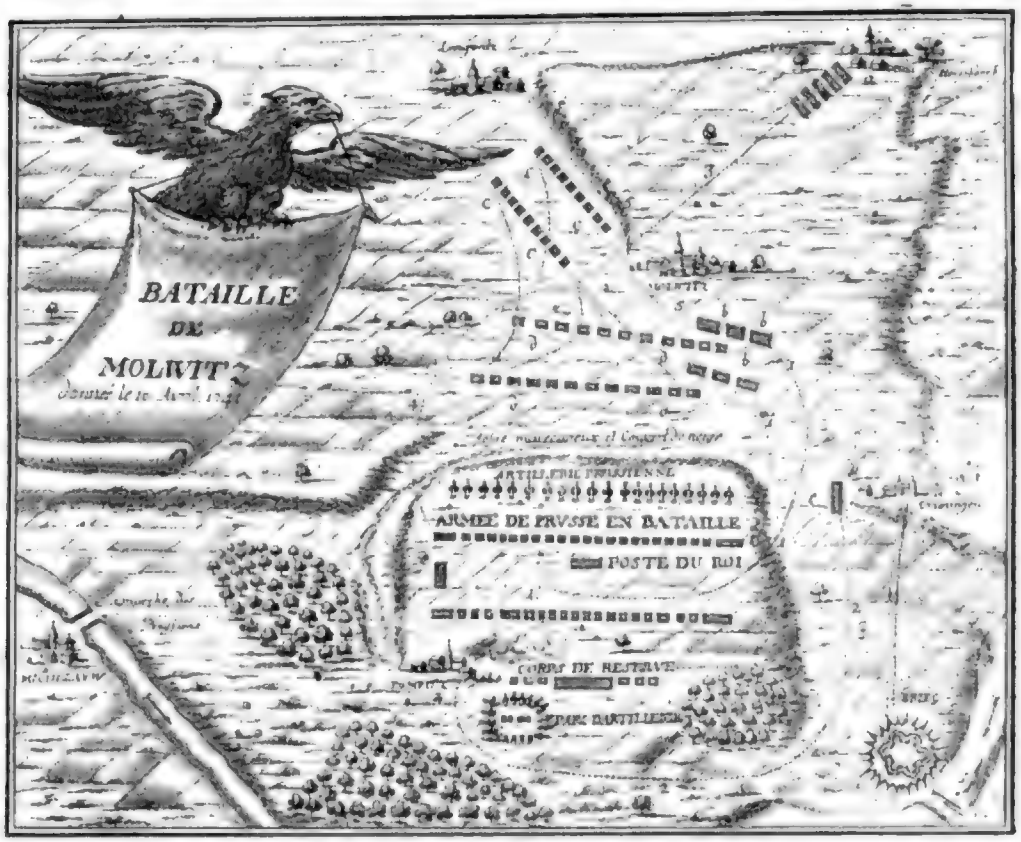
Truppen abgeſchloſſen, war die Lage des Königs gegenüber dem erheblich ſtärkeren Feinde ſo kritiſch, wie nur irgend denkbar. Da war es Friedrichs ſchnelle Entſchloſſenheit und Umſicht, die das Heer aus der gefahrvollen Lage befreite. Er zog Anfang April, ſo raſch es irgend ging, bei der Nachricht von der bedrohlichen Nähe des Gegners ſeine ſämtlichen Streitkräfte bis auf wenige Reſte in der Nähe von Brieg zuſammen, wobei ihm zu ſtatten kam, daß Feldmarſchall Neipperg den Vorteil, den er durch ſein ſchnelles Vorrücken über die Gebirgspäſſe und an den Abhängen des mähriſchen Geſenkes entlang bis zum 2. April davongetragen hatte, durch die Langſamkeit ſeines Weitermarſches wieder aus der Hand gab. So war die Gefahr der Umfaſſung überwunden. Es war dies nur möglich geworden durch die außerordentliche Pünktlichkeit, mit der Friedrichs Anordnungen von den Truppen ausgeführt wurden. An einem dieſer Tage hat der König mit ſeinen Soldaten bei ungünſtiger Witterung und außerordentlich ſchwer zu paſſierenden Straßen den Weg von Jägerndorf nach Neuſtadt, der vier Meilen betrug, zurückgelegt. Es war das eine erſtaunliche Leiſtung. Denn damals waren die Wege, auf denen ſich die Heereskörper bewegten, von höchſt mangelhafter Beſchaffenheit. Sie waren wohl ziemlich breit, aber wenig zu unterſcheiden von dem umliegenden Gelände und ſehr oft nicht einmal durch Baumreihen oder Gräben kenntlich. Die Anlage von Chauſſeen erfolgte erſt in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Zudem war der Winter des Jahres 1741 ungewöhnlich ſtreng und andauernd. Noch nach Jahrzehnten ſchwebte Friedrich die bittere Kälte dieſer Monate lebhaft vor. Aber auch die gefahrvolle Lage, in die er damals durch Neipperg gebracht wurde, hat ſich Friedrich feſt eingeprägt. Noch nach ſechzehn Jahren unterzog er ſeine Sorgloſigkeit von damals in dem Gedichte über den „Zufall“ einer ſcharfen Beurteilung, das, wenn wir nicht irren, Reinhold Koſer reizvoll nachgedichtet hat:

In meines Lebens Lenz, beim Eintritt in die Schranken,
Hatt' alles ich dem Glück, nichts dem Verdienſt zu danken.
Anmaßend, ungeſtüm — noch fühl' ich jene Qual —
Glüht' ich es gleichzutun den Helden meiner Wahl.
Zum wilden Kriegestanz ſtürmt' ich, auf Ares' Spuren,
Vom weichen Ruhebett, von des Genuſſes Fluren.
Nun wird aus Wien geſandt, daß meiner Sucht er wehre,
Ein Graubart, kampferprobt, geſchult in Eugens Lehre.
Noch ahn' ich nicht, was mir erſann ein weiſer Held;
In meiner Sicherheit, von Neipperg ſchon umſtellt,
Nicht ahn' ich das Gefild, wo ſeine Scharen weilen,
Sein Nahen, ſeinen Plan, ſein angeſtrengtes Eilen.
Ein Überläufer erſt verrät, wie es gemeint —
Man wappnet ſich und ſtößt ſchon auf den Feind.

Es war der 10. April 1741, an dem dieſer Zuſammenſtoß erfolgte und bei Mollwitz eine der denkwürdigſten Schlachten der Weltgeſchichte geſchlagen wurde. Friedrich mußte den Gegner angreifen, um die Verbindungen mit der Heimat und mit Breslau, von denen er abgeſchnitten war, wiederzugewinnen. Es ſtand auch nach der Zuſammenziehung der Truppen alles auf dem Spiele: nur lagen die Ausſichten des Kampfes für den König jetzt günſtiger, da er den Öſterreichern etwa gleich ſtark an Zahl der Streitkräfte war. Gar wohl drängte ſich es ihm auf, welch einer entſcheidungsſchweren Stunde er entgegenging. In einem Briefe an ſeinen Bruder Wilhelm ſchrieb er am 8. April ſeinen letzten Willen nieder und legte ihm das Wohl derer ans Herz, die er „im Leben am meiſten geliebt habe“, Keyſerlingk, Jordan, Wartensleben und Hacke, ferner des Kämmerers Fredersdorf und des Kabinettsſekretärs Eichel. „Der morgige Tag muß über unſer Schickſal entſcheiden; wenn ich ſterbe, ſo vergiß einen Bruder nicht, der Dich immer zärtlich geliebt hat.“ Die Öſterreicher, die in der Schlacht zur Verwendung kamen, beſtanden aus

10 000 Mann Infanterie, 8000 Reitern, 500 Husaren und 400 Mann Artillerie, also etwa 19 000 Mann. Dem gegenüber verfügte Friedrich, der Zahl nach, über etwas mehr Truppen, nämlich 16 800 Mann Fußvolk, 4000 Reiter, 500 Husaren und 300 Artilleristen, also 21 600 Mann. Ins Gewicht fällt dabei aber, daß er nur halb soviel Reiter hatte wie sein Gegner. Im Gegensatz zu Friedrich ging der österreichische Feldherr leichten Herzens zur Schlacht. Ihm schien der Sieg seiner Waffen sicher, und er rühmte sich, er „wolle den König wieder zu seinen Musen und Apoll schicken". Und wie der General, so auch seine Offiziere und Soldaten. Die Offiziere äußerten zu ihren Quartierwirten beim Aufbruche, sie sollten ihnen nur die Suppe recht warm halten, sie würden nur den Brandenburgern den Puder ausklopfen und dann bald wiederkommen. Unter den Soldaten Maria Theresias aber ging die höhnische Rede: „Sie wollten den naseweisen Schneekönig und seine Putzsoldaten jagen, woher sie gekommen und aus seiner Haut Riemen schneiden".

Dicht unter den Mauern von Brieg, das noch in österreichischen Händen war, die Front gegen Westen gewandt, griff Friedrich in der Frühe des 10. April an. Günstige Umstände erleichterten ihm sein Vorgehen. Vor allem kam ihm die freundliche Gesinnung der evangelischen Bevölkerung zu statten. Es war ein sonniger Tag, der Marsch aber ungemein beschwerlich, da der Schnee zwei Fuß hoch lag. Erst im letzten Augenblick ward



(a) Cavalerie ſous le Commandement du Général de Berlechingen. (b) Cavalerie ſous le Commandement du Général Römer. (c) Infanterie Autrichienne en marche pour ſe rendre ſur le champ de Bataille. (d) Infanterie Autrichienne en Bataille. (e) Huſſards Autrichiens. (1) Attaques des ſix Regimens de Cavalerie ſous le Commandement du Général Römer. (2) Huſſards qui tourment l'Armée Pruſſienne & mettent le feu au village de Pompitz. (3) Marche des cinq Regimens de Cavalerie ſous le Commandement du Général de Berlechingen, pour ſe poſter ſur la droite. (4) Attaque que cette Cavalerie forme en arrivant. (5) Retraite des Autrichiens, protegés par leur Cavalerie.

58. Plan der Schlacht bei Mollwitz

Nach einem zeitgenössischen Stich

Neipperg, von Brieg aus aufmerksam gemacht, des anrückenden Feindes gewahr. Mit jener rückhaltlosen Kritik, die das Kennzeichen seines unerbittlichen Wahrheitstriebes ist, hat Friedrich später über die sich jetzt bietende Lage geäußert: „Wir waren da, bevor irgend ein Feind erschien, Neippergs Truppen kantonierten in drei Dörfern, aber ich hatte nicht die Geistesgegenwart und Geschicklichkeit, dies auszunützen. Was zu tun gewesen wäre, war dies: Das Dorf Mollwitz zwischen zwei Infanteriekolonnen nehmen, es umwickeln und angreifen, gleichzeitig Entsendungen nach den beiden anderen Dörfern machen, wo die österreichische Reiterei lag, Dragoner, um sie in Verwirrung zu bringen, Fußvolk, um sie am Aufsitzen zu verhindern: ich bin überzeugt, ihr ganzes Heer wäre verloren gewesen." Statt dessen verfuhr man unter sklavischer Beobachtung der Regeln der Methodik, stellte zwei schwerfällige Treffen, das erste unter Schwerin, das zweite unter dem Erbprinzen, beide 300 Schritt voneinander getrennt auf; die Flügel bildete die Reiterei. Inzwischen fanden die Österreicher Zeit zum Aufmarsch. Auf deren Reiter wurde nach Abzählung der erforderlichen Distanz ein lebhaftes Kanonenfeuer eröffnet. Schon wurden die Österreicher besorgt, und mancher mochte ein Vaterunser beten. Denn nachher erzählten sie, daß sie neunzig Kanonenschüsse in der Zeit eines Vaterunsers gehört hätten: gewiß ein sonderbares Einheitsmaß für Krieger. Unruhig, wie die Reiter geworden waren, ließen sie sich nicht mehr von einem Angriff zurückhalten, und so sprengte denn der General Römer an der Spitze einer gewaltigen Kavalleriemasse von 36 Schwadronen auf die Preußen zu. Die wenigen Schwadronen des Grafen Schulenburg auf dem rechten preußischen Flügel suchten ihr Heil alsbald in wilder Flucht. Obwohl der österreichische Führer fiel, wandte sich die mächtige Reiterwoge nun mit stürmischer Gewalt auf das preußische Fußvolk, um dies von der Flanke her aufzurollen. Schon flutete sie um Front und Rücken des Bataillons Bolstern. Dicht dabei, beim Bataillon Winterfeldt, hielt der König. Ehe er sich's versah, war er in das Getümmel verwickelt, das sich die ganze preußische Front entlang entspann. „Wie von einer Koppel Hunde" wurde er mitgerissen. Es glückte ihm indes beim Grenadierbataillon Buddenbrock durch die andere Linie hindurchzukommen. Bei ihrem Siegesritt erbeuteten die Österreicher alle schweren und einige leichte Geschütze der Preußen. Inmitten des Durcheinanders bewahrte aber die preußische Infanterie, zunächst die Bataillone Bolstern und Winterfeldt, eine musterhafte Haltung. Durch ihr Feuer kam die Reiterwelle ins Rückfluten, so daß ein Teil der preußischen Reiter des rechten Flügels, der noch nicht ins Gefecht eingegriffen hatte, Luft erhielt zu einem Angriff. Der schon vorhin beim Ansturm der Österreicher verwundete Graf Schulenburg setzte sich an die Spitze. Aber die kleine Schar vermochte nichts auszurichten. Schulenburg, tief gedemütigt, suchte und fand den Tod. Nur das Eingreifen der Infanterie des zweiten Treffens unter Erbprinz Leopold verhütete eine schlimme Wendung des Kampfes. Inzwischen entspann sich das Gefecht auch auf dem linken preußischen Flügel, und hier gelang es den Österreichern auch das preußische Fußvolk zu durchbrechen, trotzdem der Major v. Zieten mit seinen Husaren entschlossenen Widerstand leistete. Dazu erschienen die feindlichen Reiter im Rücken der preußischen Aufstellung und plünderten das Gepäck. Allmählich machte sich auch die österreichische Artillerie bemerkbar. Einer der ersten ihrer Schüsse zerschmetterte dem Kommandeur des Regiments Markgraf Karl, dem Obersten Prinz Friedrich von Brandenburg-Schwedt, den Kopf. So ließ sich die Lage höchst bedenklich für das preußische Heer an. Da faßte Feldmarschall Graf Schwerin den Entschluß, den König um Abtretung des Oberbefehls zu bitten und den König selbst zum Verlassen des Schlachtfeldes zu bewegen, da sonst sein Leben auf dem Spiele stände. Friedrich hatte den Eindruck, daß Schwerin die Schlacht verloren gab. Trotzdem lehnte er die Aufforderung rundweg ab. Aber auch seine Adjutanten und Freunde, Wartensleben, Borcke und Hacke pflichteten den Vorstellungen des Feldmarschalls bei, und so entschloß sich Friedrich endlich nachzugeben. Er sandte einen Boten an Fürst Leopold von Dessau mit der Nachricht, daß die Schlacht verloren sei, verließ selbst den Kampfplatz und ritt nach Oppeln.

59. Feldmarschall Graf von Schwerin

Nach einem Gemälde von J. G. Stranz, gestochen von Ph. Andr. Kilian

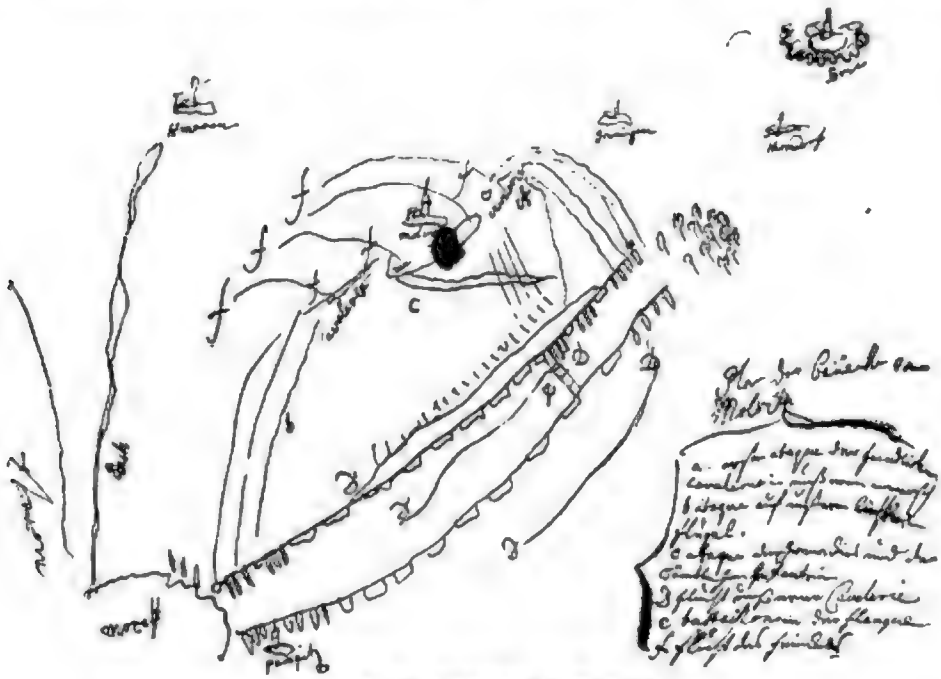
Nun war Kurt Christoph v. Schwerin (Bild 59) Oberbefehlshaber des preußischen Heeres. Im Gedächtnis der Völker lebt dieser preußische Held, der als zweiundsiebzigjähriger Greis auf den Bergen vor Prag, die Fahne in der Hand, sein Leben ließ, als ein kampfbegeisterter Haudegen, der er ja auch in gewisser Beziehung gewesen ist. Man würde sich aber sehr irren, wenn man eine schlichte Soldatennatur in ihm vermutete. Das Wesentliche in seiner Persönlichkeit ist offenbar die Art des glänzenden Kavaliers, der ebenso gewohnt war, in den Salons Siege über die Herzen schöner Frauen zu gewinnen, als ihm auf dem Schlachtfelde das Glück zu lächeln pflegte. Reich gebildet, des Lateinischen, Französischen und Italienischen mächtig, fesselte dieser Lebemann allgemein durch seine Liebenswürdigkeit und Gewandtheit. So brachte er es später, als er in Frankfurt a. O. in Garnison stand, fertig, ein gutes Verhältnis zwischen Professorenschaft und Studenten der damals hier noch

beſtehenden alma mater Viadrina einerſeits und dem Militär andererſeits aufrechtzuerhalten, eine Tatſache, die in jener Zeit etwas ſagen wollte. Er hatte die Welt und das Waffenhandwerk in vielen Heeren kennen gelernt. Einem vorpommerſchen Geſchlechte entſproſſen, focht der 1684 geborene junge Mann als holländiſcher Leutnant unter den Augen Marlboroughs und Eugens bei Höchſtädt (1704). Im nordiſchen Kriege war er als mecklenburgiſcher Oberſt auf ſchwediſcher Seite an der für die Schweden ſiegreichen Schlacht bei Gadebuſch (1712) beteiligt. Im folgenden Jahre ging er in geheimer Sendung zu Karl XII. nach Bender. Seinen militäriſchen Ruf begründete er in dem Gefecht bei Walsmühlen am 6. März 1719, in dem er ſich an der Spitze von 8000 Mecklenburgern und Ruſſen durch die Vorhut eines hannoverſchen Exekutionsheeres ſchlug. Seitdem galt er als verwegener und umſichtiger Heerführer. Als ſolchen gewann ihn König Friedrich Wilhelm I. für Preußen. Der „kleine Marlborough", wie man ihn damals nannte, hatte im preußiſchen Heere einen großen Anhang, der der deſſauiſchen Partei gegenüberſtand. Auch der Kronprinz hielt es mit Schwerin. Durch Friedrichs Thronbeſteigung in den Vordergrund gerückt, ſollte ſich der temperamentvolle, geſchickte und hohen geiſtigen Schwunges fähige Feldmarſchall auf dem Schlachtfelde von Mollwitz unvergänglichen Ruhm erwerben und zugleich auch in ein Verhältnis zu ſeinem königlichen Herrn geraten, das fortan den Unterton in allen Berührungen der beiden miteinander gegeben hat und das pſychologiſch ungemein lehrreich iſt. Denn die Tatſache, daß Schwerin an des Königs Statt die erſte Schlacht Preußens gegen Öſterreich gewann und dieſer ſelbſt ſozuſagen das Feld räumte, wobei noch etwas Komik mit unterlief, hat ſtets einen Stachel in Friedrichs ehrgeiziger Seele zurückgelaſſen. Zuweilen ließ er das den Feldmarſchall in höchſt empfindlicher Weiſe fühlen. Im weſentlichen aber hat der König ſich zu überwinden vermocht und dem verdienten Waffengefährten trotz der inneren Abneigung die gebührende Stellung und Ehrung zu teil werden laſſen, ein rühmlicher Beweis für ſeine Fähigkeit, objektive Politik zu treiben. Er hat Schwerins militäriſche Begabung ſchon im Jahre 1746 wohl richtig charakteriſiert, wenn er ihn zu allen kurzen und energiſchen Unternehmungen für außerordentlich befähigt hielt, doch in der Ausführung von Unternehmungen, die Zähigkeit und Ruhe verlangen, bei ihm die nötige Geduld vermißte, im übrigen aber ihm „heroiſche Tapferkeit" nachrühmte.

Sobald der König bei Mollwitz den Befehl an ihn abgetreten hatte, gab Schwerin die Loſung aus: „Auf den Leib des Feindes!" Der linke Flügel des preußiſchen Fußvolkes unter Markgraf Karl ging zum Angriff über; und nun ſpielte ſich ein ewig denkwürdiges Schauſpiel ab. Wie dieſe preußiſchen Bataillone feſt aneinander geſchloſſen in ſtolzer Ruhe vorrückten, nicht achtend des Feuers der übrigens mangelhaft ſchießenden und ihre Munition verſchwendenden Infanterie Neippergs, juſt als wenn es eine Übung bei Potsdam auszuführen gälte, da ging Staunen und Furcht durch die öſterreichiſchen Reihen. Einer der öſterreichiſchen Offiziere geſtand nachher, er hätte ſein Lebtage nichts Superberes geſehen, als dies Avancieren der preußiſchen Infanterie. Der Angriff des Generals v. Kalckſtein mit Truppen vom linken Flügel auf das Dorf Mollwitz entſchied den Tag. Bei Sonnenuntergang trat Graf Neipperg ſeinen Rückzug an. Schwerin wurde während des Kampfes zweimal verwundet und vermochte ſich nur mit Anſtrengung auf dem Pferde zu halten. Der Tag kam beiden Heeren außerordentlich teuer zu ſtehen. Beide verloren ein Viertel ihres Geſamtbeſtandes, die Öſterreicher 4551 Mann, darunter 223 Offiziere, die Preußen 190 Offiziere und 4659 Mann. Dieſer Sieg iſt Schwerins Hauptverdienſt um den preußiſchen Staat. Seine Entſchiedenheit und ſein Beiſpiel hatten alles wieder ins Gleichgewicht gebracht. Er ſchrieb nachher: „Ich hatte den Entſchluß gefaßt, die Bataille zu gewinnen oder ihren Verluſt nicht zu überleben." Neben Schwerin gebührt der Ruhm des Tages der preußiſchen Infanterie. Die Mannszucht, die durch die harte Schule König Friedrich Wilhelms I. dieſen Regimentern in Fleiſch und Blut übergegangen war, befähigte ſie zu ihrem glorreichen Angriff. Es war gleichſam, als wenn der Soldatenkönig unſichtbar ſeine Truppen regierte. Seit dieſem Tage begann das Preußentum ſeine welthiſtoriſche Miſſion.

Der preußiſche König war unterdes nach Oppeln geritten, um einem neuen Fährnis entgegenzugehen. Die Stadt war inzwiſchen von den Öſterreichern beſetzt worden, und als Friedrich mit ſeinem Gefolge vor den Toren anlangte, begrüßten ihn die Schüſſe der fünfzig Huſaren des Leutnants Paul Werner, des ſpäteren kühnen Parteigängers in Friedrichs Dienſten. Friedrich machte ſofort wieder Kehrt, und da er mittlerweile die Nachricht vom Siege ſeiner Waffen erhielt, ritt er auf ſeinem dadurch berühmt gewordenen Schimmel wieder auf das Schlachtfeld zurück, wo er am andern Tage eintraf, nachdem er in faſt ununterbrochenem Ritt etwa zwölf deutſche Meilen zurückgelegt hatte. Ein Teil ſeines Gefolges, darunter der Mathematiker Maupertuis, der den König ins Feld begleitet hatte, war von Werners Reitern bei der Verfolgung gefangen genommen. Es war alſo ein Glück, daß der Schimmel ſeinen Herrn mit ſolcher Schnelligkeit tragen konnte.

So verwundet Friedrichs Stolz war, die Freude über den Sieg überwog trotzdem. Er hatte ſich auch nichts vorzuwerfen, da er nur dem allgemeinen Drängen ſeiner Nächſtſtehenden nachgegeben und während des Kampfes ſich ſichtlich durch perſönliche Tapferkeit ausgezeichnet hatte. An Fürſt Leopold ſchrieb er einige Tage darauf: „Mein glük, die Conservation der ungemein brawen Armée und die Wohlfahrt des Landes habe allein unſzerer unſchätzbahren Infanterie zu danken . . Unſzere Infanterie Seindt lauter Césars und die oficirs davon lauter Helden, aber die Cavalerie iſt nicht wehrt das ſie der Teufel holet.“ Von Stund an war ſein Entſchluß gefaßt, nicht zu ruhen und zu raſten, bis er ſeine Reiterei auf dieſelbe Höhe der Vollkommenheit gebracht haben würde, wie das Fußvolk. Der öſterreichiſche Übermut war durch die Niederlage keineswegs gebrochen. Graf Khevenhüller, der Hofkriegsratspräſident in Wien, ein erfahrener Militär, faßte ſein Urteil über die Schlacht zuſammen in die Worte: „Ich ſehe aus dieſer Aktion, daß die Preußen nichts verſtehen, als gute Kontenanz zu halten, ſehr gut zu ſchießen und ſich zu verteidigen, daß ſie aber nicht manövrieren können.“ Immerhin war durch den Sieg der Preußen bei Mollwitz nicht der große ſtrategiſche Nachteil wett gemacht, den Friedrich durch Neippergs



60. Plan der Schlacht bei Mollwitz

Eigenhändiges Croquis des Königs Friedrich II. Anlage zu einem Briefe vom 25. April 1741 an den Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau. In halber Größe des im Herzogl. Haus- und Staatsarchiv zu Zerbſt befindlichen Originals.

Zug erlitten hatte. Er war infolge des Neippergſchen Vorgehens gezwungen geweſen, Oberſchleſien bis zur Neiße zu räumen, und der Sieg brachte ihm dieſen Verluſt nicht wieder ein. Inſofern hatte ſich Neipperg doch ein Verdienſt um Maria Thereſias Sache erworben.

Unermeßlich war der moraliſche Erfolg, den der Tag von Mollwitz Friedrich eintrug. Es war, als wenn das Gewehrfeuer der preußiſchen Infanterie am 10. April Europa aus dem Schlafe geweckt hätte. Die müde Zeit ſeit dem Utrechter Frieden war jetzt vorbei. Ein friſcher Zug begann durch das europäiſche Leben zu gehen, und das Hauptquartier des jungen Siegers ſchien mit einem Mal der Mittelpunkt der Welt zu ſein. Die Diplomaten aus aller Herren Länder gaben ſich in Breslau ein Stelldichein und warben um die Gunſt des preußiſchen Königs. „Jeder ſucht ſeinen Topf mit an das Feuer zu ſtellen,“ meinte Podewils treffend. Ebenſo gewann die preußiſche Sache wieder neuen Anhang in Schleſien. In Breslau wurde die Kornſche Buchhandlung, welche den erſten Bericht über die Schlacht veröffentlichte, von den jubelnden Schleſiern faſt geſtürmt.

Zur ſelben Stunde, als Friedrichs Heer bei Mollwitz die Öſterreicher aus dem Felde ſchlug, brachen auch die Koalitionspläne gegen den preußiſchen König zuſammen. Neben den militäriſchen Operationen hatte Friedrich die diplomatiſche Tätigkeit nicht außer Augen gelaſſen, vielmehr auf dieſem Gebiete womöglich noch eifriger gearbeitet, wobei er von ſeinen Miniſtern wirkſam unterſtützt wurde. Die Folge war, daß es ihm gelang, eine ſtarke Annäherung an Frankreich zu gewinnen. Andrerſeits ließ er den Bemühungen ſeiner Miniſter freien Lauf, England von der Koalition zu trennen. Er ließ den Oheim erſt dadurch locken, daß er ihm acht mecklenburgiſche Pfandämter gönnen wollte, für den Fall, daß er ſein Unternehmen auf Schleſien begünſtigen würde, dann machte er ihm Hoffnung auf die Abtretung der Anwartſchaft auf Oſtfriesland, und als auch dies noch nicht half, da regte er die Säkulariſation des Bistums Osnabrück an. Solche Anerbietungen machten den Welfen ſchwach. Es geſellten ſich dazu bedrohliche Anzeichen, daß Frankreich gemeinſame Sache mit Preußen machen wollte. Und ſo geſchah es, daß gerade am Tage von Mollwitz zu Dresden, als die Vertreter der gegen Preußen verſchworenen Staaten, Öſterreich, Sachſen, Rußland, Holland und England, ſich in der Wohnung des Jeſuiten Guarini verſammelt hatten, um ihrem großen „Konzert“ die endgültige vertragsmäßige Grundlage zu geben und den preußiſchen Staat unter ſich zu verteilen, der engliſche Geſandte Sir Thomas Villiers die Erklärung abgab, gewichtige Gründe, vor allem die bedrohliche Haltung Frankreichs, hätten ſeinen Gebieter veranlaßt, den Bitten König Friedrichs um Übernahme der Vermittelung ſtatt zu geben. Damit waren die weitreichenden Pläne dieſer Koalition in der Stunde der Geburt erſtickt.

Das Blatt begann ſich urplötzlich zu wenden.

Aber nicht genug damit, daß ſich die drohenden militäriſchen und diplomatiſchen Gefahren, die ſich über Friedrichs Haupt zuſammengezogen hatten, mit einem Mal in nichts auflöſten: durch die Mollwitzer Schlacht wurden auch in Frankreich die Hinderniſſe, die einem Kriegsbündnis mit Friedrich im Wege ſtanden, beſeitigt. Dort gewann die Kriegspartei die Oberhand. Sie war vertreten durch den Marſchall Belle-Isle, dem bisher Frankreichs leitender Staatsmann, Kardinal Fleury, entgegen geweſen war. Freilich hat die geſchickte Diplomatie Friedrichs ein gut Teil dazu beigetragen, um dieſe Wendung herbeizuführen.

Kardinal Fleury war zu jener Zeit ein Greis von 87 Jahren (Bild 61). Er leitete ſeit vierzehn Jahren für den jungen König Ludwig XV., den er einſt als Biſchof von Frejus erzogen hatte, die Politik Frankreichs. Obwohl er eine Machtſtellung einnahm, die der der gewaltigen franzöſiſchen Staatsmänner Richelieu und Mazarin glich, war der alte Mann doch nicht entfernt das, was dieſe der franzöſiſchen Nation geweſen waren, und die Pariſer waren geneigt, ſich über den „Silberlockenträger“ luſtig zu machen, wie ſie denn wohl über ſein „Dienstagsgeſicht“ ſcherzten: Am Dienstag, ſo hieß es, empfing er die

durch die Reihen dieſer kriegsluſtigen Grandſeigneurs. Belle-Iſle wollte den König von Preußen ſofort unterſtützen, als jener die Waffen gegen Öſterreich ergriff. Fleury aber betrachtete Friedrich mit Mißtrauen. Es iſt möglich, daß er die Flugſchrift des Kronprinzen aus dem Jahre 1738, in der Friedrich die wachſende Übermacht Frankreichs ſchilderte und die Verwerflichkeit ſeiner Politik geißelte, deren Veröffentlichung indes unterblieb, durch den ſtets indiskreten Voltaire kennen gelernt hat. Wie wäre der Kardinal denn ſonſt urſprünglich auf die Idee gekommen, daß die Rüſtungen Friedrichs dem franzöſiſchen Reiche galten? Als Friedrich nun ſelbſt beim Ausmarſch nach Schleſien ſich als Verbündeten anbot, da leuchtete es freilich auf in dem Kardinal. Er ſchrieb an den Rand des Berichtes ſeines Geſandten: „Ja, ja, und zwar unverzüglich.“ Aber mit einer franzöſiſchen Kriegserklärung oder auch nur mit militäriſchen Rüſtungen hatte es noch gute Wege. Vergebens bearbeiteten der Geſandte Beauvau, der einer der erſten Männer war, denen ſich die Größe Friedrichs erſchloß, und Belle-Iſle den principal ministre d'État. Belle-Iſle hatte ſofort einen weitblickenden Feldzugsplan in Bereitſchaft, der ihn als einen gelehrigen Schüler Ludwigs XIV. erkennen ließ. Er wollte alle Schützlinge Frankreichs in Oſteuropa, die Türken, den Tataren-Chan, die Polen, die Schweden, die ungariſchen Proteſtanten, gegen Öſterreich in Bewegung ſetzen. Fleury dagegen befand ſich in einer bejammernswerten Verfaſſung, weil ihn widerſtrebende Empfindungen zermarterten und zu keiner entſchiedenen Haltung kommen ließen. Die Vertreter Englands und Öſterreichs ſpekulierten geradezu auf ſeine Feigheit. Es war der aufrichtige Ausdruck ſeiner Stimmung, wenn der „Silberlockenträger“ zu dem öſterreichiſchen Reſidenten äußerte: „Ach, wenn Sie wüßten, mein Herr, wie ſehr ich niedergedrückt werde und wie meine Lage iſt, Sie würden mich beklagen; ich befinde mich, wie die Schrift ſagt, in medio pravae et perversae nationis.“ Schließlich verſtand er ſich doch dazu, einen Vertragsentwurf nach Berlin abgehen zu laſſen, durch den die preußiſchen Anſprüche auf Schleſien und die Erbanſprüche Bayerns anerkannt wurden, und in dem ſich beide Mächte zu gemeinſchaftlichem Vorgehen bei der Kaiſerwahl verpflichten ſollten. Von einer materiellen Unterſtützung bei dem Kampfe war allerdings nicht die Rede. Öſterreich gegenüber bewahrte Fleury währenddeſſen die unſchuldsvollſte Miene von der Welt. Noch am 10. April ſchrieb der fromme Kirchenmann der Königin von Ungarn einen galanten Brief, der nichts davon ahnen ließ, daß er auch nur daran dächte, an der pragmatiſchen Sanktion zu rütteln. Inzwiſchen war aber doch Belle-Iſle mit glänzendem Pompe in Frankfurt am Main eingetroffen, um von da aus die Kurhöfe zu bereiſen und die Wahlſtimmen anſtelle des natürlich von Öſterreich präſentierten Großherzogs von Toskana für den Kurfürſten von Bayern zu gewinnen. Nachdem er die geiſtlichen Höfe auf ſeine Seite gebracht hatte, reiſte er nach Dresden. Er traf dort gerade ein, als die Nachricht von der Mollwitzer Schlacht einlief. Sofort wandte ſich auch in Sachſen das Blättchen. Das gut evangeliſche Dresden äußerte laut ſeinen Jubel bei dem Eintreffen der Nachricht. Der Hof bewahrte zwar äußerliches Schweigen, aber der Jeſuit Guarini, noch eben die Seele des Planes, der auf eine Teilung Preußens hinzielte, hatte nichts eiligeres zu tun, als Belle-Iſle das Verſprechen abzugeben, daß er verſuchen wolle, von ſeinen geiſtlichen Vorgeſetzten in Rom, wenn möglich, für ſeinen König und Herrn Auguſt III. Dispens von ſeiner für die pragmatiſche Sanktion geleiſteten Bürgſchaft zu erhalten. Am 22. April traf Belle-Iſle in Breslau ein, wo er Podewils vorfand. Er wurde dort auf Friedrichs Befehl zurückgehalten, bis auch der engliſche Geſandte eingetroffen wäre, und erſt am 26. konnte er den König im Lager von Mollwitz aufſuchen.

Mit dem Eintreffen des Marſchalls Belle-Iſle in Friedrichs Lager beginnt jene Reihe diplomatiſcher Unterhandlungen, die dem erſtaunten Europa zeigten, welch ein kühner und überlegener Geiſt in dieſem König von Preußen auf die weltgeſchichtliche Schaubühne trat. Als Feldherr hat ſich Friedrich im erſten ſchleſiſchen Kriege noch nicht ſo zu bewähren vermocht, als Staatsmann zeigte er ſich dagegen ſchon diesmal als eine Kraft erſten Ranges.

Fig. 1. Portrait of Ludwig van Beethoven, by Joseph Karl Stieler, 1820. Beethoven-Haus Bonn, Bonn, Germany.

Marſchall einen Einblick tun in die Wünſche, die er an Frankreich hatte. Er hielt ihm das ganze Sündenregiſter franzöſiſcher Untätigkeit vor, was für Belle-Isle um ſo peinlicher ſein mußte, als er innerlich genau ſo dachte wie Friedrich, und nur ſeine Regierung nicht verleugnen durfte. Was, ſo fragte Friedrich, habe den Franzoſen willkommener ſein können, als ſeine kühne Unternehmungsluſt, durch die „der Katz die Schellen angehängt wären“? Er hätte längſt erwartet, daß Frankreich den Kurfürſten von Bayern zum Angriff auf Öſterreich veranlaſſen und ihm dazu eine namhafte Hilfstruppe ſtellen würde. Bliebe es bei den gemachten Anerbietungen, ſo hätte Frankreich gar keinen Vorteil, Preußen dagegen lieſe Gefahr, von den ihm feindlichen Mächten vernichtet zu werden. Geſtände Frankreich nicht mehr zu, ſo müſſe er ſich mit Wien vergleichen. So mußte Belle-Isle mit peinlichen Gefühlen erkennen, daß Frankreich drauf und dran war, ſich in der unverantwortlichſten Weiſe alle Gunſt der Lage zu verſcherzen. Nur zu billig ſchien es ihm, wenn Friedrich zum Schluß als Hauptforderung bezeichnete, daß Frankreich ungeſäumt waffnete. Weiterausſehend dünkten ihm die anderen Forderungen Friedrichs: Frankreich ſolle ſich verpflichten, Dänemark zu gewinnen und Schweden zu einem Angriff auf Rußland zu beſtimmen. Friedrich glaubte dieſe Bedingungen ſtellen zu müſſen, um ſich gegen die bedrohliche Haltung der anderen Mächte zu ſichern. Es konnte nicht anders ſein: die Sendung Belle-Isles ohne Vollmachten zu einem Kriegsbündnis mußte mit einem Mißerfolg enden. Nach ſechs Tagen verließ der Marſchall tief verſtimmt das Lager Friedrichs.

Alsbald erſchien ein Vertreter Georgs II. (Bild 63) vor Friedrich, Lord Hyndford. Dieſer war im Gegenſatz zu Belle-Isle erſt nach der Mollwitzer Schlacht aufgebrochen. Schotte von Geburt, zeigte ſich Hyndford als einen durchaus verſtändigen und zuverläſſigen Unterhändler, der wohl geeignet war, das Vermittlungsgeſchäft zwiſchen Preußen und Öſterreich, das ihm ſein Gebieter aufgetragen hatte, zu einem gedeihlichen Ende zu führen. Er traf es unglücklich bei ſeiner Ankunft. Denn eben (19. April) hatte Friedrichs verhaßter Oheim eine Thronrede gehalten, die drohende Mitteilungen über beſtehende Abſichten Englands, Dänemarks und Heſſens zur Aufrechterhaltung der pragmatiſchen Sanktion, eventuell mit Waffengewalt, enthielt. Was Wunder, daß dem Abgeſandten Georgs II. unter dieſen Umſtänden am 7. Mai ein höchſt ungnädiger Empfang in Friedrichs Schlafzelt zu teil wurde. Der König unterbrach die üblichen Freundſchaftsverſicherungen, mit denen Hyndford ſich einführte, bald mit der ſchneidenden Frage: „Mylord, wie iſt es möglich, an etwas zu glauben, was in ſich ſo widerſprechend iſt?“ Der Engländer wurde von ihm aus einer Verlegenheit in die andere gejagt, um ſo mehr, als die Londoner Regierung dem Lord die widerſprechendſten und ungeſchickteſten Inſtruktionen zugehen ließ. Hyndford benahm ſich höchſt gewandt, indem er vor allem zunächſt die ihm gemeinſam mit dem Vertreter Hollands aufgetragene Abgabe einer Erklärung, die die Forderung der Räumung Schleſiens enthielt, unterließ und darauf einging, Gotters urſprüngliche Bedingung der Abtretung von Niederſchleſien mit Breslau in Wien zur Annahme zu empfehlen. Friedrich zweifelte jedoch nicht einen Augenblick daran, daß bei der unſicheren Haltung Englands bei dieſem Vermittlungsverſuch nichts herauskommen würde.

In dieſer Annahme beſtärkte ihn das ſonderbare Verhalten des hannoverſchen Geſandten Schwicheldt, der jetzt auch bei ihm erſchien. Dieſer Herr, dem übrigens die Perſönlichkeit des Königs höchlichſt imponierte, und der ſich veranlaßt ſah, von deſſen Äußerem ein anſchauliches Bild zu entwerfen, betrachtete den engliſchen Geſandten, der doch denſelben Auftraggeber wie Schwicheldt hatte, mit dem größten Mißtrauen, weil er möglichſt das hannoverſche Sonderintereſſe wahrzunehmen ſuchte, und verlangte dementſprechend von Podewils Geheimhaltung ſeiner Verhandlungen vor Hyndford. Friedrich fürchtete geradezu das Opfer einer Täuſchung zu werden. In dieſer Lage ſah er ſich zu der Erkenntnis gedrängt, wie ſchwer es in der Politik hält, machiavelliſtiſchen Grundſätzen aus dem Wege zu gehen. So fiel ſein berühmtes Diktum (12. Mai 1741) in einem eigenhändigen Schreiben an Podewils: „Die Rolle des ehrlichen Mannes zu bewahren unter Schelmen iſt eine höchſt

Portrait of Johann Sebastian Bach (1685–1750), German composer and musician, by Elias Gottlob Haussmann, 1748. Bach is shown holding a piece of sheet music with the opening bars of the canon from his Variations on a Theme by Johann Gottlieb Goldberg, BWV 988, which he composed in 1741 for the harpsichordist Goldberg. Haussmann painted this portrait in Leipzig, where Bach spent the last 27 years of his life as Kantor of the Thomasschule and director of music for the city's principal churches. The original is in the Stadtgeschichtliches Museum, Leipzig.

denken gegen den Anſchluß an Frankreich, weil dieſe Macht dadurch zu großes Übergewicht erlangen könnte. Friedrich ſpottete der Vertrauensſeligkeit des Miniſters wegen der Zuverläſſigkeit der engliſchen Abſichten. „Sie glauben, was Sie wünſchen.“ Aber Podewils zu liebe wartete er doch die Rückkunft des von Hyndford nach Wien geſandten Eilboten ab, die am 28. Mai erfolgte. Der König hatte auf eine unbeſtimmte Antwort gerechnet. Er ſollte es erfahren, daß der öſterreichiſche Hochmut noch ganz und garnicht gebrochen war. Bartenſtein hatte es durchgeſetzt, daß die Abtretung von Niederſchleſien mit Breslau rundweg abgelehnt wurde, obwohl die anderen alten Herren in der Staatskonferenz, Starhemberg, Sinzendorff und Harrach, für Nachgeben geweſen waren.

Nun war die Bahn für das Bündnis mit Frankreich frei. Jubelnd ſchrieb Friedrich ſofort (am 30. Mai) an Belle-Isle, deſſen wahre Geſinnungen ihm nicht verborgen geblieben waren: „Wie brenne ich vor Ungeduld, Sie als Sieger vor den Toren von Wien zu ſehen und Sie an der Spitze Ihrer Truppen zu umarmen, gleich wie ich Sie an der Spitze der meinen umarmt habe.“ Der Marquis Valory unterzeichnete freudig am 4. Juni zu Breslau den Vertrag, der die Hauptlaſt der Verpflichtungen auf Frankreichs Schultern lud. Als Sieger von Mollwitz befand ſich Friedrich in der denkbar günſtigſten Lage. Er hatte inne, was er haben wollte. Frankreich hatte noch alles auszuführen, woran es ihm lag.

Das Verteidigungsbündnis, das zwiſchen Preußen und Frankreich auf fünfzehn Jahre abgeſchloſſen wurde, hatte ſein Schwergewicht in den geheimen Artikeln. Frankreich verpflichtete ſich darin, Bayern Hilfstruppen zu ſtellen, den Bruch Schwedens mit Rußland herbeizuführen, und verbürgte Preußen den Beſitz Niederſchleſiens mit Breslau. Dafür leiſtete Preußen auf Jülich-Berg zu gunſten von Pfalz-Sulzbach Verzicht, verſprach ſeine Kurſtimme für Bayern oder einen andern Frankreich zuſagenden Bewerber abzugeben und erklärte ſich damit einverſtanden, daß Schweden Gebietsſtücke von Rußland zurückerhielte. Dies Bündnis hat während ſeiner Dauer den Angelpunkt der europäiſchen Geſchicke gebildet. Gewaltig war der Schreck, den es in Wien einjagte. Im Haag meinte man zwar, wie Podewils, daß Frankreich den Vorteil daraus ziehen würde. Man ſpöttelte dort, daß Frankreich dem Könige von Preußen die Gnade des Polyphem gewähren würde, nämlich ihn zuletzt zu verſpeiſen. Friedrich war aber von vornherein willens, Frankreichs Macht nicht zu ſehr anſchwellen zu laſſen, um nicht ſelbſt zu kurz zu kommen. Die Folge hat gelehrt, daß er die politiſche Lage mit bewundernswerter Klarheit überſehen hat. Er verhehlte ſich auch nicht, daß das Bündnis mit Frankreich in Deutſchland nicht gerade volkstümlich war. Er hat ſelbſt einmal zu Valory geäußert, daß die Verbindungen, welche Kurfürſt Karl Albert von Bayern mit Frankreich unterhalte, dieſem in der Meinung der deutſchen Fürſten geradezu ſchädlich wären. Aber angeſichts der gewaltigen Vorteile, die ihm das Bündnis bot, hatte er das volle Recht, auf dieſen augenblicklichen nationalen Schimmer zu verzichten. Heute wiſſen wir, daß Frankreich durch das Bündnis ſelbſt den Weg zu einer Geſundung der deutſchen Verhältniſſe ebnen half. Das konnte damals freilich niemand ahnen. Friedrich handelte auch nur unbewußt im deutſchen Intereſſe bei Verfolgung rein preußiſcher Ziele. Frankreich handelte von vornherein nicht ganz ehrlich, indem es die Allianz abſchloß; denn es konnte garnicht gewillt ſein, ſeine Verpflichtungen ernſtlich zu erfüllen, weil es Bayern nicht allzumächtig werden laſſen wollte. Friedrich, der ſeinerſeits garnicht auf den Gedanken kommen konnte, ſeine Verpflichtungen nicht redlich zu erfüllen, hat dies nicht berechnet. Nach ſeiner ihm eigentümlichen ſanguiniſchen Art vertraute er den Franzoſen im Augenblick.

Mit der Bekanntmachung der Allianz ſollte gewartet werden, bis die franzöſiſchen Truppen im Felde erſchienen. Friedrich maskierte daher ſein Spiel eine Weile vor England und Holland und nahm am 7. Juni in aller Gemütsruhe die Aufforderung der Bevollmächtigten der Seemächte entgegen, Schleſien zu räumen. Indeſſen achtete er ſorgfältig darauf, daß das Einvernehmen mit den Franzoſen geſchont würde. Als er einmal

irrtümlicherweise wahrzunehmen glaubte, daß Podewils noch immer gegen das französische Bündnis sei, hat er ihm in seiner aufwallenden Hitze einen Brief geschrieben, der den wackeren Mann tief kränken mußte. Er fragte ihn darin, ob er sich von den Engländern habe bestechen lassen, und schloß mit der Drohung: „Ich habe Grund, sehr unzufrieden mit Ihnen zu sein, und wenn Sie nicht Ihre groben Fehler wieder gut machen, so mögen Sie wissen, daß es genug Festungen in meinem Lande giebt, um Minister festzusetzen, die gegen den Willen ihres Herrn handeln." Podewils bat sofort um seine Entlassung, und Friedrich lenkte ein. Der Kabinettsrat Eichel tat das Seinige, um auszugleichen, indem er Podewils versicherte, daß das Vorgefallene aus einer kleinen Übereilung geschehen und „nunmehro nach reiferer Überlegung regrettieret worden sei".

Friedrichs Vertrauen auf Frankreichs Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit sollte gleich einen argen Stoß erleiden. Zunächst hatten Belle-Isle und Valory ihm übertriebene Angaben über die vorhandenen französischen Streitkräfte gemacht. Das hatte zur Folge, daß ein Erlaß des französischen Ministeriums vom 21. Juni den am 14. Juni von König Ludwig XV. ratifizierten Vertrag wieder völlig in Frage stellte. Darin hieß es, es wären mindestens drei Monate erforderlich, bevor ein so starkes Armeekorps, wie verlangt war, den Rhein überschreiten könne. Deswegen müsse für dies Jahr von Belle-Isles Projekt Abstand genommen werden. Als Belle-Isle diesen Erlaß empfing, hatte er nichts eiligeres zu tun, als unverzüglich ohne Urlaub nach Versailles zurückzukehren. Der ehrliche Mann fühlte, daß sein Ruf auf dem Spiele stände, wenn er nicht eine Sinnesänderung bei dem Ministerium herbeiführte.

Unterdessen wurde Friedrich ungeduldig. Er drohte gegen Valory: „Wenn ihm nicht sämtliche Zusagen pünktlich erfüllt würden, solle Frankreich nicht mehr auf ihn rechnen, als auf das Laub im November." „Das wahre Interesse des Königs von Frankreich erheischt, dieses Österreich auf einmal zu Boden zu strecken." „Das also sind meine Artikel: nachdrücklich, schnell und von allen Seiten zugleich; das ist der Preis, für welchen der König Ihr Herr auf einen unerschütterlichen Bundesgenossen rechnen kann." In demselben Sinne suchte er den Kurfürsten von Bayern zu beeinflussen. Er bewies diesem, Wien nehmen heiße dem Baum die Wurzel zerschneiden. Währenddessen gelang es Belle-Isle, das französische Ministerium zur Entscheidung zu bringen. Schweren Herzens gab Fleury nach. Am 15. August überschritten die ersten französischen Regimenter, durch blau-weiße Abzeichen als bayrische Hilfstruppen gekennzeichnet, die Rheinbrücke bei St. Louis, zum größten Erstaunen der süddeutschen Bevölkerung, der es garnicht in den Sinn wollte, daß der Erbfeind nun mit einem Male gut Freund sein sollte. Am 4. August erklärte Schweden gegen Rußland den Krieg. Schon seit 1738 brannte die dortige Majorität, die Partei der „Hüte", auf einen Rachekrieg gegen Rußland. Bisher hatte man noch geschwankt, ob man französische oder englische Subsidien nehmen sollte. Frankreichs Entschlossenheit brachte auch die Stockholmer Regierung zum Entschlusse, und die alte historische Bundesgenossenschaft der beiden Länder wurde erneuert.

Mittlerweile schloß Bayern mit Spanien ein Bündnis ab, in welchem die jüngeren Bourbons zu Madrid sich verpflichteten, dem Kurfürsten Karl Albert ansehnliche Unterstützungsgelder gegen Österreich zu zahlen. Dieser Vertrag wurde zu Nymphenburg geschlossen. Ein anderer Vertrag zu Nymphenburg zwischen Bayern und Frankreich ist in das Reich der Fabeln zu verweisen. Danach sollte Karl Albert den Franzosen Abtretung des ganzen Reichsgebietes versprochen haben, das die französische Armee besetzen würde. Dies ist eine böswillige Erfindung von franzosenfeindlicher Seite, durch die dem Ansehen Karl Alberts unermeßlicher Schaden zugefügt wurde.

Sobald als Friedrich die Nachricht von dem Rheinübergange der Franzosen erhalten hatte, enthüllte er seine Politik. Auf einem großen Fest, das Belle-Isle in Frankfurt zur Feier des Namenstages König Ludwigs gab, erklärte der preußische Wahlbotschafter den versammelten fünfzig Diplomaten in einer Tischrede, daß sein König und Herr den Kur

fürſten von Bayern mit 100 000 Mann unterſtützen würde und daß er diejenigen Fürſten, welche ihre Stimme nicht Karl Albert geben würden, zu beſtrafen wiſſen werde. Die Rede machte ungeheures Aufſehen. Die Kurfürſten lenkten jetzt zu Gunſten Bayerns ein. Am meiſten Schwierigkeiten machte Sachſen. Es wollte für ſeine Stimme ganz Mähren und Nordböhmen mit Prag haben. Belle-Isle vermittelte hier, indem er einen Vertrag ſchloß, nach dem Sachſen gegen Beteiligung am Kriege die zum Königreich zu erhebende Markgrafſchaft Mähren und Oberſchleſien bis auf Neiße und einen Teil von Niederöſterreich erhalten ſollte. So machte Sachſen in einem halben Jahre eine vollkommene Schwenkung in der Politik. Noch am 10. April hatten Guarini und der Miniſter Graf Brühl Preußen im Bunde mit Öſterreich zu teilen gedacht, jetzt (19. September) wollten ſie Öſterreich im Bunde mit Preußen teilen. Am bedenklichſten war dabei die Art, wie ſich Sachſen über ſeine Garantie der pragmatiſchen Sanktion hinwegſetzte. Hierüber hieß es, die Garantie ſei nur unter der Vorausſetzung erteilt, daß die Erbordnung überhaupt unangefochten bleiben würde. Es war die Politik ohnmächtiger Schwäche, verbunden mit einer ſelbſt für politiſche Dinge weitgehenden Skrupelloſigkeit, die ſich in dieſem Verhalten bekundete und die Sachſen gerade im fridericianiſchen Zeitalter noch öfter an den Tag legen ſollte. Wenn die Galeeren den Strom durchſchneiden, werden die Nachen bald dahin, bald dorthin geſchleudert.

Am kläglichſten ſchwenkte England-Hannover ſchließlich ein. Schon mit Spanien im Kriege begriffen und jüngſt bei Cartagena beſiegt, ſah ſich Georg II. in Hannover jetzt von zwei Seiten bedroht. Von Weſten rückten die Franzoſen heran, im Oſten bei Göttin in der Nähe von Brandenburg ſtand Fürſt Leopold von Deſſau mit 35 000 Mann, um ſich je nach Bedarf gegen Sachſen oder Hannover zu wenden. Die ſächſiſche Armee hatte ſich ſchon kriegsfertig gegen Preußen gemacht. Durch den Vergleich mit Frankreich erhielt ſie die entgegengeſetzte Beſtimmung, und ſomit hatte der Deſſauer die Arme frei gegen Hannover. Unter dieſen Umſtänden bot Georg ſeine Stimme gegen den Preis der Neutralität an und erhielt dieſe gewährt. Vergnügt ſchrieb da der bayriſche Wahlgeſandte: „Nun der britiſch Löw ſeine Pranken eingezogen, iſt nicht länger zweifelhaft, daß ſich Unanimia ergeben, welches ſo tröſtlich als glorreich.“

Die waffenklirrende Sprache des Siegers von Mollwitz hatte Wunder gewirkt. Kaum je hat ſich Öſterreich in einer bedrohteren Lage befunden. Die Türkengefahr konnte vor einem halben Jahrhundert überwunden werden. Gegenüber dem ſich jetzt von Weſten erhebenden Anſturme ſo vieler Mächte vermochte das Reich der Habsburger ſich nicht zu behaupten, wenn dieſe Mächte, vor allem Frankreich, Energie entwickelten.

Daran aber ſollte es fehlen. König Friedrich hatte noch vor Abſchluß des Bündniſſes mit Frankreich militäriſch einen weiteren Fortſchritt gemacht. Gleich nach der Schlacht bei Mollwitz war mit der Belagerung von Brieg begonnen worden. Die Leitung des Ingenieurangriffs übernahm der geniale Oberſt Walrave. Die erforderliche Beſchießung hatte zur Folge, daß der herrliche Renaiſſancebau des Piaſtenſchloſſes daſelbſt, ein Bauwerk ähnlich wie das Heidelberger Schloß, in Flammen aufging, zu Friedrichs lebhaftem Bedauern. Vergeblich verlangſamte die preußiſche Artillerie wiederholt ihr Feuern, um den Löſcharbeiten Raum zu gewähren. Nur das ſchöne Oſtportal zeugt heute noch von der vergangenen Pracht. Am 4. Mai fiel die Feſtung. Charakteriſtiſch für die Zeit und die Stimmung der öſterreichiſchen Truppen war, daß ſich 400 Mann von der Beſatzung bald nach der Übergabe zum Eintritt in preußiſche Dienſte meldeten. Nach dieſem Erfolge begann eine Zeit der Ruhe für das preußiſche Heer, da das Eingreifen der Streitkräfte Frankreichs und der anderen Staaten abgewartet werden ſollte und Friedrich ſich deswegen auf die bloße Verteidigung beſchränken konnte. Zu dieſem Zwecke bezog er ein vorteilhaftes Lager bei Strehlen und benutzte die Pauſe in den Bewegungen zu angeſtrengter Schulung ſeiner Reiterei. Seitdem wurden ſolche Ruhelager von ihm ſyſtematiſch dazu verwandt, um die Truppen auszubilden und eingetretene Mängel zu beſeitigen. Der Strehlener Ruhe wurde nach ſieben Wochen ein Ende bereitet durch einen Handſtreich auf Breslau, weil der König argwöhnte

daß die Öſterreicher ſich zu ſeinem Schaden des wichtigen Platzes zu bemächtigen trachteten. Feldmarſchall Schwerin wurde mit der ehrenvollen Aufgabe betraut, der republikaniſchen Sonderſtellung der Stadt ein Ende zu machen. Zu Ausgang des Monats Juli kündigte ihm der König ſeinen Entſchluß an: „Ich bin dieſes beſtändigen Kabalierens müde, und daher determiniert ſolchem ein Ende zu machen, meinen Feinden das Prävenire zu ſpielen und durch eine Surpriſe und coup de main mich der Stadt Breslau zu bemächtigen.“ Schon einmal hatte Friedrich das ſtolze Wort gebraucht: das Prävenire ſpielen zu wollen. Es war einige Zeit vor der Schlacht bei Mollwitz, daß er dem Fürſten von Deſſau davon ſprach. Hier begegnen wir der Wendung zum zweiten Male. Es ſollte ſich zeigen, daß ein Grundzug ſeiner Seele dahin ging, nach dieſem Satze zu handeln. Schwerin entledigte ſich der Aufgabe meiſterhaft. Am Tage des heiligen Lorenz (10. Auguſt) des Jahres 1741, der ſeitdem der krumme Lorenz im Munde der Breslauer hieß, wurde die Hauptſtadt Schleſiens von den Preußen beſetzt. Welch ein Jubel, als der ruhmgekrönte Feldmarſchall nicht nur den Sprecher der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit, ſondern jeden einzelnen evangeliſchen Paſtor vor allem Volke beim Einzug in die Stadt mit einem Kuß bedachte! Friedrich gewährte ſich außerdem das Vergnügen, unter dem Volke 15000 Gulden ausſtreuen zu laſſen. In der Stadt, die ſeitdem ein Hauptſtützpunkt für den König wurde, fand man reiches Kriegsgerät, vor allem 338 Geſchütze vor. Nunmehr gedachte Friedrich entſcheidende Schritte vorzunehmen. Am 2. September ſchrieb er an Kurfürſt Karl Albert: „Ich plane eine Bewegung, die entweder den Untergang oder die Flucht der Neippergſchen Armee herbeiführen wird“, fünf Tage darauf an Podewils: „Ich glaube, daß wir in zwei oder drei Tagen eine Schlacht haben werden.“ Aber, wie er es in ſeinem Leben noch oft erfahren ſollte, gerade wenn er am eifrigſten eine Gelegenheit zur Schlacht zu erhaſchen ſuchte, wollte ſie ſich ihm nicht bieten. Neipperg konnte ſich, vermöge ſeiner überlegenen leichten Reiterei und mit Hilfe eines Nachtmarſches, dem drohenden Angriffe Friedrichs entziehen.

Inzwiſchen wurde der König gewahr, wie läſſig ſeine Verbündeten den Krieg betrieben. Ins Lager des bayriſchen Kurfürſten hatte er einen ſeiner gewandteſten Helfer geſandt, den Feldzeugmeiſter Graf Samuel v. Schmettau, der eben erſt aus öſterreichiſchen Dienſten zu ihm übergetreten war (Bild 65). Er hatte ſich bei König Friedrich im Mai gut eingeführt durch die Überreichung einer Denkſchrift über die Lage Europas. Seitdem hielt Friedrich auf ihn große Stücke und bezeichnete ihn wohl als leidenſchaftlichen Patrioten. Hinſichtlich der Lauterkeit des Weſens vielleicht nicht einwandsfrei, war der geiſtvolle und kenntnisreiche Grandſeigneur, der einer neumärkiſchen Familie angehörte, doch als diplomatiſcher und militäriſcher Beirat des Kurfürſten Karl Albert durchaus am Platze. Sehr bald erkannte er, daß Frankreichs Plan dahin ging, Bayern nicht zu mächtig werden zu laſſen, und daß demgemäß auf eine entſchiedene Kriegführung bei den Franzoſen nicht zu rechnen ſei. Schon bei den erſten Beratungen zu München entfuhr dem franzöſiſchen Diplomaten Beauvau das unvorſichtige Wort gegen Schmettau: „Wenn wir den Kurfürſten zum Meiſter von Wien machen, werden wir ſeiner nicht mehr Meiſter bleiben!“ Im März bereits hatte Friedrich den Bayern den Rat erteilen laſſen, geradenwegs auf Wien loszugehen. Karl Albert wäre dazu auch gern bereit geweſen, wenn er nicht eine hilfloſe Kreatur in den Händen der Franzoſen geweſen wäre. Er hat ſelbſt ſpäter geäußert: „Die Franzoſen haben die Geiß ſchonen wollen und den Kohl dazu; ſie wollten nicht, daß ich mich zum Herrn von Wien machte, und hatten ihre Gründe, die deutſchen Mächte durch einander zu vernichten und nachher den Löwenanteil zu nehmen.“ Alle Bemühungen Schmettaus, die Franzoſen zu einer Unternehmung auf Wien zu beſtimmen, ſcheiterten. Am 22. September erklärte es auch Belle-Iſle mit dürren Worten für unmöglich, an Wiens Belagerung zu denken, und veranlaßte eine Abſchwenkung der Bayern und Franzoſen nach Böhmen, um Prag zu erobern.

Nun trat ein Umſchwung in dem Verhältnis Friedrichs zu Frankreich ein. Die Ausſichten hatten ſo günſtig wie niemals gelegen. Nur noch zehn Meilen hatten die bayriſchen Truppen von Wien entfernt geſtanden, und in dieſem Augenblick ſchwenkten die

Sir Thomas Lawrence

fahren ließen, wenn ſie ſich auch mit dem Gedanken vertraut machten, daß ſie weſentlich mehr bieten müßten. Nun hatte Friedrich den dringenden Wunſch, die Feſtung Neiße in ſeine Hände zu bekommen, weil es davon abhing, ob er für ſeine Truppen bequeme Winterquartiere bekam oder nicht. Die laue Kriegführung der Franzoſen und Bayern auf der anderen Seite ließ ihn daran denken, ſich rechtzeitig ſicher zu ſtellen. So zeigte er ſich plötzlich geneigt, als der geſchicktere der beiden Unterhändler, Lord Hyndford, auf die alte Forderung Friedrichs, Niederſchleſien mit Breslau, zurückkam und die Einwilligung Maria Thereſias hierzu einzuholen verſprach, in Ausgleichsverhandlungen zu treten. Er forderte nur noch Neiße, das pro forma belagert werden ſollte. Hyndford ſchickte einen Eilboten an Maria Thereſia ab. Dieſer traf die ſtolze Frau zur günſtigen Stunde. Angeſichts der Gefahren, die ihrem Hauſe drohten, war ihr Mut gebrochen. Die bisherigen Anerbietungen hatte ſie machen laſſen in der Erwartung, daß ſie abgelehnt würden. Ihren Vertrauten, vor allem Bartenſtein, hatte ſie nie einen Zweifel darüber gelaſſen, daß ſie nicht daran dächte, auch nur einen Fußbreit ſchleſiſchen Landes zu opfern. Nun aber ſtreiften die bayriſchen Dragoner ſchon in der Nähe des Wiener Waldes. Es ſchien nur noch eine Frage von Tagen, daß die Kaiſerſtadt in den Händen der Gegner der pragmatiſchen Sanktion ſein würde. In dieſer Not floh die Königin nach Ungarn. In Preßburg vertraute ſie ſich in denkwürdiger Rede der Tapferkeit der Magyaren an. Freilich iſt es ſpätere Ausſchmückung, daß ſie dabei ihren Sohn Joſeph auf dem Arm gehabt habe. Joſeph befand ſich an jenem 11. September noch in Wien. So ganz uneigennützig verhielten ſich die ritterlichen Ungarn auch nicht gegen ihre Herrin, wie es wohl oft dargeſtellt worden iſt. Der Landtag in Preßburg bewilligte zwar ein Maſſenaufgebot, aber die Gegengabe ihrer Königin war die Bewilligung der Grundzüge ſtaatlicher Selbſtändigkeit, die den Keim zu einer dualiſtiſchen Verfaſſung der habsburgiſchen Monarchie enthielten. In langwierigen Beratungen wurden dieſe Privilegien feſtgeſtellt. Ehe die bewilligten Reitermaſſen ausgerüſtet waren, verſtrich eine lange Zeit. Mittlerweile konnte Wien längſt in der Gewalt der Franzoſen und Bayern ſein. In dieſer Stunde kam Hyndfords Bote an. Da hat Maria Thereſia ihre Zuſtimmung zu der Abtretung Niederſchleſiens gegeben, einſchließlich Neißes und Breslaus. Auch auf die Gegenleiſtungen Friedrichs, die Gotter im Dezember angeboten hatte, Waffenhilfe zur Aufrechterhaltung der pragmatiſchen Sanktion und die brandenburgiſche Kurſtimme, mußte in der gegenwärtigen Lage natürlich verzichtet werden.

So kam es am 9. Oktober 1741 zu der Verabredung von Kleinſchnellendorf. Unterhändler waren Friedrichs Vertrauter, der Oberſt Georg Konrad v. d. Goltz, ein Pommer von Geburt, aber von Jeſuiten in Thorn erzogen (Bild 66), Lord Hyndford und Feldmarſchall Neipperg. Ehe ſie ſich einigten, verging einige Zeit. Die letzten Abmachungen trafen Friedrich und Neipperg ſelbſt auf dem unweit von Neiße gelegenen Schloſſe Kleinſchnellendorf. Die wichtigſte Beſtimmung enthielt der Satz der Abmachung: „Am 16. dieſes Monats wird ſich der Marſchall Graf von Neipperg nach Mähren zurückziehen und von da wohin er will.“ Bis zum Dezember ſollte der Friede auf grund der Zugeſtändniſſe Maria Thereſias geſchloſſen werden. Für Maria Thereſia lag der unſchätzbare Vorteil dieſes Abkommens darin, daß ſie nun die Möglichkeit erhielt, das Heer Neippergs gegen die Franzoſen und Bayern zu verwenden.

Das Abkommen von Kleinſchnellendorf bedeutet den größten politiſchen Fehler, den Friedrich je gemacht hat. Wenn er ſeinen Verbündeten zu entſchiedenen Maßregeln riet, ſo durfte er am allerwenigſten den Öſterreichern Gelegenheit geben, zu Atem zu kommen. Indem er es aber unterließ, Neippergs Heer in Schach zu halten, hat er ſelbſt die Möglichkeit aus der Hand gegeben, Öſterreich in dieſem Zeitpunkt für immer zu demütigen. Rein objektiv betrachtet, konnte er von ſeinem eigenen politiſchen Standpunkte nicht verkehrter handeln. Es war aber auch unredlich gegen ſeine Bundesgenoſſen. Denn noch beſtand für ihn kein Zwang, ſich aus der Affaire zu ziehen. Noch ſchlimmer waren die Folgen dieſes Schrittes und ſeiner damit in Zuſammenhang ſtehenden Haltung für ſeinen ſittlichen Ruf.

Ernst Friedrich Ferdinand Christian Weber

Ernst Friedrich Ferdinand Christian Weber, geboren am 24. Januar 1795 in Leipzig, gestorben am 26. Februar 1878 in Dresden, war ein deutscher Anatom und Physiologe. Er war der Sohn des Theologen Ernst Heinrich Weber und der Bruder des Physikers Wilhelm Weber. Er studierte in Leipzig Medizin und promovierte 1817 mit einer Arbeit über die Anatomie des Ohrs. Nach Studienreisen nach Paris und Berlin habilitierte er sich 1820 in Leipzig und wurde 1821 außerordentlicher Professor der Anatomie. 1822 folgte er einem Ruf als ordentlicher Professor der Anatomie und Physiologie nach Halle, wo er bis 1846 lehrte. Danach war er bis zu seiner Emeritierung 1871 Professor in Dresden.

Weber arbeitete über die Anatomie des Gehörorgans, des Gefäßsystems und des Nervensystems. Er beschrieb 1820 die nach ihm benannte Weber-Drüse im Ohr. Gemeinsam mit seinem Bruder Wilhelm Weber führte er Untersuchungen zur Mechanik des Gehens durch und veröffentlichte 1836 die Schrift „Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge". Er war Mitglied der Leopoldina und der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig.

vorgeſchwebt hatte. An Belle-Isle ſchrieb er im Dezember, daß er ihn im nächſten Feldzuge vor Wien zu umarmen hoffte. Aber die Franzoſen handelten ganz und garnicht nach ſeinen Wünſchen. Anſtelle Belle-Isles, der ſich immerhin tüchtig gezeigt hatte, wurde jetzt der alte Marſchall Broglie, den Friedrich ſeit der Straßburger Affaire noch weniger ernſt nahm, als er es ſchon früher getan hatte, mit dem Befehl über die franzöſiſchen Truppen betraut. Man wird nicht fehlgehen, wenn man darin die Abſicht des Kardinals Fleury erkennt, einer energiſchen Kriegführung vorzubeugen. Denn daß dieſer gelähmte altersſchwache Broglie irgend etwas mit Nachdruck unternehmen würde, war ausgeſchloſſen. Sehr ſchnell erfochten denn auch die Öſterreicher Erfolge gegen die Franzoſen. Das veranlaßte den König zu dem Ausrufe gegen Belle-Isle: „Helden unter Belle-Isle, ſind die Franzoſen unter Broglie Kujone!“ und abermals ſpielte er auf den komiſchen Zwiſchenfall an, der ſich mit dem Marſchall Broglie 1734 im Lager von Secchia zugetragen hatte, indem er meinte, daß man ſich wohl auf eine ähnliche Überrumpelung gefaßt machen müßte. Er ging jedoch auf die Aufforderung zu einem gemeinſamen Vorgehen in Mähren ein. Schmettau befürwortete dies. Friedrichs Forderung, daß die ſächſiſche Diviſion, die gleichfalls in Mähren operieren ſollte, ihm unterſtellt werden müßte, wurde ſofort von Broglie erfüllt. Der Marſchall merkte gleich, daß er hier nicht widerſtreben durfte. Denn Friedrich hatte an Belle-Isle geſchrieben: „Ein König von Preußen dient nicht unter einem andern; er muß kommandieren, wo immer er erſcheint.“ Am 18. Januar traf er von Berlin aus zu kurzem Aufenthalte in Dresden ein, um wegen der geplanten Eroberung der mähriſchen Stadt Iglau mit den Sachſen ſich zu verſtändigen. Dort fand er aber einen Widerſacher in dem Halbbruder des ſächſiſchen Königs, dem Grafen Moritz von Sachſen (Bild 67), der als franzöſiſcher Generalleutnant ſoeben den Sturm auf Prag geleitet hatte. Dieſer durch ſeine Bravour und Frivolität gleich ausgezeichnete Sohn der ſchönen Gräfin Aurora Königsmarck, eine der markanteſten Typen des Jahrhunderts der Galanterie, brachte die Vereinigung der ſächſiſchen Truppen mit dem franzöſiſchen Hauptkorps an der Donau in Vorſchlag und machte gegen Friedrichs Abſichten, die noch über den Plan der Eroberung Iglaus hinausgingen und, dem entſchiedenen Geiſte des Königs entſprechend, auf eine Beſetzung des ganzen Gebiets von Mähren zielten, die Schwierigkeiten der Verpflegung geltend. Die ſich im Schloſſe des ſächſiſchen Kurfürſten ergebende Situation war von geradezu klaſſiſcher Komik. Auf der einen Seite der vielleicht nicht unrichtig urteilende kriegeriſche Lebemann Graf Moritz, auf der anderen der ſtürmiſch die äußerſten Konſequenzen verfolgende, erzürnte preußiſche König, daneben der beſorgte höfiſche Diplomat Graf Brühl und der phlegmatiſche König und Kurfürſt Auguſt, der ziemlich teilnahmlos zuhörte und erſt wieder lebendig wurde, als der Beginn der Oper gemeldet wurde. „Hätte es zehn Königreiche zu erobern gegeben,“ bemerkte Friedrich mit grimmigem Sarkasmus zu der ergebnislos verlaufenen Beratung, „ſie hätten ihn nicht mehr gehalten“ (Bild 68). Es blieb jedoch bei dem urſprünglichen Plane der Vereinigung der Sachſen mit den preußiſchen Truppen. Friedrich legte hierauf deswegen ſo viel Gewicht, weil er ſich dadurch als Schiedsrichter in der politiſchen Lage fühlen konnte und mithin Frankreichs Hintergedanken, das den Sachſen dieſe Rolle zugedacht hatte, durchkreuzte. Dadurch, daß er die ſächſiſchen Truppen unter ſich hatte, brachte er Sachſen ſelbſt nicht nur militäriſch, ſondern auch politiſch in ſeine Abhängigkeit. Allerdings hatte es ſeine Schwierigkeiten, dieſe ſächſiſchen Generale zu befehligen. Beſonders Graf Moritz machte ihm zu ſchaffen. Es kam ſoweit, daß Kurfürſt Auguſt den Befehl zur Trennung ſeiner Truppen von den preußiſchen erließ. Da drohte Friedrich damit, er würde ſich, falls nicht Zurücknahme dieſes Befehles erfolgte, augenblicklich nach Schleſien zurückziehen und die Verbündeten ihrem Schickſale überlaſſen. Wirklich widerrief König Auguſt ſeinen Befehl unter dieſen Umſtänden. Graf Moritz, der einzige ſcharfblickende Realpolitiker unter dieſen Sachſen, ſchrieb darauf dem Grafen Brühl nur eine Zeile: „Ihr habt keine Armee mehr“.

Während Friedrich mit den Preußen und Sachſen ſeinen Zug auf Mähren antrat, wurden die Bayern und Franzoſen an der Donau von dem öſterreichiſchen Marſchall Graf

Fig. 1. Portrait of Dr. Thomas Willis (1621–1675), engraved by Robert White (1645–1703) after a painting by Sir Peter Lely (1618–1680). Willis was a physician and anatomist who made significant contributions to the understanding of the brain and nervous system. He was a founding member of the Royal Society and a professor of natural philosophy at Oxford University. He is best known for his work on the anatomy of the brain, which he described in his book *Cerebri anatome* (1664). He also made important contributions to the understanding of epilepsy, hysteria, and other neurological disorders. He was a pioneer in the use of chemical analysis in medicine, and he developed a number of new medicines, including a treatment for epilepsy that was based on the use of antimony. He was a prolific writer, and his works were widely read and translated into many languages. He died in London in 1675 and was buried in Westminster Abbey.

Ibid.

Ibid.

Ibid.

Digitized by Google

Fig. 1. Portrait of Ibn Sīnā (Avicenna)

Am 17. Mai lieferte er dem Schwager der Maria Thereſia, dem Prinzen Karl von Lothringen, die Schlacht bei **Chotuſitz**.

Es war ein geſchichtlich geweihter Boden, auf dem der erſte ſchleſiſche Krieg entſchieden wurde. Denn in dem nahebei gelegenen Städtchen Czaslau waren die Gebeine des großen Huſſitenführers Ziska beſtattet, von dem die Sage ging, daß ſeine über eine Trommel geſpannte Haut noch der Schrecken der Feinde geweſen wäre. Der Geiſt Ziskas ſchien ſich diesmal mit den proteſtantiſchen Preußen gegen die katholiſchen Völker Öſterreichs zu verbünden. Verſchmähte es Friedrich doch nicht, die große Ziskareliquie, jene ſagenberühmte Trommel, aus Böhmen als Beute mitzuführen und in die königlichen Sammlungen aufzunehmen. Die Öſterreicher führten 16500 Mann Fußvolk, 8200 Reiter, 2000 Huſaren und 1300 Kroaten, insgeſamt 28000 Mann mit 40 Geſchützen ins Gefecht. Auf preußiſcher Seite waren genau eben ſoviel, nämlich 18400 Mann Fußvolk, 8600 Reiter, 1000 Huſaren und 82 Geſchütze. Die Schlacht wurde eingeleitet durch den **Erbprinzen Leopold** (Bild 70), der ſich zum Angriffe auf die im Anmarſch begriffenen Öſterreicher entſchloß. Der General v. Buddenbrock gab das Zeichen zu dem erſten Angriffe der Reiterei. Den zwanzig Reiterſchwadronen des erſten Treffens folgte in einer Entfernung von dreihundert Schritt Friedrichs Freund, Generalmajor Graf Rothenburg (Bild 80) mit zehn Schwadronen Dragoner. Wirklich gelang es, die öſterreichiſche Reiterei zum Weichen zu bringen. Bald aber raffte dieſe ſich zu einem Gegenangriff auf, und es entſpann ſich ein wildes Handgemenge. Feldzeugmeiſter Graf Schmettau ſuchte das Regiment der Baireuther Dragoner aus dem Gefecht zu ziehen; doch fand ſeine Stimme in dem Lärm nicht Gehör. In dieſem großen Reiterkampfe auf den Höhen von Kalabouſek, in dem ſich 35 preußiſche Schwadronen mit 42 öſterreichiſchen maßen und viele höhere Offiziere, preußiſcherſeits der General v. Werdeck und der Oberſt der Bayreuther, v. Bismarck, der Urgroßvater des erſten deutſchen Reichskanzlers, fielen ſowie einzelne Regimenter außerordentliche Verluſte erlitten, neigte ſich ſchließlich der Sieg auf die Seite der Öſterreicher. Dieſen Augenblick benutzte der Feldmarſchalleutnant Daun, um durch Artillerie einen wirkſamen Angriff des öſterreichiſchen Fußvolkes auf die aus einem Engwege heraus aufmarſchierende Infanterie des preußiſchen linken Flügels vorzubereiten. Es entwickelte ſich nunmehr in dem Dorfe Chotuſitz ein blutiger Kampf, bei dem der Ort in Flammen aufging. Abermals fielen Generale auf beiden Seiten, und es ſtand ſchlecht um die preußiſche Sache. In dieſem kritiſchen Augenblicke führte der heranmarſchierende König Friedrich, dem Schmettau als Ratgeber zur Seite ſtand, den noch ganz friſchen rechten Flügel des preußiſchen Heeres, 21 Bataillone, auf eine dicht vor Chotuſitz ſich erhebende Höhe zum Angriff vor. Eine Weile war es den Öſterreichern bereits gelungen, den Gegnern ihren Willen aufzuzwingen. Jetzt gewann Friedrich die Herrſchaft über den Gang der Schlacht zurück. Durch das Vorgehen der friſchen preußiſchen Infanterie wurden die Öſterreicher überraſcht, und ihre Führer gaben den Befehl zum Rückzuge. Sie verloren 17 Geſchütze, erbeuteten aber eine Fahne und elf Standarten. Auf preußiſcher Seite verzeichnete man einen Verluſt von 4793 Mann, darunter 146 Offiziere, die Öſterreicher einen ſolchen von 194 Offizieren und 6535 Mannſchaften, von denen allerdings die Hälfte aus Vermißten beſtand. Die Verluſte bei Mollwitz waren relativ auf beiden Seiten noch etwas ſtärker geweſen. Aber auch diesmal waren ſie ungewöhnlich groß. Das Hauptverdienſt um den glücklichen Ausgang hatte bei Chotuſitz der König ſelbſt. Er war aber auch dem Erbprinzen Leopold für die von ihm bewieſene Umſicht und Entſchloſſenheit ſehr zu Danke verpflichtet und ernannte ihn daher ſofort auf dem Schlachtfelde zum Feldmarſchall. Glückſtrahlend ſchrieb er an Jordan: „So iſt denn dein Freund zum zweiten Male in einem Zeitraum von dreizehn Monaten Sieger. Wer hätte vor ein paar Jahren geſagt, daß der Jünger Jordanſcher Philoſophie, Ciceroniſcher Rhetorik und Bayleſcher Dialektik auf dieſer Welt die Rolle des Kriegers ſpielen würde? Wer hätte geſagt, daß die Vorſehung ſich einen Poeten erküren würde, um das europäiſche Syſtem umzuſtürzen?“ Auch aus einem Briefe an ſeinen Lehrer Duhan aus dieſen Tagen ſpricht das Gefühl,

„ein Werkzeug der Vorsehung“ zu sein, um die „größesten Ereignisse“ auszuführen. Jordan bat er mit einer naiven Eitelkeit, die bei einem jungen Helden nur allzu menschlich ist, ihm zu schreiben, welchen Eindruck die Schlacht in der Welt mache, ob das Volk daran teilnähme, ob man ihm Verständnis für den Krieg zutraue. Es kam ihm um so mehr darauf an, dies festgestellt zu sehen, als er es geflissentlich zu verhüten suchte, daß sich die Meinung in der Welt bilde, er ließe sich beeinflussen. Seine Reiterei hatte sich dank der Übungen im Strehlener Lager diesmal bereits wesentlich besser bewährt. Da sie aber auch diesmal geschlagen war, so genügte sie ihm noch nicht, und er arbeitete eine neue Instruktion für sie aus, um den Aktionsgeist dieser Waffe noch mehr zu heben, deren Hauptsatz lautet: „Es verbietet der König hierdurch allen Offizieren von der Kavallerie bei infamer Cassation sich ihre Tage in keiner Aktion vom Feinde attaquiren zu lassen, sondern die Preußen sollen allemal den Feind attaquiren.“ Der Infanterie konnte er auch diesmal uneingeschränktes Lob spenden: „Die Infanterie gehet ohne Sagen.“

70. Erbprinz Leopold von Anhalt-Dessau

Nach einem alten Kupferstich

Nun wurden die Friedensunterhandlungen mit Lord Hyndford wieder aufgenommen. Aus dem Lager von Czaslau ließ Friedrich unmittelbar nach der Schlacht triumphierend an Hyndford sagen: er habe ihn gezwungen, das Haus Österreich, das der Lord habe retten wollen, zu zerstören. Der Kabinettssekretär Eichel meldete an Podewils, der König glaube nunmehr für seine Alliierten genug gearbeitet zu haben. Englischerseits war das Bestreben, zu einem Abschlusse mit Friedrich zu kommen, wesentlich stärker geworden, bestimmt durch den Gegensatz zu Frankreich. Man fürchtete, daß dessen Macht im Bunde mit Preußen zu groß werden möchte. So kam es im Februar 1742 zum Sturz des friedliebenden leitenden Ministers Sir Robert Walpole, und an dessen Stelle trat der tatkräftige und geistvolle Lord Carteret, den eine unversöhnliche Feindschaft gegen Frankreich erfüllte. In Frankreich nannte man ihn wohl die „große Zündrute“, ähnlich wie später Palmerston „Lord Feuerbrand“ hieß.

Carteret rühmte sich offen gegen französische Diplomaten: Frankreich sei wie ein mutiges Roß, aber er werde es bändigen, es gelte nur den Augenblick zu ergreifen, wo es vor Erschöpfung atemlos sei. Noch stolzer klang sein Wort: „Gebt einem Manne die Krone auf seine Seite, und er kann allem Trotz bieten.“ Um nun sein Ziel, Frankreich empfindlich zu treffen, zu erreichen, galt es, diesem Preußen abspenstig zu machen. Daher entwickelte Lord Hyndford einen regen Eifer, um Friedrich zum Sonderfrieden zu bringen.

Friedrichs Lage war trotz des Sieges militärisch insofern garnicht sehr günstig, als ihm im Rücken mancherlei Schwierigkeiten erwuchsen. Maria Theresia hatte es von Anfang an verstanden, seinem Unternehmen den Charakter eines Religionskrieges beizulegen. Namentlich in Polen fand sie dafür Glauben. Unterstützt wurde sie darin noch besonders durch die Tatsache, daß beim Herannahen der Preußen eine allgemeine Flucht der katholischen Geistlichkeit Schlesiens auf dem rechten Oderufer nach Polen stattfand. Die Königin von Polen selbst betrachtete den Krieg ganz als Religionskrieg. So wurden die Bemühungen, im Rücken des Königs in Mähren und Schlesien einen Volkskrieg zu entfachen, erleichtert. In den schlesischen Gebirgen erhoben sich die Karnaken, es scharten sich die Hannaken und Wallachen zusammen. Man verhieß ihnen Erleichterung der Abgaben und die gemachte Beute als Lohn. Bald erschien ein österreichisches Streifkorps in der Grafschaft Glatz, das am 16. Mai, also am Tage vor Chotusitz, Habelschwerdt besetzte. Nun geriet auch die stockkatholische Bevölkerung des Glatzer Berglandes in Gärung. Die Bauern erhoben sich, belästigten die preußischen Proviantzüge und lauerten den Eilboten auf, ja, sie griffen zusammen mit den Husaren des österreichischen Streifkorps die von den Preußen besetzten Orte an. Am 23. Mai wagten sich die österreichischen Reiter bis in die Stadt Glatz hinein und plünderten dort preußische Verwundete aus. Neben dieser Gefährdung seiner Rückzugslinie war die Untätigkeit der französischen Armee ein Grund dauernder Besorgnis für den König. Zwar erfocht Broglie am 25. Mai bei Sahay in Böhmen einen kleinen Erfolg, für den der alte Mann noch zum Herzog ernannt wurde, aber der Sieg blieb ohne Folgen, und, was noch schlimmer war, die für die böhmische Armee bestimmten Rekruten sollten erst im Juli eintreffen. In hellem Zorn schrieb der König bei der Nachricht hiervon am 4. Juni an Belle-Isle: Man kenne die einst berühmte französische Armee nicht wieder, sie sei erschlafft. Dies sei nicht die Art, wie man den Krieg schnell zum Abschluß bringe. Er könne nicht alles allein tun, und wenn die Franzosen dies glaubten, so würde er aus dem Bunde austreten. In seinem Küchenlatein fügte er schmunzelnd hinzu: Beatus est posedendi. Wie schon früher, schöpfte er aus gewissen Anzeichen den Argwohn, daß die Franzosen ihrerseits an einen Sonderfrieden dächten. Ihm war nicht wohl zu Mute bei diesem Gedanken. Am 7. Juni bekannte er gegen Podewils: „Ich gestehe Ihnen offen, daß ich gerne meinen Kopf aus dieser Schlinge ziehen möchte, da ich nichts Gutes voraussehe, und weil das Ende ein unglückliches sein wird." Auch Jordan drückte er seine Besorgnis aus, daß die ganze Last des Krieges auf ihn fallen würde. Schon am 9. Juni gab er dem Minister, angesichts trostloser Nachrichten über den Zustand des französischen Heeres, das von den Österreichern überrumpelt in wildem Rückzug nach Prag geeilt war, Vollmacht, den Frieden sofort abzuschließen, nötigenfalls die Forderung böhmischer Gebietsstücke und Oberschlesiens, die der König inzwischen auch noch gestellt hatte, fallen zu lassen und nur auf Niederschlesien mit Glatz zu bestehen. Podewils brachte indes in Erfahrung, daß Hyndford auch zur Abtretung Oberschlesiens ermächtigt sei. Auf dieser Grundlage einigte man sich sodann, obwohl Friedrich, der von dieser Nachgiebigkeit Maria Theresias keine Ahnung hatte, noch am 11. Juni einen Eilboten an Podewils abgehen ließ, mit dem Befehl, sich noch weit ungünstigere Bedingungen als Niederschlesien mit Glatz gefallen zu lassen. Hatte der König doch sichere Nachricht, daß die französische Armee so gut wie nicht mehr vorhanden sei. Er mußte daher fürchten, daß man ihm den Frieden überhaupt verweigerte, wenn er nicht gleich abschlösse. Aber ehe der mit dem letzten Befehl des Königs abgesandte Offizier bei Podewils in Breslau anlangte, hatte der Minister bereits am 11. Juni den Vorfrieden abgeschlossen. Zwar wurden die Kreise Königgrätz und Pardubitz, die für Preußen besonderen strategischen Wert gehabt hätten, nicht abgetreten. Dafür fiel aber außer Niederschlesien mit Glatz auch Oberschlesien mit seinem Bodenreichtum, dessen Umfang man damals noch gar nicht ahnen konnte, an Preußen.

Der Abschluß des Sonderfriedens war nur zu berechtigt. Im Antimachiavell hat

Friedrich den Satz aufgestellt, nach dem er hier handelte: „Man muß die Segel einziehen, wenn der Wind widrig bläst, und muß seine Sache so gut machen, wie es eben geht.“ Er mußte angesichts der französischen Mißerfolge befürchten, erdrückt zu werden. Freilich waren zu Anfang Juni noch nicht Friedensverhandlungen von französischer Seite eingeleitet, wie Friedrich annahm. Erst auf die Nachricht von Broglies Flucht und auf die Meldung Friedrichs, daß er einen Friedensschluß für sich als einziges Rettungsmittel betrachte, erging am 21. Juni an Belle-Isle Befehl, einen Frieden „um jeden Preis“ zu unterhandeln. Um so mehr mußte Friedrich zum definitiven Abschluß eilen. Groß war das Entsetzen Valorys, als ihm Friedrich seinen Entschluß kundgab. Der König weidete sich mit grausamem Spott an der Verlegenheit des guten Mannes. „Kein Polichinell kann die Verdrehungen Valorys nachahmen“, schrieb er. „Die Augenbrauen beschrieben Zickzacks, der Mund wurde weit, er zitterte in seltsamer Weise.“

Bis zum Abschluß des Definitivfriedens vergingen indes noch mehr als sechs Wochen. Es gab noch manche Einzelfragen zu regeln. Friedrich bedauerte es lebhaft, daß er Jägerndorf, auf das Preußen das meiste Anrecht gehabt hatte, in österreichischem Besitz lassen sollte. Diesen Teil Oberschlesiens abzutreten weigerten sich die Österreicher wie bei Königgrätz und Pardubitz aus strategischen Gründen mit Erfolg. Sie verlangten das Flüßchen Oppa als Grenze, und das schloß den Erwerb Jägerndorfs aus. Ebenso mußte Friedrich auf die Gebiete von Teschen und Troppau verzichten, durch die wichtige mährische Gebirgspässe führen. Es gab noch einen harten diplomatischen Kampf bei den näheren Bestimmungen des Friedens. Am 6. Juli beschied der König den englischen Unterhändler nach dem Gartenhaus vor dem Ohlauer Tore in Breslau, wo das königliche Quartier war, und sprach mit heftigen Worten sein Bedauern darüber aus, daß er den Frieden nicht auf dem Schlachtfelde geschlossen habe. Wenn bis zum Nachmittag um 5 Uhr der Vertrag nicht zustande gekommen sei, so würde der Erbprinz Leopold Befehl erhalten, mit allen verfügbaren Truppen auf Königgrätz vorzugehen. Schließlich einigte man sich dahin, daß einige mährische Enklaven für Jägerndorf eingetauscht wurden. Am 28. Juli wurde der Breslauer Friede vom 11. Juni in Berlin endgültig gezeichnet (Bild 71).

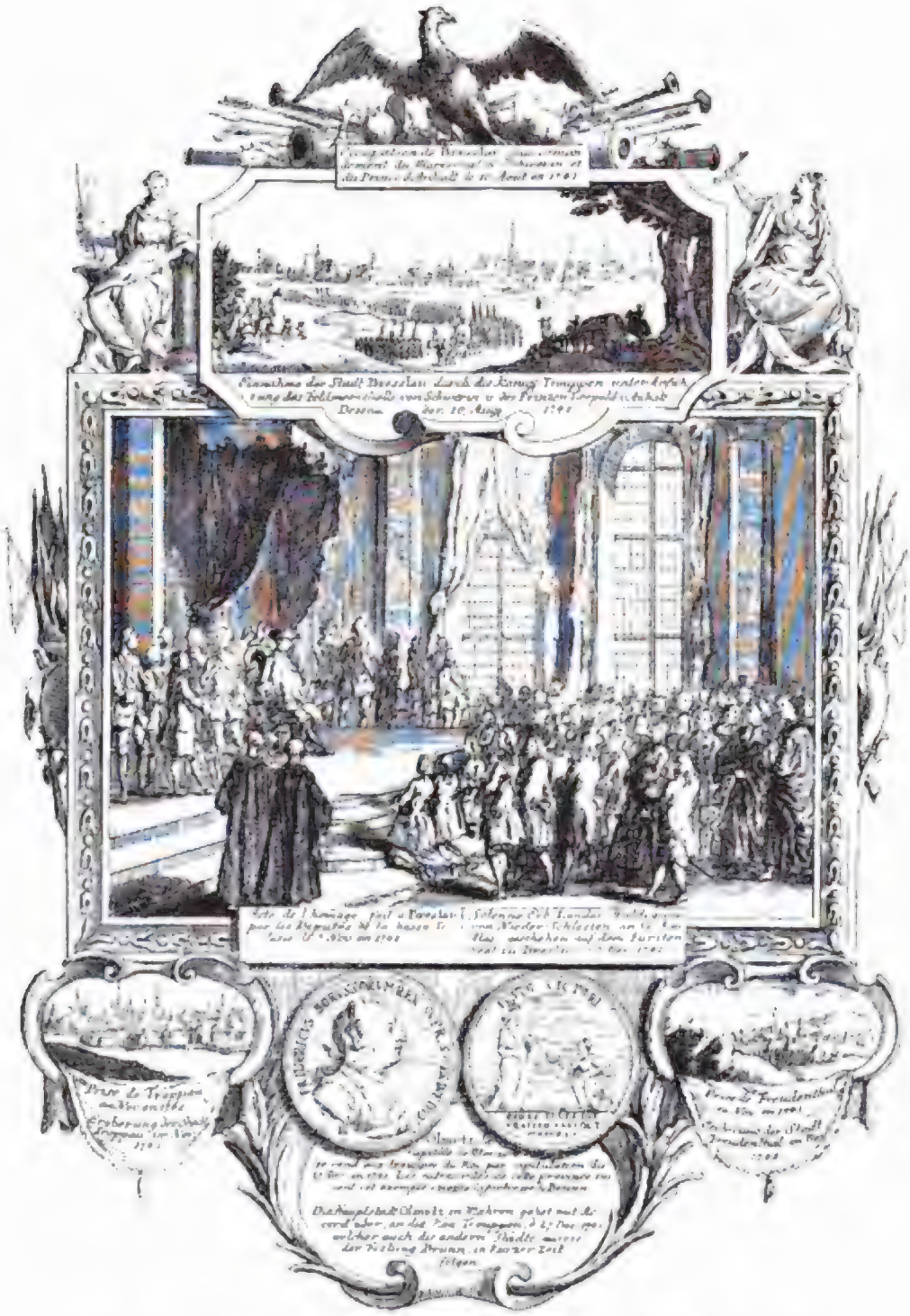
Damit war die glänzendste und größte Eroberung, die das deutsche Territorialfürstentum jemals gemacht hat, abgeschlossen. Von 719 Geviertmeilen, welche Schlesien umfaßte, verblieben Maria Theresia nur 78. Preußen erfuhr etwa einen Zuwachs von anderthalbhundert Städten und 5000 Dörfern und Vorwerken. Bei Jülich-Berg hatte es sich nur um etwa 150 Geviertmeilen gehandelt. Von den damals lebenden Schlesiern hatte kaum einer je einen österreichischen Herrscher gesehen. Auch darum ist es begreiflich, daß die Bevölkerung sich Friedrich zuwandte. Hatte am Abend von Mollwitz ein österreichischer Offizier in bitterem Unmute den Bauern eines Dorfes bei Brieg zugerufen: „Euer Abgott hat gesiegt“, so hallte jetzt in den Herzen ein Gedicht auf den Breslauer Frieden wider, das mit den Worten begann:

Ihr von der widrigen Parthey,
Schaut, Eure Hoffnung ist verlohren.

Der neue Landesherr verstand es auch meisterhaft, sich in der Gunst der Einwohner zu befestigen. Schon im November war er nach Breslau gekommen, um sich huldigen zu lassen. Eine feierliche Einholung lehnte er damals dankend ab, ebenso die Errichtung eines Thrones. Die Vertreter der Stadt begrüßten ihn am 4. November in seinem gewöhnlichen Absteigequartier, dem gräflich Schlegenbergischen Hause. Am 7. November fand die Huldigung im Fürstensaale statt (Bild 72). Podewils hielt den Ständen eine Rede, die Friedrich stehend anhörte. Podewils selbst wurde bei dieser Gelegenheit in gerechter Würdigung seiner Verdienste um das Gelingen des Eroberungswerkes in den Grafenstand erhoben. Jetzt beim Friedensschluß weilte Friedrich wieder eine Woche in den Mauern der schlesischen Hauptstadt. Täglich erschien er bei der Wachtparade auf dem Ringe, abends auf Festlichkeiten oder im Theater. Den Kardinalbischof Graf Sinzendorff zeichnete er geflissent-

Figure 1. Photograph of the Mississippi River at Vicksburg, Mississippi, taken from the Vicksburg National Military Park, looking northeast. The Mississippi River Bridge is in the background. Photograph by Jeffrey Keaton, 1990.

Figure 2 shows the Mississippi River at Vicksburg, Mississippi, looking northeast from the Vicksburg National Military Park. The Mississippi River Bridge is in the background. Figure 3 shows the Mississippi River at Vicksburg, Mississippi, looking southwest from the Vicksburg National Military Park. The Mississippi River Bridge is in the background. Figure 4 shows the Mississippi River at Vicksburg, Mississippi, looking northeast from the Vicksburg National Military Park. The Mississippi River Bridge is in the background.



72. Landeshuldigung von Niederschlesien in Breslau am 7. November 1741

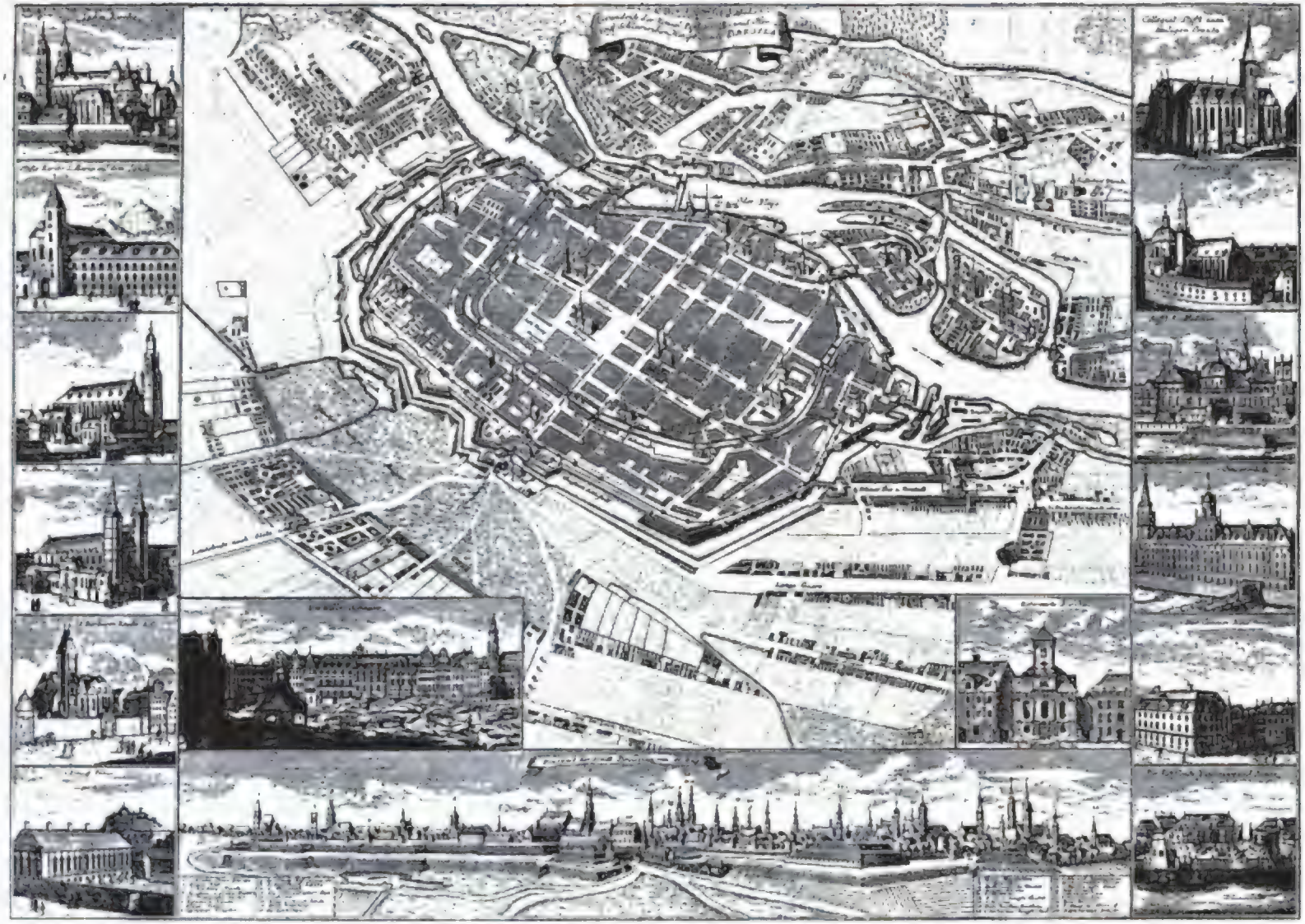
Aus: „Les actions glorieuses de Frédéric le Grand"

Stich von Schleuen

er angeſichts der Anklagen, die ſich gegen ihn in Frankreich wegen ſeines Abfalls erhoben, Gewiſſensbiſſe empfand. Vom politiſchen Standpunkte beweiſt dieſe Erſcheinung nur, daß der junge König noch nicht unempfindlich genug gegen das Urteil der öffentlichen Meinung war. Die Gleichgiltigkeit, die er gegen den Lärm der Pariſer zur Schau trug, war nur angenommen. Er ſchalt die Bewohner der franzöſiſchen Hauptſtadt in Briefen an Voltaire „ewig ſummende Drohnen“, deren „Stichelreden den auswendig gelernten Schimpfreden eines Papageis gleichzuachten wären“. Man fühlt aber unwillkürlich, wie peinlich ihm das Gerede war. Noch mehr verſtimmte es ihn, als man ſein eigenes Werk, den Antimachiavell, gegen ihn auszuſpielen begann. Noch vor Chotuſitz empfing er in einem mähriſchen Dörflein vom Abbé St. Pierre, dem Schutzheiligen der modernen Friedensliga, deſſen eben erſchienenes Buch über den ewigen Frieden. Das Werk war eine Frucht der müden, tatenarmen Zeit nach dem Utrechter Frieden, der Friedrich ſoeben zum Segen Europas ein Ende bereitet hatte, da er durch ſeinen Krieg einer geſunderen, kräftigeren Entwicklung der Dinge die Wege ebnete. Mit beißendem Spotte bemerkte der König bei Empfang des Buches gegen Voltaire: „Zum Gelingen fehlt nichts weiter, als die Zuſtimmung von ganz Europa und noch ein paar ſolcher Kleinigkeiten mehr.“ Jetzt kam St. Pierre mit Betrachtungen über das „politiſche Rätſel“, das der Verfaſſer des Antimachiavell durch ſeinen mutwilligen Krieg gegen Maria Thereſia aufgegeben habe, und forderte Friedrich ſalbungsvoll auf, ſeinen Fehler zu ſühnen. Um ſich vor Frankreich zu rechtfertigen, ſetzte der König eine flammende Flugſchrift auf, deren Druck jedoch Podewils noch glücklich verhindern konnte. Dafür ließ Friedrich eine gepfefferte Epiſtel an Fleury ſelbſt ergehen, in der er an das Urteil der Geſchichte appellierte. Nur die Nachwelt richte die Könige. „Kann man mich dafür verantwortlich machen, daß der Marſchall Broglie kein Turenne iſt? Ich kann nicht aus einer Nachteule einen Adler machen. Darf man mich anklagen, daß ich mich nicht zwanzig Mal für die Franzoſen ſchlage? Es wäre eine Penelopearbeit geweſen; denn es war Herrn v. Broglie vorbehalten, das zu zerſtören, was andere aufgebaut hatten. Darf man mich anklagen, zu meiner Sicherheit einen Frieden geſchloſſen zu haben, wenn doch im Norden ein anderer Friede verhandelt wurde, bei dem es auf meinen Schaden abgeſehen war? Und mit einem Worte: darf man mich anklagen, und war es denn ein ſo großes Unrecht, daß ich mich von einer Allianz zurückzog, von welcher der Leiter Frankreichs eingeſteht, daß er ſie mit Bedauern geſchloſſen habe?“

Die Nachrichten Friedrichs von einem Angriffsbündnis zwiſchen Rußland und Schweden gegen Preußen, nachdem Schweden gegen Rußland die Schlacht von Wilmanſtrand am 3. September 1741 verloren hatte, waren freilich irrig. Daß der König aber beſonderen Grund hatte, vor Fleury perſönlich ſich in Acht zu nehmen, beweiſen zwei Worte des Kardinals, die Friedrich nicht zur Kenntnis gebracht ſind. Gegen den Hannoveraner Hardenberg hatte ſich Fleury während des Krieges ausgelaſſen: „Glauben Sie denn, daß wir erlauben würden, daß der König von Preußen ſich in Deutſchland zu große Macht anmaßt?“ Den Sachſen aber hat der leitende Miniſter Frankreichs von vornherein in Ausſicht geſtellt, den König von Preußen, ſobald er ſeine Schuldigkeit getan haben würde, in ſein „Schneckenhaus“ zurückſchicken zu wollen.

Wohin man ſieht, überall zeigt ſich, wie gerechtfertigt der Rücktritt Friedrichs von dem Bündnis war. Der König hat immer an der im Antimachiavell bekundeten Abneigung feſtgehalten, ohne zwingende Gründe von den gegen einen andern Staat übernommenen Verpflichtungen zurückzutreten. „Man cutriert Allianzen nicht wie Vergnügungspartien“, hat er gelegentlich geſagt. Durch die Erfahrungen der letzten Jahre belehrt, ging er jetzt etwas weiter in den Konzeſſionen an Machiavell, indem er die Pflichten des Fürſten bei Bündniſſen folgendermaßen formulierte: Der Fürſt, der den Vorteil eines großen Volkes im Auge hat und im Auge haben ſoll, muß ſich ſelbſt und ſeine Verpflichtungen opfern, ſobald ſie dem Wohle ſeines Volkes entgegen zu ſein beginnen. „Wir ſind unſern Mitteln unterworfen und unſern Fähigkeiten; wechſeln unſere Intereſſen, ſo müſſen wir mit den



73. Plan von Breslau um 1741

Nach einem zeitgenössischen Stiche

Bündniſſen wechſeln. Unſer Beruf iſt, über das Glück unſerer Untertanen zu wachen; ſobald wir alſo Gefahr oder Wagnis für ſie in einer Allianz wahrnehmen, müſſen wir lieber dieſe brechen, als jenes aufs Spiel ſetzen. Darin opfert ſich der Souverän für das Wohl ſeiner Untertanen.“ Dieſe Anſchauung hat Friedrich bis an ſein Lebensende bewahrt. Es iſt dasſelbe, was der Gründer der italieniſchen Einheit ſagte: „Mag mein Ruf untergehen, wenn nur Italien eine Nation wird.“ Ein andermal, während des zweiten ſchleſiſchen Krieges, hat Friedrich geſchrieben: „Große Fürſten tun nichts für einander um ihrer ſchönen Augen willen. Es gibt kein Bündnis noch Band der Welt, das als kräftig betrachtet werden kann, wenn nicht die gemeinſamen und gegenſeitigen Intereſſen es knüpfen; ſobald bei einem Vertrage der Vorteil ganz auf der einen Seite iſt und auf der andern Seite nichts, ſo löſt dieſes Mißverhältnis jedesmal die Verbindlichkeit.“

3. Als Anwalt des Wittelsbacher Kaiſertums. 1743—1745.

Nach Abſchluß des Breslauer Friedens hat Friedrich geäußert, daß er in vier bis fünf Jahren wieder genötigt ſein könnte, zum Schwerte zu greifen, wenn Böhmen in öſterreichiſchen Händen bliebe, und geſagt: „Es handelt ſich für uns nun darum, die Kabinette Europas daran zu gewöhnen, uns in der Stellung zu ſehen, die wir durch den Krieg erlangt haben; und ich glaube, daß wir mit vieler Mäßigung und mit viel Geduld gegen alle unſere Nachbarn es dahin bringen können.“ Dieſe Worte zeigen, daß er redlich gewillt war, ſich nicht ohne weiteres wieder in Fährniſſe zu begeben, ſondern den Frieden zu erhalten. Alle ſeine Handlungen deuten zunächſt darauf hin. In demſelben Augenblick, in dem er den Frieden abſchloß, beſchloß er auch den Ankauf der berühmten Sammlung antiker Kunſtwerke des Kardinals Polignac in Paris. Sie koſtete ihm 36 000 Taler und umfaßte mehr als 300 Marmorwerke. „Das wird eine ſchöne Zierde mehr für Charlottenburg ſein,“ ſchrieb er. Sie wurde über Rouen nach Hamburg befördert und langte im November 1742 in Potsdam an. Seine Liebe für die Künſte brach wieder durch. „Ich war für die Künſte geboren,“ geſtand er Jordan. Mit Fleiß ſuchte er das geiſtige Leben in ſeiner Hauptſtadt zu fördern. Samuel v. Schmettau und der frühere Geſandte in Wien, der jetzige Miniſter Kaſpar Wilhelm v. Borcke (Bild 74), einer der erſten Shakeſpeareüberſetzer, gründeten auf ſeine Anregung im Juli 1743 im Gegenſatz zu der alten, etwas in Verfall geratenen Akademie der Wiſſenſchaften, die 1699 von Leibniz zuſammen mit der Kurfürſtin Sophie Charlotte geſtiftet worden war, eine literariſche Geſellſchaft, der alle jene geiſtreichen und meiſt recht lebensluſtigen Kavaliere der nächſten Umgebung Friedrichs beitraten: Graf Gotter, Georg Konrad v. d. Goltz, Pöllnitz, Keyſerlingk, Knobelsdorff, Stille, Duhan, auch Podewils. Friedrich räumte ihnen einen Raum im Schloſſe ein. Bald ſuchte ſich dieſe literariſche Geſellſchaft mit der ehrwürdigen alten Sozietät zu verſchmelzen, wobei Schmettau die Anſicht vertrat, daß es nicht ginge, die alte einfach zu erhalten, weil ihm deren Mitglieder zu wenig literariſche Bildung und auch wohl zu wenig geſellſchaftlichen Schliff hatten, und Friedrich ſtimmte ihm darin bei. Es war das Verdienſt des Sekretärs der alten Geſellſchaft, Jariges, daß ein geſchicktes Vereinigungsprojekt zuſtande kam. Am Geburtstag ihres hohen Gönners, am 24. Januar 1744, hielt die neugegründete Akademie ihre Eröffnungsſitzung ab. Ihre Satzungen waren noch deutſch abgefaßt. Neben der philoſophiſch-naturwiſſenſchaftlichen Tendenz, die Schmettau ihr gegeben hatte, war von Jariges die Erhaltung der philologiſchen Klaſſe durchgeſetzt worden. In

Rudolf Virchow, the great German pathologist, was born in Pomerania in 1821. He studied medicine at the University of Berlin, and in 1843 became assistant to Professor Froriep, the director of the Charité Hospital. Here he began his researches into the nature of disease, and in 1845 published his first work, *Ueber die Ursachen der Entwickelung von Geschwülsten*. In 1847 he was appointed physician to the Charité Hospital, and in 1849 professor of pathological anatomy at the University of Würzburg. Here he remained until 1856, when he returned to Berlin as professor of pathology and director of the Pathological Institute. He was also appointed physician to the Charité Hospital, and held these offices until his death in 1902.

Rudolf Virchow

zuerſt wurde ihr jener ſelbſtbewußte Geiſt einzuhauchen geſucht, der eine Bedingung der Überlegenheit iſt. „Die Offiziere müſſen ihren Leuten wohl einſchärfen, gute Contenance zu halten, auch ihnen beibringen, daß ſie ſich den Feind viel ſchlechter, als wie ſie ſind, vorſtellen," hieß es in dem Kavallerieregleſment vom 1. Juni 1743. Die Huſaren wurden auf 80 Schwadronen gebracht. Seine helle Freude hatte der König bei der Heerſchau, die er im Juli 1743 in Stettin abhielt, an den Bayreuthdragonern. „Das ſind zweifellos Muſterdragoner," ſchrieb er über ſie an Graf Rothenburg, „die nach menſchlicher Vorausſicht Wunder tun werden." Nie ſollte ſich eine Prophezeiung glänzender beſtätigen. Selbſtverſtändlich wurde der Staatsſchatz, der im erſten Kriege zur größeren Hälfte bis auf drei Millionen Taler aufgebraucht worden war, wieder aufgefüllt. Bis zum Sommer 1744, als der zweite Krieg begann, enthielt er wieder annähernd ſechs Millionen, immerhin erheblich weniger als bei Ausbruch des erſten Krieges.

Sehr bald zeigte es ſich, daß die Zeit noch nicht gekommen war, in der der König ſich in Ruhe den Künſten und Wiſſenſchaften und der Verwaltung widmen konnte. Die auswärtige Politik nahm ſeine Tätigkeit bald wieder mehr wie je in Anſpruch. Vor allem war es natürlich der Fortgang des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges, der ihn beſchäftigte. Es ſtand ſchlimm mit der Sache des Kaiſers: das durfte Friedrich ſich nicht verbergen, und er fühlte ſich moraliſch verpflichtet, Karl VII. nicht zu ſehr in Bedrängnis geraten zu laſſen. Um dies zu erreichen, kam es darauf an, in Deutſchland den Frieden herzuſtellen. Vorläufig ſah es aber nicht gerade danach aus, als ob dahin gerichtete Abſichten ſich ſo bald verwirklichen ließen. Denn die Franzoſen fuhren fort, in der kläglichſten Weiſe zu operieren. Nachdem Fleurys Annäherungsverſuche infolge der Friedensverhandlungen Friedrichs von Maria Thereſia eine ſchnöde Abweiſung erfahren hatten, war zwar der Marſchall Maillebois, der erſt Hannover hatte angreifen ſollen, dann aber ein volles Jahr untätig am Niederrhein geſtanden hatte, zur Verſtärkung Broglies nach Böhmen beordert worden. Er kehrte indes bald wieder unverrichteter Dinge um, und ſo mußte Belle-Isle, der inzwiſchen in Böhmen den Befehl übernommen hatte, Prag aufgeben und, krank wie er war, ſich auf Eger zurückziehen, wobei ſich ſein Heer ziemlich ganz auflöſte. Inzwiſchen rüſtete England die famoſe „pragmatiſche Armee" aus, die die pragmatiſche Sanktion aufrecht erhalten ſollte. Engländer, Hannoveraner und Heſſen vereinigten ſich in Flandern, um von dort aus in weitem Zuge durch das Reich nach Süddeutſchland zu marſchieren und die Bayern und Franzoſen zu bekriegen. Um dieſe Koalition zuſammenzubringen, hatte ein findiger Sohn des britiſchen Reiches, Lord Stair, den deutſchen Fürſten als Köder den Wiedererwerb von Elſaß und Lothringen hingeworfen. In dieſer Zeit, gleichſam in dem Augenblicke, da die von Richelieu und Ludwig XIV. eingeleitete Machtpolitik, die Fleury mühſam durch allerlei Kunſtgriffe fortzuführen geſucht hatte, zuſammenbrach, ſtarb der greiſe Kardinal am 29. Januar 1743.

Friedrich war geneigt, den Lord Stair wegen ſeiner weitausſchauenden Pläne garnicht ernſt zu nehmen. Sein realpolitiſcher Sinn ſträubte ſich gegen Stairs Gedanken. Auch als ihm der Lord eingab, er ſollte ſich nach der polniſchen Seite zu vergrößern, England und Rußland würden nichts dawider haben, verhielt er ſich gänzlich ablehnend. So weit war es denn doch noch nicht mit der Demütigung Frankreichs gekommen. Er ließ dem ſanguiniſchen Herrn ſagen: „Wann Frankreich etliche Hauptbataillen nebſt Straßburg und die konſiderabelſten Plätze in den Niederlanden verloren hätte, und eine Armee unter Paris ſtände, ſo könnte man alſo ſprechen; bei ſeiner jetzigen Situation aber dergleichen fordern, hieße den Mond mit den Zähnen auf die Erde ziehen." Um aber dem Kaiſer etwas beizuſpringen, ließ er ſich um Weihnachten 1742 gegen Lord Hyndford drohend vernehmen: „Hören Sie, Mylord, ich kümmere mich nicht um das, was den Franzoſen geſchieht, aber ich kann nicht dulden, daß der Kaiſer zu Grunde gerichtet und entthront wird." Der arme Kaiſer ſollte ihm jedoch ſelbſt die Unterſtützung recht ſchwer machen. Denn Karl VII. trat mit recht großen Anſprüchen auf, was um ſo verfehlter war, als nicht nur ſeine militäriſche

Stellung recht beſammernswert war, ſondern auch der Rückhalt, den er im Reiche fand, äußerſt ſchwach genannt werden muß. Unter dem Drucke des preußiſchen Schwertes war wohl vor Jahresfriſt die Wahl des Kurkollegiums einſtimmig für ihn ausgefallen, ſeitdem war das aber anders geworden. Von den 96 Stimmen im Fürſtenrat hielten es nur 15 mit Bayern, während Öſterreich mit 45 treuergebenen Stimmen in dieſem Kollegium faſt die Mehrheit für ſich hatte. Angeſichts dieſer geringen Macht mutete es Friedrich faſt heiter an, als der Kaiſer, außer einer Gebietsvergrößerung, für ſich ſechs Millionen Gulden Jahreseinnahme als nötig bezeichnete. Er ließ Karl zurückſagen: „Sechs Millionen jährliche Revenuen fände man nicht auf dem Markte. Man müßte ſich ſehr darum ſchlagen und ſich rechtſchaffen anſtrengen, zu dem Zwecke gute Truppen zu haben.“ Doch ſann er darüber nach, wie er die Einkünfte ſeines Schützlings — denn das war Karl VII. ja doch nur — vermehren könnte, und da hat ihm Graf Podewils einen Gedanken von der weiteſttragenden Bedeutung eingegeben, den Friedrich ſchon in den Verhandlungen mit England zu Anfang des Jahres 1741 vorübergehend gehegt hatte, der aber in dieſem Umfange als Entſchädigungsprinzip gedacht bisher ſeit dem dreißigjährigen Kriege nicht wieder ausgeſprochen war, und der zwar jetzt noch nicht ausgeführt werden, aber von nun ab nicht mehr zur Ruhe kommen ſollte, bis die napoleoniſche Zeit auf ihn zurückgriff. Es war die Idee der Säkulariſation geiſtlicher Stifter. Friedrich hat ſich ernſtlich damit beſchäftigt und iſt wiederholt darauf zurückgekommen. In den geiſtlichen Fürſtentümern beſaß Öſterreich ſeinen Hauptanhang im Reiche. Germania sacra ſtimmte im Fürſtenrat in omnibus uti Austria. Das war uralter und unerſchütterlicher Brauch. Wenn der Kaiſer durch geiſtlichen Beſitz bereichert wurde, war zugleich Öſterreich empfindlich getroffen. Kaiſer Karl ging, obwohl er ein ſtreng kirchlicher Fürſt war, eine Weile auf die Idee mit Vorbehalt ein. Ihm ſollten die Gebiete von Eichſtädt, Freiſingen, Regensburg, Augsburg und Salzburg, außerdem die Reichsſtädte Regensburg, Augsburg und Ulm zufallen. Durch eine Indiskretion Carterets gegenüber dem Wiener Hofe kamen jedoch dieſe Pläne vorzeitig an den Tag, und das genügte natürlich, um dieſes Projekt der „Heimramſchung“, wie man in der Zeit der Reformation die Säkulariſierung der Stifter gemütlich deutſch nannte, ſchleunigſt zu begraben. Der Kaiſer war der erſte, der jetzt davon zurücktrat.

Maria Thereſia ihrerſeits verfolgte weit größere Pläne, als es dieſe Säkulariſationsgedanken waren. Sie wollte als Entſchädigung für Schleſien Bayern erwerben und dem Kaiſer dafür irgendwie, ſei es im Elſaß, ſei es in Italien, Erſatz anbieten. In ſolchen Gedanken wurde ſie von Lord Carteret unterſtützt. Friedrich hatte keine genaue Kenntnis von den engliſchen Abſichten, er merkte aber mit ſeinem Gefühl heraus, daß er von London nicht ehrlich bedient wurde, und mit der ganzen Überlegenheit ſeines Weſens wies er ſeinen Vertreter in London lächelnd an, dem leitenden engliſchen Staatsmann leiſe zu verſtehen zu geben, „daß wir ſo dumm nicht wären, die Unaufrichtigkeit des engliſchen Hofes nicht zu merken“; und Podewils erhielt den Auftrag, dem „Mylord Hyndford“ für eine Mitteilung ſehr zu danken, viel „Komplimente“ zu machen, und ſich zu ſtellen, „als ob Ich alles glaubte, was er Mir der Königin von Ungarn und dero Miniſterii wegen ſaget“. Mittlerweile kam es zu einer „Hauptbataille“, die das wittelsbachiſche Kaiſertum in ſeinen ohnehin recht ſchwachen Grundveſten erſchüttern und auch Frankreich empfindlich ſchädigen mußte. Am Siebenſchläfertage, den 27. Juni 1743, wurden die Franzoſen bei Dettingen, einem kleinen fränkiſchen Orte bei Aſchaffenburg am Main, aufs Haupt geſchlagen. Der franzöſiſche Feldherr Noailles hätte faſt den Sieg errungen gehabt, als die Unbeſonnenheit des Herzogs von Gramont alles wieder verdarb. Wie hundertundſiebenundzwanzig Jahre ſpäter das geeinigte Deutſchland Urſache hatte, auf die Kopfloſigkeit des Leiters der auswärtigen Politik Frankreichs, Herzogs von Gramont, anzuſtoßen, ſo ſtießen nach dem Dettinger Tage engliſche und deutſche Offiziere auf die Geſundheit eines Vorfahren jenes Gramont von 1870 an, der, wie jener, dem Gegner den Sieg in die Hand ſpielte. König Friedrich war ſprachlos vor Erſtaunen, als er die Kunde von Dettingen erhielt. „Nein,

76. Prospekt des Königl. Lustschlosses zu Charlottenburg
Nach einem zeitgenössischen Stiche

ich will den französischen Namen nicht mehr hören", schrieb er an Graf Rothenburg: „ich will nicht mehr von ihren Truppen, ihren Generalen sprechen. Noailles ist geschlagen. Von wem? Durch Leute, die keinen Schlachtplan zu entwerfen verstehen und keinen gemacht haben. Ich sage nichts mehr und kann nichts mehr sagen." Nun schien es aus zu sein mit der ohnehin so kümmerlichen Herrlichkeit des wittelsbacher Kaisers. Schon nannte man ihn den Wanderkaiser, denn er sah sich gezwungen, ruhelos im Lande umherzuirren. Lange hatte er in Frankfurt gleichsam in der Verbannung leben müssen, da sein Land vom Feinde besetzt war. Mitte April dieses Jahres wagte er es zum ersten Male wieder in seine Hauptstadt zurückzukehren. Da erstürmte Graf Khevenhüller im Mai ein Lager, das die Bayern und einige andere Truppen des Reichs, die ihrem Kaiser Hilfe leisteten, bei Braunau innehatten, und abermals ergossen sich die österreichischen Scharen ins Bayernland. Abermals floh der Kaiser aus München. Im Laufe des Juni geriet ganz Bayern, mit Ausnahme von Ingolstadt, in österreichische Hände. Am selben Tage, wo die Dettinger Schlacht geschlagen wurde, schloß der kaiserliche Feldherr Graf Seckendorff, Friedrichs alter Bekannter, der unlängst aus dem österreichischen Dienst geschieden und zum Kaiser übergegangen war, bei Niederschönfeld mit Khevenhüller ein Abkommen, durch das die Reste der kaiserlichen Truppen für neutral erklärt wurden. Und nun diese Niederlage der Franzosen bei Dettingen! Der ganze Jammer dieser Kaiserwürde vergegenwärtigt sich uns in der Tatsache, daß der geschlagene Herzog von Noailles dem bittere Not leidenden Karl 40000 Taler vorschießen mußte, derweil die schon damals gut österreichisch gesinnten Frankfurter unter den Fenstern des kaiserlichen Flüchtlings jubelnde Hochs aus Anlaß des Dettinger Sieges ausbrachten.

Friedrich war entschieden gedrückter Stimmung über diese Gestaltung der Dinge. Als in Hanau Friedensverhandlungen eingeleitet wurden, schickte er seinen ehemaligen Spielgefährten, den neunundzwanzigjährigen Grafen Karl Wilhelm v. Finckenstein dorthin, um zu versuchen, ob er sich Zutritt dazu verschaffen könnte. Trotzdem der begabte junge Diplomat, ein „kleiner Teufel von Geist", wie ihn Hyndford nannte, sich redliche Mühe gab, gelang es ihm nicht, zugelassen zu werden. Er mußte vielmehr noch obendrein sich hochmütige Redensarten der Engländer gefallen lassen.

In dieſer Lage ſtieg in König Friedrich die Hoffnung auf, ſich mit einem Schlage eine außerordentlich günſtige Stellung zu verſchaffen. Er bekam Ausſicht, Anſchluß an Rußland zu gewinnen. Dort war im Dezember 1741 durch eine der üblichen Palaſtrevolutionen anſtelle der Regentin Anna und ihres Gemahls die Tochter Peters des Großen, die ſchöne aber zügelloſe Eliſabeth (Bild 78), von den Garden zur Kaiſerin ausgerufen und ſeitdem der öſterreichiſche Einfluß gebrochen worden. Die Folge davon war indes nicht, daß Rußland jetzt ins franzöſiſche Fahrwaſſer einlenkte, obwohl der ſchöne Geſandte Frankreichs, Friedrichs alter Bekannter aus der Kronprinzenzeit, der Marquis de la Chetardie (Bild 80), großen Einfluß auf das Herz der ſinnlichen Kaiſerin beſaß. Eliſabeth hielt ſich von den weſteuropäiſchen Angelegenheiten fern, führte vielmehr den von den Schweden begonnenen Krieg weiter und zwang dieſe zu dem Frieden von Åbo am 18. Auguſt 1743, in dem Schweden große Gebietsſtücke von Finland an Rußland abtreten mußte. In der Perſon Alexei Beſtuſhews (Bild 79) hatte ſie ſich einen äußerſt befähigten, wenn auch ſittlich ſehr tief ſtehenden Berater gewählt, der mit ſeinem Herzen durchaus auf Englands Seite ſtand und deſſen Stellung um ſo ſtärker war, als ſie durch ſeinen Bruder, den Oberhofmarſchall Michael Beſtuſhew, geſtützt wurde. Der neue leitende Miniſter ſchloß alsbald (Ende 1742) mit England ein Bündnis ab und zeigte ſich gegen Preußen durchaus feindlich. Der preußiſche Geſandte v. Mardefeld, der bereits zwanzig Jahre auf ſeinem Poſten in Petersburg weilte, einer der trefflichſten Diplomaten, die in preußiſchen Dienſten geweſen ſind, hatte unter dieſen Umſtänden einen ſchweren Stand. Da kam jemand auf die Idee, das Haus Beſtuſhew einer Verſchwörung gegen die Kaiſerin zu gunſten des Knaben Iwan, für den die Regentin Anna die Herrſchaft geführt hatte, zu beſchuldigen. Es gab eine fürchterliche Aufregung am Petersburger Hofe, viele Knutenhiebe wurden verabreicht, mehreren hochſtehenden Perſonen wurde die Zunge ausgeriſſen, andere traf die Strafe der Verbannung nach Sibirien, und um den Einfluß des Hauſes Beſtuſhew ſchien es nach den zutage gekommenen, freilich meiſt erzwungenen Geſtändniſſen geſchehen, wiewohl das edle Brüderpaar im Amte blieb. Sobald Friedrich Nachricht von den Vorkommniſſen erhielt, ſuchte er ſofort die Sachlage zu ſeinen gunſten auszubeuten. Blitzſchnell überſah er die Verhältniſſe und mit ſtürmiſcher Tatkraft handelte er. „Jetzt oder nie iſt die Zeit," ſchrieb er im Auguſt 1743 an Mardefeld, „unſere Intereſſen mit denen Rußlands ſo ſtark wie möglich zu verbinden." Der Geſandte ſollte „das Eiſen ſchmieden, ſolange es warm", ſollte verſuchen die beiden Brüder Beſtuſhew zu ſtürzen oder zu gewinnen, die ganze öſterreichiſche, engliſche, ſächſiſche Partei zu verdrängen, „auf daß ich ganz allein obenan ſitze am ruſſiſchen Hofe". Zu gleicher Zeit ſchrieb er an Podewils: „Wenn wir in Petersburg uns feſt angeklammert haben, dann werden wir in Europa einen hohen Ton anſchlagen können." Jetzt mit einem Male ſchien ihm der Gedanke der Aufſtellung einer Neutralitätsarmee zur Erhaltung der Freiheiten des Reiches, den ihm kürzlich Karl VII. zugetragen, und den er damals als unpraktiſch abgewieſen hatte, äußerſt vernünftig, weil er Rußland hineinziehen zu können hoffte.

Um die Anſchauungen der kleinen Reichsfürſten kennen zu lernen, unternahm er eine Reiſe ins Reich. Es kam ihm insbeſondere darauf an, durch ſeinen perſönlichen Einfluß die Höfe von Württemberg, Ansbach und Baireuth für dieſen Fürſtenbund zu gewinnen. Eine erſte Enttäuſchung erlebte er in Baireuth. Die einſt durch ihres Vaters Machtgebot mit dem Markgrafen Friedrich von Baireuth verheiratete Lieblingsſchweſter des Königs, Wilhelmine, hatte nach einigen Jahren unerwarteten Eheglücks an der Seite ihres Gemahls neue bittere Erfahrungen gemacht, da ſie dahinter kam, daß ein von ihr aus Preußen mitgebrachtes Hoffräulein v. d. Marwitz ihr das Herz ihres Gatten abſpenſtig gemacht hatte. Schon ſeit den Mißhandlungen durch ihren Vater kränkelnd, war die geiſtreiche Prinzeſſin, die in Baireuth im kleinen Stil einen Muſenhof gründete, wie Friedrich in Rheinsberg, in der Vereinſamung ſtetig gereizter und verbitterter geworden. Sie empfand gar keine rechte Freude mehr über die Thronbeſteigung ihres Bruders. Sie

verſtand außerdem nicht ganz ſeine Politik, hatte überhaupt, wie ihre Mutter, wenig Staatsgefühl, und die Entfernung von ihrem Bruder war auch nicht gerade förderlich für das beiderſeitige, einſt ſo innige Verhältnis geweſen. Das willkürliche Verfahren, das ſie gegen ihr Hoffräulein einſchlug, führte zu Auseinanderſetzungen mit ihrem nicht über ihre Beweggründe unterrichteten Bruder. Es kam hinzu, daß König Friedrich etwas im Stile ſeines Vaters ohne Rückſicht auf die Wünſche Wilhelmines und natürlich noch weniger auf die ihrer noch im Kindesalter ſtehenden Tochter Friederike Eliſabeth Sophie, eine Verheiratung dieſer mit dem Herzog Karl Eugen von Württemberg einleitete. Nun führte der ſtolze Bruder bei ſeiner Anweſenheit in ſeiner unvorſichtigen Art allerhand Stichelreden über Groß und Klein im Munde, da er höchſt geringſchätzig über die deutſchen Zwergfürſtentümer dachte. Hierdurch fühlte ſich Wilhelmine verletzt und der Markgraf nicht minder. Wilhelmine empfand, wie man geſagt hat, zum erſten Mal als Baireutherin angeſichts dieſer von Friedrich zur Schau getragenen Mißachtung. Dem Könige ſeinerſeits entging es nicht, daß ſeine Schweſter geheime Neigungen für Maria Thereſia hegte. Allerdings ahnte er nicht, daß Wilhelmine ſchon vor einem Jahre in ihrer Verbitterung den Bruder bei einem öſterreichiſchen Diplomaten angeſchwärzt und ihrem Ärger über ihn in höchſt unbedachter Weiſe Luft gemacht hatte. Ähnliche Erfahrungen über öſterreichiſche Neigungen machte Friedrich bei der Herzogin-Mutter von Württemberg, einer etwas frei angelegten Dame, die für den noch nicht großjährigen Karl Eugen die Regierung führte. Auch in Ansbach, wo ſeine Schweſter Friederike an der Seite des Markgrafen Karl ein freudloſes Daſein führte, hatte Friedrich keinen Erfolg. Angeſichts dieſer Erfahrungen gab er es auf, den Herzog von Gotha und deſſen geiſtreiche Gemahlin Luiſe Dorothee für ſeinen Plan zu gewinnen, obwohl er anfänglich durch den dicht bei Gotha angeſeſſenen Grafen Gotter deswegen hatte ſondieren laſſen. Er mochte ahnen, daß die Herzogin trotz ihrer großen Verehrung für den Preußenkönig nicht imſtande war, ſich ihm anzuſchließen, und erſparte dem gothaiſchen Hofe die Verlegenheit, die ein Beſuch von ihm dort bereitet hätte. So verlief ſeine Reiſe völlig ergebnislos. Darum gab er aber noch nicht alle Hoffnung auf, die Neutralitäts- oder wie man auch ſagte Unionsarmee zuſammenzubekommen. Er rechnete vor allem noch auf Heſſen und Pfalz, mit denen Kaiſer Karl verhandeln ſollte, und die auch vorher bereits gemeinſame Sache mit Karl gemacht hatten.

Zu Hilfe kam ihm ein Vorgang, der ſich im Reichstage ereignete. Am 16. April 1742 hatte Maria Thereſia für Böhmen, Öſterreich und Burgund Verwahrung gegen die Wahl des Kurfürſten von Bayern zum Kaiſer eingelegt. Ihr getreuer Bartenſtein hatte ſelbſt die ebenſo umſtändlichen als kühnen Urkunden zu dieſem Zwecke aufgeſetzt. Dieſe Schriftſtücke verlangte die Königin in der ſogenannten Form der Diktatur den Reichstagsakten einverleibt zu wiſſen. Der Graf von Eltz aber, der zu jener Zeit als Erzbiſchof von Mainz die Geſchäfte des Reichskanzlers verſah, verſtand ſich zu einem ſolchen Schritte nicht. Es war ſeinem Nachfolger, dem ſeit 1743 die Mainzer Kurwürde führenden Grafen von Oſtein vorbehalten, ſich dazu herzugeben und dadurch die Verfaſſung geradezu zu verletzen und dem Anſehen des Kaiſers einen ſchweren Stoß zuzufügen. Der Regensburger Reichstag war zwar längſt dem marasmus senilis verfallen; dieſe Vergewaltigung der Reichstagsmehrheit hatte denn aber doch die Wirkung, daß ſich unter den Geſandten eine lebhafte Bewegung erhob, in der ſich Sorge und Unwillen zugleich widerſpiegelten. Niemand war das geſetzwidrige Vorgehen des Öſterreich übertrieben dienſtbaren Mainzer Kurfürſten willkommener als König Friedrich. Er benutzte dieſen ſchweren Fehler, um aufs neue zu verſuchen, ſich im Reiche eine beherrſchende Stellung zu verſchaffen. Als ſeine Miniſter Podewils und Borcke nach gewohnter „fürſichtiger“ Art beantragten, das nur zu berechtigte Rundſchreiben Karls VII. an die Kurfürſten, in dem die Beſeitigung der anmaßlichen Verwahrungsurkunden aus den Reichstagsakten verlangt wurde, in gewundenem Stile zu beantworten, da war das ganz und gar nicht nach Friedrichs Sinn. Seine ganze vulkaniſche

Fig. 1. Portrait of Dr. Ernst Abbe, 1840–1905.

Fig. 1. Portrait of Ernest Rutherford, 1871–1937, Baron Rutherford of Nelson, by Sir James Gunn, 1925. Oil on canvas, 1219 × 914 mm. Reproduced by permission of the Royal Society, London.

Ernest Rutherford was born on August 30, 1871, in Spring Grove, New Zealand, the fourth child of James Rutherford, a flax farmer, and Martha Thompson, a schoolteacher. He was educated at Nelson College and Canterbury College, where he studied mathematics and physics. In 1895 he won an 1851 Exhibition Scholarship and went to the Cavendish Laboratory, Cambridge, under J. J. Thomson. There he began his investigations of the ionization produced by Becquerel rays and X-rays, and discovered the two types of radiation he named alpha and beta.

In 1898 he was appointed to the chair of physics at McGill University, Montreal, where he remained until 1907. It was there, with the assistance of Hans Geiger and Ernest Marsden, that he carried out the experiments on the scattering of alpha particles by thin metal foils which led to the nuclear model of the atom. He returned to Manchester as Langworthy Professor of Physics in 1907, and in 1919 succeeded J. J. Thomson as Cavendish Professor and Director of the Cavendish Laboratory.

He was elected a Fellow of the Royal Society in 1903, received the Nobel Prize in Chemistry in 1908, and was knighted in 1914. He was created Baron Rutherford of Nelson in 1931. He died on October 19, 1937, and was buried in Westminster Abbey.

Könige von Spanien und Neapel richtete, insofern als die vertragschließenden Mächte Italien und den dortigen österreichischen Ländern Sicherheit gegen die Angriffe der spanischen und neapolitanischen Bourbonen gewähren wollten. Zwei Stellen des Vertrages erregten indes den Argwohn Friedrichs. Im zweiten Artikel wurde Österreich der Länderbesitz von 1739 garantiert, und im dreizehnten Artikel verpflichtete sich Sardinien, sobald Italien befreit wäre, Maria Theresia seine Truppen zur Besetzung der Lombardei zur Verfügung zu stellen, damit sie die österreichischen in Deutschland verwenden könnte. Als die preußische Regierung Kenntnis von diesem Vertrage erhielt, fand Graf Podewils nichts Bedenkliches darin. Ganz anders Friedrich. Mit Seherblick ermaß er blitzschnell alle Möglichkeiten, die der Vertrag in sich schloß. In der Garantie der Besitzungen von 1739 witterte er sofort Absichten auf Wiedereroberung von Schlesien, und die beabsichtigte Zurückziehung österreichischer Truppen aus Italien nach Deutschland bestärkte ihn in der Annahme von Angriffsplänen gegen ihn. Nun scheinen allerdings die vertragschließenden Staaten im Augenblick des Abschlusses zu Worms nicht an Schlesien gedacht zu haben, vielmehr wird mehr eine nachlässige Fassung der Artikel anzunehmen sein, die jene Deutung König Friedrichs zuließ. Aber daß seine Gegnerin solche Hintergedanken hatte, ist zweifellos, und daß sie mit ihnen hervorgetreten wäre, sobald sie noch mehr über den Kaiser und Frankreich die Oberhand gewonnen hätte, ist ebenso zweifellos. Für König Friedrich stand augenblicklich fest, daß er den Absichten seiner Gegner wiederum zuvorkommen und die Zeit benutzen müßte, solange die Österreicher noch von den Franzosen beschäftigt wurden. Er fühlte sich bedroht. „Wer gut steht, soll sich nicht rühren," schrieb er, „aber man muß augenblickliche Ruhe von wirklicher Sicherheit unterscheiden". Podewils ließ er wieder hart an: „Wenn ein Privatmann in seinen eigenen Angelegenheiten also urteilen wollte, so würde er bald bankerott sein." Der Minister hatte mittlerweile schon einen heilsamen Respekt vor der genialen Sicherheit seines königlichen Herrn bekommen. So nahe ihm zuweilen die „fulminanten königlichen höchsteigenhändigen Marginalien" gehen mochten, der brave Mann ertrug sie doch und bekannte treuherzig, er verlasse sich nächst Gott „auf Sr. Kgl. Majestät erleuchtete Penetration, daß dieselbe die sekreten Vues gewisser Leute zu demelieren wissen werden". Graf Schmettau hatte schon im Frühjahr 1743 die Ansicht vertreten, daß man wieder in den Kampf eintreten müsse. Damals erhielt er den selbstbewußten Bescheid: „Der König von Preußen übereilt sich nicht, seine Stunde ist noch nicht gekommen." Jetzt stand es bei dem Könige fest, in Frankreich ein Angriffsbündnis zu erstreben. Er wußte auch bereits einen passenden Unterhändler, nämlich den Grafen Rothenburg (Bild 80), einen Sproß neumärkischen Geschlechts, der durch Familienverbindungen in jungen Jahren nach Frankreich gekommen war und sich dort mit Bildungsinteressen erfüllt hatte. Mit Friedrich schon seit 1734 bekannt, war er, weil er sich dem neuen Herrscher in hohem Grade wahlverwandt fühlte, sofort bei dessen Thronbesteigung in preußische Dienste getreten. Bei Chotusitz schwer verwundet, konnte er füglich seine Leiden als Vorwand benutzen, um, ohne Aufsehen zu erregen, nach Paris zu gehen. Noch vor kurzem war Voltaire, eine Einladung Friedrichs benutzend, mit diplomatischen Aufträgen am preußischen Hofe erschienen (Herbst 1743). Da hatte ihm der König aber mit beißender Satire gedient. Der Dichter warnte ihn eindringlich, es nicht zugleich mit Österreich und Frankreich zu verderben. Das könnte sein Unheil sein. In köstlicher Laune schrieb da Friedrich an den Rand des Voltaireschen Schreibens in Anlehnung an ein Volkslied:

On les y recevra,
Biribi,
À la façon de Barbari,
Mon ami.

„Ich stehe in keinerlei Verbindung mit Frankreich, ich habe nichts von Frankreich zu fürchten, noch zu hoffen. Wenn Sie wollen, will ich eine Lobschrift auf Ludwig XV. (Bild 81) ohne ein Wort der Wahrheit verfassen: aber was politische Geschäfte anbelangt, so

liegen deren jetzt keine gemeinſchaftlichen zwiſchen uns vor; auch iſt es nicht an mir, das erſte Wort zu ſprechen. Wenn man mich fragt, wird es Zeit ſein zu antworten: aber ein ſo verſtändiger Mann, wie Sie, wird wohl einſehen, wie lächerlich es ausſehen würde, wenn ich, ohne gegebenen Anlaß, mich herbeiließe, Frankreich politiſche Pläne vorzuſchreiben, und ſie ſogar mit eigener Hand zu Papier zu bringen! Ich liebe Sie von ganzem Herzen; ich ſchätze Sie: ich will alles für Sie tun, außer Torheiten und Dinge, die mich vor ganz Europa für immer lächerlich machen würden, und im Grunde gegen meine Intereſſen und meinen Ruhm wären. Der einzige Auftrag, den ich Ihnen für Frankreich geben kann, iſt, ihm zu raten, ſich weiſer zu benehmen, als bisher geſchehen; dieſe Monarchie iſt ein ſehr ſtarker Körper ohne Seele und ohne Nerv." In dieſem Sinne ließ ſich der König noch im Dezember 1743 zu Hyndford über Frankreich in Valorys Gegenwart aus. Er war mit den beiden Diplomaten in der Oper. Durch eine techniſche Unregelmäßigkeit, die damals begreiflicher war, als heute, ging der Vorhang nicht ganz herab, und die Füße der Tänzerinnen blieben ſichtbar. Da konnte Friedrich nicht den Schalk in ſich meiſtern und er bemerkte zu dem Schotten: „Ganz das franzöſiſche Miniſterium, Beine ohne Kopf." Dieſe ablehnende Haltung, ſich mit Frankreich wieder zu verſtändigen, änderte ſich ſofort, als im Februar 1744 der Wormſer Vertrag zur öffentlichen Kenntnis kam. Die Angriffsgedanken der Gegner traten noch deutlicher zu Tage in einem Abkommen zwiſchen Öſterreich und Sachſen vom 20. Dezember 1743, in dem Sachſen ſich zur Stellung von Truppen verpflichtete für den Fall, daß noch eine andere Macht in den gegenwärtigen Krieg einträte, wofür ihm Landentſchädigung zwiſchen Polen und Sachſen, d. h. alſo in Preußen, zugeſagt wurde. Rothenburg mußte ſich unmittelbar an König Ludwig XV. wenden. Der formgewandte und feingebildete Graf war in Paris in angenehmem Andenken. Er traf es günſtig, da der franzöſiſche König gerade von einer ſchwungvollen und patriotiſchen Dame beraten war, der Marquiſe de la Tournelle, Herzogin von Chateauroux. Die ſchöne Frau glaubte, daß ſie vor eine nationale Miſſion geſtellt würde, und wußte ihren königlichen Liebhaber beim Ehrgeiz zu packen. Friedrichs Anſicht ging jetzt dahin, daß Öſterreich dauernd geſchwächt werden müßte, um volle Klarheit der Lage und Sicherheit Preußens zu ſchaffen, und daß daher mindeſtens Böhmen für den Kaiſer zu verlangen ſei. Darum hatte Rothenburg von Ludwig die Kriegserklärung gegen die Seemächte zu verlangen, damit endlich mit der lächerlichen Komödie aufgeräumt würde, die darin beſtand, daß man der Welt vorgaukelte, Frankreich und England ſtellten nur ihren Verbündeten in Deutſchland Truppenkontingente, während es ſich doch lediglich um ihre eigenen Intereſſen handelte. Ganz wider alles Erwarten kam Rothenburg in kürzeſter Zeit zum Ziele. Vier Tage ſpäter, nachdem er die Bedingungen ſeines Gebieters hatte verlautbaren laſſen, erklärte König Ludwig XV. an England den Krieg (am 15. März 1744). Ende April erfolgte auch die franzöſiſche Kriegserklärung an Öſterreich. Der Repräſentant der traurigen franzöſiſchen Politik, Miniſter Amelot, wurde geſtürzt. Am 5. Juni 1744, genau drei Jahre, nachdem das folgenſchwere Bündnis zwiſchen Frankreich und Preußen abgeſchloſſen worden war, wurde ein neuer Vertrag unterzeichnet, ein Trutzbündnis für den Augenblick und ein ewiges Schutzbündnis. Als Ziel des Krieges wurde die Eroberung des wieder verloren gegangenen Königreichs Böhmen für den Kaiſer und die Herſtellung des kaiſerlichen Anſehens im Reiche bezeichnet. An die Stelle des Scheinzuſtandes, der zwiſchen Frankreich und England beſtanden hatte, trat jetzt freilich ein anderer. Um den Breslauer Frieden nicht zu brechen, verpflichtete ſich Friedrich nur zur Stellung von Hilfsvölkern für den Kaiſer in ſeiner Eigenſchaft als Kurfürſt. Schon im Dezember hatte er gelegentlich der feindlichen Haltung Öſterreichs nach Wien die drohende Frage gerichtet, ob man dort des Breslauer Friedens überdrüſſig ſei. Er hielt es jetzt jedoch noch für geratener, nur als Untertan des Kaiſers aufzutreten, allerdings ſofort recht anſehnlich, da er es übernahm, mit 80 000 Mann in Böhmen einzufallen. Dieſen Einfall ſollten die Franzoſen durch einen Angriff vom Rhein aus und durch eine Bewegung in den Niederlanden unterſtützen. Sie verpflichteten ſich

auch, die preußiſchen Beſitzungen am Rhein und in Weſtfalen im Notfalle zu verteidigen. Friedrich ſelbſt erhielt als Entſchädigung die Kreiſe Königgrätz, Kolin und Pardubitz, die er im Breslauer Frieden nicht hatte bekommen können, ferner die linkselbiſchen Teile der Kreiſe Bunzlau und Leitmeritz zugeſichert, wofür er den Franzoſen Ypern, Tournai und Fournes und die Schleifung der Werke von Luxemburg zugeſtand. Freilich hielt ſich Friedrich noch die Tür offen. Er wollte nur dann eingreifen, wenn er gegen einen Angriff Rußlands im Rücken gedeckt war. Der Eintritt wurde für den Monat Auguſt vorgeſehen. Man kann ſich kaum ein günſtigeres Bündnis denken, als es hier durch die ſtaatsmänniſche Umſicht König Friedrichs, die Entſchiedenheit ſeines Handelns und ſeine Beredſamkeit, ſowie durch die Geſchicklichkeit Rothenburgs zuſtande kam. Es war daher begründet, daß der preußiſche König dem König von Frankreich ſeinen Dank für das Entgegenkommen bezeigte. Ja, Friedrich unterließ es auch nicht, der Chateauroux, die allerdings das meiſte getan hatte, um König Ludwig zum Handeln fortzureißen, einige verbindliche Zeilen zu ſchreiben. Schon einige Tage vor dem Verſailler Bündnis, am 22. Mai 1744, war eine Verſtändigung mit Karl VII. zuſtande gekommen, indem zu Frankfurt zwiſchen ihm und Friedrich eine Union zum Schutze der Reichsverfaſſung und der kaiſerlichen Würde abgeſchloſſen wurde, an der ſich noch zwei andere Reichsfürſten, der Kurfürſt von der Pfalz und der Landgraf von Heſſen-Kaſſel, beteiligten. Von heſſiſcher Seite entwickelte der Erbprinz Wilhelm eine rege Tätigkeit im Sinne Karls VII., die freilich durch engliſche Verwandtſchaftsrückſichten öfter gelähmt wurde. Neben kriegeriſchem Geiſte war dabei auch Ehrgeiz im Spiele, indem Heſſen-Kaſſel ſchon damals eifrig die Erlangung der Kurwürde erſtrebte. Nur ungern willigte der Kaiſer in die Abtrennung der nordöſtlichen Kreiſe Böhmens zu gunſten Preußens. König Friedrich äußerte in dieſer Zeit, daß er ſich gut und gern aller Gebietsforderungen entſchlagen würde, wenn es ihm nicht darauf ankäme, Öſterreich in Schach zu halten. Man darf ihm darin durchaus Glauben ſchenken. Die ihm zugedachte Gebietserweiterung hätte ihm allerdings eine äußerſt ſtarke Stellung zugleich gegenüber Öſterreich, Bayern und Sachſen gewährt.

80. **General von Rothenburg**

Nach einem Ätzdruck einer ſehr ſeltenen Radierung von Blume

Ehe er das Schwert von neuem zog, fand er Gelegenheit zu zwei Maßnahmen von Tragweite. Am 25. Mai 1744 ſtarb der letzte Cirkſena in Oſtfriesland. Damit wurden die preußiſchen Erbanſprüche auf dieſe Landſchaft rechtskräftig. Sie leiteten ſich noch her von dem Siege bei Fehrbellin. Denn unter dem Eindrucke desſelben war dem großen Kurfürſten vom Reichstag für den durch die Schweden erlittenen Schaden eine Entſchädigung zugebilligt worden, und in Ausführung dieſes Reichstagsbeſchluſſes hatte Kaiſer Leopold im Jahre 1694 dem Sohne des großen Kurfürſten eine Urkunde ausgeſtellt, durch welche Brandenburg die Anwartſchaft auf Oſtfriesland gegeben wurde. Es war von vielen Seiten Einſpruch gegen die Erwerbung Oſtfrieslands zu befürchten. Friedrich hatte aber ſeine

Maßregeln ſo getroffen, daß unmittelbar nach dem Ausſterben des frieſiſchen Fürſtenhauſes das Land von Preußen ohne Schwierigkeiten in Beſitz genommen werden konnte. Zweierlei kam ihm zu ſtatten: Die Unzufriedenheit des wichtigen, allerdings damals durch die Veränderung des Strombettes der Ems ſehr zurückgegangenen Handelsplatzes Emden mit den beſtehenden Zuſtänden und die Parteinahme des Syndikus der alten Stände, Homfeld, der zugleich die Stelle eines preußiſchen Direktorialrats des niederrheiniſch-weſtfäliſchen Kreiſes verſah, für Preußen. Homfeld, Oſtfrieſe mit Leib und Seele, ſah doch mit dem Auge des Staatsmannes, daß ſein Heimatland nur durch Anſchluß an Preußen eine gedeihliche Zukunft haben konnte. So wurde durch ſeine Vermittlung am 13. Mai 1744 eine Übereinkunft mit Preußen getroffen, die die Erbfolge König Friedrichs ſchon im voraus anerkannte. Als das Haus Cirkſena wenige Tage darauf ausſtarb, konnte die Beſitzergreifung durch Preußen ganz ungeſtört vor ſich gehen. Ehe man ſich's verſah, hatte der wackere Major v. Kalckreuth den Beſtimmungen ſeines Königs gemäß an der Burg zu Emden, ſchon ſeit Jahren auf dieſen Augenblick harrend, die ſchwarzen Adler anſchlagen laſſen.

Ein anderer Schachzug von nicht minderer Bedeutung, der auf einem ganz andern Gebiete lag, war die Verlobung der ſpäteren Kaiſerin Katharina mit dem Großfürſten Thronfolger Peter von Rußland. Die Beziehungen Friedrichs zu Rußland waren inzwiſchen, dank ſeiner Bemühungen, gut geworden. Schon im November 1743 hatte Mardefeld aus Petersburg berichten können, daß kein Fürſt bei der Kaiſerin beſſer angeſchrieben ſei, als der preußiſche König. Wenn man ſie warnte, ſich mit irgend jemand zu überwerfen, entgegnete ſie gelaſſen: „Was ſchadet's? Ich ſtehe mich gut mit dem König von Preußen.“ Sie wandte ihre ganze Abneigung jetzt der Königin von Ungarn zu und wünſchte es ausdrücklich, daß Frankreich und Preußen der Maria Thereſia den Krieg erklärten, ein Wunſch, der raſch erfüllt werden ſollte. Einen Beweis ihres Vertrauens gab ſie nun Friedrich, indem ſie ihn erſuchte, für den Großfürſten Peter eine Braut auszuſuchen. Der König ſchlug die Tochter des preußiſchen Gouverneurs in Stettin, Prinzeſſin Sophie Auguſte von Anhalt-Zerbſt, vor. Freilich machte der Vater der Prinzeſſin Schwierigkeiten, als der Übertritt zur griechiſchen Kirche verlangt wurde. Der Freigeiſt Friedrich wußte ihm indes den Glauben beizubringen, daß der Unterſchied des griechiſchen Bekenntniſſes von dem lutheriſchen nicht groß ſei, und ſo wurde denn die vierzehnjährige Prinzeſſin unter dem Namen Katharina dem ruſſiſchen Thronfolger verlobt (Anfang 1744). Zur ſelben Zeit erfolgte auf Anregung der Zarin die Verlobung der ſchönen Schweſter Friedrichs, Prinzeſſin Ulrike, mit dem eben erwählten ſchwediſchen Kronprinzen Adolf Friedrich. So wurde durch Familienverbindungen der ruſſiſch-ſchwediſch-preußiſche Dreibund, den König Friedrich bei ſeinem Angriffsplan gegen Öſterreich als erforderlich betrachtete, wirkſam vorbereitet.

Mittlerweile nahmen die Dinge im Reiche ein immer ungünſtigeres Ausſehen für den Kaiſer an. Vom 30. Juni bis 3. Juli 1744 überſchritt Maria Thereſias Schwager, Prinz Karl von Lothringen, mit 70000 Mann bei Philippsburg den Rhein. Dies brachte bei König Friedrich den Entſchluß zum Losſchlagen zur Reife. Er weihte Podewils, der lange nicht ins Geheimnis ſeiner Angriffsabſichten hineingezogen war, in ſeinen Plan ein. Podewils bemühte ſich vergeblich, in umſtändlichen Denkſchriften davon abzuraten. Friedrich gab vielmehr dem franzöſiſchen Könige endlich die Zuſage: „Ich erfahre, daß der Prinz Karl in das Elſaß eingedrungen iſt; das genügt mir, meine Operationen feſt anzuſetzen: ich werde am 13. Auguſt an der Spitze meines Heeres auf dem Marſche ſein, und Ende des Monats vor Prag.“ Unumwunden entwickelte er dem Beherrſcher der Franzoſen, wie es gekommen wäre, daß die franzöſiſchen Waffen ſo vom Unglück verfolgt worden waren. Seine ganze kühne Denkweiſe enthüllt ſich uns, wenn er ſchreibt: „Die ſchlechten Erfolge, die Ihre Truppen in Bayern gehabt haben, ſind zum größten Teil dadurch verurſacht worden, daß man ſich an den Grenzen eines feindlichen Landes defenſiv verhalten wollte. Wer ſich auf die Defenſive beſchränkt, iſt immer genötigt, ſeine Aufmerkſamkeit auf allzuviel Gegenſtände zu verteilen und läßt ſeinem Gegner freies Feld, die kühnſten Entwürfe vorzubereiten und

auszuführen. Es ist immer besser, offensiv zu handeln, selbst wenn man an Zahl schwächer ist. Oft setzt die Waghalsigkeit den Feind in Erstaunen und gibt die Möglichkeit, ihm Vorteile abzugewinnen; also haben gehandelt der große Condé, Turenne, Luxemburg und Catinat. Indem sie sich zu den meisten Zeiten an die Offensive hielten, haben sie den französischen Truppen jenen unsterblichen Ruhm erworben, und sich selbst einen Namen, der die Zeit und den Neid überdauert. Es wird nur von Eurer Majestät abhängen, die Dinge wieder auf diesen Fuß zu bringen." Der ganze Friedrich spiegelte sich auch in den Worten an Ludwigs Minister Noailles: „Alles in unsern Operationen muß Nerv sein, nicht ein Augenblick darf unausgefüllt, darf tatenlos bleiben."

Mitte August begann der Ausmarsch der preußischen Truppen. Friedrich ordnete ein allgemeines Kirchengebet an. Zu gleicher Zeit rechtfertigte ein Manifest die Stellung der Hilfstruppen für den Kaiser. Auf die Formulierung dieses Schriftstückes hatte Friedrich, wie acht verschiedene dazu vorliegende Entwürfe beweisen, besonderen Fleiß verwendet. Darnach war der Zweck der Hilfstruppen, „dem Reiche die Freiheit, dem Kaiser die Würde, Europa den Frieden wiederzugeben." Die ganze Wahrheit enthielt diese preußische Staatsschrift freilich nicht mehr. Sie hätte für das Vorjahr durchaus gepaßt. Jetzt war der Hauptgrund, der Friedrich in den Kampf trieb, die Sorge um Schlesien. Dies zu bekennen verbot sich einstweilen, weil das die Kündigung des Breslauer Friedens enthielt und die Form der Stellung kaiserlicher Hilfstruppen den Angriff Österreichs auf preußisches Gebiet unstatthaft machte.

Es ist eigenartig zu sehen, wie der König von Preußen zur Wiederaufnahme des Kampfes gegen Österreich zuletzt durch den Einfall Österreichs in Elsaß-Lothringen zur Befreiung dieser deutschen Westmark von welscher Herrschaft veranlaßt wurde. Karl VII. begriff selbst, daß es ein Unding sei, seine kaiserlichen Truppen zur Verteidigung der französischen Herrschaft in diesem alten Reichslande herzugeben, und Maria Theresia hatte recht, als sie ihm vor aller Welt zornig vorhielt: er verteidige durch deutsches Blut den alten Raub am Reich. Nur war Österreich schon längst nicht mehr ein Staat, der seine Macht im deutschen Interesse zur Geltung brachte. Waren doch auch die Völker, mit denen Karl von Lothringen das Elsaß zu erobern gedachte, die Panduren und Kroaten, alles andere als Vorkämpfer des Deutschtums. König Friedrich spielte jetzt eine ähnliche Rolle, wie zweihundert Jahre vorher Kurfürst Moritz von Sachsen, als er sich zum Schutz des Protestantismus mit Frankreich verbündete und diesem Metz, Toul und Verdun überließ. Um Preußen auf eigene Füße zu stellen, griff er in den Gang der Dinge ein.

War der erste schlesische Krieg eine glänzende Improvisation gewesen, so kennzeichnet sich der zweite durch sorgfältige Abwägung der Aussichten und umsichtige Vorbereitung.

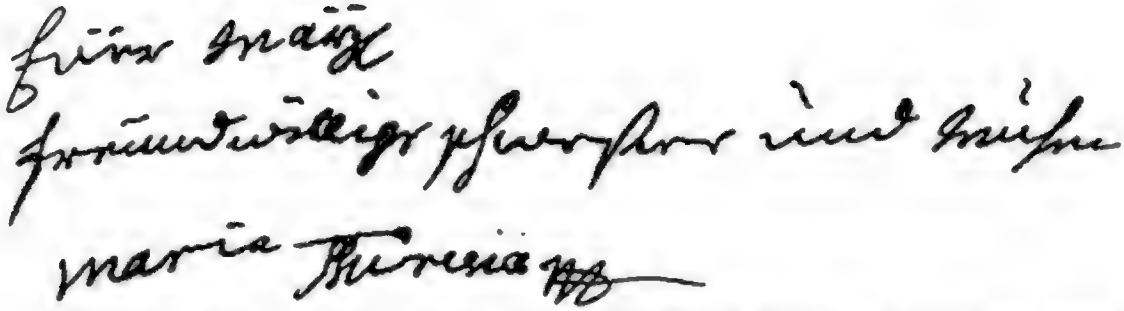
Im Gegensatz zu dem Einfall Friedrichs in Schlesien vor vier Jahren erregte sein Einfall in Böhmen am Wiener Hofe nicht Schreck, sondern Freude. Die Form der Hilfsvölker beurteilte man dort natürlich als das, was sie war, und war von vornherein nicht geneigt, sich daran zu kehren, sobald es nicht mehr nötig war. Maria Theresias sehnlichster Wunsch war es ja, Schlesien wieder zu erlangen. Die Tränen traten ihr in die Augen, wenn sie einen Schlesier sah. An der Rückeroberung sah sie sich aber durch den von England garantierten Breslauer Frieden verhindert. Jetzt begrüßte man es in Wien triumphierend, daß der König von Preußen selbst den Frieden brach, was allerdings nicht ganz zutreffend war. Der Wiener Hof meinte, daß Friedrich sich selbst sein Grab grübe, und frohen Mutes schrieb Großherzog Franz: „Großes wäre geleistet, wenn man diesen Teufel mit einem Schlage zermalmen und ihn soweit zurückbringen könnte, daß man ihn nie mehr zu fürchten brauchte. Und das hoffe ich von der göttlichen Vorsehung. Es scheint, daß Gott alles so fügt, daß der einmal gründlich bestraft wird, der die Ursache so vielen Unheils ist."

Friedrich marschierte in schnellem Zuge auf die Hauptstadt Böhmens. Sein Heer war in drei Säulen eingeteilt, von denen die stärkste der König selbst, die beiden anderen

82. Nach einem Stich von Joh. El. Ridinger

der Erbprinz von Dessau und Graf Schwerin, der die Kränkung von 1742 vergessen hatte, führten. Beim Marsch durch Sachsen wurde die größte Schonung und Rücksicht geübt. Die kursächsischen Behörden wußten nicht recht, welche Miene sie machen sollten. Seit dem Breslauer Frieden haßten sie Friedrich, weil durch dessen Rücktritt vom Kampfe ihre Hoffnungen auf Landerwerb zunichte geworden waren. Der plötzliche Einmarsch versetzte sie in Bestürzung. Aber voller Respekt vor den preußischen Waffen zogen sie es doch im allgemeinen vor, sich höflich zu bezeigen, so sauer es ihnen auch fiel. Am 2. September stand der König mit 80 Bataillonen und 132 Schwadronen vor den Mauern Prags. Nach kurzer Belagerung, bei der an seiner Seite der Markgraf Wilhelm von Brandenburg-Schwedt durch eine Kanonenkugel getötet wurde, kam die Stadt am 16. September in seine Hände. Noch angriffslustiger gestimmt als in den beiden ersten Feldzügen, wie dies seine Schreiben an König Ludwig XV. bekundeten, wollte er so eilig wie möglich einen entscheidenden Schlag führen und ganz im Geiste napoleonischer und moltkescher Offensivstrategie Österreich vor Wien den Frieden diktieren. Diese heute als die allein richtig geltende Kriegführung, die die völlige Niederwerfung des Gegners im Auge hat, widersprach

ganz der im achtzehnten Jahrhundert gebräuchlich gewordenen kriegeriſchen Methode. Der Verlauf des diesjährigen Feldzuges hätte indes darnach angetan ſein können, dem waghalſigen Feldherrn, der ſich ſo kühn die Regeln zu durchbrechen vermaß, für alle Zeit die Luſt zu benehmen, ſich auf Offenſivſtrategie einzulaſſen. Denn niemals hat Friedrich einen unglücklicheren Feldzug geführt als den ſchlachtenloſen böhmiſchen Feldzug im Jahre 1744. In ſeinem brennenden Wunſche nach einer Schlacht ließ er eine unzureichende Beſatzung in Prag zurück. Anfangs ging der Vormarſch ungeſtört von ſtatten. Die Bürger der eroberten Stadt Tabor wurden von den preußiſchen Truppen gezwungen, dem wittelsbachiſchen Kaiſer Treue zu ſchwören. Dann aber begann das Kriegsglück den König zu äffen. Sanguiniſch wie immer, glaubte er das, was er wünſchte, und darum auch den im September zu ihm gelangenden falſchen Nachrichten vom Anrücken des Feindes. Dem Vordringen Karls von Lothringen im Elſaß hatte König Ludwigs Aufbruch an der Spitze eines Heeres ein Ende gemacht. Freilich ging der hoffnungsvolle Zug des franzöſiſchen Königs ſehr bald recht tragikomiſch aus. Denn als Ludwig in Metz leicht erkrankte, hatte ein Biſchof dem König ins Gewiſſen geredet, die Chateauroux, die mit ins Feld gezogen war, ſei an allem ſchuld, und die patriotiſche Frau war von dem geängſtigten Monarchen darauf ſchleunigſt aus Metz verwieſen worden. Die Krankheit Ludwigs wollte aber trotzdem nicht weichen, und erſt als man einen Quackſalber zu Rate zog, wurde der hohe Herr durch Hausmittelchen von ſeinem Leiden befreit. Unterdeſſen war koſtbare Zeit verloren gegangen, während welcher Karl von Lothringen in aller Ruhe ſeinen Rückzug über den Rhein bewerkſtelligte und ſo den Franzoſen entkam. Der Lothringer wandte ſich nun nach Böhmen gegen König Friedrich, beraten vom Feldmarſchall Traun, dem Sieger über die Spanier in der Schlacht bei Campo-Santo im Jahre 1743. Friedrich, der weiblich über die „Albernheiten“ Ludwigs auch gegen den franzöſiſchen Geſandten ſpottete, hoffte Ende September durch den Übergang über die Moldau in die Möglichkeit verſetzt zu werden, dem Feinde „geradeswegs auf den Leib zu rücken und ihn zu ſchlagen, wo man ihn fände.“ Er wäre ihm an Zahl überlegen geweſen. Als die preußiſchen Truppen zu Friedrichs lebhafter Genugtuung am 4. Oktober wirklich über die Moldau gekommen waren, zeigte ſich wieder nicht die Gelegenheit zum Kampfe. Mittlerweile gingen beiden Teilen die Vorräte zu Ende, und Friedrich mußte ſich, nachdem er eine Weile unbeweglich feſtgeſtanden hatte, zum Rückzug entſchließen. Sobald dieſer begonnen hatte, entſtand auch eine auffällig große Fahnenflucht unter ſeinen Truppen. Die Bevölkerung, großenteils Tſchechen oder doch katholiſch, erwies ſich als im höchſten Grade feindſelig geſinnt. Sie vernichtete oder verſteckte die Vorräte, nur um ſie nicht den verhaßten Preußen in die Hände fallen zu laſſen. Aber noch einmal ſchien ſich eine Gelegenheit zu einer Schlacht zu bieten. Es war bei Marſchowitz am 25. Oktober. An dieſem Tage traf Friedrich auf das vereinigte Heer der Öſterreicher und Sachſen. Denn dieſe hatten ſich aus Groll gegen Friedrich ſchließlich dazu entſchloſſen, gegen dieſen Partei zu ergreifen. Anſtatt ſich auf eine bloße Erkundung des Geländes zu beſchränken, beging der preußiſche König den großen Fehler, ſein Heer ſogleich in Schlachtordnung aufzuſtellen, um dann zu erkennen, daß die feindliche Stellung viel zu feſt war, um angegriffen werden zu können. Infolgedeſſen mußte er angeſichts des Feindes den Rückzug antreten. Dies hatte die Wirkung, daß der Tag von Marſchowitz einer ſchweren Niederlage der preußiſchen Truppen gleichkam. Denn der Rückzug wirkte dermaßen entmutigend auf die Soldaten, daß ſie in Scharen deſertierten. Es trat zutage, daß den preußiſchen Truppen, die diesmal, im Gegenſatz zum erſten Feldzuge, ungleich mehr aus Ausländern beſtanden, der innere Zuſammenhang noch allzuſehr mangelte. Die Fahnenflucht von damals hat kaum ihresgleichen in der neueren Geſchichte gehabt. Es ſollen allmählich gegen 17 000 Mann zu der Gegenpartei übergegangen ſein. In eiligem Zuge ging Friedrich über die Elbe zurück. Die ſchlechte Ernährung der Soldaten, der Mangel an gutem Trinkwaſſer und der hereinbrechende Winter brachten die Ruhr und den Typhus in die Truppen und lichteten die Scharen immer mehr.



83. Faksimile einer eigenhändigen Unterschrift Maria Theresias in einem Schreiben an Friedrich II. vom 4. Juli 1744

Es trat ein Fleckfieber in pestartiger Form auf. Die Feldscherer waren mit ihren schwachen Kenntnissen machtlos. Aus einzelnen Bataillonen desertierten zwei- bis dreihundert Mann. Selbst Offiziere entwichen. Manche Truppenteile hatten kaum noch Kleidung. Im Dragonerregiment Bayreuth hatte fast kein Mann Stiefel. Vereinzelte Beispiele der Tapferkeit, wie die Georgs v. Wedel, der am 19. November bei Selmitz mit zwei Bataillonen dem vereinigten österreichisch-sächsischen Heere zwei Stunden lang den Übergang über die Elbe streitig machte und dafür vom König den Beinamen des preußischen Leonidas erhielt, konnten nicht viel an dem kläglichen Zustand der Dinge ändern. Prag mußte aufgegeben werden. Der Präsident Münchow meinte ganz verzagt: „Wir haben keine Armee mehr. Was wir haben, ist nichts als ein Haufen Menschen, noch beieinandergehalten durch die Gewohnheit und die Autorität der Offiziere." Die Bedenklichkeiten äußerten sich auch in der nächsten Umgebung des Königs, und es erhob sich Mißtrauen gegen dessen Führung. Aus kräftigerem Holze geschnitzt erwies sich Hans Karl v. Winterfeldt, der junge Militär, den Friedrich vor drei Jahren mit jener diplomatischen Mission nach Rußland betraut hatte; der meinte: „Mit dem gemeinen Mann sei alles zu wagen, was man braves erdenken könne, wofern nur die Offiziere das Beispiel gäben", eine herzhafte Gesinnung, an der König Friedrich seine Freude haben konnte. Weniger erfreulich war es für diesen, daß auch diesmal Schwerin sich vom Heere entfernte, weil er sich nicht mit dem Erbprinzen von Dessau vertragen konnte, und der König, der sich übrigens redlich bemühte, einen offenen Zwiespalt zwischen den beiden bewährten Heerführern zu verhindern, sich mehr auf die Seite des Erbprinzen stellte. Diesmal lag die Schuld an der Entfernung Schwerins vom Kriegsschauplatz, im Gegensatz zum ersten Kriege, an dem Feldmarschall selbst. Balsam mag es für den gekränkten Ehrgeiz Schwerins gewesen sein, als Ludwig XV. im Anfang des nächsten Jahres sich den berühmten General als Führer seiner Truppen von Friedrich erbat, was der König indes ablehnen zu müssen glaubte.

Das Ergebnis des Jahres 1744 war also, daß Friedrichs Absicht, dem Gegner „den Fuß auf die Gurgel zu setzen", kläglich scheiterte.

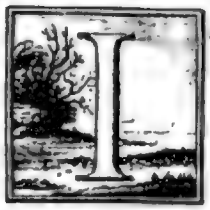
Zu alledem kam noch diplomatisches Mißgeschick. Friedrich hatte den Feldmarschall Schmettau (Bild 65) nach Paris gesandt, um die Tatkraft der Franzosen anzuspornen. Der geistvolle Mann fehlte aber bei dieser Mission in doppelter Weise, indem er nicht nur eigenmächtig handelte, sondern auch seine wichtigen Berichte nicht genügend durch Chiffrierung vor unberufenen Lesern sicherte. So kam es, daß einige seiner Depeschen, von feindlicher Seite aufgefangen, von den Österreichern schadenfroh veröffentlicht wurden, da sie die preußische Politik in einem nachteiligen Lichte erscheinen ließen und auch sonst Tatsachen enthielten, deren Bekanntwerden Friedrich nicht angenehm sein konnte. Da wurde nicht nur scharfe Kritik an den Verhältnissen im französischen Heere geübt und dadurch das verbündete Frankreich vor den Kopf gestoßen, sondern die Depeschen lieferten den Gegnern auch den Beweis, daß Friedrich die eigentliche Triebfeder zu dem angreifenden Vorgehen

Frankreichs und die Seele des ganzen Krieges war, während er offiziell nur als Helfer des Kaisers auftrat. Schmettau führte aber auch eine Sprache, die gar nicht im Sinne Friedrichs war, wenn er sagte, das enge Einvernehmen von Versailles und Berlin müsse beide für immer zu Schiedsrichtern über das europäische Gleichgewicht machen, ebenso wenn er den Rat gab, die Neutralen nicht zu berücksichtigen. Der König war im Gegenteil durchaus für die Schonung der süddeutschen Neutralen und vollkommener Gegner des Gedankens Belle-Isles, sich des reichen Geschützmaterials in Ulm zu bemächtigen. Man kann sich denken, wie peinlich berührt König Friedrich war, als diese Depeschen gerade in den Tagen bekannt wurden, in denen er über die Elbe zurückweichen mußte und sein Heer ihm unter den Händen zerrann. Eichel berichtet, der König habe gezittert, als er davon Kenntnis erhielt. Um Schmettau war es nun geschehen. „Sie sind ein Mann von Geist", schrieb der König eigenhändig an den Gesandten „und haben sich auf eine so außergewöhnliche Weise benommen, daß ich es garnicht verstehe. Sie müssen nun die Strafe Ihrer Unbesonnenheit und der Leidenschaft, ohne Vollmacht die kreuz und die quer zu intriguieren, auf sich nehmen." An den ständigen Vertreter in Paris schrieb Friedrich: „Schmettau hat sich wie toll benommen und hat mir wie ein Tor geschrieben." Der Graf wurde auf der Stelle abberufen. Als er diesem Befehl nicht gleich nachkam, erhielt der Resident in Paris die Weisung, Schmettau zu bedeuten, er habe binnen drei Tagen sich vom Könige von Frankreich zu verabschieden und sich nach Brandenburg zu begeben. So endete das gute Einvernehmen dieses glänzenden Vertreters der gebildeten Aristokratie in Preußen mit König Friedrich. Ähnlich wie später Bismarck das von Gefficken veröffentlichte Tagebuch des Kronprinzen Friedrich, in dem auch von Vergewaltigung der Süddeutschen die Rede war, anzweifelte, so erteilte Friedrich seinen Gesandten Anweisung, es unklar zu lassen, ob etwas Wahres an der angeblichen Entdeckung sei, oder ob es sich nicht lediglich um eine Täuschung handele, jedenfalls schienen die veröffentlichten Briefe erhebliche Fälschungen und Einschiebsel zu enthalten. Allmählich tröstete er sich über den nachteiligen Eindruck, den die Veröffentlichung machte, indem er im Februar 1745 seinem Podewils schrieb: „Den Wortstreit und die Entscheidung darüber, wer der angreifende Teil gewesen ist, die Königin von Ungarn oder ich, überlasse ich den Schönrednern und Rechtsgelehrten. Jeder konsequent handelnde König von Preußen hätte in der Lage, in welcher ich mich im Anfange des Jahres 1744 befand, ebenso handeln müssen, wie ich."

Der getreue Podewils faßte sich zu der Zeit, als der Verlust des Feldzuges entschieden war, ein Herz und hielt seinem Gebieter, frei von dem sonst meist gebräuchlichen hofmännischen Tone, mit der Wahrhaftigkeit, die ihn und seine preußischen Amtsgenossen ehrt und die ihnen von Friedrich mit gleicher Münze bezahlt wurde, die Sachlage vor: „Eure Majestät sehen jetzt, daß es nicht so leicht ist, wie Sie geglaubt haben, das Haus Österreich zu erniedrigen, und es auf die Stufe der Macht zurückzubringen, die man ihm bestimmen will."

Zu allen Widerwärtigkeiten kam nun noch ein großes Ereignis, das die politische Lage von Grund aus veränderte. Am 20. Januar 1745, nachdem er gerade drei Jahre die deutsche Kaiserkrone getragen hatte, starb Karl VII. in München, in das er eben wieder eingezogen war. Wehmütig mutet es an, wenn man erfährt, daß seine letzte, auf seinen Wunsch von den Kanzeln verkündete Verfügung die Bitte an seine bayrischen Untertanen enthielt, ihm das Ungemach zu verzeihen, das er über sie gebracht habe. Mit schönen menschlichen Eigenschaften ausgestattet, hat der unglückliche Fürst doch das Los erfahren, das einem weder durch Tatkraft noch durch Macht ausgezeichneten Manne widerfahren muß, der sich an Aufgaben wagt, bei denen jene Eigenschaften Voraussetzung sind. Seinem Tode, durch den im Grunde genommen das Pariser Bündnis und die Frankfurter Union ihren Sinn verloren, folgte auf dem Fuße der Sonderfrieden Bayerns mit Österreich zu Füssen (22. April 1745), in dem Maria Theresia gegen die Anerkennung der pragmatischen Sanktion durch Bayern großmütig auf alle Erwerbungen in Bayern verzichtete; und nunmehr glaubte Frankreich nicht mehr in der Lage zu sein, an der österreichischen Grenze einen Druck auf

Maria Thereſia zu üben. Die heſſiſchen Truppen wurden von dem Prinzen-Statthalter angewieſen, unter keiner Bedingung die Öſterreicher anzugreifen, ſondern ſich lediglich auf die Verteidigung in ihren Quartieren zu beſchränken. Damit ſchied auch Heſſen tatſächlich aus der Frankfurter Union aus, und dieſe zerfiel daher vollſtändig. Öſterreich bekam alſo ganz freie Hand gegen Friedrich. Mit bitterem Hohne empfing dieſer die Entſchuldigungen der Franzoſen. Als dieſe meinten, Ludwig XIV. hätte einſt auch mit Erfolg die Operationen, wie jetzt beabſichtigt würde, nach Flandern verlegt, entgegnete er: „Der war auch ein anderer Mann als Ludwig XV.“ Auf eine Vermittlung Englands war auch nicht mehr zu hoffen. König Georg zeigte ſich jetzt ganz einverſtanden damit, daß Maria Thereſia an die Eroberung Schleſiens ging, und der Friedrich hochverehrende, witzige und geiſtreiche Lord Cheſterfield ſah ſich zu ſeinem Leidweſen gezwungen, Preußen jede Hoffnung auf England zu benehmen. Am 8. Januar 1745 ging Sachſen zu Warſchau mit Öſterreich, England und Holland einen geheimen Vertrag ein, in dem es ſich zur Stellung von 30000 Mann Hilfstruppen gegen Preußen und Frankreich und zum Eintreten für die Wahl des Gemahls der Maria Thereſia zum Kaiſer verpflichtete, und England und Holland die Bezahlung dieſer Hilfstruppe übernahmen. Das Blatt ſchien ſich jetzt völlig zu Friedrichs ungunſten zu wenden. Nunmehr handelte es ſich lediglich noch um die Verteidigung Schleſiens für ihn.



n dem Weſen des Königs ging ſeit ſeinem Feldzuge in Böhmen eine Veränderung vor ſich. Der geniale Leichtſinn, ja wenn man will, die Tollkühnheit, die ſeine erſten Unternehmungen kennzeichnete, und die ihm etwas von Karl XII. gab, wich von ihm. Seine ſtolze, jedermann überlegene Art kehrte er weniger hervor. Er zwang ſich, andere anzuhören, und befleißigte ſich einer ſchonenden Sprache gegen ſeine Umgebung, wie ſchon einmal, als ihn die Mißerfolge in Mähren bedrückten. Nie iſt er zuvorkommender gegen den alten Deſſauer geweſen als im Beginn des Jahres 1745. Über ſeine waghalſige, nicht auf genügende Sicherung der rückwärtigen Verbindungen bedachte Kriegführung im Feldzuge von 1744 urteilte er ſpäter in der Geſchichte ſeiner Zeit: „Nie beging ein General mehr Fehler als der König in dieſem Feldzuge.“ Man hat treffend geſagt, daß dieſe ſchwere Prüfungszeit für ihn eine Schule der Selbſterkenntnis und der Selbſtzucht geworden iſt, wie die zu Küſtrin. Ihm war es wohl bewußt, daß die Kriſis, in der er ſich augenblicklich befand, die Folge ſeiner eigenen Handlungen war, daß er ſich ſelbſt zuzuſchreiben hatte, wenn er unter der Wucht des auf ihn eindringenden Mißgeſchicks unterliegen ſollte. Einer Sage nach hat ſich König Friedrich im Kloſter von Camenz vor den leichten Reiterſcharen Maria Thereſias in die Kirche geflüchtet und iſt im Gewande des meſſeleſenden Prieſters den Söhnen der Steppe entgangen. Wahr iſt daran nur, daß er mit dem gebildeten Abte des Kloſters, Tobias Stuſche, Freundſchaft geſchloſſen hat. Jene Abtei im Glatzer Berglande iſt aber für das Leben Friedrichs viel merkwürdiger geworden, als ſie es hätte ſein können, wenn jene ſeltſame Errettung von dem Mönche, von dem die Nachricht ſtammt, auf Grund einer wirklichen Begebenheit erzählt worden wäre. In Camenz hat König Friedrich nach langen Wochen der Gedrücktheit und Niedergeſchlagenheit wieder jene heroiſche Feſtigkeit und Entſchlußkraft gewonnen, die ſeine weltgeſchichtliche Größe ausmachen. Er ſah ſich jetzt ganz allein auf ſich ſelber geſtellt. Von niemand hatte er Hilfe zu erwarten. Da hat er ſeinen Troſt nicht in Gott geſucht, wie es wohl ſonſt auch ſtarke Geiſter getan haben. In ihm ſtiegen vielmehr die Gedanken an die ſtoiſche Schule und Mark Aurel wieder auf.

Der Gedanke an die Pflichterfüllung erhob ihn. Der kategoriſche Imperativ bemächtigte ſich ſeiner: „Wenn wir uns nichts vorzuwerfen haben, dann brauchen wir uns nicht über Ereigniſſe und Unglücksfälle zu betrüben, denen alle Menſchen ausgeſetzt ſind“, ſagte er. „Wenn man ſich die Freiheit des Geiſtes erhalten will, die unter den Umſtänden, in denen ich mich befinde, ſo nötig iſt, ſo gibt es kein anderes Mittel, als ſich für alle Ereigniſſe fertig zu machen. Macht es wie ich, der ich meiner Seele Stockſchläge gebe, auf daß ſie geduldig und ſtill werde“, rief er dem zagenden Podewils zu. Bei Mark Aurel iſt die ſtoiſche Geſinnung die Frucht des Studiums. Hier wurde ſie aus dem Leben geboren. Noch am 19. April kam Friedrich zu dem Ergebnis: „Niemals war eine Kriſis größer als die meinige. Man muß der Vorſehung, wenn es eine gibt, den Ausgang anheimſtellen. Das Spiel, das ich ſpiele, iſt ſo bedeutend, daß es unmöglich iſt, dem Ausgang mit Kaltblütigkeit entgegen zu ſehen. Beten Sie“, das Schreiben iſt an Podewils gerichtet, „für meinen glücklichen Stern.“ Schon am 26. April ermunterte er den Miniſter wieder: „Sehen Sie nicht alles ſchwarz, teurer Freund. Faſſet wacker Euren Entſchluß für jeden Ausgang und zeiget keine Schwäche.“ Tags darauf bricht die ſtolze Heldenſeele wieder ganz durch: „Wenn alle meine Hilfsquellen, alle meine Unterhandlungen verſagen, kurz alles ſich gegen mich erklärt, will ich lieber mit Ehren untergehen, als für mein ganzes Leben Ruhm und guten Namen verlieren. Ich habe es zu meiner Ehrenpflicht gemacht, mehr als irgend ein anderer zur Erhebung meines Hauſes beizutragen, ich habe unter den gekrönten Häuptern Europas eine hervorragende Rolle geſpielt, ich habe alſo auch perſönliche Verpflichtungen auf mich genommen, denen nachzukommen ich unter Einſetzung meines Glückes und meines Lebens feſt entſchloſſen bin. Sie denken wie ein ehrenwerter Mann, und wenn ich Podewils wäre, ſo würde ich ebenſo denken, aber ich habe den Rubikon überſchritten und ich will entweder meine Stellung behaupten oder ich will, daß alles zu Grunde gehe und der preußiſche Name mit mir begraben werde“ (Beilage 5). Im Fall einer unglücklichen Schlacht wollte er ſich auf Magdeburg, Berlin und Küſtrin zurückziehen. In dieſen Tagen erhielt Podewils Anweiſung, Vorbereitungen zur Flucht des Hofes, der Behörden, des Archivs, des Silberſchatzes zu treffen.

So war Friedrich düſter geſtimmt, zugleich aber auch von einer großartigen Entſchloſſenheit im Gefühl ſeiner verantwortlichen Stellung als König erfüllt, als er Anfang Mai nach Camenz ging. Dort fand er allmählich immer mehr das Gleichgewicht der Seele. Die Kräfte ſeines Geiſtes konzentrierten ſich. Von Tag zu Tag zeigte er mehr friſche Tatkraft und Tatenluſt. „Ich habe unendlich gelitten, manchen Sieg über mich ſelbſt gewinnen müſſen, aber dem Himmel ſei Dank, ich vermag jetzt mit kaltem Blut an den Anordnungen zu arbeiten, die ich treffen muß,“ ſchrieb er. Stolz verhieß er, die Öſterreicher würden ex ungue leonem erkennen. Schon träumte er von einem vollſtändigen Szenenwechſel, der nun eintreten würde. Faſt heiter wird ſein Ton, als es zum Kampfe geht: „pro aris et focis“.

So begann das Jahr 1745, das neben dem von 1757 das größte Jahr in Friedrichs unvergleichlicher Geſchichte genannt werden darf. Die Poeſie, die durch die Schlachten dieſes Feldzuges weht, hat kaum ihresgleichen in der preußiſchen Geſchichte. Gerade an ihr haben ſich die nachkommenden Generationen preußiſcher und deutſcher Patrioten erquickt, begeiſtert, ja berauſcht.

Friedrich hatte eifrig gearbeitet, um ſein Heer wieder auf guten Fuß zu bringen. Schon am 31. Dezember hatte er einen Generalpardon für Deſerteure erlaſſen, der günſtigen Erfolg hatte. Dann wurden im Gegenſatz zum Vorjahre vornehmlich Landeskinder eingeſtellt. Noch mehr tat Friedrichs Gewandtheit, mit der er die Offiziere und Leute zu nehmen wußte, um dem Heere friſchen Geiſt einzuhauchen. „Ich will keine timiden Offiziers haben; wer nicht dreiſt und herzhaft iſt, meritiret nicht, in der preußiſchen Armee zu dienen; ſaget ſolches allen Euren Offiziers und Subalternis,“ lautet eins ſeiner damaligen denkwürdigen Worte, das dem preußiſchen Heere bis auf den heutigen Tag in Fleiſch und Blut über-

Erläuterungsblatt

zu dem

Auszug aus einem eigenhändigen Briefe König Friedrichs an seinen Minister von Podewils

Hauptquartier zu Pombsdorf am 27. April 1745.

Nach der Urschrift im Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

Übersetzung.

Im Hauptquartier zu Pombsdorf
27. April 1745.

Mein lieber Podewils. Ich habe sowohl die schlechten Nachrichten als die schlimmen Prophezeiungen, die Sie mir zu gleicher Zeit senden, empfangen. Ich kann Ihnen nichts zu den Nachrichten aus Baiern* sagen; was ich ereignen mußte, ist jetzt eingetreten, daher bleibt mir nur der Entschluß übrig, mein Unglück in Geduld zu tragen.

Was Ihre Betrachtungen anlangt, so verweise ich Sie zum Teil auf den letzten Brief, den ich Ihnen aus Neiße geschrieben habe und füge hinzu, daß die Nachricht von allen Seiten bestätigt wird, die Österreicher zögen ihre Truppen von meinen Grenzen zurück und daß diese sicher keinen Angriffskrieg führen werden. Das einzige, was sie tun können, um mich anzugreifen, ist der Durchmarsch durch die Oberlausitz. Denn so weit ich die Dinge übersehe, wird es ihnen unmöglich sein, mir auf eine andere Weise beizukommen. Ich habe Ursache zu hoffen, daß meine Unterhandlung in England nicht fruchtlos sein wird und daß, wenn Mylord Harrington in den Gesinnungen beharrt, die er bis jetzt hegte, diese Sehne an meinem Bogen kaum fehlen wird. Wenn aber alle meine Hilfsquellen, alle meine Unterhandlungen versagen, und alles sich gegen mich erklärt, will ich lieber mit Ehren untergehen, als für mein ganzes Leben Ruhm und guten Namen zu verlieren. Ich habe es zu meiner Ehrenpflicht gemacht, mehr als irgend ein anderer zur Vergrößerung meines Hauses beizutragen, ich habe unter den gekrönten Häuptern Europas eine hervorragende Rolle gespielt, ich habe also auch persönliche Verpflichtungen auf mich genommen, denen nachzukommen ich unter Einsetzung meines Glückes und meines Lebens fest entschlossen bin. Sie denken wie ein ehrenwerter Mann, und wenn ich Podewils wäre, so würde ich ebenso denken, aber ich habe den Rubikon überschritten und ich will entweder meine Stellung behaupten oder ich will, daß alles zu Grunde gehe und der preußische Name mit mir begraben werde.

* von dem bevorstehenden Sonderfrieden zwischen Wien und München. Der Friede war bereits am 22 April 1745 zu Füssen geschlossen.

Mr. le 12. Mars au Q

Mon cher Fouquet. J'ai reçeu et Les
Les Sinistres horoscopes que Vous m'envoyez, ou ma
rien Vous repondre Sur le Sujet de Nouvelles
De la paix est accompli a present, ainsi
reste à prendre est de porter mon mal
Quand a Vos reflexions, je Vous renvoye la co
Lettre que je Vous ai ecrite de Neisse, en y
que La Nouvelle se Confirma de tout Ca
retirent
~~retirent~~ leurs Troupes de mes frontieres
est que la Guerre de leur Coté ne pr
offensive, La Seule Chose qu'ils puiss
est de passer par la Haute Lusace car
jour il Leur sera impossible de m'ent
j'ai Lieu d'esperer que ma Negotiation ne se
Angleterre et que S. Milord Harington pursu
ou il est jusqu'a present il est Lieu d'esc
Manque a Mon Arc: Mais en Cas que
toute Mes Negotiations et en un Mot To
se Declarent Contre Moy, j'aime M
que D'etre perdu pour toute Ma vie de Gl
Je me suis fait un point d'honneur d'avoir
Autre a l'agrandissement de Ma Maison, j
par mi les Etats Couronnées de L'Europe,
personels que j'ai pris, et que je suis tout
au dessous de ma fortune et de ma Vie,
honnet homme et si j'etois pour devenir je s
sentimens; mais j'ai passé le Rubicon,
Mes puissances ou je Veux que tout perisse et j
soit ensevelie avec Moy;

Erläuterungsblatt

zu dem

Faksimile der preußischen Relation

vom 17. Juli 1745

(bald nach der Schlacht von Hohenfriedeberg).

Friedrich pflegte über seine militärischen Unternehmungen und die Kriegsereignisse zahlreiche Berichte erscheinen zu lassen, teils um Rechenschaft über seine Erfolge zu verbreiten, teils um auf die öffentliche Meinung einzuwirken. Meist war er selbst der Verfasser dieser Flugblätter, zum mindesten beeinflußte er nicht nur sachlich, sondern auch stilistisch deren Abfassung. Seine literarische Ader befähigte ihn außerordentlich zu derartigen; er ist ohne Zweifel wie auch Bismarck ein Prosaist ersten Ranges gewesen.

Überſetzung der nebenſtehenden „Relation“.

Weiterer Bericht über die Operationen der Königlichen Armee in Böhmen.
Den 17. Juli 1745. Lager bei Ruſec.

Wir werden vorgehen — das iſt ſicher. — Vielleicht wird man ſich über die Bewegungen wundern, die wir vorhaben, aber ich glaube, es geſchieht, um die Feinde irre zu führen. Ich bin überzeugt, daß ſie nach ihrer löblichen Gewohnheit verbreiten werden, wir zögen uns nach Schleſien zurück, aber die Folge wird zeigen, daß man von derartigen Maßnahmen weit entfernt iſt.

Die Zeitungen wimmeln von ſchamloſen Lügen. Man behauptet darin, die Öſterreicher hätten bei Olmütz 600 Gefangene gemacht, das iſt aber abſolut erdichtet, denn bereits vor ungefähr drei Monaten haben die Königlichen Truppen dieſe Stadt verlaſſen. Man hat ſogar mit unglaublicher Frechheit verbreitet, die Ungarn hätten uns bei unſerm Einmarſch in Böhmen bei Neuſtadt einen erfolgreichen Widerſtand geleiſtet. Das iſt ſchon deshalb unrichtig, weil der franzöſiſche Geſandte bereits die Stadt betrat, bevor unſere Truppen überhaupt dort eintrafen. Der weiſe Rückzug des Feindes hat uns der Mühe überhoben, ihn aus der Stadt hinauszuwerfen.

Die Öſterreicher ſind ohne Zweifel zu beklagen, daß ſie gezwungen ſind, zu derartigen groben Entſtellungen ihre Zuflucht zu nehmen, nur um dem Publikum zu imponieren. Würde man ſich die Mühe nehmen, alle die falſchen Thatſachen, welche ſie über die Kgl. Armee verbreiten, im Einzelnen klar zu legen, ſo würde man ſehen, wie oft ſie ſich ſelbſt in Widerſprüche verwickeln und es iſt erſtaunlich, wie die, die von einer Leidenſchaft geblendet ſind, ſolche Fanatiker werden, ſodaß ihre Anhänger erdichteten Nachrichten, die doch nur in der Phantaſie ihrer Urheber exiſtieren — Glauben beimeſſen können.

Continuation de la Relation, des Operations de l'Armée du Roi, en Boheme.

Ce 17me de Juillet, 1745. Du Camp de Ruſec.

Nous allons marcher, cela eſt ſeur, peut-être ſera-t'on étonné des mouvements, que nous allons faire; Mais je crois que c'eſt pour donner le change aux ennemis: Je ſuis perſuadé, qu'ils debiteront, que nous nous retirons en Sileſie, ſelon leur louable coutume, mais les ſuites feront bien voir, que l'on eſt bien eloigné de pareils deſſeins.

Les Gazettes fourmillent des plus impudents menſonges. L'on y dit, que les Autrichiens ont fait 600. priſonniers à Oppeln, ce qui eſt un fait abſolument controuvé; Car il y a prés de trois mois, que les Troupes du Roi ſont ſorties de cette Ville. On a debité de même, avec une effronterie inconcevable, que les Hongrois, à nôtre entrée en Boheme, avoient fait une ſi belle reſiſtance à Neuſtadt; Cela eſt ſi faux, que le Miniſtre de France y eſt entré, avant même que nos Troupes y fuſſent. La prudente retraite des ennemis, nous a epargné la peine, de les en deloger.

Aſſeurement les Autrichiens ſont à plaindre, d'être dans la neceſſité, de recourir à des artifices ſi groſſiers, pour en impoſer au public. Si on vouloit ſe donner la peine, de faire l'Analyſe de tous les faits evidemment faux, qu'ils ont debité, ſur le ſujet de l'Armée du Roi, l'on verroit, combien ils ſe contrediſent eux mêmes, & il eſt étonnant, que ceux, qu'une paſſion aveugle, rend ceux fanatiques, que leurs partiſans, en un mot, puiſſent ajouter foy, à des relations fabuleuſes, qui tirent leur ſeule exiſtence dans la fiction de leurs auteurs.

Beilage zu v. Peterſdorff, „Friedrich der Große“ Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin

gegangen ist. „Ihr müßt nicht sowohl defensive als offensive gehen, alert sein und den Feind bald hier, bald dort alarmieren, um ihn in Eifer und Respekt zu halten," bekommt ein General zu hören. Als ein Offizier Fehler gemacht hatte, verhieß der König dem Obersten v. Winterfeldt eine Statue, wenn er die Sache wieder redressieren würde. Der kernige Mann erwiderte mit frischem Humor: „Wenn ja die Dépense gemacht werden soll, so will ich lieber das Geld davor nehmen und mich in Kloster Grüssau abmalen lassen, allwo ein Maler sein soll, der vor drei Thaler ein ganz Porträt in Lebensgröße malt." Wie gerufen kam für Friedrich der Sieg des das französische Heer befehligenden Marschalls von Sachsen bei Fontenay in Flandern am 11. Mai über die Engländer, Niederländer und Österreicher unter dem Herzog von Cumberland. Es war eine glänzende Waffentat, die Voltaire überschwenglich über alles stellt, was seit Jahrhunderten geschehen sei. Noch heute erinnert das hervortretendste Bild im Schlachtensaal des Versailler Schlosses an diesen Tag. „Gott wird geben, daß Euere Majestät desgleichen hier in Schlesien auch tun werden," schrieb ein General hoffnungsvoll bei dem Eintreffen der Nachricht. Und jetzt folgten Schlag auf Schlag glückliche preußische Waffentaten. Um den Gegner im Unklaren über seine Absichten zu lassen, gab Friedrich dem Markgrafen Karl von Brandenburg-Schwedt den Befehl, in Mähren 100 000 Portionen und Rationen ausschreiben zu lassen, damit der Anschein erweckt würde, als ob er wiederum in Mähren einfallen wolle: „In solchen Gelegenheiten Wind gemacht werden muß," meinte er. Am 19. Mai traf die Meldung ein, daß das österreichisch-sächsische Heer den Vormarsch auf Schlesien begonnen habe. Schnell war der Entschluß gefaßt, die Truppen zusammenzuziehen. Aber sie waren ziemlich zerstreut. Waren doch große Teile des Heeres gegen die in Oberschlesien mit etwa 8000 Husaren eingefallenen Ungarn verwandt worden und noch zum Teil mit dem Herauswerfen dieses „Geschmeißes," wie Friedrich sagte, beschäftigt. Es war vor allem Markgraf Karl, der an den mährischen Pässen bei Jägerndorf stand. Der Husarenführer Hans Joachim v. Zieten erhielt den Befehl, ihn eiligst heranzuholen. Am 19. und 20. Mai vollführte der tapfere Reitersmann da seinen weltberühmten Zietenritt, 10 Meilen in 22 Stunden, zuletzt unter wiederholten Angriffen im Galopp. Am 22. Mai lieferte Reinmar von Schwerin am Paß von Bratsch ein Treffen, in dem die preußische Reiterei abermals ein glänzendes Probestück ablegte. Am selben Tage erstritt sich Winterfeldt bei Landeshut, nachdem er den Feind in die Ebene gelockt hatte, einen selbständigen Waffenerfolg. Seine Heldenfigur tritt immer deutlicher hervor. Unter ihm focht der Rittmeister v. Seydlitz von den Natzmerhusaren mit großer Tapferkeit; mit Scharfblick und neidlos strich ihn Winterfeldt in seinem Bericht heraus: „Und haben auch gewiß Euer Majestät an dem Rittmeister Seidlitz einen Offizier, der nicht zu verbessern." Den Geist der Offensive Winterfeldts kennzeichnet ein Wort, das uns von diesem Treffen überliefert ist. Als er die Nutzlosigkeit des Gewehrfeuers an einer Stelle erkannte, sprang er vom Pferde und rief den Grenadieren zu: „Schießet nicht, Bursche, nur mit die Bajonettor in die Canaille herein," und hatte die Genugtuung, daß der Feind nun geworfen wurde. Vermöge dieses angriffslustigen Geistes war es nur möglich, daß die preußischen Reiter das staunenswerte Werk vollbrachten, die Reichhennersdorfer Berge in geschlossener Attacke zu nehmen. Der Zweck dieses Treffens bei Landeshut, den Vormarsch der unter Herzog Karl von Lothringen und dem Herzog von Sachsen-Weißenfels heranrückenden Österreicher und Sachsen zu hemmen und dadurch Zeit zum Zusammenziehen der eigenen Truppen zu gewinnen, wurde vollkommen erreicht. Winterfeldt wurde zum Lohne für die Tat vom Könige zum Generalmajor befördert.

Auf der Gegenseite war man auch guten Mutes. Dort war die Fahnenflucht im Vorjahre nicht so groß gewesen. Die Truppen waren sämtlich von dem Glauben durchdrungen, daß auch der kommende Feldzug glücklich verlaufen würde. Die vereinigten Österreicher und Sachsen waren den Preußen an Zahl erheblich überlegen. Dazu beseelte sie reger Kampfeseifer. Bei einem Überfall der Preußen bei Hirschberg weigerten sich die überraschten Kroaten, sich zu ergeben. „Nicks pardon, ick bratt Kerl" war ihre trotzige

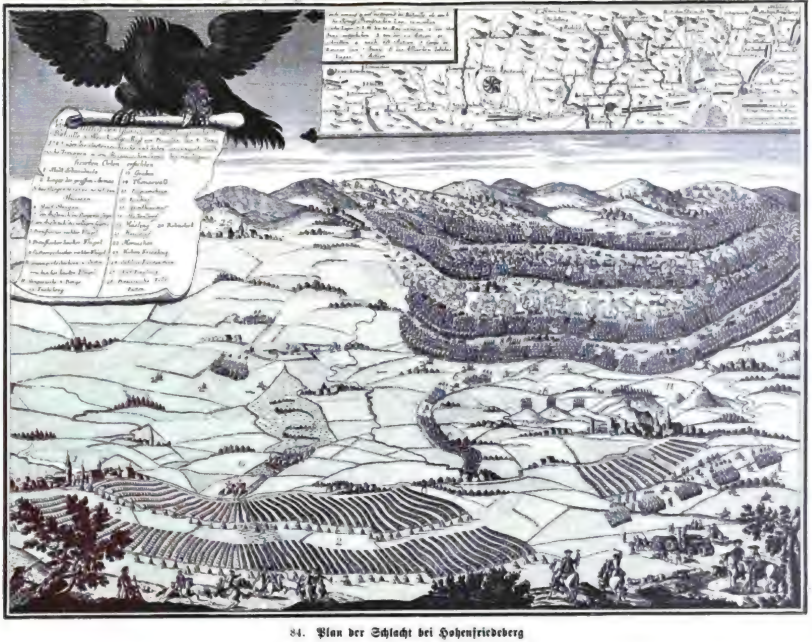
Antwort. Die Öſterreicher ſetzten alles daran, wieder in Schleſien Wurzel zu faſſen. Das freundliche Auftreten der Ungarn in Oberſchleſien hielt freilich nicht an bei der Zuchtloſigkeit dieſer Reiterſcharen.

Friedrich gedachte in der Ebene hinter dem Eulengebirge die Feinde ruhig aus den Gebirgspäſſen herabſteigen zu laſſen, um ſie dann durch einen Flankenangriff zu überraſchen; und ſie taten ihm wirklich den Gefallen. Durch einen Marſch auf Jauer wollten ſie wie im Vorjahre die Rückzugslinie des Königs bedrohen. Sobald Friedrich die Staubwolken der aus den Päſſen von Hohenfriedeberg (Bild 84) hervorquellenden feindlichen Maſſen gewahrte, da frohlockte er. Denn nun ſchien ihm der Sieg gewiß. Die Gegner wiegten ſich in völlige Sicherheit. Ihre Kundſchafter meldeten, Friedrich ſei ganz kopflos in Schweidnitz und das Heer finge an, ſich nach Breslau zurückzuziehen. Es herrſche eine ganz erſchreckliche Beſtürzung unter den Preußen. Bei dieſen, die bei Schweidnitz und Jauernick in einer Stärke von 58 500 Mann ſtanden, war es verboten, die Trommel zu rühren und überhaupt ein Lebenszeichen zu geben. Am 3. Juni ſtand das ganze öſterreichiſche Heer in der Ebene. Es zählte bei einem Sollſtand von 71 880 Mann 58 700 Streiter, alſo wie bei Mollwitz und Chotuſitz, etwa eben ſo viel wie das preußiſche Heer. Nun begann Friedrich einen Nachtmarſch, um dem vorwärtsmarſchierenden Feinde die Flanke abzugewinnen. In tiefſter Stille brach man auf. Auch das Rauchen war verboten. Der Geiſt der Truppen erwies ſich als muſterhaft. Wie Friedrichs gelehrter Genoſſe aus den Rheinsberger Tagen, Stille, ausdrücklich als ungewöhnlich hervorhebt: es entwich kein Mann. Valory war wie 1866 Graf Benedetti in Böhmen von Bewunderung für die preußiſche Mannszucht erfüllt. Die Ahnung der herannahenden Entſcheidung lagerte über dieſen Reihen, denen ſich Friedrichs Siegeszuverſicht mitgeteilt hatte. Nach Mitternacht war Striegau erreicht, und nun wurde der Aufmarſch vollzogen. Um 2 Uhr morgens am 4. Juni gab der König ſeinen Generalen die Schlachtdiſpoſition. Im Parallelmarſch mit den Feinden ſollte das Heer bis Pilgramshain vorrücken und dann links einſchwenken und zum Angriff übergehen. Es war eine kühle ſternenklare Nacht. In ſeinen Mantel gehüllt legte ſich der König inmitten ſeiner Soldaten nieder, um eine kurze Zeit zu ruhen. Dann nahm er mit ſeinem Gefolge Aufſtellung auf der Striegauer Windmühlenhöhe. Um halb 6 Uhr ſtießen die preußiſchen Reiter mit den gleich ſtarken feindlichen bei Pilgramshain zuſammen und nötigten ſie zum Rückzuge. Die hinter ihnen marſchierende Infanterie griff darauf die ſächſiſche an. Das in der Mitte der Linie befindliche Regiment Anhalt wurde vom Erbprinzen Leopold perſönlich herangeführt. General Graf Truchſeß (Bild 50) fand hierbei den Heldentod an der Spitze ſeiner Truppen. Der Zweck, den Friedrich im Auge gehabt hatte, der der Überraſchung, war erreicht. Zwar hatten die preußiſchen Truppen, was ihnen ganz ungewohnt war, ſofort aus der Marſchkolonne zum Kampfe übergehen müſſen und ſich nicht vorher in Schlachtlinie aufſtellen können, aber der Erfolg war auf ihrer Seite. Die Gegner wurden geſchlagen. Das Regiment des Oberſten von Schönberg wurde ganz zerſprengt. Um 7 Uhr war die Niederlage des linken feindlichen Flügels, der hauptſächlich aus den vom Herzog von Sachſen-Weißenfels befehligten Sachſen beſtand, entſchieden. Nach Nordweſten abgedrängt, befand er ſich in der ſchlimmſten Lage. Nunmehr entſpannen ſich Reiterkämpfe auf dem linken preußiſchen Flügel bei den Dörfern Thomaswaldau und Halbendorf mit den den Schluß bei der Marſchbewegung bildenden Öſterreichern, die durch den Angriff in der Flanke wie die Sachſen zur Schwenkung genötigt wurden. Hier gab es eine kritiſche Situation, als eine Brücke einbrach, über die gerade der General v. Ryau mit zehn Schwadronen geritten war. Da erſchien im rechten Augenblick Zieten mit zehn Schwadronen unter Benutzung einer Furt und fiel dem General v. Berlichingen in die Flanke. Ihm nach folgten andere Reiterſcharen. Berlichingen wurde gefangen. Die preußiſchen Reiter ſiegten auch hier, obwohl ſie nur 45 Schwadronen gegen 66 öſterreichiſche waren. Mit Mühe wurde Prinz Karl vor der Gefangennahme bewahrt. In angeſpannter Tätigkeit leitete König Friedrich vom Gräbener Fuchsberg aus den Gang der

Bewegungen. Alle seine Adjutanten hatte er bereits verschickt, überall helfend, ratend, die Fehler gewahrend, die kritischen Situationen erfassend. Zuletzt mußte sogar, während Friedrich selbst zu seinem gefährdeten linken Flügel ritt, der französische Gesandte Valory einen Adjutantenritt übernehmen, und Preußens König hatte bei sich allein den französischen Obersten Latour, der die Nachricht von Fontenay überbracht hatte. Sobald die österreichischen Reiter von seinem linken Flügel geschlagen waren, schöpfte Friedrich, der mittlerweile auf den Gräbener Fuchsberg zurückgeritten war, Atem. Da der linke feindliche Flügel sich im völligen Rückzuge befand, war für die preußische Sache nichts mehr zu fürchten. Triumphierend sagte der König zu Latour: „Die Schlacht ist gewonnen". Noch aber war sie nicht zu Ende. Jetzt ging die Infanterie des rechten Flügels zum Angriff auf das österreichische Fußvolk vor. Der Zufall will es, daß eine Lücke in dem Anmarsch entsteht. Diese gewahrt der General Graf Geßler, der Chef der Bayreuther Dragoner, und er veranlaßt mit kühner Geistesgegenwart den Kommandeur des Regiments, Otto Martin v. Schwerin, da einzusetzen. Voll stürmischer Energie geht der darauf ein, unterstützt von Friedrichs Gefährten in den Rheinsberger Tagen, Major Chasot. Der berühmteste Reiterangriff der preußischen Heeresgeschichte beginnt. Wie der Sturmwind brausen die Dragoner daher gegen die österreichische Infanterie, deren Linien, erschüttert von dem preußischen Infanteriefeuer, bereits nicht mehr fest standen, zumal nachdem der Feldzeugmeister Thüngen auf ihrer Seite gefallen und der General Daun verwundet war. Nun sausen die Säbel der Bayreuther auf sie. Die Regimenter Daun und Kolowrat werden niedergeritten. Weitere vier tapfere Regimenter folgen. Die 1500 Reiter machen 2500 Gefangene und erbeuten 66 Fahnen. Sie selbst verlieren nur 94 Mann. Wie eine Mär aus der Vorzeit mutet dieser Siegesritt an. Kaum trauten die Sieger selbst ihren Augen und Ohren, als die Zahl der Trophäen festgestellt wurde. Die Bayreuther hatten wirklich Wunder getan, wie es Friedrich auf der Heerschau zu Stettin vor zwei Jahren vorausgesagt. So gab dieser Angriff der schon gewonnenen Schlacht von Hohenfriedeberg den glänzendsten Abschluß. Die Preußen bezahlten den Sieg mit 183 Offizieren und 4554 Mannschaften, die Österreicher und Sachsen mit 13 800 Mann. Außerdem erbeuteten die Preußen 66 Kanonen, 6 Haubitzen, 76 Fahnen, 7 Standarten und 8 Paar Pauken. Friedrich war von Dank gegen Gott erfüllt. „Gott hat meine Feinde verblendet und mich wunderbar in seinen Schutz genommen", äußerte er zu Valory, der eine solche Auffassung des Sieges gerade bei Friedrich nicht erwartet hatte. „Ich danke Gott für den mir geschenkten Sieg, macht Ihr es ebenso", lautete seine Nutzanwendung an die Offiziere auf dem Schlachtfelde, und an die Gräfin Camas, die Witwe seines mittlerweile gestorbenen väterlichen Freundes, schrieb er: „Gott hat uns sichtlich in seinen Schutz genommen". Dieser ernst feierlichen Stimmung des Königs entsprachen die Klänge des Hohenfriedeberger Marsches, dessen Autorschaft dem Könige von der neueren Kritik freilich abgesprochen wird. Jedenfalls ist der Marsch sehr bald dem Regiment der Bayreuther Dragoner vertraut geworden und durch anderthalb Jahrhunderte dem preußischen Heer stets eine Herzstärkung gewesen. Zum ersten Male erscheint Friedrich jetzt auch im Volksliede. Auf Hohenfriedeberg sang das preußische Heer unter Verspottung der Großspurigkeit der Sachsen:

Matz Pumb von Dresden
Ist hier gewesten
Und muß mit Schande
Aus unserm Lande.

In fünf Stunden
Habt ihr empfunden,
Wie Friedrichs Waffen
Die Feinde strafen.



84. Plan der Schlacht bei Hohenfriedeberg

Rückſchauend hat der König über den Sieg von Hohenfriedeberg in der „Histoire de mon temps“ das ſtolze Wort niedergeſchrieben: „Die Welt ruht nicht ſicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einer ſolchen Armee“.

Dieſer ruhmvolle Waffenerfolg hätte nun noch viel mehr von Friedrich ausgenützt werden können, da es noch früh am Tage war und große Teile der preußiſchen Truppen nur ganz unbedeutende Verluſte erlitten hatten. Friedrich bewegte ſich aber in dem Irrtum, daß die Niederlage allein die Öſterreicher zum Nachgeben veranlaſſen würde, und wollte ſie nicht durch Ausbeutung der Erfolge erbittern und ſich dadurch den Friedensſchluß erſchweren. So irrte er ab von dem Gedanken der ſtrategiſchen Offenſive, der ihn ſonſt erfüllt hatte. Er wollte überhaupt nicht eine beſtimmte Linie in Böhmen paſſieren. Mitwirkend dabei war das Vorurteil, das ſich bei ihm ſeit dem vorjährigen Feldzuge gegen die Operationen inmitten der feindlichen böhmiſchen Bevölkerung feſtgeſetzt hatte, und der Umſtand, daß der mit dem Verpflegungsweſen betraute General v. d. Goltz Schwierigkeiten machte, nicht minder auch die Rückſicht auf das nahe Sachſen. Das Ergebnis des Sieges von Hohenfriedeberg war daher politiſch gleich Null. Die Hartnäckigkeit Öſterreichs reizte den König. Sein Zorn übertrug ſich auf ſeinen Kabinettsſekretär Eichel, ſo daß auch dieſer bedächtige Mann einmal kräftige Worte fand, indem er an Podewils ſchrieb: „Iſt es denn nicht möglich, daß einmal wieder ein, wo ich in dem Namen nicht irre, Hippolytus a Lapide, wie vor hundert Jahren, aufſtehe und die ganz ohnerträgliche Hauteur, Fierté und praetendirten Despotisme des wieneriſchen Hofes developpire und die Welt von ihren vorigen Sentiments und den daher entſtehenden terriblen Suiten eclaircire?“ Später hat Friedrich ſcharfe Kritik daran geübt, daß er den Sieg nicht beſſer ausgenutzt hätte. Die Gegner entkamen ihm auf dieſe Weiſe und konnten ſich bald wieder im Schutze der Berge ſammeln. Auch den Gedanken des Linksabmarſches nach Hohenmauth, durch den Prinz Karl gezwungen geweſen wäre ſich nach Mähren zu wenden und vielleicht eine Trennung der Öſterreicher von den Sachſen erreicht worden wäre, ließ der König fallen. Er begab ſich dadurch vor allem des Vorteils einer nicht ausgezehrten Gegend.

Ihm kam es jetzt vor allem darauf an, die Sachſen den Öſterreichern abſpenſtig zu machen durch große Vorteile, die er ihnen bieten ließ. Am 10. Juni ſchrieb er an Podewils: „Ich werde Sachſen nicht angreifen, ehe ich nicht die Überzeugung gewinne, daß eine gütliche Einigung unmöglich iſt.“ In der Zeit des Wartens fand er die Muße, durch Vermittlung Rothenburgs allerhand Ankäufe für ſeine Gemäldeſammlungen, ſeine Zimmereinrichtung und zum Schmuck ſeiner Gärten beſorgen zu laſſen. Ebenſo ließ er eine ſchöne Denkmünze (Bild 85) auf den Sieg von Hohenfriedeberg ſchlagen und intereſſierte ſich lebhaft für ihre gute Ausführung. Die Koſten für dieſe Dinge bereiteten ihm gar keine Sorge, ein Beweis dafür, wie ſehr er mit dem baldigen Abſchluß des Friedens rechnete. Die Sachſen behaupteten, auch nachdem ſie Schleſien betreten hatten, nicht im Kriegszuſtande mit Friedrich zu ſein, ſondern lediglich Öſterreich Hilfe zu leiſten bei der Rückeroberung eines ſtrittigen Gebiets. Friedrich ließ ſich auf dieſe ſonderbare Beweisführung ein und wandte ſeinerſeits keine feindlichen Maßregeln gegen ſächſiſches Gebiet an. Er mußte Rückſicht nehmen auf die Beziehungen des ſächſiſchen Hofes zu den europäiſchen Großmächten. Kaiſerin Eliſabeth, deren Gunſt Friedrich erſt kürzlich gewonnen hatte, äußerte doch, im Falle einer preußiſchen Kriegserklärung gegen Sachſen würde ſie ſich auf Grund beſtehender Verträge als eine treue Verbündete des ſächſiſchen Hofes zeigen. Umſonſt war es alſo geweſen, daß Friedrich ſich die Gunſt einflußreicher Perſonen am Petersburger Hofe durch Geldgeſchenke und koſtbare Armbänder zu erkaufen geſucht hatte. Umſonſt hatte er alſo in Schreiben an die Zarin die Schmeicheleien möglichſt dick auftragen laſſen. Eichel mußte damals an Podewils deswegen beſonders ſchreiben: „Es vermeinen Seine Königliche Majeſtät, daß die Tours de flatterie in ſolchem Schreiben ſo genommen werden müßten, daß es die Kaiſerin afficierte, da, wenn die Expreſſiones fein genommen würden, ſolche dorten nicht recht attendiret werden möchten.“ Umſonſt war es auch geweſen, daß er der Kaiſerin Eliſabeth ſein Bild hatte

überreichen lassen. Auch die Hoffnung Friedrichs trog, daß der mit einem Heere bei Frankfurt stehende französische General einen wirksamen Schlag ausführen würde, durch den der sich zur neuen Kaiserwahl anschickende Reichstag im preußischen Sinne beeinflußt werden konnte. Als Valory ihn zu beschwichtigen suchte, entgegnete ihm Friedrich: „Mein Freund, die Hoffnung ist eine Münze, mit der Ihr mich seit langem zu bezahlen sucht, und die mir kein Genüge schafft; ich will mehr, ich brauche Taten.“ Schließlich ging ihm die Geduld aus, und am 20. Juli erließ er aus dem Lager bei Chlum ein Kriegsmanifest gegen Sachsen: „Das Maß ist gefüllt bis zum Rande. Die Absicht des Königs ist einen ehrgeizigen und unversöhnlichen Fürsten zur Annahme maßvoller Gesinnungen zu veranlassen.“ Als Graf Podewils das Schriftstück zur Drucklegung erhielt, da wußte er sich wieder gar nicht vor Besorgnis zu lassen. Sein Versuch, dem Könige in die Zügel zu fallen, mißlang indes abermals völlig. „Es tut mir leid, daß ich kein größeres Angsthuhn kenne als Sie“, herrschte ihn Friedrich an. „Es scheint, daß Sie überall sächsische Ulanen sehen, und die Furcht beherrscht Sie in einem Grade, daß ich besorge, Sie bitten nächster Tage um Pässe, um sich mitsamt der Kanzlei nach Stockholm zu flüchten. Es ist wirklich nicht erlaubt, so furchtsam zu sein, und ich bitte Sie um der Ehre des Volkes willen, dem Sie angehören, sich zu beruhigen.“ Die Kriegsdrohung wirkte in der Tat zunächst günstig, indem jetzt England wiederum seine Vermittlung anbot. Die britische Nation hatte ein Interesse daran, daß Preußen den Krieg nicht allzu nachdrücklich führte, denn sie befand sich selbst in arger Bedrängnis. „Melancholisch und hoffnungslos“ nannte ein englischer Staatsmann, der an die Stelle des im November 1744 gestürzten Lords Carteret, Earls von Granville, getretene Lord Harrington, Englands Lage damals. Fiel doch der Brückenkopf Englands auf dem Festlande, Ostende, am 23. August dem unaufhaltsam in Flandern vordringenden Marschall Moritz von Sachsen in die Hände, und erschienen doch die mit unüberwindlicher Zähigkeit an ihren Hoffnungen festhaltenden Jakobiten in Schottland und pflanzten dort das Banner der Stuarts mit dem Wahlspruch tandem triumphans auf. Da besann sich das Inselreich wieder darauf, daß es eine Lebensbedingung für seine Macht sei, Österreich nicht gedemütigt werden zu lassen. Friedrich seinerseits hatte den Gedanken an Gebietserwerbungen schon seit dem Mißlingen des Herbstfeldzuges in Böhmen aufgegeben, und die nachfolgenden Ereignisse bestärkten ihn nur noch darin, Mäßigung zu beweisen. Dadurch waren der Einigung die Wege einigermaßen geebnet. Am 26. August wurden demgemäß zu Hannover die Präliminarien zu einem Vertrage zwischen Preußen und England vereinbart, wonach England den Frieden auf Grundlage des Breslauer Friedens herbeizuführen und Friedrich die brandenburgische Kurstimme bei der Kaiserwahl für Maria Theresias Gemahl abzugeben versprach.

Aber König Georg II. war nur mit halbem Herzen bei diesem Vertrage, den seine Minister durchsetzten. Seine hannoverschen Interessen lagen ihm mehr im Sinn. Er gedachte auf preußische Kosten allerlei schöne Gebietserweiterungen zu erlangen. Drei Tage nach Abschluß des Vertrages zu Hannover schloß nun der König von Polen einen neuen Vertrag mit Maria Theresia ab, in dem beide Teile versprachen, keinerlei Sonderverhandlungen mit Friedrich einzugehen und den Krieg mit aller Entschiedenheit fortzusetzen. Sachsen sollte dafür von dem benachbarten preußischen Gebiet: Krossen, Züllichau, Kottbus, Peitz, Beeskow und Storkow, vielleicht auch den Saalkreis oder gar das ganze Herzogtum Magdeburg erhalten. Für König Georg winkten unter diesen Umständen auch Aussichten auf Landgewinn, zumal ja noch immer die hannoverschen Mietstruppen außer den Hilfsgeldern Englands wenigstens indirekt zur Bekämpfung des Königs von Preußen mithalfen, und er setzte auch bereits einen langen Wunschzettel auf: die Fürstentümer Halberstadt und Minden, die Grafschaften Ravensberg, Tecklenburg und Lingen und was dergleichen mehr war. Es war daher kein Wunder, daß englischerseits die Vermittlung nicht sehr eifrig betrieben wurde, und dem englischen Oheim kam es höchst gelegen, als er bei Maria Theresia und deren jetzigem Hofkanzler Ulfeld, dem Nachfolger des 1742 verstorbenen Sinzendorff, große

85. Denkmünze auf den Sieg bei Hohenfriedeberg

Entſchloſſenheit zur Weiterführung des Krieges fand. Auf Brandenburgs Kurſtimme brauchte Öſterreich nicht viel Rückſicht zu nehmen. Die Wahl des Großherzogs Franz (Bild 86) zum Kaiſer war auch ohnehin ſicher. Sie erfolgte am 13. September mit ſieben Stimmen. Nur der brandenburgiſche Geſandte Pollman und der pfälziſche ſtimmten nicht für Franz. Unterdes verſchlechterte ſich Friedrichs militäriſche Lage mit großer Geſchwindigkeit. Der ſich entwickelnde kleine Krieg war den Preußen ungewohnt. Ihre Stärke beruhte im geſchloſſenen Gefecht und in der Mannszucht. Außerdem ſchwächte der König ſein Heer durch verſchiedene Entſendungen, ſo der Generale Lehwaldt und Schmettau, eines jüngern Bruders des Feldmarſchalls, gegen die ſchrecklich in Schleſien hauſenden Reiterſcharen des öſterreichiſchen Generals Nadasdy, ſo daß er ſich der Möglichkeit begab, den Gegnern das Geſetz des Handelns vorzuſchreiben, vielmehr ſelbſt von deſſen Bewegungen abhängig wurde.

Daher war die Stimmung Friedrichs im Lager von Semonitz, in dem er ſich befand, nicht die beſte. Sie wurde noch verſchlechtert durch die Nachricht von dem am 13. Auguſt erfolgten Tode ſeines Lieblingsfreundes Keyſerlingk (Bild 26). In den Tagen, in denen er jene ſchweren Wochen zu Camenz zugebracht hatte, am 24. Mai, war der andere Freund, der ihm am nächſten ſtand, Etienne Jordan (Bild 25) aus dem Leben gegangen. Der Tod Cäſarions traf den König mit verdoppelter Wucht. „Ich habe in weniger als drei Monaten meine beiden treuſten Freunde verloren," klagte er der Gräfin Camas, „Menſchen, mit denen ich immer gelebt habe, deren angenehme Geſellſchaft, Ehrenhaftigkeit und wahre Freundſchaft mich oft Trübſal haben überwinden laſſen. Sie begreifen, daß es ſchwer iſt für ein gefühlvolles Herz wie das meinige, den tiefen Schmerz zu erſticken, den mir dieſer Schlag verurſacht." Beim Eintreffen der Todesnachricht war er, wie er Podewils ſchreibt, außerſtande zu ſprechen. „Die Vernunft und die Philoſophie müſſen in der That ſchweigen vor dem echten Schmerz," geſtand er. Immer aufs neue brach die Trauer und die Klage um die geliebten Toten hervor. Noch nach Wochen konnte er ſich nicht beruhigen. Als auch der Zuſtand Rothenburgs Bedenken erregte, klagte er: „Wenn ich auch ihn verliere, werde ich bald einſam in der Welt daſtehen." Dazu kam als unangenehme Begleiterſcheinung die Erfolgloſigkeit der politiſchen Verhandlungen. Schon vor Hohenfriedeberg hatte er ſich in ſeiner Not nach langem Zögern zu dem ihm unendlich peinlichen Schritte gezwungen geſehen, bei den Franzoſen um Unterſtützungsgelder nachzuſuchen. Dieſe Gelder blieben jetzt aus. Da war es die Märkiſche Ritterſchaft, die ihm aus der bitterſten Not half, indem ſie ihm ein Darlehen von anderthalb Millionen Talern anbot. Mitte September mußte Friedrich die vollkommen ausgezehrte Gegend von Königgrätz, in der er monatelang geſtanden hatte, aufgeben. Er bezog ein Lager bei Staudenz unweit Trautenau. Nach verſchiedenen neuen Entſendungen war ſein Heer am 29. September nur noch 22 000 Mann ſtark. Nun aber kam Prinz Karl von Lothringen heran mit einem Heere von faſt doppelter Stärke, um den König, angefeuert von ſeiner jungen Schwägerin, die ſeit Karls Erfolgen über die Bayern und am Rhein viel von ſeinen Feldherrngaben hielt, zur Schlacht zu nötigen. Wollte man den König angreifen, ſo war der Augenblick, in dem dieſer ſich ſo

geſchwächt hatte, der geeignetſte dazu. Freilich ſchmerzten die beiden Niederlagen, die Karl im Kampfe mit dieſem Gegner bei Chotuſitz und Hohenfriedeberg bereits erlitten hatte, den lothringiſchen Prinzen noch. Er war zwar ein höchſt anmaßender Herr, der ſich für einen großen Feldherrn hielt und das Verdienſt anderer nicht anerkannte; aber trotz ſeiner Überzahl war ihm nicht behaglich zu Mute bei dem Gedanken, wieder mit Friedrich die Klinge zu kreuzen. „Ich ſehe nicht, daß jemand allzu große Luſt zum Schlagen hätte," ſchrieb er ſeinem Bruder, dem neugewählten Kaiſer. Friedrich ſeinerſeits vermutete gar nicht, daß der Prinz ans Schlagen dachte. Er ließ daher den zur Sicherung ſeiner Stellung wichtigſten Punkt, die mächtige Graner Koppe, die eine Höhe von 552 Meter hat — heute heißt ſie Bataillenberg — unbeſetzt. Dieſe Höhe wurde nun in der Nacht zum 30. September, dem Tage der Schlacht von Soor (Bild 87), durch die Öſterreicher beſetzt, und damit war das preußiſche Heer in eine beiſpiellos gefährliche Lage verſetzt, weil ihm nun die einzige Rückzugslinie abgeſchnitten war und weil es von einem numeriſch ſo ſehr überlegenen Gegner — die Öſterreicher zählten 39 827 Mann, darunter 12 706 Reiter, ohne die am Kampfe nicht beteiligten leichten Truppen Nadasdys — in der rechten Flanke bedroht wurde. Griff Karl an, ſo war Friedrich zweifellos verloren. Nun aber zögerte der Prinz mit dem Angriff. Friedrich wollte am 30. September nach Trautenau abmarſchieren und war gerade in der fünften Morgenſtunde im Begriff, in ſeinem Zelte den Generalen die Befehle deswegen zu erteilen. Da kam ein Adjutant mit der Meldung, daß der Feind in der Flanke ſtehe. Friedrich tritt eiligſt heraus und läßt Generalmarſch ſchlagen. Nur ein Tambour der Wache iſt zur Stelle, der dies tun kann. Unterdeſſen wirft ſich der König aufs Pferd und reitet ſchnell in Begleitung des Erbprinzen Leopold zu dem bedrohten rechten Flügel, wo ihm ſofort die furchtbare Gefahr, in der er ſchwebt, klar wird. Er ſieht, daß nur ſchleuniger Angriff retten kann, den er ſelbſt leiten will. Und ſeine Truppen verſagen nicht in dieſer kritiſchen Stunde. Wie der Feldherr es wünſcht, ſo ſchnell ſind ſie auch zuſammen zum Staunen der Öſterreicher. „Der Feind rückte auf das allergeſchwindeſte zuſammen," heißt es in einem öſterreichiſchen Bericht, „welches nicht wenig zu bewundern war, indem ſolcher auf das Höchſte eine Stunde zubrachte zu ſeiner Formierung." Sobald die Aufſtellung vollendet iſt, erhält die Reiterei des rechten Flügels vom Könige den Befehl zum Angriff auf die Graner Koppe, von der es um jeden Preis die feindlichen Reiter zu vertreiben gälte. Die geiſtige Spannkraft des Feldherrn teilt ſich gleichſam den Offizieren und Mannſchaften mit. Der fieberkranke General Graf Rothenburg läßt ſich in einer Sänfte auf den Kampfplatz tragen. Der alte Feldmarſchall Buddenbrock beginnt den Angriff. Mit unerhörter Kühnheit ſtürmen die preußiſchen Reiter den Berg hinauf, den man für unerſteigbar gehalten hatte. Der kühnſte iſt Goltz mit den Gendarmen. Oben halten die beſten Reiter, die Öſterreich hatte. Sie trauen ihren Augen nicht, wie ſie dieſe Verwegenheit gewahren. Beſtürzung und bleiche Furcht packt ſie. Siebenundzwanzig Schwadronen der öſterreichiſchen Vorhut wenden, tauchen unter in den Wäldern des Berges und verlaſſen den Kampfplatz. Auch die übrigen achtundvierzig auf dem linken Flügel poſtierten öſterreichiſchen und ſächſiſchen Schwadronen werden binnen einer Stunde vertrieben.

Nun griff preußiſche Infanterie unter den Generalen v. Jeetze und v. Blankenſee ein, und es entſpann ſich ein ſchwerer Infanteriekampf. Der linke Flügel der Öſterreicher und Sachſen hatte eine für die damalige Zeit faſt unangreifbare Stellung inne und wurde noch durch eine große, auf der Graner Koppe aufgepflanzte Batterie unterſtützt. Trotzdem wurde er von den andringenden Preußen, die noch dazu in der Minderzahl waren, überwunden. Auf dem linken preußiſchen Flügel erſtürmte Prinz Ferdinand von Braunſchweig, bald nachdem die Graner Koppe in preußiſchen Beſitz gekommen war, auf eigene Verantwortung durch einen Bajonettangriff mit ſeiner Brigade eine andere Höhe, ſo daß die Öſterreicher allgemein den Rückzug antraten. Die Bilder der Mollwitzer Schlacht ſtiegen wieder auf vor der Seele der Öſterreicher, als ſie die preußiſche Infanterie ſo todesmutig vorgehen ſahen. Einer ihrer Offiziere gedenkt ausdrücklich des Neippergſchen Wortes über den Angriff des preußiſchen Fuß-

Erläuterungsblatt

zu der

Depesche Friedrichs über den Sieg von Soor am 30. September 1745 an den General von Borcke und den Minister von Münchow.

Nach der eigenhändigen Bleistiftaufzeichnung auf einem Taschenbuchblatte

Im Kriegsarchiv des großen Generalstabes zu Berlin. Das kostbare Blatt ist leider durch spätere Eintragung zwischen den Zeilen verunstaltet worden.

— — —

Beilage 6 zu S. 169.

Übersetzung der nebenstehenden eigenhändigen Depesche Friedrichs über den Sieg von Soor.

An meinen General York und Minister Münchau. Den 30. Braunitz.

Wir haben soeben die Österreicher total geschlagen. Sie haben eine schreckliche Menge Menschen verloren nebst vielen Gefangenen. Lassen Sie Tedeum anstimmen ꝛc. Friedrich.

Digitized by Google

volkes bei Mollwitz: Es ſei nicht anders geweſen, als wenn die Preußen mit klingendem Spiel in den Tod hätten gehen wollen. Die Reiter des rechten öſterreichiſchen Flügels getrauten ſich gar nicht mehr einzugreifen, ſondern gingen beim Anrücken der gegenüberſtehenden preußiſchen Reiter zurück. Die Küraſſiere v. Rochow und v. Bornſtädt nahmen ein ganzes Infanterieregiment und ein Bataillon gefangen und erbeuteten acht Fahnen. Es war ein Seitenſtück zu der Tat der Bayreuther. Wie ſpäter Wilhelm I. den Grafen Bismarck bei Gravelotte die Siegesdepeſche an ſeine Gemahlin auf einem Notizbuchzettel niederſchreiben ließ und dadurch ein Autograph der denkwürdigſten Art ſchuf, das dem deutſchen Volke in hunderttauſend Nachbildungen vertraut geworden iſt, ſo teilte auch der Sieger von Soor auf Zetteln, noch dazu mit Bleiſtift, ſeinen neuen Erfolg mit: „Nous venons de battre totalement les Autrichiens, ils ont perdu un monde terrible avec beaucoup de prisonniers. Faites tedeumiser ꝛc. Federic“ lautet eine dieſer uns erhaltenen Siegesbotſchaften (Beilage 6).

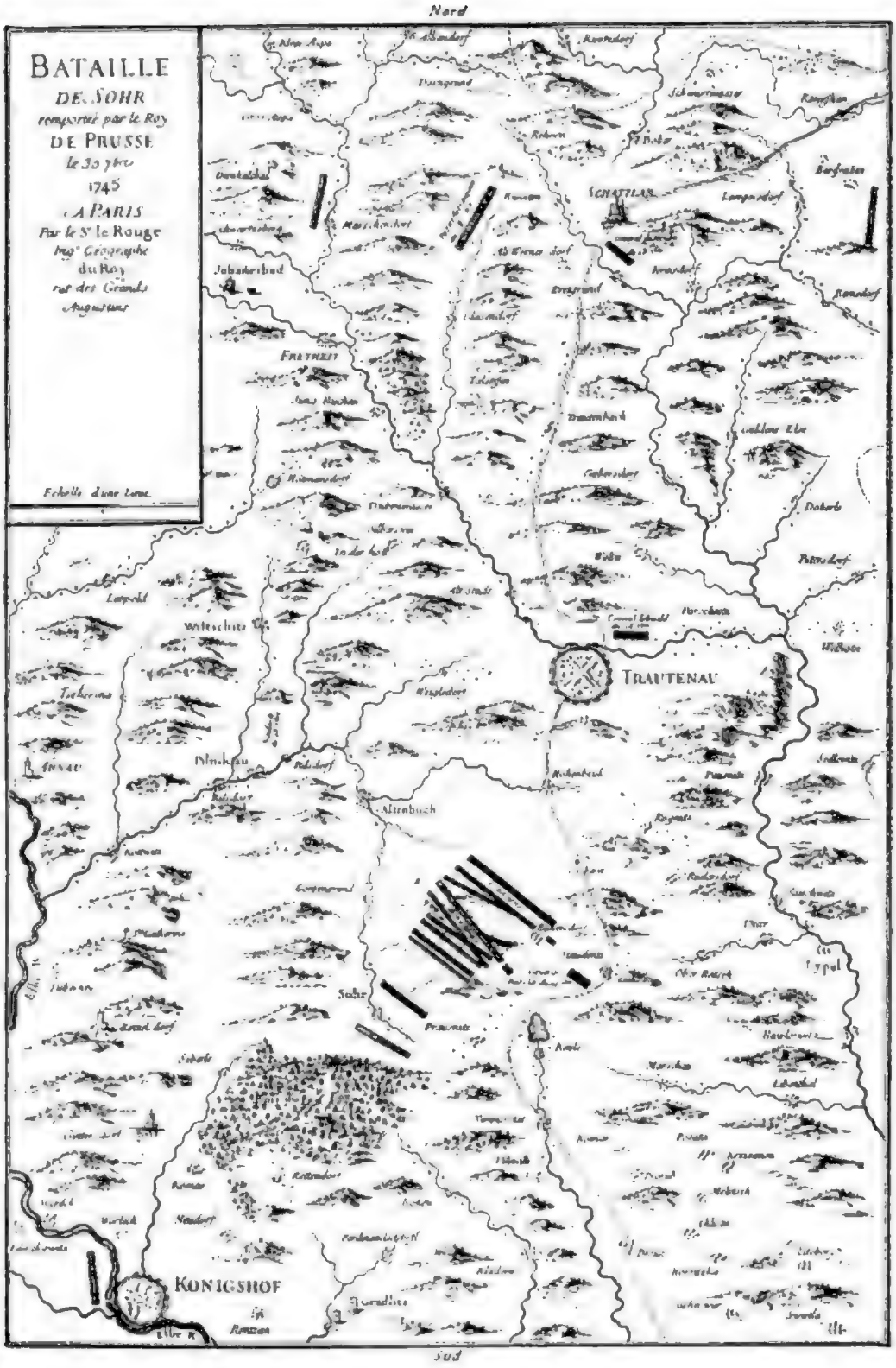
86. Franz I. römiſcher Kaiſer
Gemalt von F. Lippold, geſt. von J. W. Winkler

Als Geſamtleiſtung des Königs und des Heeres war der Tag von Soor noch glorreicher, als der von Hohenfriedeberg, wie ſchon der General Stille erkannte. Nie hatte Friedrich bisher eine ſolche Schwungkraft des Geiſtes gezeigt, wie hier im Augenblicke der höchſten Not, und nie eine ſolche Sicherheit des Handelns. Niemals war auch bisher von den Truppen ein ſolcher Wetteifer in der Kühnheit und Tapferkeit und von den Generalen eine ſolche verſtändige Selbſttätigkeit entwickelt worden. Mit Bezugnahme auf die von ihm verſchuldete Schwächung ſeines Heeres vor der Schlacht urteilte Friedrich ſpäter: „Ich hätte verdient gehabt, bei Soor geſchlagen zu werden, wenn nicht die Habilité meiner Generals und die Tapferkeit meiner Truppen Mich vor ſolchem Unglück präſerviret hätten.“ An ſeinen Kämmerer Fredersdorf, der ſich in ſeinen Mußeſtunden mit Alchimie abgab und Gold zu machen hoffte, ſchrieb er, er ſei bis über die Ohren in der Suppe geweſen, und fügte hinzu: „Siehſt Du, mir thut keine Kugel was.“ Furchtbar aber waren die Verluſte, die ſeine Truppen erlitten hatten. Man zählte 886 Tote, 7221 Verwundete, 304 Vermißte. Mehr als ein Drittel war außer Kampf geſetzt worden. Unter den Gefallenen war der Held von Selmitz, Georg von Wedel, deſſen Bataillon beim Sturm auf die große Batterie faſt aufgerieben worden war. Die Öſterreicher und Sachſen büßten auf dieſem Boden, auf dem in dem letzten Entſcheidungskampfe zwiſchen Preußen und Öſterreich mehr als hundert Jahre ſpäter noch einmal viel öſterreichiſches und preußiſches Blut fließen ſollte, 214 Offiziere und 7230 Mann ein, darunter 36 Offiziere und 3072 Mann gefangen oder vermißt. Wie

Digitized by Google

Mollwitz, so hatte auch Soor ein pikantes Nebenspiel. Während der Schlacht plünderte nämlich Nadasdy mit seinen leichten Truppen das preußische Lager, wobei König Friedrichs Gepäck, seine Flöte, seine Windspiele und seine Bücher erbeutet wurden und der Kabinettssekretär Eichel in Gefangenschaft geriet. Der getreue Mann besaß die Geistesgegenwart, noch rechtzeitig die wichtigsten Papiere und den Chiffreschlüssel zu vernichten. Mit Mühe erlangte Friedrich nach einigen Wochen die Auswechselung des unentbehrlichen Gehilfen gegen einen General. Die Geschichtsforschung hat noch heute die Zerstörung der Depeschen zu beklagen.

Mit seinem schwachen Heere hatte der König zwar den Einfall des Prinzen Karl in Schlesien und die Rückeroberung des Landes, auf die der Feind schon gerechnet hatte, verhindern können. Er war aber nach dem Siege mit den jetzt noch mehr geschwächten Truppen nicht imstande, dem wankenden Gegner die Direktive für seinen Rückzug zu geben. Vielmehr mußte er ihn ungehindert abziehen lassen und sich damit begnügen, daß die von ihm nach Oberschlesien entsendeten Truppenteile für die Säuberung der dortigen Landstriche von den Ungarn sorgten. Am 20. Oktober konnte dies als geschehen betrachtet werden, dank den Bemühungen der Generale Graf Nassau und v. Hautcharmoy. Inzwischen rüsteten sich aber Sachsen und Österreicher zu einem Hauptschlage. Sie gedachten Friedrich durch einen Winterfeldzug auf Berlin zu überrumpeln. Friedrichs Stern wollte es, daß er vor diesem Anschlage rechtzeitig gewarnt wurde. Am 11. November kam von dem schwedischen Gesandten in Berlin, Rudenschöld, die Abschrift eines Schreibens des schwedischen Vertreters in Dresden, das diesen Plan zur Kenntnis des gerade in seiner Hauptstadt weilenden Königs brachte. Da außerdem Rußland seine Drohung wahr machen wollte, den Sachsen nach den bestehenden Verträgen Hilfe zu leisten, weil Friedrich ihnen den Krieg erklärt hätte, so schien jetzt doch noch das Verderben über des Königs Haupt zu kommen, wenn nicht abermals mit Blitzesschnelle gehandelt wurde. Augenblicklich berief Friedrich daher den Fürsten von Dessau nach Berlin, um sich mit ihm und Podewils zu beraten. Schon lange harrte der alte Held des Befehls, mit dem ihm an der sächsischen Grenze anvertrauten Korps noch einmal in den Kampf hinauszuziehen und die „Posaunen von Jericho" erschallen zu lassen. Jetzt sollte er unverzüglich angreifen, und Friedrich wollte mit seinen sämtlichen Truppen seine Angriffsbewegungen durch offensives Vorgehen unterstützen. Zu diesem Zwecke wurde das eben zurückeroberte Oberschlesien wieder aufgegeben. Zum Schutze der Hauptstadt wurden nur wenige Bataillone zurückgelassen. Selbst Niederschlesien mußte sich jetzt den Einfall des kühnen Parteigängers Franquini gefallen lassen. Als die Nachricht von Brandschatzungen kam, die in Hirschberg, Schmiedeberg und Umgegend vorgenommen wurden, ließ Friedrich antworten: „thäte mir sehr leydt für Hirschberg und Schmiedeberg, aber jetzo inevitabel, wenn unser großer Coup gelinget, muß man das alles vergessen". Den besten Helfer fand er wieder in Winterfeldt, der mit köstlicher Laune und Fuchsenschlauheit eine unermüdliche Tätigkeit entfaltete, um die Anstalten seines Herrn durchzuführen und die Gegner über die preußischen Absichten zu täuschen. Er schlug vor, pro forma falsche Marschrouten auszugeben: „In Naumburg am Queis, allwo die meisten Ertzschelme und gar nicht gut gesinnet seyn, darff mann sich nur das geringste davon merken lassen, So erfährt der Feindt gewiß alles wieder." Obwohl er an Sachsen den Krieg erklärt hatte, blieb Friedrich einstweilen geflissentlich dem sächsischen Gebiete fern, um die Gegner glauben zu machen, daß er die angebliche „Sächsische Neutralität" respektiere, wie er es im Frühjahr getan hatte. Die angewandten Kriegslisten gelangen. Der Feind war in höchster Unklarheit darüber, wo Friedrich sich aufhielt und was er beabsichtigte. „Ich bin außer mir vor Freude, daß unser Herr Gott die Leuthe mit Blindtheit geschlagen", schrieb Winterfeldt, in dem sich bereits eine Feldherrnnatur großen Schwunges und von unermüdlicher Tatkraft zu offenbaren schien. Erst als die Österreicher den sächsischen Boden betreten hatten, schickte sich Friedrich, nun vor aller Welt dazu berechtigt, an, die sächsische Grenze zu überschreiten. Ganz feierlich war ihm zu Mute, als er sich hierzu entschloß. Das bezeugen seine Worte



87. **Plan der Schlacht bei Soor**

an Podewils: „Ich empfehle Sie alle dem Schutze der Vorsehung und dem Genius, der über der Erhaltung der großen Staaten wacht“. Er hatte jetzt etwa 30 000 Mann unter seinem Befehl. Am 23. November betrat er das sächsische Gebiet, indem er bei Katholisch-Hennersdorf die Sachsen überfiel. Erst griff Zieten an, freilich mit Unglück, denn die Sachsen schlugen sich mit großer Tapferkeit. Die nachrückenden preußischen Verstärkungen entschieden das Unternehmen. Die kleine sächsische Schar geriet in Gefangenschaft. Wichtiger als diese Kapitulation war die strategische Wirkung des preußischen Vorstoßes. Der Kanonendonner von Katholisch-Hennersdorf brachte eine Änderung des Sinnes beim Prinzen Karl hervor. Er war eben zur Unterstützung der Sachsen in die Lausitz eingerückt. Da er nun sah, daß die Preußen ihm auf den Fersen folgten, wurde ihm bänglich zu Mute. Er fürchtete für seine Rückzugslinie und für seine Magazine und begann sich rückwärts zu konzentrieren. Die Preußen setzten ihm nach. Am 27. sah er sich von Winterfeldt im Verein mit Seydlitz und Warnery in Zittau angegriffen und räumte die Stadt. Die Unsicherheit der Führung und die Rückwärtsbewegungen wirkten entmutigend auf die österreichischen Truppen. Nun begann eine große Fahnenflucht bei ihnen, annähernd so wie im Vorjahre beim Rückzuge Friedrichs aus Böhmen auf preußischer Seite. In Scharen liefen die Truppen bei Zittau zu den Preußen über. Prinz Karls Mutlosigkeit wuchs und er marschierte nach Leitmeritz, gab also die Lausitz völlig auf. Noch ein letzter Druck und ein Rest österreichischer Truppen unter dem General Grünne, der die Kurmark bedrohte, wurde zum Rückzug hinter die Elbe gezwungen. So waren die Österreicher durch einige Bewegungen fürs erste unschädlich gemacht worden. Der Gewinn kam für Friedrich einer Hauptschlacht gleich. Fröhlich schrieb er an Podewils: „Ich bin entzückt, daß Sie wie mein Vaterland mit mir zufrieden sind.“ Nun hatte er die Hände frei gegen die Sachsen. Mit ihnen sollte der alte Dessauer Abrechnung halten.

Die Art, wie dieser seine Aufgabe zu lösen hatte, widersprach seiner ganzen Natur. Alles zwang dazu, schnell zu handeln, was ihm auch von vornherein anbefohlen war: Die zur Neige gehenden Geldmittel, — am 28. Oktober 1745 waren im preußischen Schatze nur 2298 Taler, der Schatz war also geradezu aufgebraucht; ferner die Möglichkeit des russischen Eingreifens, — schon schickten sich russische Truppen, die bei Reval und Riga versammelt waren, zum Abmarsch an; vor allem aber die bei Pirna drohende Wiedervereinigung der Österreicher mit den Sachsen. Je mehr die Gefahren sich häuften, um so langsamer wurde Fürst Leopold indes. Der Erbprinz dachte ebenso wie sein Vater, und bestürmte den König Frieden zu schließen. Ihm pflichtete kleinmütig der Held von Soor, Georg Konrad v. d. Goltz bei. Die Vertreter der methodischen Kriegführung, deren Haupt der alte Dessauer (Bild 90) in Preußen war, konnten sich nicht dazu verstehen, mit raschen entscheidenden Schlägen zu wirken. Um so mehr drängte jetzt Friedrich Wieder überkamen ihn düstere Stimmungen. „Gott weiß, was aus uns werden mag“, schrieb er am 8. November an Rothenburg, und meinte, auf die landflüchtigen Stuarts anspielend, daß er am Ende im nächsten Frühjahr „den Weg nach Avignon werde einschlagen“ müssen. Aber nur kurze Augenblicke waren es, in denen er solchen melancholischen Stimmungen verfiel. Die Tatkraft, die er in der Lausitz entfaltete, trieb ihn auch dazu, unabläßig „den alten Praktiker“, wie er den Fürsten nannte, anzuspornen. Er sandte dem Fürsten zehntausend Mann unter General Lehwaldt entgegen. Der schwierig zu nehmende alte Herr wurde immer schwerfälliger. „Bis zum Überdrusse“ trieb er seine Gegenvorstellungen, wie Friedrich noch lange nachher grollend in seinem Geschichtswerke niederschrieb. Er sah in dem Drängen des Königs dessen alte Abneigung gegen ihn. Friedrich verlangte herrisch Gehorsam (Beilage 7). Der Angriff war unverzüglich nötig. Hätte der König seine Streitkräfte noch mit denen Leopolds vereinigen wollen, so wären Tage verloren gegangen, in denen sich die Österreicher wieder mit den Sachsen vereinigt hätten, und dann war auch die militärische Lage kritisch. Wurde der Dessauer geschlagen, so wollte ihn Friedrich mit seinen Truppen aufnehmen und von neuem angreifen. Tiefgekränkt, von seinem alten Schüler im Waffenhandwerk so zurechtgewiesen

zu werden, entſchloß ſich der alte Iſegrim ſchließlich am 15. Dezember den Feind zur Schlacht zu zwingen. Friedrich ſtand bei Meißen, als der Fürſt die in ſtarker Stellung hinter dem Zſchoner Grunde bei Keſſelsdorf den Weg nach Dresden verſperrenden Sachſen angriff. Der Kanonendonner kündigte ihm an, daß der Strauß ernſt war. Leopold und Moritz von Deſſau, Vater und Sohn, wetteiferten, um den Offenſivgeiſt der Truppen anzufeuern. In zweiſtündigem heißen Ringen auf dem ſchnee- und eisbedeckten Gelände wurden die Sachſen in einer Stärke von 31000 Mann von 32000 Preußen aus ihrer Stellung geſchlagen. Wunderdinge verrichteten dabei die Bonindragoner unter Oberſt Lüderitz. Auch Graf Geßler fand wieder Gelegenheit ſich hervorzutun. Prinz Karl war mit 18000 Mann nur eine Meile vom Schlachtfeld entfernt. Wohl machte er ſich auf den Marſch zur Hilfeleiſtung. Aber zu ſpät. Das ſächſiſche Heer befand ſich bereits in voller Auflöſung, als ſich die Spitzen von Karls Truppen in abendlicher Stunde dem Kampfplatz näherten. Die Heeresabteilung der Öſterreicher, die mit den Sachſen in Schlachtordnung ſtand, kam durch das ſiegreiche Vordringen Fürſt Leopolds garnicht ins Gefecht.

Der greiſe Held war in einer grauſamen Zwangslage geweſen. Auf der einen Seite hätte er vor ſeinem Könige nicht mehr beſtehen können, wenn er nicht angegriffen hätte, auf der andern ſetzte er ſeinen in einem langen Leben erworbenen ſchönen Ruhm ein. Dieſe Begleiterſcheinung erhöht die wilde Schlachtenpoeſie des Keſſelsdorfer Tages. Die dramatiſche Spannung dieſer Wochen löſte ſich ſo höchſt glücklich, und der alte Deſſauer konnte daher ruhig in die Grube fahren. Er hatte ſein ſchönſtes Werk vollbracht.

Friedrich hatte, als der Lärm der Schlacht zu ihm erſcholl, die Infanterie ins Gewehr treten laſſen. Aber bald merkte er, daß ein Eingreifen ſeinerſeits nicht mehr nötig war. Nun ritt er dem Sieger entgegen. Am 17. begegneten ſie ſich auf der Straße von Wilsdruff nach Keſſelsdorf beim Lärchenbuſche, wo der Fürſt mit dem Rufe „In Jeſu Namen Marſch!“ das Signal zum Angriffe gegeben hatte. Dort erwartete Leopold jetzt mit ſeinem Gefolge ſeinen oberſten Kriegsherrn. Der wußte wohl, wie er den Alten wieder gewinnen konnte. Schon von weitem ſprang er vom Pferde, entblößte ſein Haupt im Herangehen und umarmte ihn mit den ſchmeichelhafteſten Worten. Im Heere aber ſang man auf Keſſelsdorf im Bänkelſängerton:

Prächtig hat victoriſieret
Dieſer Held im Waffentanz,
Und ſein Löwenhaupt gezieret
Mit 'nem neuen Lorbeerkranz.
Friedrich ſelbſten voller Freuden,
Als die Schlacht itzt war vollbracht,
Thät ihm gleich entgegen ſchreiten,
Hat ihm ſein Compliment gemacht.

Am 18. Dezember konnten die Preußen, da die Sachſen und Öſterreicher ſich nach Böhmen zurückzogen, mit klingendem Spiel in Dresden einziehen. Trotz der erlittenen Niederlagen wandten ſich die Sympathien der evangeliſchen Bevölkerung in Dresden ſchnell wieder dem Könige zu, als er die Oper beſuchte, einem Gottesdienſte in dem majeſtätiſchen Bauwerk der Kreuzkirche beiwohnte und auf Schritt und Tritt den Zauber ſeines liebenswürdigen Weſens wirken ließ.

Wie nach Hohenfriedeberg, wie nach Soor, ſo war auch nach Keſſelsdorf Friedrichs Stimmung ernſt und feierlich. Er hatte das Bewußtſein, die Gegner mit unverdienter Mäßigung behandelt zu haben. Schon vor Keſſelsdorf bekannte er gegen Podewils: „Das Herz blutet mir, wenn ich all das Unheil ſehe, das ich wider Willen anrichte. Ein vernünftiger Friede würde all dies Elend verhindert haben“, und ein ander Mal ſchrieb er dem Miniſter: „Der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich an all dem Übel, was vorgeht, unſchuldig bin, daß ich lange genug ausgewichen bin, und daß ich nicht eher zu dem äußerſten

88. Kalenderblatt, geſt. v. D. Chodowiecki

Entſchluſſe gegriffen habe, als bis es nicht mehr in meiner Macht ſtand, anders zu handeln.“ Jedesmal hatte der Entſchluß zur Tat ihm unvergänglichen Lorbeer eingebracht. Es war die lauterſte Wahrheit, wenn er ſich ebenfalls gegen Podewils ausließ: „Ich habe meinen Staat von dem ſchlimmſten Unheile gerettet. Ich ſchwöre Ihnen, daß ich mich an Wachſamkeit und Schnelligkeit übertroffen habe.“

Auch jetzt beſchloß er der Welt Mäßigung zu zeigen. „Vielleicht“, ſo meinte er, „wird das die Leute von der Vorſtellung des ausſchweifenden Ehrgeizes, den ſie mir beilegen, zurückbringen.“

In Dresden hatte der Kanzler von Böhmen, Graf Harrach, bereits am Abend des Schlachttages im Auftrage der nunmehrigen Kaiſerin Maria Thereſia mit einem franzöſiſchen Unterhändler wegen eines Sonderfriedens mit Frankreich verhandelt. Man kam nicht zum Schluſſe, weil der Franzoſe unter dem begeiſternden Eindrucke des preußiſchen Sieges ſich allzu hartnäckig in ſeinen Forderungen zeigte. König Friedrich dagegen kam ſowohl mit Sachſen, als auch gleich darauf mit Öſterreich ſchnell ins Reine auf Grundlage der Konvention zu Hannover vom Auguſt des Jahres. Nur mußte Sachſen jetzt auch noch eine Kriegskontribution von einer Million Taler zahlen. Am Weihnachtsmorgen des Jahres 1745 war der Friede geſchloſſen.

Damit war die europäiſche Koalition, die ſich gegen Friedrich bildete, und die ſchon damals eine Zertrümmerung Preußens beabſichtigte, in ihrem Entſtehen geſprengt. Auch Kurpfalz und Heſſen-Kaſſel, die nicht in dem bayeriſchen Sonderfrieden von Füſſen einbegriffenen Mitglieder der Frankfurter Union ſeligen Angedenkens, wurden in den Vergleich eingeſchloſſen. Franz I. war nun allgemein anerkannter Kaiſer. Nach dem, was vorausgegangen war, nach der Schilderhebung im Sommer 1744 durch Friedrich, um den Schirmvogt Deutſchlands zu ſpielen, bedeutete dies Zugeſtändnis unleugbar eine Niederlage, die dadurch nicht ſchmackhafter wurde, daß die Anerkennung einer ſo wenig erhebenden Perſönlichkeit zu teil wurde. Dem gegenüber ſtand aber der abermalige Verzicht Maria Thereſias auf Schleſien. Dies wog jene Niederlage hinreichend auf. Die Kaiſerin empfand das gar wohl. Der Dresdener Friede verurſachte ihr ungleich größeren Schmerz, als der von Breslau. Nie und nimmer, ſo äußerte ſie, hätte ſie bei Beginn dieſes zweiten Krieges geglaubt, daß es je dazu kommen könne. Ohne Schleſien dünkte ihr die Kaiſerkrone nichts wert zu ſein. Und es lag darin eine große Wahrheit. Denn durch die Abtretung dieſes Landes wurde das Schwergewicht des öſterreichiſchen Staates noch weiter gen Oſten verſchoben und das Intereſſe des Staates noch mehr den deutſchen Intereſſen entfremdet, als es ſchon ohnehin der Fall war. Jetzt zeigte es ſich, daß die Kaiſerin von ihrem Standpunkt aus unklug gehandelt hatte, als ſie bei Abſchluß des Füſſener Friedens den Bayern großmütig ihr ganzes Land ließ. In der Politik iſt Großmut nur zu leicht ein Fehler. Maria Thereſia begab ſich damit von vornherein aus freien Stücken der Entſchädigung, die ſie doch nach Abſchluß des Breslauer Friedens im Bayerland geſucht hatte. In dieſer Errettung Bayerns vor der Einverleibung in Öſterreich liegt die Hauptbedeutung des zweiten Schleſiſchen Krieges.

Friedrich erreichte alſo nicht nur ſeinen Hauptzweck durch ſeinen Wiedereintritt in den Kampf: die Sicherung Schleſiens, ſondern faſt zufällig gelang es ihm auch, einen Teil

des anderen Zieles ſeiner Unternehmung zu verwirklichen. Denn dies beſtand ja gerade in der Sicherung des Hauſes Bayern.

Poſitiven Gewinn brachten dem Könige dieſe beiden ſchweren Jahre nur inſofern, als er nun ſeinen Ruf als Feldherr für alle Zeiten begründet hatte. Der ruſſiſche Kanzler Beſtuſchew rief bei der Nachricht von dem notgedrungenen Friedensſchluß Sachſens entſetzt: „Möge

89. Allegoriſches Bild auf den Friedensſchluß 1745 zwiſchen dem Kurfürſten von Sachſen, Maria Thereſia und Friedrich II.

Nach einem Stiche von J. G. Schmidt

der allgütige Gott uns behüten, daß er“ — gemeint iſt König Friedrich — „von den hieſigen Rüſtungen nichts erfährt und uns nicht ebenſo zuvorkommt, wie er es mit den Sachſen getan hat.“ In dieſem Worte ſpiegelt ſich klaſſiſch der heilſame Reſpekt, den nicht nur Rußland, ſondern ganz Europa vor den fridericianiſchen Waffen und vor der kühnen Entſchlußfähigkeit des preußiſchen Königs bekommen hatte. Bei den eigenen Untertanen Friedrichs aber faßte ſtatt der Furcht Liebe und Bewunderung für den König Wurzel.

Digitized by Google

Schon als er nach Soor auf einige Tage nach Berlin zurückeilte, merkte er die verwandelte Stimmung der Berliner, die den Auszug zum zweiten ſchleſiſchen Kriege noch ungünſtiger beurteilt hatten, als den Beginn des erſten Krieges, weil ſie gar kein Verſtändnis für die vorgeblichen Reichsideen Friedrichs beſaßen. Jetzt, im Oktober 1745, ſchrieb der König beglückt: „Ich ſehe, daß meine Bürger mich lieben; ſo haben ſie bei meiner Thronbeſteigung ſich nicht bezeigt.“ Als Friedrich aber gar von Dresden in ſeine Hauptſtadt heimkehrte, da wurde er mit einem unvergleichlichen Jubel empfangen, der ſich zuſammendrängte in dem ihm unwillkürlich von tauſend Lippen entgegengetragenen Beinamen „der Große“. Er ſollte von nun an unverlierbarer, von Jahr zu Jahr mehr gefeſtigter Beſitz des damals erſt dreiunddreißigjährigen Fürſten bleiben.

90. **Fürſt Leopold von Deſſau**
Nach einem zeitgenöſſiſchen Gemälde

Digitized by Google

Erläuterungsblatt

zu der

eigenhändigen Nachschrift König Friedrichs zu einem Briefe an den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau

Bautzen 9. Dezember 1745.

Nach der Urschrift im Herzoglichen Archiv zu Zerbst.

Beilage 7 zu S. 172

Übertragung des nebenstehenden Postskriptums von der Hand Friedrichs an den alten Dessauer.

Haubt Quartier Bautzen
d. 9. Decbr. 1745

ich kenn nicht leügnen, das ich gar übel von Ihr Dutzl. Manoeuvres zufriden bin sie gehen So langsam als wenn Sie sich vorgekommen hätten, mich aus Meiner avantage zu setzen, und weillen diese Sachen ernsthaft Seindt so Rahte ihnen als ein guhter Freundt, solche mit mehrer Wigeur zu tractiren, meine orders ponctueler zu executiren Sonsten Sehe Mihr gezwungen zu extremitäten zu Schreiten die ich gerne evitiren Wolte. ich Weis auch das ich mihr alle Mahl So deütlich explicire das sein Tage kein officir von meiner armée geklaget hat das er Mihr nicht verstünde und ist mein Velt Marschal der einzige der meine deütliche befehle nicht verstehen kan oder verstehen wil, ich kan es nicht begreifen und bin in dem großen Misvergnügen dan Sie bringen Mihr um Ehre und reputation

Fr.

Jetzbin

Hauptquartier Bautzen
den 9ten Dezbr. 1813

Liebes

Beilage 7 zu v. Petersdorff, „Friedrich der Große“ Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin

Digitized by Google

II

Auguſteiſche Jahre

1746—1756

1. Pflege des preußiſchen Waffengeiſtes.

Die elf Friedensjahre, die dem Könige nach dem Dresdener Frieden anbrachen, ſind der großen Maſſe auch der gebildeten Welt in weſentlichen Stücken mehr oder minder ein verſchloſſenes Buch geblieben. Und doch waren es die ſchönſten Jahre der Regierung König Friedrichs. Sie waren eine Zeit fruchtbarſten und vielſeitigſten Schaffens, ſchöpferiſchen Neugeſtaltens und innerlicher Kräftigung des preußiſchen Staates. Geiſtig hochſtehenden Zeitgenoſſen, wie dem gleich Friedrich von der franzöſiſchen Bildung erfüllten Lord Cheſterfield, kam dies früh zu Bewußtſein. Verglich doch Cheſterfield ſchon wenige Jahre nach der Beendigung des zweiten Schleſiſchen Krieges den Berliner Hof mit dem des Auguſtus; denn Preußens König übe in Wahrheit die dreifache Regententätigkeit, die Horaz im erſten Buche ſeiner Epiſteln an den Cäſaren preiſe, das armis tueri, moribus ornare et legibus emendare. Dies Wort des geiſtvollen Engländers, das in deſſen vertraulichen Briefen an ſeinen Sohn fällt, hätte Friedrich in hohem Maße beglückt. Denn das Ideal, das den Alten von einem königlichen Genie vorſchwebte, war auch das ſeinige. In dieſem Sinne wollte er in der Tat ſein Regentenamt ausüben, als er ſieggekrönt aus Sachſen heimkehrte, insbeſondere als Hort der Wiſſenſchaft und ſchönen Künſte und als Freund eines glänzenden und gehaltvollen geſelligen Lebens. Selbſt in einer Flugſchrift, die ohne Frage von König Friedrich beeinflußt worden iſt, in den 1746 erſchienenen „Anmerkungen eines preußiſchen Grenadiers“, klingt dieſer Wunſch durch. Schloſſen jene „Anmerkungen“ doch mit den Worten:

Mein großer König lebt, Europens Heil und Luſt!
Und ſeiner Völker Troſt! ein preußiſcher Auguſt!

Was er ſchon nach dem Breslauer Frieden für ſich erhofft hatte, das, ſo rechnete er beſtimmt, ſollte ihm jetzt werden. Gegen den Franzoſen Valory hat er dem Ausdruck gegeben mit den Worten: Jetzt wolle er ſich auch einmal ſeines Daſeins freuen, er wolle leben und leben laſſen, dies allerdings in der ſchöpferiſchen Bedeutung des Wortes Vivons en faisant vivre, d. h. die Lebenskräfte des Staates ſollten geweckt werden. Noch während des Krieges befeſtigte ſich in ihm der Entſchluß, nicht wieder das Kriegsglück herauszufordern: „Einmal dieſem Sturm entronnen, wollen wir uns ruhig im Hafen halten und ihn nicht wieder verlaſſen.“ Im Dezember äußerte er zu ſeinem Vorleſer Darget: „Künftig greife ich keine Katze mehr an, außer um mich zu verteidigen.“ Es iſt der echteſte Ausdruck

der Abneigung gegen eine fernere kriegerische Politik. Ja, er machte es sich zum System, sich in nichts mehr zu mischen, wie er im Juni 1746 zu Podewils gesagt hat. Das unbehagliche Gefühl, das ihm die großen Gefahren des Krieges hinterließen, brach immer wieder bei ihm durch. „Ich habe Krieg geführt unter furchtbaren Gefahren für den Staat," schrieb er nach Jahresfrist. „Ich habe meinen Ruf erschüttert und wieder befestigt gesehen; kurz, nachdem ich so viele Wechselfälle durchgemacht, lobe ich mir die Augenblicke, wo ich aufatmen kann." Nicht ohne ein gewisses Staunen über seine eigene Kühnheit mochte er an das Wagnis des ersten schlesischen Krieges zurückdenken. Er hat das Unternehmen später mit unübertrefflicher Anschaulichkeit den originalen Büchern verglichen, die sich nicht wiederholen ließen und deren Nachahmungen notwendig schwach ausfallen müßten. Darum hat er noch sieben Jahre nach dem Dresdener Frieden in dem monumentalsten Schriftstück, das aus seiner Feder geflossen und das neuerdings wenigstens zu einem Teile veröffentlicht ist, in seinem politischen Testamente von 1752 gesagt: „Mein gegenwärtiges System ist, den Frieden zu verlängern, so lange es geschehen kann, ohne die Majestät des Staates zu verletzen." Freilich hatte sein Preußen noch immer nicht diejenige Abrundung erlangt, die er schon seit seiner Küstriner Zeit für wünschenswert hielt. Es fehlte noch immer Westpreußen, und das Bedürfnis, dies zu erwerben, war im Laufe der Jahre für Friedrich nur fühlbarer geworden. Er hat dies in jenem Testament ausdrücklich betont. Er hat auch die Erwerbung von Kursachsen als eine Lebensbedingung des preußischen Staates bezeichnet. Ihm schien es aber schon schwer genug, um die europäische Welt über die Erwerbung von Schlesien zu beruhigen. „Wir haben durch die Erwerbung von Schlesien den Neid von ganz Europa auf uns gezogen," sagt er in jenem Testament. „Das hat alle unsere Nachbarn rührig gemacht, da ist keiner, der uns nicht mißtraute. Mein Leben ist zu kurz, um sie in die beruhigte Stimmung zurückzuversetzen, die unseren Interessen zusagt."

Friedrichs Streben war es, nachdem der Friede geschlossen, alles zu tun, um Preußen gegen unvorhergesehene Zwischenfälle sicher zu stellen. Hatte er schon im Antimachiavell erklärt, daß ein Fürst nur halb seinen Beruf erfülle, wenn er nicht seine Aufmerksamkeit dem Heerwesen zuwende, so dünkte ihm jetzt die Beschäftigung mit diesem Zweige der Regententätigkeit noch dringendere Pflicht zu sein. In seiner 1750 entstandenen berühmten Ode an die Preußen, die sich noch einer der letzten Napoleoniden in Berlin abschrieb, — sie ist unter andern von Paul Lehmann nachgedichtet — spiegelt sich die Sorge, daß sein Volk sich nicht auf der Höhe seiner kriegerischen Tüchtigkeit erhalten könnte. Er mahnt sie:

Völker, durch die Kraft zum Ruhm geführet,
Helden, die des Sieges Lorber zieret,
Mars' geliebte, gnadenreiche Söhne,
Denkt daran, daß nicht ein Geist der Schlaffheit
Euch des Heldensinnes und der Straffheit,
Erbteils tapfrer Ahnen, einst entwöhne!

„Stillstand ist Rückschritt," belehrt er sie. Sein Preußen galt ihm als kleiner Staat besonders gefährdet. Nur die großen Staaten, und als solche rechnet er nur England und Frankreich, scheinen ihm zu einer selbständigen Politik befähigt. „Die großen Monarchieen gehen ihren Weg von selber, trotz eingerissener Mißbräuche, und halten sich durch ihr Gewicht und ihre innerliche Stärke: die kleinen Staaten werden schnell zermalmt, sobald nicht alles bei ihnen Kraft, Nerv und Lebensfrische ist," schreibt er. Seinem Staate will er Festigkeit verleihen auch über seine Regierungszeit hinaus, für alle Zeiten. In diesem Sinne prägt er das monumentale Wort: „Auf daß das Geschick des Staates gesichert sei, ist es nötig, daß sein Wohl nicht abhängt von den guten und schlechten Eigenschaften eines einzelnen Menschen, sondern daß er sich durch sich selbst aufrecht erhält."

Ein äußerer Anlaß bestimmte Friedrich noch mehr, die Wehrhaftigkeit des ihm anvertrauten Staates zu stählen. Durch den zweiten schlesischen Krieg war er auch noch in

91. **Friedrich der Große**
Nach einem Stiche von G. F. Schmidt

Digitized by Google

Gegenſatz zu Rußland gekommen. Seit ſeinem Einmarſch in Sachſen gegen den erklärten Willen der Zarin mußte er jeden Augenblick eine ruſſiſche Kriegserklärung gewärtigen. Durch den Dresdener Frieden wurde Eliſabeth zwar von Angriffsabſichten vorläufig abgebracht. Nicht lange darauf indes, am 2. Juni 1746, ſchloſſen Rußland und Öſterreich zu Petersburg ein Bündnis ab, deſſen Spitze ſich gegen Preußen richtete. Um ſo mehr befeſtigte ſich in dem Könige die Anſicht, daß der Kriegerſtand in ſeinem gefährdeten Lande der erſte ſein und bleiben müſſe, ähnlich wie bei den Römern. Daraus erklärt ſich die Tatſache, daß er auch fernerhin das Beamtentum, gegen das er in Küſtrin einen Widerwillen faßte, nicht gleichwertig dem Offiziersſtande erachtete, ja ihm mißgünſtig begegnete, ein Umſtand, der bis auf den heutigen Tag in Preußen ſtarke Wirkung ausgeübt hat.

Das Material zu ſeinen Offizieren fand er in ſeinem Landadel. Die Herrengeſchlechter in ſeinen Provinzen öſtlich der Elbe ſind auch in der Tat nach Mannhaftigkeit, Treue und Einfachheit der Sitten vielleicht das trefflichſte Offiziersmaterial geweſen, das die Weltgeſchichte kennt. König Friedrich brachte für ſie eine Vorliebe mit auf den Thron, und ſeine erſten Feldzüge zeigten ihm, daß dieſe Vorliebe berechtigt war. Er begegnete ſich in ſolcher Anſchauung mit einem großen zeitgenöſſiſchen Feldherrn, mit dem Marſchall von Sachſen, der im Hinblick auf den preußiſchen Militäradel ſagte: „Die beſten Offiziere ſind die, welche nur Schwert und Helm haben. Ich liebe die armen Schlucker.“ Weder Frankreich noch England, noch Öſterreich hatten einen Adel, der ſo gebunden in ſeiner Lage wie der preußiſche war. In jenen Staaten war er reicher, unabhängiger und viel weniger mit dem Landesintereſſe verwachſen, zum Teil auch höfiſcher wie in Preußen. Friedrichs Schule iſt es geweſen, die den ſchon beſtehenden Bund zwiſchen Krone und Adel noch inniger geſtaltet und dieſen Stand mit wirklicher Staatsgeſinnung erfüllt hat. Bis auf den heutigen Tag hat Preußen daraus die reichſten Früchte geerntet.

Friedrich verlangte es im Grunde von ſeinen Junkern, daß ſie ſämtlich den Militärdienſt wählten, und ſchon gehörte es auch zum guten Ton im Adel der alten Provinzen ſich dazu zu melden. „Königsbrot iſt immer das beſte“, hieß es allgemein. Die Feldſchärpe und das ſilberne Wehrgehenk des Offiziers wurden geradezu Symbole vornehmen Weſens und ſind es in Preußen bis auf die Gegenwart geblieben. Die Heldenhaftigkeit, mit der die preußiſchen Junker die Schlachten ſchlugen und mit der ſie in den Tod gingen, mußte imponierend wirken. Das Blut der Gefallenen kittete ihre Familien immer feſter an die Geſchicke des Thrones. So kam es, daß König Friedrich ſeinen Adel ſtark bevorzugte. Unzählig ſind die Ausſprüche, in denen ſich Friedrichs Wohlgefallen an ſeinem Adel bekundet. „Die Raſſe davon ſo gut iſt, daß ſie auf alle Art meritieret, conſervieret zu werden“, ſagt er einmal. Ein andermal äußert er: „Es könne wohl einen reicheren Adel geben, aber niemals einen tapfreren oder treueren“. Hierin unterſcheidet er ſich von ſeinem Vater, der immer von einer gewiſſen Eiferſucht gegen den Adel erfüllt war. König Friedrich hatte dazu keinen Anlaß mehr. Wie ſein Vater 1722, ſo hat auch König Friedrich eine Charakteriſtik ſeiner Vaſallen in den einzelnen Provinzen in ſeinem politiſchen Teſtamente von 1752 entworfen, die von allerhöchſtem Intereſſe iſt. Die Preußen, meinte er, ſeien feinen und gelenken Geiſtes und geſchmeidig. Nur wäre es nötig, daß ſie öfter aus ihrer Heimat herauskämen. Die größten Stücke hielt er, ähnlich wie Friedrich Wilhelm I., auf die Pommern. Nirgends, ſo fand er, gäbe es beſſere Kräfte für Krieg und Verwaltung als unter ihnen. „Nur für die Verhandlungen möchte ich ſie nicht verwenden, weil ihre Offenherzigkeit in die Politik nicht hineinpaßt“. Weniger eingenommen war er von dem kurmärkiſchen Adel, am wenigſten von dem kleviſchen. An dem magdeburgiſchen Adel rühmte er die geiſtige Regſamkeit.

Es geht nicht an, dem großen Realpolitiker aus dieſer Bevorzugung des Adels an ſich einen Vorwurf zu machen. Nur war es nicht glücklich, daß dieſe Bevorzugung des Adels im Heere durch Friedrich zum Grundſatz erhoben wurde, ja, daß der König das gebildete Bürgertum einfach vom Offiziersſtande ausſchloß, weil ſich in ihm das Vorurteil

feſtſetzte, daß das von dort kommende Material nicht für das Waffenhandwerk taugte. Dies war um ſo ſchlimmer, als das eben aufkommende Bürgertum ſich dadurch verletzt fühlte. Friedrichs philoſophiſche Bildung ſagte ihm zwar, daß die Natur die Gaben ohne Rückſicht auf den Stammbaum verteilt. In der Praxis hat er ſich an dieſen Satz nicht gekehrt. Er holte ſich lieber, als die Blüte des preußiſchen Adels auf den Schlachtfeldern geblieben war und große Lücken in den Reihen der Offiziere entſtanden, aus dem Adel anderer Länder Erſatz, als daß er bürgerliche Landeskinder zu Offizieren ernannte. Wie dieſer fremdländiſche Erſatz vielfach beſchaffen war, hat uns Leſſing in ſeinem Riccaut de la Marlinière gezeigt. Friedrich hat ſelbſt ſpäter konſtatiert, daß ſich unter den „Edelleuten aus dem Reiche wenige gute Subjekte befanden“. Trotzdem hielt er daran feſt, den Offiziersersatz aus dem Adel zu wählen, „weil der Adel im allgemeinen auf Ehre hält“, wie er ſagte. Die Bewahrung der Ehre aber war ihm alles für den Offizier.

Wollte man nun hieraus folgern, daß er ein beſonderer Freund des Zweikampfes der Offiziere geweſen wäre, ſo würde man freilich irren. Der philoſophiſche König war ſich bewußt, daß die Ehrenrettung mit den Waffen ein Zugeſtändnis ſei, das man einem tief eingewurzelten Vorurteil machte. Wie unbefangen er darüber gedacht hat, zeigt ein Gedicht an den General Stille: „Die unbelehrbare Jugend“, ſo heißt es darin, „führt die Ehre im Munde und mißbraucht ſie als Deckmantel der Rachſucht; wenn die Empfindlichkeit im Ehrenpunkte Streit, Mord und Todſchlag im Gefolge hat, ſo hört ſie auf, rühmlich zu ſein und wird ein Verbrechen.“ Er gab daher zu, daß das Verbot der Duelle durchaus gerechtfertigt ſei. Aber, und da zeigt ſich wieder der große Realpolitiker, der die Unvereinbarkeit von Theorie und Praxis erkennt und daraus unbedenklich ſeine Folgerungen zieht: er ſieht ein, daß mit dem allgemeinen Vorurteil und den unvollkommenen und widerſpruchsvollen menſchlichen Verhältniſſen gerechnet werden muß, und legt daher die Verteidigung der perſönlichen Ehre mit der Waffe ſeinen Offizieren geradezu nahe. Praktiſch, ſo darf man wohl ſagen, erblickte er in dem Zweikampf alſo das, was er iſt, ein letztes Zuchtmittel. Der Offizier hatte ſogar das Recht, von ſeinem Vorgeſetzten Genugtuung zu fordern. Noch Friedrichs Vater hatte dem in ſeiner Ehre angegriffenen Offizier erlaubt, ſich auf der Stelle auch gegen den Vorgeſetzten zu „verantworten“. Dies ging König Friedrich zu weit. Am 12. Dezember 1748 hat er verfügt: „Wenn ein Offizier von ſeinem Chef oder Stabsoffizier geſchimpfet, oder gar mit dem Stock von ſelbigem gedrohet würde, als wollte er ihn ſtoßen oder ſchlagen, ſo muß der beleidigte Offizier, ſolange er im Dienſt iſt, ſtille dabei ſein.“ Dies verlangte ſein ſtrenger Begriff von Unterordnung. Nachher aber hatte der Offizier das Recht, von ſeinem Vorgeſetzten Genugtuung zu fordern.

Mit dem Offiziersmaterial in dieſer Friedenszeit war der König beſonders zufrieden. Er äußerte darüber ſpäter: „Alle Bataillone, alle Kavallerieregimenter hatten alte Kommandeure an ihrer Spitze, erprobte Offiziere, voll Tapferkeit und Verdienſt. Die Kapitäne waren gereifte, zuverläſſige, wackere Leute, die Subalternoffiziere mit Auswahl aufgenommen, darunter viele, die das Zeug und den Anſpruch hatten, zu höheren Graden aufzuſteigen: in einem Worte, Hingabe und Wetteifer in dieſem Heere waren bewundernswert.“ Dieſe Eingenommenheit machte ihn nicht blind für die beſtehenden Mängel. Vor allem entging ihm nicht der weitverbreitete Mangel an Bildung bei ſeinen Offizieren. Es gab gewiß eine große Zahl fein gebildeter, auf Univerſitäten und durch Reiſen erzogener Militärs. Der engere Kreis des Königs gehörte dazu. Noch andere wie die Reitergenerale Kyau, Drieſen, Puttkamer ſind zu nennen. Es war damit noch beſſer beſtellt als in andern deutſchen Ländern, einſchließlich Öſterreich. Aber noch 1746 konnte Ewald v. Kleiſt (Bild 92) klagen, unter den Kameraden würde es einem aufs höchſte verdacht, wenn man dichte. Um die Bildung des Adels zu heben, vermehrte der König die Kadettenanſtalten, die ſein Vater als Erziehungshäuſer der allgemein für den Heeresdienſt beſtimmten jungen Adeligen ins Leben gerufen hatte. Denn es ſchien ihm ein gutes Werk, die hinterpommerſchen Edelknaben „aus der Konverſation der Bauernjungen“ herauszuziehen. Auch um den Lehrplan der

Kadettenhäuſer bekümmerte er ſich und ſorgte dafür, daß die Regimenter wiſſenſchaftliche Lektüre erhielten. Aber er wurde in dieſer Beziehung doch nicht zufrieden geſtellt, und unmutig hat er einmal geſagt, es werde erſt einer völligen Umwandlung der nationalen Art bedürfen, um die Hemmniſſe, Oberflächlichkeit, Trägheit und Hang zu Ausſchweifungen zu überwinden.

Der Wunſch des Königs, daß ſich die Offiziere eine beſſere Bildung aneigneten, iſt nicht ohne Früchte geblieben. Welch eine Errungenſchaft, daß ein magdeburgiſcher Junker, Krokigk, Voltaires Univerſalgeſchichte überſetzte! Ein märkiſcher Fähnrich v. Rohr veröffentlichte ſogar eigene „Gedanken über die Kriegsgeſchichte“. Der König ſelbſt iſt es geweſen, der durch ſeinen Sarkasmus der Entwickelung dieſer Keime ſchweren Schaden zufügte. Als ein Major Humbert ein Werk über Belagerungskunſt veröffentlichte, meinte Friedrich, er ziehe die Praxis der Theorie vor, und für den gelehrten General Stille hatte er das Wort: „Studieren allein tue es nicht, man müſſe ſich auch um das Regiment bekümmern.“

Gewicht legte Friedrich auch auf eine feinere geſellige Erziehung ſeiner Offiziere. Er verlangte in einer Dienſtvorſchrift von 1743 von den höheren Offizieren, daß ſie ihre jüngeren Kameraden „bei ſich bitten, auf eine gute Art mit ihnen umgehen, und mit ſelbigen öfter ſprechen“ ſollten. Ein Greuel waren ihm übermäßige Nörgeleien der Vorgeſetzten, und er nahm 1747 keinen Anſtand, einen Feldmarſchall energiſch deswegen zurechtzuſetzen: „Ich liebe Frieden, Harmonie und Geſelligkeit bei denen Regimentern, welches ganz wohl zu erhalten iſt, wenn man nicht in allen Dingen ſo ſtörriſch iſt und alles mit Verdacht anſiehet und zu Bolzen drehet, was entweder nicht ſo ſchlimm iſt, oder doch mit guter Art abgemachet werden kann.“

Noch mehr als bei den Offizieren wurde der König Erzieher des gemeinen Mannes. Friedrich Wilhelm I. hatte den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht gehabt und demgemäß die Einteilung ſeines Preußens in Kantons getroffen, aus denen der Bedarf an Rekruten bezogen wurde. An eine regelrechte Durchführung des gewaltigen Gedankens hatte der große königliche Organiſator ſich aber noch nicht gemacht. Vielmehr war das Syſtem durch das Mittel der Beurlaubungen und durch die Werbungen im Auslande mannigfach durchbrochen. Unter Friedrich II. wurde das Schwergewicht auf die Werbungen im Reiche gelegt, weil Friedrich die eigene Bevölkerung und deren Wohlſtand ſchonen wollte. Ihm ſchwebte es als Ideal vor, daß der Bürger ungeſtört ſeinem Gewerbe nachgehen könnte, während für ihn die Waffen geführt wurden. Im Jahre 1751 waren im preußiſchen Heere von 132000 Mann nur 50000, alſo nur etwas über ein Drittel Landeskinder. Beſonders in den Reichsſtädten, in denen die Kurfürſten nach altem Brauch werben durften, wurden preußiſche Werbeplätze eingerichtet. Im Notfall konnte man immer noch auf die Kantons zurückgreifen und die Landeskinder einſtellen. Dann bildeten dieſe Kantons eine unerſchöpfliche Hilfsquelle für den Rekrutenerſatz. Les cantons rendent les corps immortels hat Friedrich 1752 geſagt. Dem hohen Gedanken, daß gerade die Landeskinder die beſten Landesverteidiger ſind und darum in erſter Linie zum Heeresdienſt herangezogen werden mußten, verſchloß er ſich, obwohl die Erfahrungen von 1741 und 1745 ihm das bereits gezeigt hatten, und ſpätere Erfahrungen es ihn noch nachdrücklicher fühlen laſſen ſollten. So kam es, daß das preußiſche Heer meiſt aus Geworbenen beſtand. Freilich würde man irren, wenn man annähme, daß die Angeworbenen einem Zwange gefolgt wären. Die große Mehrzahl unter ihnen ſtrömte freiwillig zu den preußiſchen Fahnen, um mit den Worten Koſers zu reden: „Die Durchſchnittsgeſtalt unter dieſen Geworbenen iſt der Mann, der mit Vorbedacht ſeine Haut zu Markt trägt, der den Kriegerſtand wählt aus Neigung oder weil er ſonſt in der Welt nichts taugt, der ſchöne und tapfere Soldat des Volksliedes,

Der Vater und lieb Mutter
Böslich verlaſſen hat.“

Die Waffenfreude und die Abenteuerluſt war es, die die jungen Leute der Werbe-

trommel folgen ließ. Da ſie Ausländer waren, ſo hielt es ſie meiſt nicht lange bei einer Fahne, beſonders wenn es dieſer Fahne ſchlecht ging. Daher die maſſenhaften Deſertionen bei allen Heeren jener Zeit. Schon um neues Handgeld zu verdienen, deſertierten viele. Es iſt natürlich ſchwer, darüber genaue Zahlen zu ermitteln. Aber gelegentlich fallen doch Streiflichter in dieſe Verhältniſſe. So zählte das Garniſonregiment Rettberg 1744 in zwei Kompanien unter 230 Ausländern 117 Leute, „ſo bereits fremden Potentaten gedient“, d. h. über die Hälfte dieſer Ausländer war mindeſtens einmal fahnenflüchtig geworden. Der Dienſt der Truppen war nicht allzu zeitraubend. Daher trieben die Leute nebenher vielfach ein Gewerbe. In den ſchleſiſchen Weberbezirken war es ein gewohnter Anblick, „junge Herkuleſſe mit Schnurrbärten bei der Spindel zu ſehen“. Am beſten bewährten ſich unter den Ausländern die evangeliſchen Elſäſſer. Friedrich fand ſelbſt, daß ſie „ſo gut wären wie unſere Landeskinder“. Auch dieſe Landeskinder waren nicht immer zuverläſſig und riſſen häufig genug aus. Ein Niederſchlag dieſer hiſtoriſchen Erſcheinung, der ſich bis in unſere Tage erhalten hat, iſt die Redewendung „unſichere Kantoniſten“.

92. Ewald von Kleiſt dichtend

Nach einem zeitgenöſiſchen Stiche, Sammlung Dallwitz

Dieſes verſchiedenartige Material von Soldaten galt es nun mit einem einheitlichen Geiſte zu erfüllen. Und dies iſt Friedrich im Verein mit ſeinen Offizieren glänzend gelungen. Den Leuten wurde Gewandtheit, Reinlichkeit und Ordnungsſinn beigebracht. Vor allem aber wurde ihnen Selbſtgefühl eingehaucht. Sie genoſſen eine freiere Stellung als Soldaten. Friedrich hielt auch auf gute Verpflegung. Es heißt 1748, daß in Oſtpreußen die meiſten Soldaten nicht für den dreifachen Lohn wieder in ihre Stellung als Knechte zurückkehren würden. Sobald die Burſchen in die Liſten eingetragen, d. h. „enroliert“ waren, ſo war es ihr Stolz, den Püſchel am Hut und die rote Halsbinde zu tragen, obwohl ſie noch nicht ausgehoben waren. Es iſt ganz unleugbar, daß die fridericianiſchen Truppen, namentlich die Landeskinder, größtenteils bereits von den idealen Motiven des Ehrgefühls und der Hingabe an ihren König geleitet worden ſind. Andererſeits war das Mittel, ſie zum Eifer anzuſpornen, natürlich vielfach unerbittliche Strenge, die ſich zur Härte ſteigern konnte und dann in Stockprügeln ihren Ausdruck fand. Eine dem Könige aus den Kriegen erwachſene Verpflichtung war die Verſorgung der verwundeten Kämpfer. Für ſie erbaute er im Norden der Hauptſtadt vor den Toren das Invalidenhaus (Bild 93), in das 1748 ein Bataillon Veteranen einzog. Noch heute lieſt man die Inſchrift, die er dem Gebäude gab: laeso et invicto militi: dem wunden und unüberwundenen Krieger. Beim Einzug begrüßte er die

Kampfgenoſſen mit den Worten: es werde dieſes Bataillon „wohl das einzige von der ganzen Armee ſein, über welches ich mich freuen werde, wenn es niemalen wird komplett werden können“. So begann der junge König hineinzuwachſen in die Rolle eines Vaters ſeiner Krieger.

In dieſen Friedensjahren hatte das Heer ungefähr dieſelbe Stärke, wie bei Beginn des zweiten ſchleſiſchen Krieges im Sommer 1744, nämlich 140000 Mann. Eine Vermehrung fand ſtatt bei den Dragonern, namentlich aber bei den Huſaren. Weniger Gewicht legte der König auf die Artillerie, was ihm ſpäter Kummer verurſachte, als er ſich den Geſchützmaſſen der Öſterreicher gegenüber ſah und die Erfahrung machte, daß die Kanonen mehr wie alles andere zur Entſcheidung der Kämpfe beitragen konnten. Es war die Scheu vor den großen Ausgaben, die den ſparſamen und in ſeinen Mitteln beſchränkten König die Augen für die Bedürfniſſe der Zeit hier verſchließen ließ, bis ſich dieſe Rückſtändigkeit bitter rächte. Ebenſo vernachläſſigte er das Ingenieurweſen. Bezeichnend iſt ſein Wort: „Einem Pionier nicht viel ſchadet, wenn er gleich einen ſteifen Arm hat.“ Ihm kam es zunächſt hauptſächlich darauf an, durch eine möglichſt ſtattliche und möglichſt geſchulte Zahl von Infanteriſten und Reitern zu wirken. Den begabteſten Ingenieur, den er hatte, Walrave, mußte er wegen ſchlimmen Vertrauensbruchs auf die Feſtung ſetzen. Wie der unruhige Baron v. d. Trenck (Bild 94), wurde der brauchbare Mann in hartem Gewahrſam zu Magdeburg gehalten. Während Trenck indes ſeine Freiheit wieder erlangte, um ſein unſtetes Abenteurerleben fortzuſetzen, beſchloß Walrave ſein Daſein in der Haft.

Das auch durch ſeine Streiterzahl namentlich bei der geringen Größe Preußens impoſante Heer hatte das Gefühl, daß das Auge ſeines oberſten Kriegsherrn immer und überall über ihm wachte. Die Gelegenheiten, bei denen der einzelne Mann Friedrichs hauptſächlich anſichtig wurde, waren die großen Revuen und Manöver, die der König in den verſchiedenen Provinzen abzuhalten pflegte. Wer nicht all ſeine Kraft zuſammengenommen hatte, um die ihm geſtellten Aufgaben zu löſen, der konnte ſolchen Revuen nur mit Zagen entgegenſehen. Denn Friedrich verlangte außerordentlich viel. Im Grunde wollte er Übermenſchliches, ſo daß es ihm keiner ganz recht machen konnte. Kam eine ſolche Revue heran, ſo ſtiegen „die Wünſche von Frauen, Kindern, Freunden mit Inbrunſt zum Himmel, daß die Ihren in dieſen fürchterlichen drei Tagen nicht unglücklich werden möchten“. Mit unnachſichtlicher Strenge fuhr der König dazwiſchen, wenn ihm etwas nicht in Ordnung ſchien. 1754, nach der Stargarder Revue, erhielten ſelbſt die Bayreuther Dragoner, das berühmteſte, von Friedrich ſo ſehr ausgezeichnete Regiment, drei Monate Nachexerzieren zudiktiert. Zuweilen belohnte der König aber auch freigebig. Beſonders verlieh er die Einkünfte der 40 Amtshauptmannſchaften gern an verdiente Offiziere. Noch gefährlicher als die Revuen waren die Manöver, weil die Brauchbarkeit des einzelnen Mannes oder der einzelnen Truppe dabei noch mehr ins Licht trat. Die Truppen wurden in ſolchen Fällen in Feldlagern vereinigt, in denen der Krieg im Frieden nachgeahmt wurde. So wurden 1753 zwiſchen Potsdam und Spandau 36000 Mann zu dieſem Zwecke vereinigt. Allen voraus im Eifer tat es bei dieſen Übungen der König. Man fürchtete ſtets, daß er ſich zuviel zumuten würde, zumal da ſich bei ihm körperliche Leiden einſtellten. Am 13. und 18. Februar 1747 hat den Fünfunddreißigjährigen ein Krankheitsanfall ſchlimmſter Art heimgeſucht, deſſen Natur nicht mit Sicherheit feſtgeſtellt iſt. Bisher galt er als Schlagfluß, und die Erſcheinungen ſind ganz darnach angetan, an dieſer Annahme auch fernerhin feſtzuhalten. Schon dachte er an den Tod und ſprach die Abſicht aus, den Thronfolger in die Staatsgeſchäfte einzuweihen. Dann aber faßte er allmählich wieder Hoffnung: „Für diesmal glaube ich dem Reiche Plutos entronnen zu ſein, aber ich war bis zur letzten Station vor dem Styx, ich hörte ſchon Cerberus bellen und erkannte ſchon den alten Totenfährmann und ſeinen verhängnisvollen Nachen.“ Bereits ſeit Ende Mai 1746 plagte ihn die Gicht, die ſeitdem nicht aufgehört hat, ihn heimzuſuchen. Aber wenn auch ſeine Füße gichtgeſchwollen waren, zwängte er ſie in Reitſtiefel, um mit Feuereifer die Manöver zu leiten. Als Voltaire im

93. Invalidenhaus in Berlin
Nach einem Stich von Schleuen

Frühjahr 1752, zu einer Zeit, in der er verſtimmt gegen den König war, dies Beiſpiel desſelben ſah, entfuhr ihm doch der bewundernde Ausruf: „Er könnte den Philoktet ſpielen; aber ſtatt herzzerreißende Klagelaute auszuſtoßen, beliebt er Neoptolems Truppen zu kommandieren.“ Zur Linderung des Übels gebrauchte der König in der Anfangszeit die Bäder von Pyrmont.

Seine Erfahrungen in den Feldzügen, vereinigt mit den Nachprüfungen und Beobachtungen, die er bei den Revüen und Manövern machte, legte der König 1748 in den „Generalprinzipien vom Kriege“ nieder. Dieſe waren gleichſam ein Leitfaden zur Erlernung der Kriegführung. Demgemäß wurde die Schrift auch nach fünf Jahren in deutſcher Überſetzung — ſelbſt dies urdeutſche Geiſteserzeugnis war urſprünglich in franzöſiſcher Sprache geſchrieben — mit dem Befehl ſtrengſter Geheimhaltung den Generalen eingehändigt.

Eine der wichtigſten Partien des umfangreichen Werkes waren die Ausführungen über eine neue taktiſche Form, die ſchiefe Schlachtordnung. Sie iſt von Friedrich nicht zuerſt angewandt worden. Vor ihm hat ſie im Altertum ſchon Epaminondas gehabt. Um die Wende des 17. Jahrhunderts kannten ſie Montecuculi und Folard. Friedrich iſt aber der erſte geweſen, der ſie grundſätzlich anwandte, ſo daß er ſchon darum mit vollem Rechte von ſeiner ſchiefen Schlachtordnung ſprechen konnte. Niemand hat außerdem ſo nachhaltigen Gebrauch von ihr gemacht, insbeſondere in ihrer Verwendung zum Angriff. Das Weſen dieſer Schlachtordnung liegt in Friedrichs Worten angedeutet: „Man verweigert dem Feinde den einen Flügel und verſtärkt den, der angreifen ſoll.“ Der auf der Hand liegende Zweck iſt, einen übermächtigen Feind mit Sicherheit zu ſchlagen. „Ein Heer von 100 000 Mann in der Flanke gefaßt, kann von 30 000 Mann geſchlagen werden“, ſagt der König an jener Stelle. Die ſämtlichen Schlachten der erſten beiden Kriege waren zum Teil ganz zufällig auf dieſe Weiſe geſchlagen und gewonnen worden. Nach dem Dresdener Frieden beſchäftigte ſich der König dauernd mit dieſer Form der Taktik und erhob ſie zur Regel.

Wichtiger noch als dieſe berühmte taktiſche Form iſt das Syſtem, das Friedrich in Taktik und Strategie befürwortete.

Den Schlüſſel zum Verſtändnis der fridericianiſchen Kriegsmethode liefert ein Wort,

das im November 1746 in einem Schreiben des Königs an den Marſchall von Sachſen fällt. Beide Feldherren hatten ſich nach anfänglich unfreundlichem Begegnen kennen und ſchätzen gelernt, und Friedrich hat mit dem Marſchall beſonders offen über ſeine Kriegführung geredet und dabei die feine Anmerkung gemacht: „Man wird immer aus einem Fabius einen Hannibal machen, aber ich glaube nicht, daß ein Hannibal imſtande iſt, dem Beiſpiel eines Fabius zu folgen.“ Die Methodiker der alten Schule waren vorwiegend Schüler des Zauderers Fabius, die durch Ermattung und Aushungerung des Feindes zu ihrem Ziele zu kommen ſuchten und am liebſten jede Schlacht vermieden. In Friedrich dagegen lebte die offenſive Seele Hannibals, der die Schlacht ſuchte und den Gegner zu vernichten trachtete. Es iſt die gröblichſte Verkennung des fridericianiſchen Weſens, die überhaupt gedacht werden kann, wenn man den wagemutigen Helden zu einem Ermattungsſtrategen ſtempeln will, wie das hier und da neuerdings geſchehen iſt, freilich großenteils verführt durch die Luſt, eine intereſſante Diskuſſion zu eröffnen, die glücklicherweiſe das Ergebnis gehabt hat, die Verhältniſſe zu klären und den Genius Friedrichs noch deutlicher in die Erſcheinung treten zu laſſen.

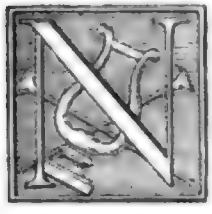
Der Feldherr Friedrich lebte und webte im taktiſchen Angriff. Nichts hat ihm bei der Ausbildung der Truppen mehr am Herzen gelegen, als die Stärkung ihres Offenſivgeiſtes. „Die Preußen ſollen allemal den Feind attaquieren“, lautete die erſte und Hauptregel, die er ſeinen Kavallerieoffizieren gab. Kaſſation ſtand darauf, wenn ſie ſich angreifen ließen. Die Infanterie hatte die ſtrengſte Weiſung, wenn es irgend möglich wäre, mit dem Bajonette anzugreifen und ſich garnicht erſt aufs Schießen einzulaſſen. Demgemäß erklärte Friedrich in den „Generalprinzipien“ ausdrücklich, daß ſein taktiſches Syſtem auf Schnelligkeit und auf dem Grundſatz des Angriffs beruhe. Auch in ſeinem Lehrgedicht, l'art de la guerre, bricht er eine Lanze für den Angriff, indem er ſagt: „Das Glück ſei dem Angreifenden immer günſtig“, und in kühnem Bilde fortfährt: „Der Stoß des Widderkopfs bricht ſchließlich Bahn; er zerſtört die Wälle, hinter denen die Verteidiger Zuflucht geſucht haben.“ Die Verfolgung erklärt er für „nötiger und nützlicher als die Schlacht ſelbſt“. Aber nicht immer gelänge es, ſie durchzuführen. Er habe es z. B. nach Soor vergeblich verſucht, ſo ſehr er geſcholten habe, „und ich denke, ich verſtehe zu ſchelten, wenn ich ärgerlich bin“. Um die Angriffsluſt anzuſpornen, wußte Friedrichs begeiſternde Dialektik die richtigen Worte zu finden. Was iſt das für eine gewaltige Sprache, wenn er ſchreibt: „Ein Vorteil, wie der des ebenen Feldes würde zu groß für uns ſein. Greift Wälder an, ihr werdet den Feind hinauszwingen, erklimmt Berge, ihr werdet die Verteidiger hinabwerfen.“ „Ein General, ſo bei andern Völkern vor verwegen paſſiret, thut bei uns nur, was nach den ordinären Regeln erfordert wird. Er kann Alles, was Menſchen zu executiren möglich iſt.“ „Die Feinde ſagen, daß man vor dem Rachen der Hölle ſtände, wenn man gegenüber unſerer Infanterie ſtehen müſſe.“ Die Siege von Hohenfriedeberg, Soor und Keſſelsdorf gaben ihm ein Anrecht zu ſolchen Worten, und hielten ſich die Kämpfer in jenen Schlachten, vor allem die „preußiſchen Centauren“ ſchon ohnehin für unüberwindlich; die feurigen Worte ihres Königs und Herrn verbrieften es ihnen, daß ihr Glaube der rechte ſei.

Die Strategie des jungen Königs iſt nicht ſo ausſchließlich offenſiv, wie die Taktik. Als Kind ſeiner Zeit iſt er abhängig von den Verhältniſſen und von der alten Lehre. Das heillos verwickelte, ſchwerfällige Verpflegungsſyſtem feſſelte ihn an Händen und Füßen, und es iſt ſelbſtverſtändlich, daß die Methodiker immer einen gewiſſen Einfluß auf ſeine Anſchauungen vom Kriege ausübten. Mit aller Kraft hat er ſich aber von den Feſſeln der Zeitumſtände und der Theorie freizumachen geſucht, weil der Kern ſeines Weſens eben der Angriff iſt und die ſchnelle Entſcheidung ihm allein das Richtige zu ſein dünkt. Die beiden Worte, die einer der Hauptvertreter der methodiſchen Kriegführung unter den jüngeren Zeitgenoſſen auf ihn gemünzt hat, ein Mann, der ihm ſehr nahe ſtand, nämlich der Prinz Heinrich: „Mein Bruder konnte nichts als bataillieren“, und nach Kolin: „Phaeton iſt geſtürzt“, beleuchten mehr als alles andere den fridericianiſchen Geiſt der

Kriegführung. Friedrich durchbricht die Regel kraft des ihm innewohnenden Genius. Auch da, wo er die Regel ſelbſt gutgeheißen hat, weicht er in der Praxis als der geborene Feldherr, für den es keine Schule gibt, ſondern der ſelbſt Schule macht, unbedenklich davon ab und führt den Krieg faſt in jener kühnen Weiſe, wie ihn in ſpäterer Zeit Napoleon und Moltke unter veränderten Verhältniſſen und beſonders mit größeren Maſſen leichter zu führen in der Lage waren. In den erſten Jahren hatte ſeine Art Krieg zu führen geradezu etwas Himmelſtürmendes, und für den König der erſten Jahre iſt die unliebenswürdige Bezeichnung „Phaeton“ garnicht ſo unzutreffend. Friedrich erkannte ſelbſt, daß er damals unbeſonnen gehandelt hatte, indem er ſich zu ſehr zu „Pointen“, d. h. Vorſtößen, durch die das Heer ſich von ſeinen Magazinen entfernt, habe verleiten laſſen. Das Hauptbeiſpiel war der Feldzug in Böhmen 1744. Ganz die Methode, d. h. in dieſem Falle das gebräuchliche Verpflegungsſyſtem zu mißachten, ging nicht an. Seit 1744 wußte Friedrich, daß die Möglichkeit zur offenſiven Strategie für ihn in gewiſſer Beziehung beſchränkt war. Darum verurteilte er auch ſeitdem die Kriegführung Karls XII., der der verwegenſte Pointenmacher geweſen war, auf das ſchärfſte. Aber ſoweit es ginge, wollte er doch immer offenſiv handeln, und er begründete dies insbeſondere damit, daß es gerade für Preußen kaum eine andere Wahl gäbe. „Unſere Kriege müſſen kurz und viſ ſein“, ſagte er. Ganz ungenügend ſchien ihm der Brauch, den Feind an den Grenzen zu bekämpfen. Er wollte Entwürfe großen Stils. „Entamez l'ennemi dans le vif“, „greift den Feind im Herzen an!“ rief er aus. „Diejenigen, welche preußiſche Armeen kommandieren, müſſen, obwohl kläglich und vorſichtig, die Sachen zu decidieren ſuchen.“ „Die Wegnahme eines Wagenzuges“ (das A und das O der Ermattungsſtrategen) „oder der Verluſt eines Magazins enden nicht den Krieg, es bedarf der Schlachten, um zu entſcheiden.“ Er ruhte und raſtete nicht, bis er einen Weg gefunden hatte, der es ihm erlaubte, ſich bis zu zweiundzwanzig Tagemärſchen von ſeinen Magazinen zu entfernen, während die Generale und Verpflegungsbeamten Ludwigs XIV., die er ſehr gern als Vertreter einer entſchiedenen Kriegführung ſeinen langſamen Zauderern vorhielt, nur fünf Tagemärſche von den Magazinen ſich zu entfernen wagten. „Abſtrahiert von den alten Kriegen, die mit den unſern nicht zuſammenpaſſen“, hat er noch 1759 ſeinen Bruder Heinrich beſchworen. „Jede Bataille, ſo wir liefern, muß ein großer Schritt vorwärts zum Verderben des Feindes werden“, erklärte er ganz im Sinne Moltkeſcher und Napoleoniſcher Strategie. Dieſer Geiſt der Entſchiedenheit und der Offenſive in der Kriegführung des jungen Königs iſt allerdings bei dem alternden Manne verblaßt und verflüchtigt. Die Laſt der Umſtände ließ den Ermüdeten, dem die alte Schwungkraft des Handelns nicht mehr innewohnte, wieder mehr mit der Lehre der Methodik paktieren. Was er gegen Moritz von Sachſen beſtritten hatte, daß ein Hannibal ein Kunktator werden könne, wir ſehen es an dem alten Könige nahezu verwirklicht.

94. Trenck im Kerker
Nach einem zeitgenöſſiſchen Stiche

2. Ordnung der schlesischen und ostfriesischen Angelegenheiten



eben der großen Aufgabe, die dem Könige nach dem Friedensschluß darin gestellt war, daß er die Waffen scharf halten mußte, um den überall dräuenden Gefahren sofort kraftvoll entgegentreten zu können, harrte eine andere, nicht minder wichtige, seiner: die Einordnung der beiden neuen Provinzen, die er im ersten Jahrfünft seiner Regierung dem preußischen Königreich hinzugefügt hatte, in den Organismus seines Staates.

In Schlesien ließ er die erste, unabhängig vom Generaldirektorium eingerichtete Verwaltung bestehen. Der junge Graf Münchow schaltete als Oberpräsident der beiden in der Provinz bestehenden Kammern zu Breslau und Glogau mit einer in Preußen unerhörten Selbständigkeit und entwickelte dabei großes Geschick. Diese Organisation erwies sich nicht nur insofern als nützlich, als sie das Selbstgefühl der Schlesier hob und dadurch die Bevölkerung noch mehr mit der neuen Regierung befreundete, als die evangelische es ohnehin schon war; die Unabhängigkeit der Verwaltung von der Berliner Zentralbehörde erwies sich zunächst auch als ungemein praktisch, weil der Geschäftsgang dadurch wesentlich beschleunigt werden konnte. Nicht so unabhängig wurde die Justizverwaltung in Schlesien gestellt. Aber auch hier machte der König der Bevölkerung ein Zugeständnis, um sie sich günstig zu stimmen. Die drei bestehenden höheren Gerichtshöfe in Breslau, Glogau und Oppeln wurden fast nur mit geborenen Schlesiern besetzt. In die Städte kam nach dem altpreußischen Muster der Steuerrat oder Ortskommissar als Vertreter der Staatsgewalt, und damit wurde die Stadtfreiheit beseitigt, was nicht die geringste Bewegung hervorrief, ein Beweis, daß sie bedeutungslos geworden war. Das platte Land erhielt Landräte, die aus der Zahl der Ritterbürtigen hervorgingen. Nur in dem noch feindlichen Oberschlesien und in dem nicht minder übelgesinnten Glatz wurde davon abgesehen. Aus Schlesien übernahm der König die zweckmäßige Einrichtung der Kreisdeputierten in die alten Provinzen.

Die größte Aufgabe, die ihm in Schlesien zufiel, war die Regelung der kirchlichen Verhältnisse. Vor allem war es von grundlegender Bedeutung, wie er sich mit der katholischen Kirche verständigte. Bisher hatten dem preußischen Staate kaum 100 000 Katholiken, die sich auf verschiedene Gebiete verteilten, angehört. Durch die Erwerbung Schlesiens kamen mehr als eine halbe Million Katholiken hinzu und mit ihnen der erste Bischof. Damit gewann die katholische Frage ein ganz anderes Aussehen in Preußen.

Kaum kann etwas fesselnder sein, als die Behandlung dieser Dinge durch König Friedrich. Um sie ganz zu verstehen, muß man sich noch besonders den Geist des achtzehnten Jahrhunderts, die Schöngeisterei, die oberflächliche Behandlung religiöser Fragen, die ausgesuchte Feinheit der Formen des Verkehrs vergegenwärtigen. Es ist eine Auseinandersetzung zwischen dem Papst und dem König von Preußen, in der dieser mit sieghafter, manchmal fast allzu gewagt erscheinender Überlegenheit verfuhr und seinen Willen durchzusetzen wußte. Zwei Würdenträger der katholischen Kirche, der Kardinal-Bischof Graf Sinzendorff und der Domherr Graf Schaffgotsch, sind geradezu Spielbälle in der Hand und nach der Laune Friedrichs. Um diese beiden dreht sich neben dem König hauptsächlich das Interesse.

Der Kardinal **Graf von Sinzendorff**, Bischof von Breslau und Raab, der Sohn des 1742 verstorbenen greisen österreichischen Hofkanzlers, war nicht aus sehr festem Holze geschnitzt. Wegen seiner engen Beziehungen zu Österreich war er natürlich von vornherein dem Könige verdächtig. Aber die berechnete Huld Friedrichs gegen Sinzendorff

übte sofort ihren Einfluß auf diesen. Wirkliche Majestät mit Liebenswürdigkeit vereinigt ist fast immer unwiderstehlich. Sinzendorff gar fühlte sich zu Tränen gerührt, als ihm der König ein paar Fasanen schenkte. „Seine Eminenz", meldete Münchow damals an Friedrich, „haben wie Petrus bitterlich geweint." Es zeigte sich bald, daß er geneigt war, gefügig zu sein. Aber es dauerte nicht lange, da verdarb es Friedrich mit ihm. Sinzendorff unterzeichnete zwar noch am 9. Februar 1743 bei einem Besuche in Berlin den Entwurf zu einer Instruktion für die ihm in Zukunft von König Friedrich zugedachte Wirksamkeit als Generalvikar des Papstes für sämtliche Katholiken in Preußen, obwohl er bereits bemerkte, daß sich ein junger Domherr seines Kapitels, der sechsundzwanzigjährige Graf Schaffgotsch (Bild 95), in die Gunst des Königs zu setzen gewußt hatte und dadurch seine Eifersucht erregt wurde. Von dieser weibischen Leidenschaft erfüllt, beeilte er sich indes, den von ihm bisher in Schutz genommenen Schaffgotsch beim Papste auf alle Weise anzuschwärzen, und fügte, wiederum echt weibisch, obendrein hinzu: sollte er den Domherrn später loben, so würde dies Lob ihm abgezwungen sein.

Nun war Graf Schaffgotsch allerdings ein etwas seltsamer Prälat. Im Grunde hatte er nichts von Würde an sich. Er war ein Lebemann und ein Schöngeist, was freilich gerade damals in der katholischen Kirche keine seltene Erscheinung war, aber doch in einem so ausgeprägten Maße, daß der Kardinal objektiv ganz im Rechte war, wenn er ihn kritisch beurteilte. Allein bisher hatte er nichts an ihm zu tadeln gefunden. Er betrachtete die Lage also zweifellos subjektiv. Friedrich dagegen fand an der witzigen und feurigen Persönlichkeit Schaffgotschs das größte Gefallen. Ja, er hat selten einen solchen Mignon gehabt, wie diesen leichtfertigen Kanonikus, den er in die Akademie der Wissenschaften aufnehmen ließ und für den er im Potsdamer Schloß drei glänzende, nach Schaffgotsch genannte Zimmer herrichten ließ. Es war ein ganz glückliches Bild, das der alte Kardinal gebrauchte, wenn er meinte, Graf Schaffgotsch habe dem Könige einen Liebestrank eingegeben. Bei Sinzendorff machte sich das Alter bereits recht unangenehm bemerklich. Er mußte bei Hofe im Rollstuhl gefahren werden. Es war daher klar, daß er nicht mehr lange sein Amt würde versehen können; er selbst wählte sich schon jetzt aus der Reihe seiner Domherren bei der Verwaltung der Geschäfte einen Gehilfen. Da ist es zweifellos Graf Schaffgotsch gewesen, der, ehrgeizig wie er war, vom Könige für sich die Stelle des Koadjutors im Breslauer Bistum erbat, die tatsächlich gewissermaßen jener von Sinzendorff erkorene Domherr innehatte. Für Friedrich hatte dieser Gedanke einen unwiderstehlichen Reiz. Dieser Freigeist als künftiger Bischof von Breslau, das war eine Idee so recht nach seinem Sinn. Schaffgotsch war ein Zögling der Jesuiten in Rom. Das hatte ihn indes nicht abgehalten, noch im Mai 1742 in die Breslauer Freimaurerloge zu treten. Er trug förmlichen Hohn gegen seine Kirche zur Schau, so wenn er gelegentlich in Laientracht hoch zu Roß mitten in eine Prozession auf die Monstranz zusprengte und alles in Verwirrung brachte. Als Sinzendorff erkannte, daß es mit dieser Idee der Einsetzung Schaffgotschs als Koadjutor Ernst wurde, wehrte er sich dagegen mit aller Kraft. Er hatte gut reden, jetzt mit einem Male zu behaupten, daß Schaffgotsch des Postens nicht würdig wäre. Der von ihm selbst gewählte Graf Almesloe liebte auch die Karten mehr als das Brevier. Mit der geistlichen Würde der Breslauer Domherren war es damals also nicht so gar rühmlich bestellt. Aber der Bischof fühlte ganz richtig, daß er mit der Einsetzung Schaffgotschs nur noch ein willenloses Werkzeug in der Hand des Königs sein würde.

Friedrich verfolgte die einmal begonnene Sache indes mit größter Entschiedenheit. In seiner Parteinahme für Schaffgotsch ließ er den großen Plan des Generalvikariats, den der Großkanzler der Justiz, Cocceji, aufgebracht hatte, unter den Tisch fallen. Als die Minister Podewils und Borcke ihm Mäßigung in der Koadjutorfrage empfahlen, erklärte er ihnen unbeirrt kurz und bündig: „Messieurs, ich werde Schaffgotsch zum Koadjutor machen ohne alle Ihre umsichtigen Ratschläge." So baute sich seine ganze römische Kirchenpolitik lediglich auf dem Vertrauen zu Schaffgotsch auf. Wirklich gelang es ihm, Sinzen-

dorff trotz allem herumzubringen. Er wußte, wie solchen schwachen Seelen beizukommen war. Sinzendorffs Liebling, ein junger Herr v. Falkenhayn, erhielt die Anwartschaft auf eine schlesische Malteserkomturei, Sinzendorff selbst Aussicht auf größere Einnahme, das Versprechen des Schutzes gegen Übergriffe des künftigen Koadjutors und den schwarzen Adlerorden. Das half. Der Bischof sprach jetzt plötzlich die Hoffnung aus, daß Schaffgotsch sich bessern würde, und befürwortete die Abfassung eines Schreibens in dieser Sache durch den König, das in Rom vorgelegt werden sollte. Den Entwurf dazu erlaubte er sich gleich beizulegen, mit der feinen Begründung, zwar sei der König in der Kunst zu schreiben der geschickteste Meister, er wage dies aber, weil den König „die Verschiedenheit der Erziehung und der Religion nicht völlig in unsere kirchlichen Stoffe hat eindringen lassen."

Solche Wendungen hatten Friedrichs Beifall, und so ging denn das für Schaffgotschs Ernennung zum Koadjutor plädierende, von einem Kardinal verfaßte Schreiben als ein Schreiben des Königs von Preußen an den Papst ab. Dieser, der geistreiche Benedikt XIV. (Bild 96), antwortete nichtsahnend dem Bischofe, der König spreche mit der Sachkunde eines Kardinals, der viele Jahre den Sitzungen des Konsistoriums beigewohnt habe.

Sinzendorff selbst bemühte sich jetzt nach Kräften, die Bedenken des heiligen Stuhles gegen Schaffgotsch zu zerstreuen. Feierlich widerrief er das dem Domherrn kürzlich ausgestellte schlechte Zeugnis. Das wäre in der Verstimmung niedergeschrieben. Er hätte harmlose Sachen aufgebauscht. Selbst der Beichtvater mußte herhalten, um Sinzendorffs Handlungsweise zu begründen: der hätte ihm den Widerruf anbefohlen. Er offenbarte eine ganz widerwärtige Auslegungskunst, gemischt mit einer starken Beimischung von Heuchelei. Sachgemäßer und aufrichtiger schrieb der Kardinal schon, indem er seinen geistlichen Oberen vor der vulkanischen Natur Friedrichs Schrecken einzuflößen suchte: „Wir haben mit einem mächtigen, jungen und hitzigen Fürsten zu tun, der an keinen Widerstand gewöhnt, der fähig ist, jeden Augenblick strenge Maßregeln zu ergreifen, der, obgleich mit großem Verstand und Scharfsinn begabt, sich doch nicht immer des Mißtrauens, das man ihm beibringt, zu erwehren weiß." Benedikt XIV. erwies sich jedoch als der überlegene Geist und ging auf Sinzendorffs Antrag nicht ein. Er war sich klar, daß der ihm als eitel und unbeständig bekannte Bischof nur das Sprachrohr Friedrichs war.

Nun aber, wo er Widerstand fand, richtete sich der König in seiner ganzen Tatkraft auf. Zunächst wurde mit Hilfe des Oberpräsidenten Münchow die Wahl Schaffgotschs zum Abt der Augustinerchorherren auf dem Sande zu Breslau durchgesetzt. Dann beschied Friedrich, der vom Manöverfelde nach Breslau eilte — es war noch im Jahre 1743 — die Domherren vor sich, und donnerte sie in einer Weise an, daß den feinen Herren schier der Atem vergehen mochte, nannte sie Hochverräter, verlangte, daß sie dem Beispiel der Augustiner folgten und drohte ihnen mit Festung. „Wenn ich euch alle auf einmal weggejagt hätte, würde kein Hahn danach gekräht haben." Dann ließ er sie stehen. An Schaffgotsch schrieb er: „Entweder Sie werden Koadjutor oder man soll sagen, daß ich nicht Herr im Hause bin." Sinzendorff ließ er wissen: „Ich werde nichts unversucht lassen von der Ceder bis zum Ysop, denn ich will unbedingt, daß es geschehe, und sagt nur Euren Domherren, wenn sie sich nicht bequemen, die Sache gutwillig zu thun, so würde ich sie in Löcher stecken lassen, aus denen sie ihr Lebtag nicht herauskommen sollen."

Gleich darauf beliebte es ihm, seinen Zorn mit frivolem Esprit zu umkleiden, indem er gegen Sinzendorff scherzte: „Der heilige Geist und ich sind übereingekommen, daß der Prälat Schaffgotsch zum Koadjutor von Breslau ernannt werden solle, und wer von Ihren Domherren sich widersetzen sollte, ist als dem Wiener Hofe und dem Teufel verschriebene Seele anzusehen, die als Widersacher des heiligen Geistes die höchste Stufe der Verdammnis verwirkt hat." Nun aber hatte er sich eine kleine Blöße gegeben. Sein deutscher Zorn wirkte. Der Witz des aufgeklärten Voltairianers aber gab dem gewandten Bischof Gelegenheit, seinen Standpunkt leise zu verschieben. Auf den Ton des Königs eingehend, erwiderte er: „Das Einverständnis zwischen dem Heiligen Geist und Eurer Majestät ist mir ganz

neu; ich wußte nicht einmal, daß die Bekanntſchaft angeknüpft ſei.“ Das klang nicht mehr ſo gefügig wie vorher, wenn Sinzendorff auch beifügte: „Ich möchte, daß er (nämlich der Heilige Geiſt) dem Papſt und den Domherren die unſeren Wünſchen entſprechenden Erleuchtungen ſendete.“ Es war nichts als eine Maskierung ſeiner Sinnesänderung, hervorgerufen durch die Angſt vor dem Papſte, wenn er zur Umgehung des päpſtlichen Widerſtandes dem König riet: er möge ſich, wie der König von Frankreich vom päpſtlichen Stuhle ein Nominationsrecht für das Breslauer Bistum und die ſchleſiſchen Abteien bewilligen laſſen; man werde in Rom dieſe Gunſt unbedenklich gewähren, da man dort das Beſtätigungsrecht doch behalte. Offenbar wollte er nur Zeit gewinnen. Dies witterte Schaffgotſch augenblicklich mit dem Spürſinn des Intereſſierten. Er riet dem Könige, die Kurie vor die vollendete Tatſache zu ſtellen: „Wenn wir anfangen, mit der römiſchen Kurie in Unterhandlungen zu treten, ſo wird ſie ſehr froh ſein und dieſe Angelegenheit zwei oder drei Jahre hinziehen; aber wenn wir ihr die Zähne zeigen, wird ſie ſicher endlich nachgeben.“ So geſchah es. Am 16. März 1744 wurde Philipp Gotthard Graf von Schaffgotſch gefürſtet und zum Koadjutor ernannt. Zugleich erklärte König Friedrich, er würde hinfort auch alle geiſtlichen Pfründen und Benefizien durch Nomination beſetzen. Die Domherren legten Verwahrung ein. Münchow lehnte es indes ab, davon dem Könige Kenntnis zu geben. Nun lud Friedrich die Domherren zur Feſttafel für Schaffgotſch ein, und ſie kamen alle, einige jedoch tranken nicht mit auf Schaffgotſchs Geſundheit.

95. Fürſtbiſchof Ph. G. v. Schaffgotſch
Nach einem Stich von Strachowsky

Benedikt XIV. betrachtete die Nomination nach bewährtem römiſchen Brauche als nicht geſchehen. Gab es für die Kurie ja auch noch immer nicht einen König von Preußen, ſondern nur einen Markgrafen von Brandenburg, und dieſer ſelbe milde Benedikt XIV. hatte auch auf die Vorſtellungen Friedrichs bei Beginn ſeiner Regierung wegen der Nichtachtung, die in Verweigerung des Königstitels lag, keine Änderung hierin eintreten laſſen.

Einmal zur Würde gelangt, lenkte Schaffgotſch der Kurie gegenüber ein und bemühte ſich, wenigſtens äußerlich, durch ernſten Wandel den Widerſpruch ſeiner Glaubensgenoſſen gegen ſeine Perſönlichkeit verſtummen zu machen, ſo daß König Friedrich mit einem gewiſſen Rechte an den Kardinal Tencin ſchreiben durfte: ſein Biſchof ſei jung geweſen, aber aus einem Saulus ein Paulus geworden. Gleichſam um ihm das Feld bei ſeinen Oberen zu ebnen, geſtattete er dem Koadjutor, in dem durchaus evangeliſchen Halberſtadt eine Fronleichnamsprozeſſion mit allem Pomp abzuhalten, wie er ähnlich auch ſeinem Ingenieurgeneral Walrave erlaubte, eine Fronleichnamsprozeſſion in dem überwiegend evangeliſchen

Brieg zu veranstalten. Unterhändler, wie der Abbé Bastiani und andere taten ein mehreres, um den Papst für Schaffgotsch einzunehmen. Als Sinzendorff am 28. September 1747 starb, da setzte Friedrich den Koadjutor auch zum Bischof ein, und nun gab auch Benedikt, längst schon milder gegen Schaffgotsch gestimmt, nach, zumal da er sonst Verwirrung im schlesischen Bistum befürchten mußte. Am 5. März 1748 wurde Schaffgotsch durch eine päpstliche Bulle als Bischof von Breslau präkonisiert. Selbstverständlich wurde der königlichen Nomination mit keiner Silbe gedacht. So vergab sich Rom wenigstens den Worten nach nichts. In Wahrheit aber hatte der König von Preußen durch seine stürmische Tatkraft gesiegt. Freilich sollte er später die herbe Erfahrung machen, daß die schillernde Persönlichkeit seines erkorenen Fürstbischofs nicht das Vertrauen verdiente, das er für ihn verschwendete.

In der Frage der schlesischen Benefizien, für die Friedrich auch das Nominationsrecht verlangte, blieb die Kurie indes fest. Es half nichts, daß Friedrich geltend machen ließ, auf der Insel Minorka übe ein evangelischer Fürst, der König von England, dies Recht doch schon seit dem Utrechter Frieden. Ernst erklärte Benedikt: die Kirche könne denen, die nicht ihre Glieder seien, keine Gnaden gewähren, und die katholischen Fürsten erteilten Indulte wegen des Nominationsrechtes wären die größten Gnaden, über die der heilige Stuhl verfügen könne. Schlesien war ihm begreiflicherweise wichtiger als Minorka und Preußen vermutlich bedenklicher als England. So vermochte sich die Natur der römischen Kurie nicht zu verleugnen. Friedrich behielt sich nunmehr vor, ohne daß er seine Ankündigung von 1744 zurückzog, sich von Fall zu Fall zu entscheiden. Willfährig erwies sich ihm Benedikt wieder in der Sache der geistlichen Prozesse, die Friedrich nicht außer Landes gezogen wissen wollte.

Der König verdiente sich das verhältnismäßige Wohlwollen Benedikts nicht nur durch die große Freiheit, die er seinen Katholiken gewährte, sondern vielleicht noch mehr durch die Gebundenheit, in der er die Evangelischen in Schlesien hielt. Er hatte sich im Breslauer Frieden dazu verstanden, der katholischen Kirche Schutz in ihrem Besitzstande zu versprechen, und beobachtete diese Zusage aus diplomatischen Rücksichten mit fast übertriebener Peinlichkeit. Durch diese Zusage blieben die Katholiken im Besitz der Gotteshäuser, die sie vor Zeiten den Evangelischen entzogen hatten. Das führte zu ganz unglaublichen Verhältnissen. Es gab in Schlesien Orte mit 1000 und 3000 Einwohnern evangelischen Bekenntnisses, wo die Kirche den Katholiken gehörte und nur der katholische Geistliche und sein Schulmeister zum Gottesdienst erschienen. Überhaupt gehörten den Katholiken in dem zur größeren Hälfte protestantischen Lande vier Fünftel der Pfarrkirchen. Diesen Zustand ließ Friedrich bestehen. Es war nicht verwunderlich, wenn das die evangelische Bevölkerung nicht begreifen konnte. Auch die Stolgebühren mußten an die katholischen Geistlichen weiter entrichtet werden. Nur den Bau von Bethäusern erlaubte Friedrich, wenn Mittel zur Besoldung eines Geistlichen vorhanden waren. Es konnte nicht ausbleiben, daß die evangelische Bevölkerung durch solche Erfahrungen sich schwer enttäuscht fühlte. Die Tatsache, daß die preußische Herrschaft auch wieder den reformierten Gottesdienst, der seit 1620 ganz unterdrückt war, aufleben ließ, vermochte die Stimmung nicht viel besser zu machen. Selbst in Holland beunruhigte man sich wegen der Begünstigung der Katholiken in Preußen. Ja, es konnte das Gerücht von dem Übertritt Friedrichs zum Katholizismus aufkommen und immer wiederkehren. Noch mehr Kopfschütteln entstand, als der König in Berlin neben seinem Opernhause, im schönsten Teile der Hauptstadt, für die Katholiken die Hedwigskirche (vgl. Bild 75) bauen ließ, der Schutzpatronin Schlesiens zu Ehren, und sogar aus eigenen Mitteln dazu beisteuerte. Papst Benedikt konnte nicht umhin, vor seinen versammelten Kardinälen das Wohlwollen des Hauses Brandenburg gegen die Katholiken, das nun auch wieder der gegenwärtige Herrscher bezeige, zu betonen. Es kam das Sprichwort auf, wer in Rom etwas durchsetzen wolle, müsse sich an Friedrich halten. Benedikt selbst meinte launig, in Wien gelte er für einen Preußen. In Briefen an dritte gab er Friedrich unbedenklich den Titel König. War es

doch auch kaum anders zu erwarten, als daß der ſchöngeiſtige Papſt, der die Widmung des Mahomet von Voltaire annahm und ſich dafür bei dem Dichter höflich und witzig bedankte und der in der Konverſation gern auf den freien Ton der Zeit einging, für dieſen preußiſchen Herrſcher gewiſſe Sympathien empfand, zumal nachdem er allmählich Verſtändnis für die Toleranz desſelben gewonnen hatte. „Niemals werden wir aufhören," ſchrieb Benedikt im Jahre 1750 an Schaffgotſch, „die Billigkeit dieſes Monarchen zu loben, der wahrhaft groß iſt durch ſeine Tapferkeit, ſeine Klugheit, ſeinen Scharfſinn und durch ſeinen guten Willen, der ihn ſtets nach dem ſuchen läßt, was recht und vernünftig iſt." Benedikt beſaß das Augenmaß, um die Machtverhältniſſe des päpſtlichen Stuhles und der übrigen europäiſchen Mächte richtig zu beurteilen, und ſtemmte ſich nicht eigenſinnig gegen die Entwickelung der Dinge. Darum iſt er eine der erfreulichſten Erſcheinungen unter der langen Reihe der Päpſte zu nennen. Friedrich hat ihm ſeinerſeits auch ein ehrendes Gedächtnis bewahrt. Noch ſechs Jahre nach Benedikts Tode rühmte er ihn als ſeinen Freund und einen Prälaten von großem Verdienſte, der ihm ſeine freundliche Geſinnung bei jeder Gelegenheit bezeigt hätte.

96. **Papſt Benedikt XIV.**
Nach einem Stich von J. M. Bernigeroth

Anders geſtaltete ſich ſein Verhältnis zu ſeinem Schützling Schaffgotſch. Sehr bald merkte er, daß der junge Fürſtbiſchof, einmal im Hafen, ſich kühler gegen ihn benahm. Es bereitete ſich eine jener ſchlimmen Enttäuſchungen vor, die in dem König jenes Mißtrauen gegen ſeine Gehilfen und jene Menſchenverachtung großziehen halfen, die das Erbteil der Heroen der Weltgeſchichte zu ſein pflegt. Als der Oberpräſident Graf Münchow 1753 durch den Miniſter v. Maſſow abgelöſt wurde, warnte Friedrich dieſen vor Schaffgotſch. „Denn obgleich er große Verpflichtungen gegen mich hat, habe ich allen Grund, ihn für einen doppelzüngigen Verräter zu halten." Bald fand er Anlaß, den Biſchof wegen ſeiner Eigenmächtigkeit ſcharf zurechtzuſetzen. Dabei fiel das ſchöne Wort: „Ich halte mich nur vor Gott allein wegen meiner Anordnungen verantwortlich, die ich nach meinem Gewiſſen zum Wohle meiner Untertanen, unabhängig von jeglichem Religionsbekenntnis treffe." Noch aber bewies er ſoviel Schonung gegen den einſtigen Günſtling, daß er es ſeinetwegen zum Rücktritt Maſſows kommen ließ.

Sein politiſches Teſtament von 1752 zeigt uns, welche Anſchauungen er über die katholiſche Frage in Schleſien gewann. Dort brachte er den Katholiken im allgemeinen doch großes Mißtrauen entgegen. Nur die Pfarrer wollte er allenfalls gelten laſſen. Jener katholiſche Stadtpfarrer zu Franckenſtein, der entſagungsvoll bei dem Dresdener Frieden ſich

auf den Boden der Tatsachen stellte und dies in seiner Friedenspredigt mit den Worten zum Ausdruck brachte, die Stunde sei gekommen, „zu welcher unser liebes Vaterland sich von Dir, große Kaiserin Maria Theresia, völlig beurlauben soll," hatte allerdings wohl auch im Sinne der Mehrzahl seiner Amtsbrüder gesprochen. Die Mönche indes hielt Friedrich für österreichischer gesinnt. Die Klasse der Jesuiten erklärte er für die gefährlichste und die schlesischen seien noch ganz besonders fanatisch österreichisch. Ihren Einfluß wollte er durch Berufung französischer Jesuiten brechen, da die deutschen und französischen Mönche von Animosität gegeneinander erfüllt wären. Mit Klarheit und Entschiedenheit formulierte er seinen Standpunkt: „Ich bin neutral zwischen Rom und Genf. Will Rom gegen Genf sich Übergriffe erlauben, so bekommt es ihm schlecht; will Genf Rom vergewaltigen, so wird Genf in die Kosten verurteilt." Zum Schluß aber riet er seinen Nachkommen, „dem katholischen Klerus nicht zu trauen, bevor er nicht authentische Beweise seiner Treue gegeben hat."

Sind es in Schlesien die konfessionellen Verhältnisse gewesen, die dem Könige eine schwierige Aufgabe stellten, so lagen in der andern neuerworbenen Provinz, in Ostfriesland, die Schwierigkeiten bei der Einordnung auf verfassungsrechtlichem Gebiete. Ein in seiner Art nicht minder fesselndes Bild, wie bei der Auseinandersetzung mit der katholischen Kirche, entrollt sich vor uns in dem Kampfe Friedrichs mit den friesischen Ständen und dem Handelsplatze dieser Landschaft.

Es war dem Könige von Anbeginn an klar, daß er in Ostfriesland, demjenigen deutschen Gebiet, in dem vielleicht am heftigsten der Ständekampf getobt hatte, recht vorsichtig in Verfassungsangelegenheiten vorgehen müßte. Die verschiedenen Rechtsansprüche anderer Fürsten, wie des Kurfürsten von Hannover, des Grafen von Wied-Runkel oder gar der Gräfin Kaunitz-Rietberg auf das Erbe Karl Edzards Cirksena kümmerten ihn wenig. Der Graf von Wied, ein eifriger österreichischer Parteigänger, und die Gräfin Kaunitz, die Mutter des späteren österreichischen Staatskanzlers, der in dieser Zeit in Italien die ersten Proben seiner diplomatischen Fähigkeit ablegte, behaupteten, daß Ostfriesland ein Weiberlehen sei. Friedrich ließ sie ruhig ihre Streitschriften in die Welt senden und wandte lieber seine Aufmerksamkeit den inneren ostfriesischen Angelegenheiten zu. Sein realpolitischer Sinn legte im Grunde anfänglich nicht soviel Gewicht auf den Besitz des ostfriesischen Gebietes an sich, weil es zu weit ab von dem Kern seiner Provinzen lag. Er strebte vornehmlich nach Abrundung seines Landes. Nach einem Worte in seinem politischen Testamente von 1752 war ihm ein Dorf an der Grenze wertvoller als ein Fürstentum in hundert Meilen Entfernung. Daher betrachtete er wohl anfänglich die Erwerbung dieser kleinen Provinz nur deswegen als wichtig, weil er dadurch ein wertvolles Tauschobjekt gewann. Mehrere Male hat er 1744 und Anfang 1745 daran gedacht, Emden an die Holländer oder Engländer zu verkaufen, weil er so dringend des Geldes zu seinem Kriege benötigt war. Zuerst kam er davon ab, als Samuel v. Cocceji in geschickter Unterhandlung mit den unendliche Schwierigkeiten machenden Ständen endlich doch durchsetzte, daß ihm 24 000 Taler jährliche Subsidien und außerdem 16 000 Taler für die Befreiung der Landeskinder vom Soldatendienst bewilligt wurden. Den Ansprüchen der Stände begegnete er in der ersten Zeit überaus nachsichtig. Seit dem Dresdener Frieden aber wurde das anders. Nunmehr gab er den Gedanken an eine Veräußerung des Besitzes auf und wartete des Augenblicks, wo er die allzu üppige Selbständigkeit der Stände brechen

97. Nach der Natur gezeichnet, geſtochen und herausgegeben von G. A. Lehmann

konnte. Er fand hier ein gleich treffliches Werkzeug zur Ausführung ſeiner Pläne, wie vorher in Homfeld und Kalckreuth, in dem neuen Kammerdirektor Daniel Lentz, einem geborenen Altmärker, der mit einem wahren Feuereifer und mit einer bewundernswerten Geſchicklichkeit, zugleich nicht ohne einen gewiſſen Zug der Verſchlagenheit der „grundböſen Haushaltung“ der Stände, wie König Friedrich ſagte, den Garaus bereitete. Auch etwas grobkörnig wußte Lentz mit den Bewohnern dieſes Landes zu verfahren, wie das hier ganz am Platze war. Ende 1748 zu den Oſtfriesen entſandt, deren Nachbarn er in einer Jugendſchrift grauſam verhöhnt hatte durch den „Beweis, daß diejenigen, ſo Chriſtum gekreuzigt, Weſtphälinger geweſen“, kam er mit ziemlich freien Vollmachten dorthin. Friedrich erläuterte ihm die mitgegebenen Inſtruktionen dahin: „Wann Ich Euch dergleichen Idées von hier aus gebe, ſolches nicht anders als Speculationes ſind, welche Ich Euch an die Hand lege, um zu beurtheilen, ob ſolche ſich auf die dortige Umſtände ſchicken oder nicht, und ob daſelbſt ein convenabler Gebrauch gemacht werden kann, als welches Ich allhier in der Entfernung, und da Ich das daſige Land niemalen geſehen noch der dortigen Umſtände kundig bin, nicht zu beurtheilen vermag.“ Im übrigen befahl er dem Kammerdirektor, die Stände wiſſen zu laſſen, „daß, nachdem Ich wahrgenommen, wie Alles, was Ich heilſames auf den Landtägen vortragen laſſen, zu keinem Effect gekommen, ſondern lauter Widerſpruch und Aufſchub gefunden, die Unordnungen indeſſen mehr und mehr einriſſen und der publique Fonds ſeinen Credit verlöre, mithin das Land zu ſeinem Ruin eile; als wollte Ich nunmehro denen Ständen ſelbſt überlaſſen, ihren Zuſtand zu erwägen und die dienlichen Mittel zu Abwendung fernerer böſer Suiten zu ergreifen.“

Im weſentlichen galt es das unruhige Emden (Bild 97) ins Joch zu ſpannen. Die Stadt, damals immerhin der einzige nennenswerte Platz inmitten einer faſt rein bäuerlichen Geſamtbevölkerung, war nur noch ein Schatten früherer Größe. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts hatte ſie in Schiffahrt und Heringsfiſcherei den Niederländern Konkurrenz gemacht.

Eine Zeit lang war ſie auch Mittelpunkt des engliſchen Tuchhandels auf dem Feſtland geweſen. Noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts zählte ſie 20 000 Einwohner, jetzt hatte ſie deren nur noch 8000. Aber ſie genoß eine ſehr ſelbſtändige Stellung im Lande und fühlte ſich ſehr. Lentz führte gegen dieſe Machtſtellung auf dem am 16. Januar 1749 in Aurich eröffneten Landtage einen empfindlichen Streich, indem er mit Hilfe des Bauernſtandes, den er in Gärung zu ſetzen verſtanden hatte, und mit Hilfe der Mehrheit der Ritterſchaft durchſetzte, daß das landſchaftliche Kaſſenweſen unter „Manutenenz, Oberaufſicht und Direktion“ des Königs geſtellt und die Verlegung des Landeskaſtens von Emden nach Aurich beſchloſſen wurde. Soweit war man ohne Staatsſtreich auf verfaſſungsmäßigem Wege gelangt. Nun ſchlug Lentz den Emdenern vor, daß ſie dem König die „Direktion des Stadtweſens“ und der Garniſon den Hafen überlaſſen ſollten. Das war den Ratsherren denn doch zu viel. Sie hatten aber ihre Rechnung ohne die Maſſe der ſtädtiſchen Bevölkerung gemacht, die längſt mit dem ſelbſtſüchtigen Regiment der Patrizier unzufrieden war, und auf dieſe Unzufriedenheit hatte Lentz ſeinen Plan gebaut. Es fand eine förmliche Revolution, gefördert von dem preußiſchen Kammerdirektor, in dem guten Emden ſtatt. Am 8. Februar 1749 wurde das Rathaus geſtürmt, der Stadtprokurator die Treppe hinuntergeworfen, der Syndikus ſollte à la Martinitz zum Fenſter hinausgeſtürzt werden, nur erwies ſich dieſes als zu eng. Stürmiſch verlangte man die Annahme der preußiſchen Vorſchläge. Unter dieſem Drucke fiel es Lentz leicht, den Rat zum Nachgeben zu bewegen. Er erhielt ſogar noch mehr bewilligt Wie in den übrigen preußiſchen Städten übernahm ein Ortskommiſſar die Finanzverwaltung, und damit war es mit der republikaniſchen Sonderſtellung des ſtolzen Emdens vorbei. Das preußiſche Königtum hielt als Anwalt der volkstümlichen Intereſſen im Gegenſatze zu der Engherzigkeit des Patriziertums ſeinen Einzug in die Stadt. Einen Mißerfolg hatte Lentz nur bei dem größten Grundherrn des Landes zu verzeichnen, dem Freiherrn zu Inn- und Knyphauſen, der anfänglich eine entgegenkommende Haltung bewieſen hatte, plötzlich aber umſchwenkte. Im übrigen lenkte Lentz ſeitdem die oſtfrieſiſchen Angelegenheiten ganz nach ſeinem Willen. In Anerkennung ſeiner außerordentlichen Verdienſte und Würdigung der beſonderen Stellung, die der Kammerdirektor im Lande einnahm, ernannte ihn Friedrich zum Kammerpräſidenten.

So wurden die oſtfrieſiſchen Verhältniſſe in Einklang mit den altpreußiſchen gebracht. Der Segen für das Land, der daraus erwuchs, war unermeßlich. Durch die Einordnung in den preußiſchen Geſamtſtaat wurden die fremdländiſchen Beſatzungen zum Lande hinausgefegt, die innere Spaltung beſeitigt und vor allem Friede und Recht gewährleiſtet. Ein Mann, der turmhoch über dem Verdacht jeglicher Preußenfreundſchaft ſteht, Onno Klopp, hat hierüber geſchrieben: „Der Beginn der preußiſchen Regierung war die Morgenröte einer beſſeren Zeit“. Sehr bald empfand die Bevölkerung die Vorteile der neuen Lage. Als König Friedrich 1751 zum erſtenmal nach Oſtfriesland kam, half zwar Lentz etwas, um ihm einen guten Empfang zu bereiten, aber es zeigte ſich, daß es dieſer Nachhilfe kaum bedurfte. Jedes Dorf, das Friedrich berührte, hatte eine Ehrenpforte errichtet. In Emden erſtanden 38 ſolcher Tore, an deren größtem zu leſen ſtand:

O Koning! groot van Macht,
Van Goedheit, van Verſtand,
Meer Vater in ons Hart,
Als Koning van ons Land.

In Begleitung ſeiner drei Brüder fuhr der König auch die Ems hinab und ließ ſich ſogar von der Knock, der in den Dollart ragenden äußerſten Landſpitze, auf einem kleinen Boot zum Staunen der Schiffer zurückrudern. Dann wohnte er noch einer Sitzung der Oſtindiſchen Handelskompanie in Emden bei, die er auf eine Anregung ſeines Vertreters im Haag, des Grafen Otto v. Podewils, eines Neffen des Miniſters, zur Förderung der für die Ausfuhr geeigneten Manufakturen ins Leben gerufen hatte. Als er 1755 abermals

kam, konnte er dem Stapellauf eines mächtigen Handelsfahrers beiwohnen und daraus erkennen, daß neues Leben in der alten Stadt erwachte. Die oſtfrieſiſchen Bauern und Fiſcher aber gehörten bald zu den getreueſten Untertanen der preußiſchen Krone.

3. Aufräumungs- und Ordnungsarbeiten im Rechtsweſen

on ſeinem Vater, im Grunde ſogar noch von ſeinem Großvater, dem erſten Könige, hatte Friedrich die Aufgabe überkommen, das Juſtizweſen ſeines Staates zu regeln. Es war der Wunſch König Friedrichs I., gleichzeitig mit der Erwerbung der Königswürde ſeinem Lande auch ein fertiges Rechtsbuch zu ſchenken. Aber es war damals bei den Wünſchen geblieben. Unter König Friedrich Wilhelm I. waren wiederholt Anläufe zu einer Juſtizreform unternommen worden. Es fand ſich auch ſchon der richtige Mann, dem es ſchließlich vergönnt ſein ſollte, wenigſtens den praktiſchen Teil, die Reorganiſation der Juſtizbehörden, durchzuführen: Samuel v. Cocceji (Bild 98). Aber Friedrich Wilhelm konnte ſich nicht leicht entſchließen, einem einzelnen Beamten eine größere verantwortliche Wirkſamkeit anzuvertrauen. Er wollte alles vermöge des Kollegialitätsprinzips erledigen. Daran iſt die Verbeſſerung der Rechtspflege unter Friedrichs Vater geſcheitert. Ein Mann wie Cocceji, der wegen ſeiner mächtigen Tatkraft und umfaſſenden Gelehrſamkeit, ſeines hohen Scharfſinns, ſeiner unermüdlichen Arbeitſamkeit und ſeiner Geſchicklichkeit wie kein zweiter geeignet war, das erſehnte Werk durchzuführen, ſah ſich dadurch, daß ihm gleichgeſtellte Kollegen zur Seite geſetzt wurden, einfach zur Untätigkeit verurteilt. Infolgedeſſen ſtand er vor der trüben Ausſicht, ſeine ſchönen Kräfte ziemlich zwecklos zu vergeuden. Als Friedrich zur Regierung kam, ſtand Cocceji ſchon im 60. Lebensjahre, in dem die wenigſten ſich noch an ein weitausſehendes Reformwerk zu machen pflegen. Aus einem Profeſſorengeſchlecht ſtammend, 1702 zugleich mit ſeinem Vater geadelt, hatte er ein arbeits- und wechſelreiches Leben hinter ſich. Heidelberger von Geburt, erwarb er beſonders praktiſche Erfahrungen in jungen Jahren am Reichskammergericht zu Wetzlar. Mit dem Regierungsantritt Friedrichs ſchien es, als wenn die Sachlage eine andere werden ſollte, indem der König mit richtigem Blicke Cocceji eine bevorzugtere Stellung in der von ſeinem Vater gebildeten Juſtizkommiſſion gab. Aber zunächſt blieb es doch beim Alten. Offenbar wollte der König ſein Urteil über Perſonen und Dinge noch reifen laſſen, ehe er Maßregeln von weittragender Bedeutung ergriff. In ſein Exemplar der Montesquieuſchen „Betrachtungen über die Urſachen der römiſchen Größe“ hatte er, anſcheinend noch in der Kronprinzenzeit, eingetragen: „Niemals in einem Regierungsſyſtem etwas ändern, bevor man aus Erfahrung weiß, was der Natur dieſes Staates frommen oder was ihr entgegen ſein könnte; nicht voreingenommen ſein für oder gegen das, was beſteht, alles mit eigenen Augen ſehen, ſelbſtändig urteilen und ſchließlich nur das einführen, deſſen Änderung oder Verbeſſerung die Vernunft erfordert.“ So gingen die beiden ſchleſiſchen Kriege vorüber. Während dieſer Zeit verwandte er Cocceji vielfach praktiſch zu Organiſationen und Arbeiten in Schleſien und Oſtfriesland, gleichſam um ihn zu prüfen. Cocceji hat zeit ſeines Lebens weniger den Charakter eines Beamten gehabt, ſondern immer mehr etwas von einem Profeſſor. Er war zweifellos ſtark doktrinär angelegt. Dies behagte dem König nicht, und er konnte wohl ärgerlich auf den Pedanten Cocceji ſchelten. Allmählich aber überzeugte er ſich doch von deſſen hervorragender Tüchtigkeit, und der Miniſter ſeinerſeits wurde nicht müde, bei ihm mit Vorſtellungen, Entwürfen und Vorſchlägen zu bohren, um die Mißſtände aufzudecken und endlich die Reform in Fluß zu

98. **Samuel von Cocceji**

Nach einem Gemälde von Ant. Pesne, gestochen von G. F. Schmidt

bringen. Ehe er jedoch durchdrang, galt es einen der interessantesten Kämpfe durchzufechten, die die Beamtengeschichte kennt.

Cocceji hatte einen Widersacher und Nebenbuhler im Justizkollegium, den Minister Georg Dietloff v. Arnim-Boytzenburg (Bild 99), der in seiner Art auch eine bedeutende Persönlichkeit war. Sproß eines uralten uckermärkischen Geschlechts, war er ein hochgebildeter Weltmann und ein praktischer Bureaukrat, der den theoretisch angelegten Cocceji und dessen stürmische Neuerungssucht mit einer gewissen überlegenen Ironie betrachtete. Coccejis Art schien ihm täppisch und unfein. Er setzte alles in Bewegung, um Coccejis Einfluß nicht überwiegend werden zu lassen, und hatte dabei viel Glück, denn er war ein Meister im Ränkespinnen. Beide Männer waren sehr satirisch angelegt, und das war nicht gerade eine Eigenschaft, die ihr Einvernehmen förderte. Wenn Cocceji es als wünschenswert bezeichnete, daß die Prozesse verringert würden, dann fragte Arnim wohl, im Gedanken an die reiche Erwerbsquelle, die die Gerichtssporteln für die Richter bildeten, „woher dann

99. **Miniſter Georg Dietloff von Arnim-Boytzenburg**
Nach einem Gemälde von Ant. Pesne
Geſtochen von G. J. Schmidt

Brot nehmen in der Wüſte?“ Er ſah in Cocceji's Verfahren nur Überſtürzung. Cocceji machte ſich ihm gegenüber etwas ſehr voreilig anheiſchig, Landrecht und Prozeßordnung innerhalb eines Jahres fertig zu ſtellen. Dem entgegnete Arnim ſarkaſtiſch: das lege ein rühmliches Zeugnis eifriger Bemühung ab und ſei des Segens Gottes wert. Als Arnim merkte, daß Cocceji's Einfluß doch wuchs, erklärte er, er werde ſich deſſen Anordnungen nirgends widerſetzen, noch weniger aber ihm helfen, ſondern mit aller Seelenruhe die Dinge geſchehen laſſen. „Alles Ding hat ſeine Zeit“, meinte er wohl in der Hoffnung, daß Cocceji bald einmal ins Stolpern kommen würde. Er wetterte hinter Cocceji's Rücken wohl über deſſen „genügſam kundige Falſchheit und mauvaise foi“ und witzelte über Hintertreppeneinflüſſe, durch die Cocceji ſich zur Geltung bringe. König Friedrich war, wie wir wiſſen, im Herzen nur zu ſehr ein Freund der Grandſeigneurs und er hätte daher zweifellos gern den im übrigen hochverdienten Arnim gehalten. Er ſah ſich deſſen Intrigieren gegen den von ihm bevorzugten Cocceji eine Weile an. Schließlich fühlte er ſich doch aber veranlaßt, ihm „ſein ganz unanſtändiges und aus einer puren Privatjalouſie herrührendes Verfahren“ zu verweiſen. Arnim begriff allmählich, daß ſeine Stellung unhaltbar wurde und bat um ſeinen Abſchied. Friedrich wollte ſein Gehen verhindern. Er riet ihm, ſich die Sache zu überlegen, damit er ſich bei der „honnetten Welt nicht die Blame“ zuzöge, als ob er nur aus Verdruß und Eigenſinn gegangen ſei. Arnim aber beharrte auf ſeinem Entlaſſungsgeſuch. Zögernd gab der König endlich nach (Juli 1748), als der Miniſter ſich auf ſein hohes Alter und ſchwere Krankheitsanfälle berief. Aber er ernannte ihn dafür wenigſtens zum Generalpoſtmeiſter, glücklich, ihn ſo noch etwas feſſeln zu können, und verlieh ihm den ſchwarzen Adlerorden.

Für Cocceji wurde nun, nachdem Arnim aus dem Sattel gehoben war, die Bahn frei. Es gehört zu den Ruhmestaten König Friedrichs, daß er den ihm innerlich nicht allzuſehr zuſagenden gelehrten Mann frei gewähren ließ, ihm ſein unwandelbares Vertrauen ſchenkte und ihn mit Vollmachten ausſtattete, wie er es ſonſt faſt nie getan hat.

Die Hauptprüfung beſtand der eifrige Mann vor dem Könige durch ein in der Rechtsgeſchichte faſt beiſpielloſes Nummerntöten. Das Grundübel in der preußiſchen Rechtspflege war die Verſchleppung der Prozeſſe. Hier Abhilfe zu ſchaffen war Friedrichs Ziel. Demgemäß verlangte er in ſeinem Schreiben an Cocceji vom 12. Januar 1746, in welchem er ihm ſeine Abſicht eröffnete, die Heilung der Juſtiz in die Hand zu nehmen, „daß jedermann ohne Anſehn der Perſon, eine kurze und ſolide Juſtiz, ſonder großes Sportuliren und Koſten, auch mit Aufhebung der gewöhnlichen Dilationen und oft unnötigen Inſtanzen adminiſtrieret und alles dabei blos nach Vernunft, Recht, Billigkeit, auch wie es das Beſte des Landes

Digitized by Google

und der Unterthanen erfordert, eingerichtet werden möge." Im Verschleppen der Prozesse lieferte Pommern das abschreckendste Beispiel. Hier setzte Cocceji's Arbeit ein. Im Januar 1747 trat er mit einem Stabe tüchtiger Justizbeamten eine Reise nach Stettin an. Dem Hofgericht daselbst hatte nichts Gutes geahnt, als ihm der Besuch des Ministers angezeigt wurde, und man hatte, so schnell es ging, noch zu erledigen gesucht, was erledigt werden konnte. Aber als Cocceji eintraf, harrten noch ganze achthundert überjährige Prozesse der Beendigung, darunter ein schon zweihundertjähriger Streit des Fiskus mit den Herren v. Köller auf Kantreck bei Kamin, der schon 70 Aktenbände hatte anwachsen lassen. Nun wurde reiner Tisch gemacht. Binnen Jahresfrist waren in Stettin 2101 Prozesse erledigt. Ebenso ging's am Hofgericht zu Köslin. Dort wurden in derselben Zeit 927 Sachen aus der Welt geschafft. Als drittes Feld, auf dem er mit dem Schlendrian aufräumen sollte, erhielt Cocceji die beiden in Berlin bestehenden Gerichte, besonders das Kammergericht, zugewiesen. Dort wurden 1364 Nummern in einem Jahre getötet. Nun bereiste Cocceji die übrigen Landschaften. Besonders Kleve hatte der König ins Auge gefaßt, das er für den Hauptsitz der Schikane erklärte. Überall wandte der Minister mit seinen Gehilfen das abkürzende Verfahren an. Nicht immer wird dabei das Rechte getroffen worden sein, und insofern hatte Arnim Grund, über die Überstürzung zu schelten. Einer der Mitarbeiter Coccejis, Jariges, brauchte bezeichnenderweise gelegentlich das Wort: „Marsch, marsch, was fällt, das fällt." Aber eine Wohltat war diese herkulische Auskehrarbeit doch für das Land.

Schon nach den ersten Probestücken in Pommern bezeugte König Friedrich dem Minister seine Zufriedenheit, indem er ihn am 8. März 1747 zum „Großkanzler des Königreichs und aller übrigen Lande", d. h. zum obersten Leiter des Justizwesens in Preußen erhob und ihm den schwarzen Adlerorden verlieh.

Die praktische Abkürzung des Prozeßverfahrens konnte indes nur als äußerliche Maßnahme gelten. Viel wichtiger war es mit dem alten Wust aufzuräumen, der in dem schwerfälligen Mechanismus der Geschäfte und in der komplizierten Organisation der Behörden bestand.

Als ein Hauptmittel Hilfe zu schaffen bezeichnete Cocceji Erhöhung der Gehälter. Das stieß allerdings bei dem Könige auf die schwersten Hindernisse, weil er sich in seinen Mitteln beengt sah. Es war dies die empfindlichste, schwächste Seite des absoluten Königtums. Durch Verminderung der Stellen und Zusammenlegung der vorhandenen Gehälter wußte Cocceji etwas zu helfen. Dabei ging es wieder nicht ohne Härte ab. Sodann wurden festere Normen für die wissenschaftliche Vorbildung der Justizbeamten geschaffen. Am Schluß der Tätigkeit Coccejis, im Jahre 1755, trat auf Veranlassung seines Gehilfen Jariges eine regelrechte Prüfungskommission ins Leben. Dieselbe juristische Vorbildung wurde von den Anwälten verlangt, über deren Stand schon lange begründete Klagen im Schwange waren. König Friedrich Wilhelm hatte bereits einen förmlichen Feldzug zur Ausrottung der in dieser Klasse bestehenden Mängel unternommen, aber das Gegenteil von dem erreicht, was er wollte. Mit der Justiz sollte er nun einmal kein Glück haben. Cocceji fällte über die Berliner Advokaten 1747 das wenig schmeichelhafte Urteil, es seien nur wenige darunter, die „eine Idee von Sentiment oder Honneur oder auch nur die benötigte Wissenschaft hätten." Neben der nunmehr verlangten gründlichen Bildung sollte eine gehörige Ausmerzung der räudigen Schafe unter den Anwälten Wandel schaffen. Die Personen, gegen die Einwände bestanden, wurden zu Schreibern der Anwälte gemacht.

Schon im Mai 1746 hatte Cocceji einen „Unvorgreiflichen Plan wegen Verbesserung der Justiz" vorgelegt, in dem Abkürzung der Fristen, Verbot der Aktenversendung an Juristenfakultäten als letzte Instanz und andere wichtige Forderungen aufgestellt wurden. Auf Grund dieses Planes entwarf der Minister nun allmählich Prozeßordnungen. Die erste, für Pommern gültige, konnte er schon im August 1747 einreichen. Das bisher gebräuchliche Versenden der Akten an Juristenfakultäten, das nur zu heillosen Verschleppungen führte und manchmal, wie heute die Sachverständigenurteile vor Gerichten, die größeste Ver-

wirrung anrichtete, wurde von Friedrich am 20. Juni 1746 verboten. Dies nahm Cocceji mit Freuden in seine Prozeßordnungen auf. Selbständig ging er vor, indem er der Kabinettsjustiz in diesen Prozeßordnungen einen Riegel vorzuschieben suchte. Friedrich hat sich dieser neu aufgestellten bedeutungsvollen Norm allmählich anbequemt. Ab und zu hat er noch in die Rechtsprechung eingegriffen; bezeichnenderweise beugte er 1748 das Recht zu gunsten eines armen Bauern, der einen Prozeß mit einem Kloster verlor, während er einem Adligen, obwohl er der Schwiegersohn des Ministers Podewils war, eine scharfe Absage erteilte. Wenn er sich gegen die Norm sträubte, so geschah das in dem Sinne jenes denkwürdigen Ausspruchs vom 31. Dezember 1746: „Am allerwenigsten ist Unsere Intention, Unseren gedrückten Unterthanen den Zutritt zu Unserem Königlichen Thron abzuschneiden". Doch bereits im politischen Testamente von 1752 bekannte der König: „Ich habe mich entschieden, den Lauf der Prozesse niemals zu stören; in den Gerichtshöfen müssen die Gesetze sprechen und der Souverän schweigen." Daran hat er festgehalten. Noch 1772 erklärte er: „Wir selbst oder unser Etatsministerium geben keine Entscheidungen, so die Kraft einer richterlichen Sentenz haben." Nur einmal noch, in einem weltbekannten Fall, hat er Kabinettsjustiz gegen Ende seiner Regierung geübt, und auch damals hat er es vermieden, das Gerichtserkenntnis formell umzustoßen.

Eine wichtige Änderung im Prozeßrechte war ferner das Verbot der fiskalischen Bagatellprozesse am 24. Januar 1747. Der König bezeichnete diese Prozesse als „Unfug", sofern die Prozeßkosten in keinem Verhältnisse zum Werte des Streitgegenstandes standen, und da sie großenteils gerade die Armen bedrückten. König Friedrich Wilhelm I. war hierin mit besonderer Rücksichtslosigkeit verfahren, um die Rechte des Fiskus bis aufs äußerste zu verfolgen. Dadurch aber war unnütz viel Kraft vergeudet worden. Friedrich war diese fiskalische Härte längst ein Dorn im Auge. Das Verbot wurde denn auch als eine große Wohltat allgemein empfunden.

Praktisch von noch größerer Bedeutung in der Tätigkeit Coccejis sollte die Behördenorganisation werden, die er traf. Nach Beseitigung der Aktenversendung an die Juristenfakultäten gab es noch drei Instanzen. Die Untergerichte stellten die Patrimonialgerichtsbarkeit der Gutsbesitzer auf dem platten Lande und die Gerichtsbarkeit einzelner sogenannter Immediatstädte dar. Der selbständige Charakter der städtischen Gerichtsbarkeit, der ohnehin nur noch sehr gering war, verschwand unter Friedrich bald ganz. Die richterlichen Beamten des platten Landes wurden jetzt auch dem Prüfungszwang unterworfen. Infolgedessen wurden die adeligen Gutsherren in der Verfügung über das Gericht wesentlich beengt. Die zweite Instanz oder die Appellationsgerichte bildeten in der Regel die sogenannten Regierungen. Ursprünglich hatten diese Behörden neben der Justiz auch Polizei- und Finanzverwaltung geübt. Allmählich waren aber ihre Verwaltungsgeschäfte auf die neugeschaffenen Kriegs- und Domänenkammern übergegangen, so daß die Regierungen im wesentlichen nur noch Justizbehörden geblieben waren. Dahinein ragten nun wie Ruinen aus alter Zeit die Hofgerichte zu Stettin und Kleve, die den Regierungen direkt im Wege standen. Sie wurden mit den Regierungen vereinigt. In Mörs und Ostfriesland wurden dementsprechend ebenfalls Regierungskollegien gebildet. Unberührt blieben einige alte Justizbehörden, die keine Regierungen neben sich hatten, wie das Kammergericht zu Berlin, die Hofgerichte zu Königsberg und Köslin und andere. Sehr schwierig war es, die Befugnisse der Regierungen von der Gerichtsbarkeit der Kriegs- und Domänenkammern zu trennen. Die Grenzlinie zwischen der Verwaltungsgerichtsbarkeit und der ordentlichen Justiz wurde gezogen durch die königliche Verordnung vom 19. Juni 1749. Noch einschneidender waren die Neuerungen bei den obersten Instanzen. Bisher hatten fünf oberste Gerichtshöfe für die verschiedensten Bevölkerungsgruppen bestanden. Drei davon verschwanden. Es blieb nur noch das Oberappellationsgericht in Berlin und das Tribunal zu Königsberg bestehen. Das Oberappellationsgericht stellte im wesentlichen die oberste Justizbehörde für den Gesamtstaat dar. Nur den Ostpreußen wurde eine Sonderstellung eingeräumt, indem man ihnen

das Tribunal in Königsberg ließ. So wurde durch Cocceji allmählich der territoriale Charakter der Gerichtsverfassung in den gesamtstaatlichen umgewandelt, eine Errungenschaft von unschätzbarer Bedeutung für Preußen. Sie war nur möglich dadurch, daß der König und der Großkanzler sich vortrefflich gegenseitig zu nehmen wußten. Insbesondere hatte Cocceji es in seinen unzähligen Immediatberichten verstanden, durch musterhafte Kürze, Klarheit und Sicherheit die höchste Achtung des Königs zu gewinnen und sich dadurch sein Vertrauen zu erhalten. Es waren weniger neue Ideen, die er mit siegesgewisser Energie durchsetzte; sein Verdienst besteht mehr in seiner ordnenden und nivellierenden Tätigkeit, die er mit souveräner Selbstgewißheit und fester Hand ausübte. In einer am 22. Januar 1750 in der Akademie der Wissenschaften verlesenen Abhandlung hat König Friedrich diese reformatorische organisierende Tätigkeit seines Großkanzlers gewürdigt mit den Worten: seine „Rechtschaffenheit, Einsicht und unermüdliche Tatkraft" würde „den Republiken Griechenlands und Roms zur Zeit ihrer reichsten Fruchtbarkeit an großen Männern Ehre gemacht haben."

Aber die organisatorische Arbeit war nur der kleinere Teil der Aufgaben, die sich Cocceji gestellt hatte. Es galt außerdem das langersehnte Gesetzbuch zu schaffen. Dies hat Cocceji immer im Auge behalten, und trotz der Fülle seiner Geschäfte und trotz der Last seiner Jahre hat er die Muße gefunden, fleißig daran zu arbeiten. Aber die Vollendung des Werkes hat er nicht mehr erlebt. Es ist lediglich ein Entwurf geblieben, und selbst dieser ist nicht ganz fertig geworden. Er gedachte das Allgemeine Preußische Landrecht in drei Teilen zu behandeln. Der erste davon, „Projekt des Corpus iuris Fridericiani" betitelt, enthielt das Personen- und Familienrecht und erschien 1749 im Druck, der zweite Teil, 1751 veröffentlicht, brachte das Sachen- und Erbrecht. Der Schlußband sollte das Obligationenrecht bringen. Über der Arbeit daran ist Cocceji, schon lange leidend, am 24. Oktober 1755 gestorben. Das Unglaubliche geschah, daß das Manuskript dieses Teiles in Vergessenheit geriet, ja zum Teil verloren ging. Nur die Bestimmungen des Corpus über das Ehe- und Vormundschaftsrecht erlangten für einzelne Landesteile Gesetzeskraft. Das ganze Werk baute sich auf der Naturrechtslehre des großen holländischen Juristen Hugo Grotius und auf der Lehre des nicht minder berühmten Sachsen Thomasius auf. Löblicherweise war nach dem Vorgange von Thomasius und auch im Sinne des Königs die deutsche Sprache gewählt worden, „damit ein Jeder, der einen Prozeß hat, solches selber nachlesen und ob er Recht oder Unrecht habe, daraus erlernen könne". Nur schade, daß Cocceji den Segen, den diese Neuerung stiften konnte, dadurch wieder völlig illusorisch machte, daß er die juristischen Kunstausdrücke stehen ließ, weil die deutsche Sprache sich nicht eigne, „eine Sache auf eine kurze Art zu exprimieren". Das war gewiß nicht im Sinne von Thomasius, und außerdem mußte Cocceji wissen, wie unleidlich dem Könige die lateinischen Bezeichnungen waren, weil er sie nicht verstand (Beilage 8). Ein Fehler von noch größerer Tragweite war die doktrinäre Einseitigkeit des Werkes. Diese entging zunächst dem König und der Welt, die bewundernd das Werk der Kodifikation in Preußen verfolgte, und am meisten verschloß sich gegen diesen Fehler der Verfasser selbst. Welche Bedeutung er seinem Werke zumaß, erhellt aus einer Akademierede, in der er bescheiden dem König das Hauptverdienst daran zumaß: „Nun hat sich aber gleichwohl dieses Mirakel in den preußischen Ländern wirklich zugetragen; die Providenz hat der Welt zugleich einen Alexander und einen Salomon in der Person unseres großen Königs geschenket; dieser unvergleichliche Monarch hat als ein zweiter Alexander den Zweifelsknoten, welchen bisher niemand auflösen konnte, coupieret und das seit 700 Jahren in Teutschland eingeführte, confuse römische Recht aufgehoben; zugleich aber, als ein anderer Salomon, ein neues Landrecht, aus denen Ästen des in vielen Stücken nicht unvernünftigen römischen Rechtes verfertigen lassen." König Friedrich ist später von seiner Überschätzung des Entwurfs zum Landrecht zurückgekommen. Er erkannte, daß erst die Hälfte der Arbeit getan war und daß es einer neuen Anregung von ihm bedurfte, um sie zu vollenden. Gleichwohl fühlte er sich veranlaßt, das Gedächtnis

ſeines großen Gehilfen, den er auf der Höhe ſeines Schaffens noch durch die Erhebung in den Freiherrnſtand ausgezeichnet hatte, vor aller Welt durch die Aufſtellung einer Marmorbüſte auf dem Hofe des Kammergerichts zu ehren, die die Inſchrift erhielt: Vindex legum et justitiae, „Beſchützer der Geſetze und der Gerechtigkeit“.

Die innere Anteilnahme des Königs an dem Werke der Juſtizreform ſpiegelt ſich deutlich in jener in der Akademie geleſenen Abhandlung, ſeiner „Diſſertation“, wie er ſagte, über die allgemeinen Aufgaben der Geſetzgebung. Sie zeigt ſtarke Berührungspunkte mit dem „Geiſt der Geſetze“ Montesquieus, den der berühmte Franzoſe zwei Jahre vorher veröffentlicht hatte, zeichnet ſich aber zugleich durch große Selbſtändigkeit des Denkens aus. An Montesquieu erinnern Gedanken wie, daß ſich der Geſetzgeber vom Geiſte der Mäßigung leiten laſſen müſſe, daß er klar und ſchlicht wie ein Familienvater zu ſprechen habe, daß die Geſetze dem Volkscharakter anzupaſſen ſeien, und die hiſtoriſche Betrachtung des Themas, die König Friedrich zu der Aufſtellung des Grundſatzes veranlaßt: „Wer eine genaue Kenntnis der Art, wie man Geſetze geben oder abſchaffen muß, gewinnen will, kann ſie nur aus der Geſchichte ſchöpfen.“ Im übrigen war gerade der hiſtoriſche Teil des Aufſatzes ſchwach, und dadurch verdarb ſich der König die Wirkung desſelben damals. Die Stärke der Diſſertation beruht auf den großen Anſchauungen vom Strafrecht, die Friedrich entwickelte. Sie zeigen, wie er ſeiner Zeit vorauseilte. Die Unzuläſſigkeit der Folter begründete er jetzt theoretiſch. Sodann trat er für eine mildere Beſtrafung des Diebſtahls ein. Ebenſo beurteilte er die Kindesmörderinnen milde, in denen er bedauernswerte verführte Geſchöpfe ſieht. Dem hat ſeine praktiſche Juſtiz entſprochen. Er hat ſogar mehrmals zum Tode verurteilte Straßenräuber zu Freiheitsſtrafen begnadigt. Mit Genugtuung zählte er die Errungenſchaften der Coccejiſchen Reform auf und hob darin die Abkürzung der Prozeſſe hervor, deren Verſchleppung für die Reichen dazu diene, um die Armen allmählich matt zu ſetzen. Sein praktiſcher Sinn verriet ſich wieder in dem Satze: „Wenig weiſe Geſetze machen ein Volk glücklich, viel Geſetze verwirren die Rechtswiſſenſchaft, aus der nämlichen Urſache, aus der ein guter Arzt ſeine Kranken nicht mit Arzeneien überladet.“ Die Abhandlung klingt aus in den eine harmoniſche Stimmung offenbarenden Worten: „Sich einbilden, daß die Menſchen ſämtlich Teufel ſind und ſie mit Grauſamkeit verfolgen, wäre das Wahngeſicht eines ſcheuen Menſchenhaſſers; vorausſetzen, daß die Menſchen ſämtlich Engel ſind, und ihnen die Zügel ſchießen laſſen, wäre der Traum eines törichten Kapuziners; glauben, daß ſie weder alle gut noch alle ſchlecht ſind, ihre guten Handlungen über den Wert lohnen, ihre ſchlechten unter dem Maß ſtrafen, Nachſicht üben gegen ihre Schwächen und Menſchlichkeit haben für alle, das heißt handeln, wie ein vernünftiger Menſch ſoll.“

Als Montesquieu von dieſer Abhandlung erfuhr, ſchrieb er ſtolz einem Freunde, die Könige würden vielleicht die letzten ſein, die ſeine Schriften läſen, und vielleicht würden ſie ſie überhaupt nicht leſen; einen König aber gebe es wenigſtens auf Erden, der ſie geleſen habe.

4. Verwaltung und Volkswirtſchaft

Durch die Änderungen in der Organiſation der Juſtizbehörden wurden auch neue Maßnahmen in der Verwaltung bedingt. An grundſätzlichen Neuerungen hatte der König kürzlich auf dieſem Gebiete noch eine vorgenommen, indem er 1746 zu dem gleich bei Beginn der Regierung gebildeten fünften Departement des Generaldirektoriums noch das ſechſte hinzufügte, deſſen Leiter bald den Namen Kriegsminiſter empfing. Wichtig waren auch verſchiedene Verſchiebungen, die er in den übrigen Miniſterien vornahm. Einer ſeiner tüchtigſten Miniſter, Friedrich v. Görne, der die Leitung des erſten Departements, das heißt der öſtlichen Provinzen Preußen, Pommern und Neumark, unter ſich gehabt hatte, war 1745 geſtorben und wurde durch den ebenfalls tüchtigen Märker Adam v. Blumenthal erſetzt. Das zweite und wichtigſte Departement, das die Kurmark und Magdeburg umfaßte, erhielt der bedeutendſte unter den Miniſtern des Generaldirektoriums, jener Boden, der ſchon unter Friedrich Wilhelm I. ſo viel gegolten hatte und der dem Vater König Friedrichs ſo wahlverwandt war. König Friedrich ſchätzte ihn als ein ganz erſtaunliches Finanztalent und als einen Mann von großer Perſonalkenntnis ſowie von ſeltenem Pflichteifer außerordentlich hoch. Ohne ihn ſtellte er nie ſeinen Staatshaushalt auf. Wegen ſeiner Brutalität und ſeiner Neigung zu ſchikanieren war Boden durchaus nicht beliebt, doch daran kehrte ſich Friedrich nicht, ſo wenig er ſonſt ſolche Naturen mochte. Um für Boden im zweiten Departement Platz zu ſchaffen, mußten die beiden anderen Miniſter der vier erſten Abteilungen, der bequeme Viereck und der unbegabte Happe, ſich es gefallen laſſen, umgeſetzt zu werden. Bald nach dieſen Änderungen entſchloß ſich der König, veranlaßt durch die Neuordnung der Juſtizverwaltung, zu dem Erlaß einer neuen Dienſtvorſchrift für das Generaldirektorium. Es war dies im Jahre 1748.

Die damals ergangene neue Inſtruktion für die oberſte preußiſche Verwaltungsbehörde iſt als eins der denkwürdigſten Schriftſtücke zu betrachten, die aus Friedrichs Feder gefloſſen ſind. Man hat ſie treffend ein Sammelbecken der Reformideen Friedrichs in der inneren Verwaltung für die erſte Hälfte ſeiner Regierung genannt. Der König hat eigenhändig die Inſtruktion ſeines Vaters umgearbeitet, indem er Randbemerkungen dazu machte und ſtellenweiſe ganze Abſchnitte umwarf. Eine Reihe dieſer Bemerkungen beziehen ſich auf die Handhabung der Geſchäfte im allgemeinen, da ein von ihm verfolgter Geſichtspunkt die Hebung des Geſchäftsganges bezweckte. Der König ſieht ſich veranlaßt, einer beſſeren Verträglichkeit der Miniſter untereinander das Wort zu reden. Es waren zu verſchiedene Geiſter darin, als daß es ohne Reibungen hätte abgehen können. Mit dem größten Mißfallen, ſo ſagt er, habe er bemerkt, daß ſich unter den Miniſtern eine Art von Haß, Animoſität und esprit de parti eingeſchlichen hätte. Er unterſagt „dergleichen ſchändliche und Leuten von ſo vornehmem Charakter und Stande höchſt unanſtändige Dinge und Disputen, wodurch nur die Zeit verdorben und die Abmachung und Beförderung derer Sachen gehindert und gehemmt wird“ (Beilage 9). Weiter heißt es: „Sie Sollen nicht ihre Zeit Mit wunderlichen Disputen zubringen und Wan Sie ſich nicht in 6 Minuten vergleichen können, ſo Sol Sofort Relatio at Regem gemacht werden.“ Sein Vater hatte für längere Sitzungen in höchſt patriarchaliſcher Weiſe ein Eſſen von vier Gängen erlaubt, das aus der königlichen Küche aufgetragen werden ſollte. Das hob Friedrich wohlweislich auf, denn er war der Anſicht: „wenn ſie fleiſich arbeiten, So können ſie ihre Arbeit des morgens in Curenten Sachen in 3 Stunden verrichten, wenn Sie Sich aber Historien vertzehlen, Zeitungen leſen, So iſt der gantze Tag nicht lang genung.“

Als vornehmſte Eigenſchaften der Beamten bezeichnete er „Wachſamkeit, Arbeitſamkeit, unbeſtechliche Ehrlichkeit“. Wie bemühte er ſich, dieſe Tugenden in ſeinen Beamten zu wecken! „Es iſt ganz und gar nicht genug, etwas anzugeben oder zu befehlen, ſondern es muß auch darauf geſehen und mit vieler Attention darauf gehalten werden, daß das Anbefohlene prompt exequieret werde,“ ſchreibt er und fügt nachdrücklich hinzu: „dazu habe Ich Euch Autorité genug gegeben“. Seine Beamten mußten ihre Augen ſozuſagen überall haben. Denn warnend bemerkt er, das Generaldirektorium könne verſichert ſein, daß er die vorkommenden Sachen ebenſo auf der Reiſe, wie zu Hauſe attendieren werde. Auch für die Kammern ergingen 1748 neue Dienſtordnungen. Sie mußten jeden Monat einen Bericht unmittelbar an den König über die Verhältniſſe ihrer Provinz erſtatten. Mit ihnen ſtand er überhaupt, was eine höchſt lehrreiche Tatſache iſt, faſt in engerer Berührung als mit den Miniſtern, die nur ſehr gelegentlich zum Vortrag befohlen wurden, während er die Kammern auf ſeinen unaufhörlichen Reiſen recht oft perſönlich beſuchte. Eine der wünſchenswerteſten Eigenſchaften für einen Herrſcher, die Fähigkeit richtig zu fragen, hat König Friedrich wie kaum ein zweiter gehabt. Überall wußte er auf den Grund zu kommen. Es kam wohl vor, daß er einer Kammer ſeinen Beſuch ankündigte und ihr vorher einen Fragebogen mit mehr als hundert Fragen zuſchickte mit dem Befehl, ſich gehörig vorzubereiten und die Akten bereit zu halten, damit „ſolche im Moment bei der Hand ſein und nicht allererſt aufgeſuchet und beigebracht werden dürfen“. Der Stil ſeiner Kabinettsbeſcheide iſt noch ganz in dem ungefügen Tone ſeines Vaters gehalten (Beilage 10). Darin prägt ſich die Lebhaftigkeit und die Befehlshabernatur dieſer beiden Könige aus. Was haben ſich alle dieſe Beamten ſagen laſſen müſſen! Seine Sach- und Perſonalkenntnis wurde bei ſeiner eifrigen Arbeit, ſeinen Beobachtungen an Ort und Stelle und ſeiner Gedächtniskraft ganz außerordentlich. Konnte er nicht klar in dem ihm erſtatteten Bericht ſehen, ſo wußte er ſich auch mit Kritik und Kombination gut zu helfen. Einer Kammer ſpricht er einmal ſein Befremden darüber aus, daß ſie Beſchwerden der Untertanen immer als unbegründet bezeichne; das komme ihm „ſehr problématique“ vor und er könne nicht anders urteilen, „als daß es nicht allemal mit denenjenigen, ſo die Sachen unterſuchen, ſo ganz richtig ſei“. Weniger tüchtige Beamte ſetzte er gern auf Poſten, „wo ſie eher getragen werden können“. Doch war er im weſentlichen gegen das Verſetzen der Verwaltungsbeamten, weil es ihm darauf ankam, daß ſie möglichſt gut eingearbeitet waren. Erinnerungen an die eigene Auskultatorenzeit zu Küſtrin mögen in dem König wohl aufgeſtiegen ſein, als er in der neuen Dienſtordnung zur Ausbildung der jungen Beamten beſtimmte, ſie ſollten vor allem lernen „ein gut Protokoll führen, Konzepte abfaſſen, Akten-Extrakte machen, Anſchläge verfertigen, Inventarien, Vieh und Wirtſchaftsgerät taxieren, Rechnungen formieren und abnehmen“. Als er dem Präſidenten der Küſtriner Kammer einmal einen begabten jungen Adeligen, der ihm perſönlich gut bekannt war und der als Schützling des Königs vielleicht mit beſonderer Rückſicht hätte behandelt werden können, überwies, ſchärfte ihm Friedrich ein, er ſolle den jungen Mann zu allem heranziehen, ihn „recht ausarbeiten“, ihn „in nichts ſchonen, ſondern in allen Stücken dergeſtalt arbeiten laſſen, als ob es ein Menſch von gemeiner Herkunft wäre“. Damals ſtand den Subalternbeamten noch der Zutritt zu der höheren Laufbahn offen. Die Inſtruktion von 1748 hielt daran feſt. Ja, Friedrich beförderte Sekretäre, wenn ſie ſich bewährten, gern zu Ratsſtellen, weil die „gemeiniglich die beſten Leute werden, ſo von unten auf dienen“. Dafür wurde jetzt aber die wichtige Neuerung getroffen, daß das Anwartſchaftsunweſen, das Friedrich Wilhelm I. hatte ziemlich emporwuchern laſſen, um mehr Mittel für ſeine großen Kerls zu bekommen, ein- für allemal beſeitigt wurde. Durch die Erteilung von Anwartſchaften auf Ämter gegen Geld drohte in Preußen dieſelbe Mißwirtſchaft einzureißen wie in Frankreich, wo die Ämter ſeit Jahrhunderten käuflich waren. Friedrich empfand einen Widerwillen gegen eine derartige Bereicherung des Staatsſäckels. Er ſtrich alle von ſeinem Vater erteilten Anwartſchaften und zahlte ungeeigneten Anwärtern das hinterlegte Einkaufsgeld zurück. Als ihm einmal, während er im Felde lag, die

Anſtellung eines mit einer ſolchen Anwartſchaft verſehenen Mannes vorgeſchlagen wurde, flammte ſein Zorn auf und er drohte, die Miniſter in hohe Geldſtrafen nehmen zu wollen, wenn ſich dies wiederholte. Ganz im Widerſpruch zu ſeiner ſonſtigen eminent praktiſchen Behandlung der Dinge ſtand es, daß er darauf hinarbeitete, den Erſatz ſeiner Beamten lediglich aus Beamtenſöhnen zu beziehen, während es durchaus erforderlich iſt, daß den einzelnen Berufsklaſſen immer friſches Blut aus anderen Ständen zugeführt wird, weil ſonſt die Gefahr der Verknöcherung, die bei der Beamtenklaſſe ſchon ſo in beſonderem Maße beſteht, allzu drohend wird. Für die höheren Verwaltungsſtellen, insbeſondere für die Poſten der Kammerpräſidenten, die von hervorragender Wichtigkeit waren, hätte er gern vielfach Offiziere verwandt. Schließlich ernannte er jedoch meiſt in der Praxis bewährte Verwaltungsbeamte, vornehmlich Landräte, dazu. Faſt durchweg wählte er ſie aus dem Adel. Wie ſein Vater, ſo beſtimmte auch König Friedrich in der neuen Dienſtvorſchrift, daß die oberen Verwaltungsſtellen nur mit Proteſtanten beſetzt werden ſollten. Von den Männern, die unter ihm Miniſterpoſten bekleidet haben, iſt nicht ein einziger Katholik geweſen. Wenn er mit Miniſtern ungern wechſelte, mit den Kammerpräſidenten verfuhr er nicht ſo ſchonend. Das haben mehrere von ihnen gleich nach dem zweiten ſchleſiſchen Kriege erfahren. Es war, als wenn der König die Parole, die er in der Inſtruktion von 1748 ausgab, „Jetzunder muß der alte Sauerteig ausgekehrt werden“, ſchon vorher den Kammerpräſidenten gegenüber befolgte. Bei der Neubeſetzung der freiwerdenden Stellen hatte er eine glückliche Hand. Die glücklichſte bewies er in der Ernennung des Freiherrn von Schlabrendorff zum Oberpräſidenten von Schleſien anſtelle des im Jahre 1755 aus ſeinem Amte ſcheidenden wackeren Maſſow. Ernſt Ludwig v. Schlabrendorff iſt ein ähnliches Verwaltungstalent wie der Freiherr vom Stein und wie Ludwig v. Vincke geweſen, in dem unermüdlicher Eifer mit Sachkenntnis und Gewandtheit wetteiferten. Die Verwaltung dieſes energiſchen und menſchenfreundlichen Mannes, der ſich als Oberpräſident für nicht zu hoch hielt, um als Stallmeiſter verkleidet Viehmärkte zu beſuchen, weil er ermitteln wollte, ob ſich der polniſche Viehhandel nach Preußiſch-Schleſien ziehen laſſe, hat Schleſien zu außerordentlichem Segen gereicht.

Der große Geſichtspunkt bei der fridericianiſchen Landesverwaltung war es, auf alle Weiſe die Wohlfahrt der Untertanen zu fördern, weil der König in glücklichen wirtſchaftlichen, man kann auch ſagen ſozialen Verhältniſſen eine Grundlage der ſtaatlichen Macht erblickte. Darum iſt er mit vollem Recht als ein König der Armen zu bezeichnen. Auf allen Gebieten macht ſich das Beſtreben Friedrichs bemerkbar, der Ausbeutung und Bedrückung der kleinen Leute in den Weg zu treten. So in der Städteverwaltung. Einmal ſchreibt er dem Generaldirektorium, es wäre ihm aufgefallen, daß beſonders in den kleinen Städten die geringen und armen Bürger „über die kleinſten Bagatelles, Plaudereien und Weiberklatſchereien“ von dem Magiſtrat geplackt und drangſaliert würden, und ſchließlich verärgert wegzögen. Die die Aufſicht über die Stadtverwaltung führenden Steuerräte wären anzuweiſen, ſolchen Maßnahmen der Magiſtrate entgegenzutreten, insbeſondere, wenn den kleinen Leuten „wegen etwas Gut und Weide vor ihr Vieh, Austreibung der Gänſe und dergleichen Kleinigkeiten“ Schwierigkeiten gemacht würden. Er legte beſonderen Wert darauf, daß dieſe Steuerräte für die ihnen anvertrauten Stellen auch recht brauchbar wären, und fand, daß es bisher damit nicht zum beſten beſtellt geweſen wäre. Nicht nur ſoll der Steuerrat etwas von „Acciſe-, Commercien- und Fabriquenſachen“ verſtehen, er ſoll vor

allen Dingen die Leute richtig behandeln. Die „ſchlechten Subjekte“, die nach des Königs Anſicht bisher meiſt das Amt des Steuerrats oder Commissarius loci verſehen hatten, waren ihm ein Greuel. Er ſchilderte ihren Typus mit beißendem Witz den Kammerpräſidenten: „Er iſt impertinent gegen den Bürger; er ſpielet den Miniſter, er tractieret alle Sachen en bagatelle und erniedrigt ſich kaum mit dem Bürgermeiſter, Ratmannen und Bürgern, mit welchen er doch zu ſprechen hat, umzugehen; er läſſet ſich ſeine Relationes, die er doch ex officio erſtatten ſollte, von denen Particuliers bezahlen und arbeitet ſolche aus, wie er davor gelohnet wird. Wenn er von einer Stadt zur anderen reiſet, hat er einen Train bei ſich, daß man ihn vor einen Feldmarſchall anſehen ſollte. Er ſuchet nur darauf, daß er ein gutes Quartier in denen Städten, wohin er kommt, hat, und daß er von dem Magiſtrat daſelbſt tractieret werde, alsdann iſt alles gut in der Stadt.“ Noch nachdrücklicher nahm er ſich ſeiner Pachtleute an. Bei dem rieſigen Domanialbeſitz, den der preußiſche Staat damals verhältnismäßig hatte, dank großenteils der Vorſorge König Friedrich Wilhelms I., war die Klaſſe der Domänenpächter nicht klein. König Friedrich Wilhelm I. hatte mit großer Einſeitigkeit den Vorteil des Fiskus in den Vordergrund geſtellt. So ſtand in der von ihm für die Pachtkontrakte feſtgeſetzten Inſtruktion, es dürfe nichts bewilligt werden, „als was ohne Sr. Königl. Majeſtät Schaden präſtieret werden kann“. Friedrich ergänzte das bedeutungsvoll dahin: „und anderer Leuten Schaden.“ Nur dann ſollte die Pacht erhöht werden, wenn ſich ein „reelles und ſolides“ Plus erwarten ließe. Die Amtsbauern dürften nicht beſchwert werden. In der Inſtruktion für das Generaldirektorium von 1748 ſtand der denkwürdige Satz: „Aber das Plus iſt verflucht, welches durch das Unglück anderer Leute gemacht wird.“ Wenn ſich Pachtluſtige fänden, die den Anſchlag der Kammern überbieten wollten, ſo ſollten ſie aufs genaueſte den Nachweis erbringen, wie ſie den Überſchuß zu erzielen gedächten, ſonſt wären ſie als windige Leute abzuweiſen. Als guter Wirt war er ſehr dahinter, daß auf den Ämtern ſolide gebaut wurde, da nirgends Sparen übel angebrachter iſt als das, das auf Koſten der Dauerhaftigkeit der Gebäude geſchieht. „Es muß nicht von Karten gebaut werden, und ſo, daß es der Wind umſchmeißet“, erklärte er. Allerdings war es auch gar nicht nach ſeinem Sinn, wenn unnötig koſtbar gebaut wurde. Er war nicht gut auf ſeine Baumeiſter zu ſprechen; davon legt die Bemerkung in der Inſtruktion von 1748 Zeugnis ab: „Alle unſere Landtbaumeiſter ſindt Idiohten oder Betriger.“ Er befiehlt: „paläste ſeindt nicht zu bauen, Sondern Schaf Ställe und Wirtſchaftsgebeüde.“

Das rühmlichſte Kapitel ſeiner Sorge für das perſönliche Wohl ſeiner Untertanen iſt ſeine Bauernpolitik (Beilage 11). Ihren Anfängen begegnen wir bereits in dieſen Friedensjahren. Die Bauern der preußiſchen Monarchie waren damals meiſtens erbuntertänig, nur in Oſtpreußen und Litauen gab es eine größere Zahl freie Bauern. In den meiſten Provinzen des Landes aber waren die Bauern an die Scholle gebunden und in ſtarker Abhängigkeit von den Gutsherren, denen ſie harte Frondienſte leiſten mußten. Dem philoſophiſchen Geiſte Friedrichs ſchien die Gebundenheit an die Scholle, die glebae adscriptio, nicht mit der Menſchlichkeit vereinbar. Er nannte ſie eine barbariſche Gewohnheit. Nichts ſchien ihm erwünſchter, als ſie ſo ſchnell wie möglich zu beſeitigen. Aber er ſollte ſchließlich inne werden, daß es nicht in ſeiner Macht lag, ſofort zu helfen, weil das „die ganze landwirtſchaftliche Ordnung umſtürzen“ hieße. „Man ſollte meinen,“ rief er ſpäter aus, „daß das einfache Wollen genüge, dieſe barbariſche Gewohnheit zu vertilgen; aber dem iſt nicht ſo, ſie hängt an alten Verträgen. Man müßte den Adel für einen Teil der Verluſte, die er erleiden würde, entſchädigen“. Wenigſtens inſachen des Frondienſtes glaubte er ſofort etwas tun zu können, um die Lage der Bauern günſtiger zu geſtalten. In ſeiner Inſtruktion von 1748 erteilte er dem Generaldirektorium die beſtimmte Weiſung, darauf hinzuarbeiten, die Frondienſte der Bauern überall, wo es noch nicht geſchehen ſei, aus ungemeſſenen in gemeſſene zu verwandeln, ſo daß der Bauer nicht mehr ſämtliche ſechs Werktage Frondienſte zu leiſten habe, wie das z. B. in Pommern der Brauch war, ſondern nur zwei, drei, höchſtens vier Tage. Die denkwürdige Stelle der Inſtruktion hierüber hat folgenden Wort-

laut: „Dahr ich bedacht bin, das landt in allen Stüken zu soulagiren und aufzuhelfen, So weis ich das eins der Dinge So zu hart seint, die grausamen Dinste so Sie thun müssen, wohrbei nichts als ihr verderb heraus kömt; also Sol in jede provintz und jeden Creis So Wohl ambts — Stäte als adliche Dörfer dahin gesehen werden, ob man es nicht so einrichten könnte, das der Bauer die Woche 3 tage, höchstens 4, dinte. Dieses wird was geschrei geben, alleine vohr den gemeinen Man ist es fast nicht auszu Stehn, wan er 6 tage oder 5 die woche dinen Sol; und in Meine Ämter befehle ich, das Sich die Kammer Sollen angelegen Seindt laßen, die Wüsten huwen zu besetzen, theils mit das die Neuen Bauren ihre dinste denen Alten mit zum besten kommen, und Sol denen alten sovohrt durch eine Erliche repartition was nachgelassen werden" (Beilage 12). Wäre der in diesen Sätzen enthaltene Plan zur Ausführung gekommen, dann wäre das große Werk der Bauernbefreiung, das später Stein und Hardenberg zustandebrachten, bereits in einem der wichtigsten Stücke durchgeführt worden. Jedoch ist es dem Könige nur zu einem Teile gelungen, seine Absicht zu erreichen. Seine Idee stieß beim Adel auf hartnäckigen Widerstand, und da der König den Adel weder schädigen noch verstimmen wollte, weil er in ihm die festeste Stütze des Thrones erblickte, so blieb es auf den Rittergütern bei schwachen Versuchen zur Minderung der Scharwerksdienste. Nur hier und da wurden Änderungen erzielt. In Ostpreußen gingen einige aufgeklärte Gutsbesitzer, wie Herr v. Hoverbeck im Hauptamt Rhein, mit gutem Beispiele voran. Indem Friedrich sowohl für die Kurmark als für Pommern, wo er hauptsächlich auf diesem Gebiete reformieren wollte, den Befehl erließ, dem Adel gegenüber „mit Menagement" bei Ausführung seiner Anweisung zu verfahren, verzichtete er gleichsam auf die Durchführung seiner ursprünglichen Absicht. Erreicht hat er die Verringerung der Frondienste indes, und das war eine wesentliche Errungenschaft, im großen und ganzen auf den Domänen. Schon in seinem politischen Testamente von 1752 konnte er dies mit Genugtuung verzeichnen.

Neben der Verminderung der Dienste lag ihm auch die persönliche Behandlung der Bauern am Herzen. So mußte sich jeder Domänenpächter bei Erneuerung der Pachtverträge ein Verhör seiner sämtlichen Bauern gefallen lassen: „ob auch der Beamte in den abgelaufenen Pachtjahren ihnen zu hart gefallen, oder ob er mit ihnen christlich umgegangen, ihnen in Notfällen mögliche Hülfe geleistet und dergestalten auf ihre Conservation bedacht gewesen sei." Ergab es sich, daß jemand ein „eigennütziger Bauernplacker" war, so wurde ihm der Pachtvertrag nicht verlängert, mochte er sonst auch ein trefflicher Wirt sein. Wer überführt wurde, einen Bauer gestockprügelt zu haben, sollte nach einer Verfügung für die Domänen der Kurmark von 1749 sofort sechs Jahre auf die Festung gesetzt werden, „wenn auch schon der gleiche Beamte der beste Bezahler war und seine Pacht sogar pränumerierte." Noch wichtiger war die Wirksamkeit des Königs im Sinne des Bauernschutzes. Aus staatswirtschaftlichen und militärisch-politischen Gründen wollte er seinen Bauernstand um jeden Preis erhalten. „Die Bauern sind die Pflegeväter der Gesellschaft, sie muß man zum Ackerbau ermuntern, darin besteht der wahre Reichtum des Landes", hat er gesagt. Neben dem wirtschaftlichen Nutzen, den sie ihm bieten sollten, wollte er sich ein möglichst stattliches Reservematerial für sein Heer sichern. Aus diesem Grunde hat er mehrere Gesetze erlassen, die das sogenannte Bauernlegen verhüten sollten, das seit dem Dreißigjährigen Kriege einen außerordentlichen Umfang angenommen hatte. Er wollte auch nichts davon wissen, als man dagegen ausführte, daß die Bevölkerung mehr zunähme, wenn man ein Bauerngut an eine Anzahl kleiner Leute vergäbe, sondern bestand darauf, daß richtige Bauern angesetzt würden.

Bei dem Gewicht, das Friedrich auf die Erhaltung des Adels legte, ist es nur natürlich, daß er auch im gewissen Sinne eine Politik des Adelsschutzes einleitete. Er verbot es dem Fiskus, adelige Güter anzukaufen, und erschwerte den Bürgerlichen diesen Ankauf. Ganz im Gegensatze zu seinem Vater verbot er den Domänenbehörden, Prozesse und Grenzstreitigkeiten mit den Rittergütern „aufzuwärmen". Kein Edelmann war verpflichtet, sein Besitzrecht

Erläuterungsblatt

zu einem

Kabinetsschreiben an den Minister von Broich mit Friedrichs Namenschiffre.

Der König verbittet sich das Juristenlatein in den ihm vorzulegenden Schriftstücken.

Potsdam 7. Aug. 1744.

Nach der Urschrift im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin.

Übertragung des nebenstehenden Kabinetsschreibens an den Minister von Broich.

(Von Schreiberhand mit der Namenschiffre des Königs. Darunter eigenhändige Verfügung des Ministers v. Broich.)

Den 7. August 1744.

Mein lieber würcklicher Geheimter Etats Ministre v. Broich. Ich remittire Euch beykommende ordre unvollzogen. Ihr hättet von Selbsten leicht einsehen können, wie es Euch ganz nicht zieme, mir rubriquen so mit so viel juristischem latein bespickt sind, vorzulegen, da solche zwar denen Juristen facultäten Schöppenstühlen und criminal Gerichten bekand genug seyn mögen, vor mir aber lauter arabisch sind. Ihr hättet solches auch in dieser piece so viel mehr verhüten sollen, da es auff Menschen Leben ankommt*, und Ich keinesweges dergleichen mit so vielen mir unbekandten Worten angefüllete confirmationes unterschreiben kan, ohne den wahren Inhalt zu wißen. Ihr sollet also mit dergleichen Lateinischen rubriquen sparsamer seyn, und wenn Ihr was berichtet, oder zur unterschrifft schicket, deutsch schreiben, solches auch denen Secretarien der Cantzley bekand machen. Ich bin Euer wohl affectionirter König

F.

Potsdam
den 7t. Aug. 1744.

An den Etats Ministre v. Broich.

des Herren Geh. Raths von Stosch Wohlgeboren wollen dieses belieben anzusehen, das einliegende darnach ändern und demnegst denen übrigen Geheimen Secretariis communiciren. Den 9. Aug. 1744.

Broich.

* Es handelte sich hier um die Unterzeichnung eines Todesurteils.

Digitized by Google

den 7. Aug. 1744.

Mein lieber wirkl. geheimer Etats Ministre v. Broich.
Ich remittire Ihm beykommende Ordre Cavallerie.
Ihr Letter wird Recht sehr einsehen können, wie es Ihnen
nicht gehe, wir übrigen so mit so viel spiritus latein
besetzt sind, wo Ihnen, da solche Leute dem Krieges Etat
nöthig sind criminal Proceß bekommen würden
Mögen, wo wir über Leute arbitriren. Ihr Letter selbst
ist in der Stille so viel mehr werth, da er auch
Ihren Leben und Humeur gegen Vergnügen
und so vielen mir Rebellionen sehr angefüllete wohlen
ornatione Entwerfen kann, ohne daß Ihr Leben Schaden
wird. Ihr Brief ist auch mit sogleichen Lateinischen Rubriquen
Ihrer versehen, und wenn sie was Lustiges, oder Ihr Ge-
müthe Ruhe störet, sieht sie Ihnen, welches Ihnen
Secretarien der Canzeley bekannt machen. Ich bin
Ihr affectionirter Freund

Potsdam
d. 7. Aug.
1744.

Ihr Herrn gen. Excell von Broich
wohlgeb. wollen diese Schreiben ge-
fälligst, sobald mir irgend dienlich können,
und demnächst denen übrigen Gen. Lieu-
tenants communiciren. P.S. Aug 1744

Broich

An den Etats Ministre v. Broich.

Digitized by Google

über das Jahr 1740 zurück nachzuweisen, denn Friedrich fand, daß der Staat eher einen Verluſt ertragen könne. Manchem adeligen Grundbeſitzer hat der König ſchon in dieſer Zeit in der Not durch Geldunterſtützung geholfen, ſo bei Hagel- und Heuſchreckenſchäden und in Hungersnöten. Sobald aber der Adel mit den Anſprüchen der Bauern in Zwieſpalt geriet, hatte die Begünſtigung des Adels durch den König ein Ende, wie eine Kabinettsorder vom 15. November 1755 ausführt: „allermaßen Se. Königliche Majeſtät zwar dero Edelleute gern bei dem Ihrigen ſchützen, aber nicht haben wollen, daß die Unterthanen dadurch unterdrücket und bis aufs Blut ausgeſogen werden ſollen.“ Recht hart kam es dem Könige an, als er die Gemahlin des Helden von Hohenfriedeberg, des Grafen Geßler, wegen unerhörter Mißhandlung von Bauern zur Verantwortung ziehen mußte. Er griff jedoch mit Entſchiedenheit ein, und als die Gräfin zu ſechs Jahren Arreſt verurteilt worden war, drang er noch auf Verſchärfung der Strafe. Er fände „dieſe Strafe gegen die von erwehnter Gräfin Geßler verübten Verbrechen von gar keiner proportion“ und meinte, daß „wenn eine geringere und particulier Perſohn dergleichen Verbrechen verübet, wider ſolche in conformité der Geſetze gewiß weit härter erkandt ſeyn würde... Ich finde dieſes, und daß ein rigoureuſes Exempel ſtatuieret werde, um ſo viel nothweniger, damit andere Edelleuthe, bei welchen dortiger Orthen das grauſame und unmenſchliche Betragen gegen die Unterthanen ihrer Güther ziemlichermaßen eingeriſſen, dadurch einmahl abgeſchrecket und zurückgehalten werden.“ Freilich war die Gräfin inzwiſchen nach Polen entwichen. Dem ſich für ſeine Gemahlin verwendenden General ließ er ſagen, er würde als verſtändiger Mann einſehen, „daß die Juſtiz vor jedermann und alle Leute ohne Ausnahme iſt.“ Um das auf den Rittergütern übliche Prügeln allgemein einzuſchränken, ließ er eine Strafordnung für die Patrimonialgerichte entwerfen, indem er erklärte (1748): „er wolle den Edelleuten ihren Gerichtszwang nicht gänzlich nehmen, müſſe ihn aber ſo geſtalten, wie es ſich unter geſitteten Völkern gebühre.“

Sorgte er ſo für das Wohl der Einzelnen, wie der verſchiedenen Klaſſen nach den ihm richtig dünkenden Geſichtspunkten, ſo verfolgte der König auf der andern Seite auch eifrig das Ziel, den Boden ſelbſt ertragfähiger zu machen. Namentlich die Domänenämter erfuhren auch hier ſeine Fürſorge. Er ſprach es geradezu als ſeinen Willen aus, daß dieſe „Exempel guter Wirtſchaft“ ſein müßten. Wie ſein Vater und wie Bismarck verſtand er die Landwirtſchaft aus dem Grunde. Alle Welt weiß, daß er die Kartoffel in ſeinem Staate einführte. Mit richtigem Blick erkannte er, daß er dadurch ein Volksnahrungsmittel erſten Ranges gewann, und führte mit einer unvergleichlichen Zähigkeit den Kampf, der erforderlich war, um die Bauern von der Nützlichkeit dieſer Frucht zu überzeugen, Jahrzehnte hindurch. Er ließ zunächſt Saatkartoffeln beſchaffen und dieſe unter einer Anzahl von Ortſchaften verteilen, zugleich mit Belehrungen über das Kulturverfahren. 1746 erging an die Domänenbauern allgemein der Befehl zum Kartoffelbau. Die Prediger mußten ihre Gemeinden von den Kanzeln dazu ermahnen. Die erſten Erfolge hatte der König in Pommern. Auf dieſe Provinz berief er ſich, indem er die Verwaltungsbehörden der Kurmark anwies, für den Kartoffelbau zu wirken. Wichtig waren auch ſeine Bemühungen, den Bedarf des Landes an Hopfen durch inländiſche Produktion zu decken. Seit 1743 eingeführt, nahm der Hopfenbau eine ſolche Ausdehnung an, daß im Jahre 1776 der Bedarf reichlich gedeckt wurde. Zur Hebung der Schafzucht ließ Friedrich aus Spanien Merinoböcke einführen. Er war der erſte in Deutſchland, der dies tat. Im Mai 1748 kamen die fünf erſten dieſer Böcke in Berlin an. Später folgten mehr. Nach einigen Jahren ſah ſich die ſpaniſche Regierung veranlaßt, die Ausfuhr der koſtbaren Raſſetiere zu verbieten.

Nirgends verriet die dem Schutze des Ackerbaues dienende Politik des Königs einen ſo großen Zug als in ſeiner Fürſorge für den Getreidebedarf des Landes. Zu dieſem Zwecke erweiterte er das ſchon von ſeinem Vater eingerichtete Magazinſyſtem. Zunächſt militäriſchen Zwecken dienend, war es auch als wohltätige Einrichtung für das ganze Land gedacht. Um der einheimiſchen ackerbauenden Bevölkerung den Verkauf des Getreides zu

ſoliden Preiſen zu ermöglichen, ſperrte er die Grenzen gegen das polniſche und mecklenburgiſche Getreide Nur in Teuerungsjahren wurden Ausnahmen gemacht. Später, ſeit den fünfziger Jahren hörte auch das auf, und der König kaufte für Gegenden, welche Mangel an Korn hatten, durch Agenten mecklenburgiſches und polniſches Getreide auf, und verkaufte es ſeinen Untertanen, „ſo deſſen zur Konſumtion bedürftig ſeyn, wiederum gegen bare Bezahlung zwar, jedennoch ſonder den allergeringſten Profit am Einkauf und Transport“, wie die Kabinettsorder vom 25. Juni 1754 beſtimmte. Zu dieſem Zwecke waren in zahlreichen Städten Magazine gebaut, in denen rieſige Kornvorräte aufgeſpeichert wurden. Friedrich erklärte, er beabſichtige „die Magazine auf den Fuß zu ſetzen, daß für die Armen und das Land ſoviel Vorrat jederzeit vorhanden ſei, daß dieſelben anderthalb Jahre damit verſorgt werden können“. Im Auguſt 1750 hatten die Magazine in den alten Provinzen einen Vorrat von 21822 Wiſpel, die ſchleſiſchen von 17695 Wiſpel. Durch Aufſpeicherung dieſer Getreidemaſſen hatte der König es in der Hand, den Getreidepreis nach ſeinem Ermeſſen zu regulieren, d. h. er konnte dafür ſorgen, daß er nie zu hoch und nie zu niedrig ſtand. Wenn die Preiſe zu hoch waren, warf er aus den Magazinen große Partien zu billigeren Preiſen auf den Markt und drückte dadurch die teuren Preiſe. Bei reichen Ernten verhinderte er allzu großes Sinken der Preiſe, indem er große Einkäufe zu den Normalſätzen, die in den ſogenannten Kammertaxen beſtimmt waren, beſorgen ließ. Bei den Mißernten in Pommern 1754, 1755 und 1756 konnten nur die Magazine helfen. Wiederholt erklärte der König: „Ich will bei dieſem Ankauf und Verkauf nicht das Geringſte für mich gewinnen, ſondern nur durch dieſen Umſchlag die Armut und den gemeinen Mann in hieſigen Landen durch einen Kornpreis ſoulagieren.“ Seine Maßregeln brachten das zu Wege, was in der Geſchichte ohne Beiſpiel geblieben iſt: eine Stetigkeit der Getreidepreiſe. Um ſo bewundernswerter iſt dieſe Errungenſchaft, weil das preußiſche Königtum im achtzehnten Jahrhundert in ſeinen materiellen Mitteln ſo außerordentlich beengt war, und weil in dem Staate der Grenzen, der Preußen damals war, die Abſperrung der Einfuhr ſo ungewöhnliche Schwierigkeiten bereitete.

Bei der „Conſervation“ des Bauernſtandes ließ es der König aber nicht bewenden. Er erwies ſich als überaus erfinderiſch, um den Bauernſtand zu vermehren. Dies geſchah in ſeiner genialen inneren Koloniſationspolitik, die ein ähnliches Ruhmesblatt in ſeinem Wirken ausfüllt, wie ſeine Getreidehandelspolitik, der Nachwelt aber ſchon längſt mehr zu Bewußtſein gekommen iſt. Dieſe innere Koloniſation war eine doppelte. Einmal handelte es ſich dabei um Gewinnung neuen Landes innerhalb der alten Grenzen, dann aber auch um die Anſetzung neuer Bewohner, namentlich bäuerlichen Standes. Wie bei der Magazinpolitik nahm der König auch hier wieder die Politik ſeines Vaters auf. Ja, er erfüllte, indem er die berühmt gewordene Urbarmachung des Oderbruches in die Hand nahm, geradezu ein Vermächtnis König Friedrich Wilhelms. Der hatte in ſieben Jahren das Rhin- und Havelluch trocken legen laſſen. Dieſelbe Arbeit an der Oder vorzunehmen war ihm zu teuer, und er legte die darüber angeſtellten Berechnungen zurück, indem er darauf ſchrieb: „Für meinen Sohn Friderich“. Im Juli 1747 ließ Friedrich das Werk beginnen. Ein Märker, der Kammerdirektor v. Schmettau, ein Schweizer, der Profeſſor der Mathematik Euler, und ein Holländer, der Waſſerbaumeiſter Haerlem, nahmen die erforderlichen Meſſungen und Berechnungen vor. Sodann begannen die Arbeiten, um aus dem weiten wüſten Sumpflande der Oderniederung bei Zellin, Wriezen, Schwedt, Gartz, Greifenhagen, Stettin, Damm und Gollnow kulturfähiges Land herzuſtellen. Der Kriegsrat v. Haerlem, deſſen Talent unter König Friedrich Wilhelm noch nicht recht ausgenutzt worden war, leiſtete jetzt mit ſeinen ungewöhnlichen Waſſerbaukenntniſſen unſchätzbare Dienſte. Die Arbeitskräfte gaben meiſt Soldaten, ſo daß ſich ein luſtiges Marketenderleben an Ort und Stelle entwickelte. Öfter kam der König ſelbſt und ſah nach dem Rechten. Öfter ſandte er auch den Oberſten v. Retzow, einen der tüchtigſten Praktiker, die er in ſeiner Regierung ausfindig gemacht hat. Retzow wußte im Kriege für das Verpflegungsweſen geradezu genial zu ſorgen und

war auch bei den Arbeiten im Oderbruch gut zu verwenden. In Pommern half Fürst Moritz v. Dessau, der in Stargard garnisonierte, mit trefflichen Ratschlägen namentlich bei Ausrodung des dort weit sich erstreckenden Waldes im Bruchlande. Vielfach sträubten sich die Bewohner, die verlangten Erdfuhren zu liefern. Die Wriezener befürchteten durch die Zuschüttung der „stillen Oder", aus der sie ihre Fische bezogen, zu grunde gerichtet zu werden. Sie wurden aber durch Anteil an dem neugewonnenen fetten Boden entschädigt. Sieben Jahre dauerte dieser stille Krieg gegen die Elemente. Auf dem neugewonnenen Boden wurden zahlreiche neue Dörfer gegründet, und um Bewohner dafür zu bekommen, warf der König seine „Knäuel weit ins deutsche Land hinaus". In Pommern wurden großenteils evangelische Pfälzer angesetzt, die in ihrer Heimat religiösen Bedrückungen ausgesetzt waren und gegen die ihnen bei Ansiedelung in dieser Gegend gewährten Erleichterungen gern kamen. Die Namen der neugegründeten Dörfer erinnern großenteils sofort daran, daß sie von Friedrich geschaffen worden sind. Wir finden Namen wie Wilhelminen, Coccejendorf, Schwerinsthal, Fouquettin, Rothenburg, Winterfelde, Podewilshausen, Arnimswalde. Vor gestrengen Etymologen mochte die Namengebung vielfach schlecht bestehen, und sie hat in ihrer Willkürlichkeit manchmal etwas Erheiterndes. Der König legte darauf nicht viel Gewicht und meinte nur: „je simpler solche Namens sein, je besser es damit sein wird".

Mit der Ansiedlung neuer Bewohner in den Bruchländereien begann Friedrich an das alte Kolonisationswerk, das die Deutschen im Mittelalter im Osten der Elbe vollbracht hatten, anzuknüpfen. Zunächst handelte es sich um Zuführung frischen deutschen Blutes in Gebiete, die schon durchaus deutsch geworden waren. Es wurde damit ein neues Moment geschaffen, durch das der Name Friedrichs mit dem gesamten Deutschtum verwuchs. Den Pfälzern folgten Schwaben. Es kamen in hellen Haufen Sachsen ins Land, ebenso Mecklenburger, Deutsche aus Böhmen und Polen, seit 1754 auch Evangelische aus Österreich. Ein offener Brief des Königs vom Jahre 1747, der allen Heimatsmüden die günstigsten Bedingungen bei der Ansiedlung zusagte, hatte Wunder gewirkt. Wie in der alten Zeit der Germanisation der Slawenländer wurde ein einzelner Unternehmer, meist ein Rittergutsbesitzer oder ein Pächter, mit der ersten Einrichtung der Dörfer beauftragt. Ein solcher Mann mußte sich verpflichten, eine gewisse Zahl bäuerlicher Wirte anzusetzen. Die meisten dieser Neuangesiedelten waren fremde Einwanderer. In Pommern machte Friedrich nur zu gunsten alter Krieger Ausnahmen. Die Siedler auf Domanialgrund erhielten einige Freijahre bewilligt, außerdem dauernde Befreiung von der Wehrpflicht, Freiheit vom Frondienste und was dergleichen Vorteile mehr waren. Auf ritterschaftlichem Boden wurden mäßige Frondienste zugestanden. Merkte der König, daß die Neubauern irgendwo schlecht behandelt wurden, was natürlich hier und da vorkam, so wurde er höchst ungehalten. Dann bekamen die Beamten Weisung, den „auf Treu und Glauben in das Land gekommenen Kolonisten" Hilfe zu bringen. Öfter war das Material der Neubauern allerdings auch nicht das beste. So hatte man einmal frühere „Peruquiers und Komödianten" angesiedelt, die selbstverständlich untauglich zum Feldbau waren. Daß Friedrich über solchen bureaukratischen Unverstand ebenfalls in hellen Zorn geriet, bedarf keiner weiteren Erörterung. In sieben Jahren (1747—1753) sind in Pommern 90, im märkischen Oderbruch 50, in der Priegnitz und sonstigen Teilen der Mark, in denen gleichfalls gerodet wurde, 96 neue Dörfer entstanden. In der Tat war das ein Werk, auf das König Friedrich mit gerechtem Stolze blicken konnte. So kam es, daß sich die Zahl der Bevölkerung in Pommern und der Kurmark von 1748—1754 um mehr als ein Siebentel, in der Neumark in derselben Zeit um mehr als ein Viertel steigerte.

Auch sonst nahm die Bevölkerung des Landes zu. Bei der Thronbesteigung waren 2 200 000 Einwohner gezählt worden. In den alten Provinzen zählte man 1753 bereits 2 526 000, d. h. etwa 320 000 Seelen mehr. Davon waren etwa 70 vom Hundert Bewohner des Landes, 30 v. H. Städter. Berlin zählte in diesem Jahre 97 728 Seelen, von 791 502 Städtern der alten Provinzen etwa den achten Teil. Man erkennt daraus,

100. Nach einem Stiche von F. Carſten

welche Bedeutung die Hauptſtadt ſchon damals für das Land hatte. Schleſien hatte 1756 eine Bevölkerung von 1 162 355 Seelen, Oſtfriesland in demſelben Jahre eine ſolche von 92 096. Dazu iſt die geſondert geführte Militärbevölkerung zu rechnen, die 1756 mit 150 000 Mann und 100 000 Weibern und Kindern etwa auf 250 000 zu veranſchlagen iſt. Man wird die Bevölkerung des Königreichs Preußen im Jahre 1756 mit Sicherheit auf 4 100 000 Seelen anſetzen können.

Mit ſichtlichem Vergnügen verfolgte König Friedrich das Wachstum der Bevölkerung. Beſonders erfreute ihn die ſchnelle Vergrößerung Berlins. Die Stadt war auch ſchon die zweitgrößte unter den deutſchen Städten. Nur Wien war ihr noch voraus, aber Hamburg, Nürnberg, Dresden waren weit überflügelt. Nächſt Berlin kamen von den preußiſchen Städten Königsberg und Breslau mit je 50 000 und Halle mit 30 000 Einwohnern in Betracht. Magdeburg und Stettin nahmen einen lebhaften Aufſchwung, zählten aber noch nicht 20 000 Bewohner.

Die Zunahme der ſtädtiſchen Bevölkerung war von der Gewerbe- und Handelspolitik bedingt. Die Förderung des Gewerbeweſens war ein Hauptaugenmerk des Königs, wie bereits die Gründung der Gewerbeabteilung bei ſeinem Regierungsantritt andeutete. Sein Steckenpferd dabei wurde die Gründung einer großen Seideninduſtrie. Aus den Regiſtern, die die Acciſebehörden über die im Lande eingeführten Waren anlegten, hatte Friedrich erkannt, daß im Lande ein außerordentlich ſtarker Verbrauch von Seidenwaren ſtattfand. Darauf baute er ſeinen Plan. Er gedachte den Bedarf im Lande herzuſtellen und dadurch den Nationalwohlſtand zu heben. Außerdem verfolgte er das hohe Ziel, ſeinem Lande eine Klaſſe von Unternehmern zu ſchaffen, die bisher noch ganz fehlte. In der Beſetzung des Fabriken- und Handelsdepartements tat er einen ſeiner glücklichſten Griffe, indem er dasſelbe dem großen Verwaltungstalent des aus Danzig gebürtigen Miniſters Samuel v. Marſchall anvertraute. Dieſer Mann erfand Mittel und Wege, um der ſchon von Friedrich Wilhelm angeregten Seidenmanufaktur auf alle Weiſe im Sinne ſeines Herrn größere Ausdehnung zu geben. So kam er 1744 auf den Gedanken, die geiſtlichen Stiftungen, vornehmlich die Waiſenhäuſer in Berlin, die Charité, die Franckeſchen Stiftungen in Halle und das Waiſenhaus in Züllichau zu Pflanzſchulen des Seidenbaues zu machen und das Potsdamer Waiſenhaus mit der Oberleitung zu betrauen. Die Hauptmaſſe der Seidenarbeiter wurde durch Anſiedelungen beſonders aus Frankreich bezogen. Sie wurden meiſt in Berlin und Potsdam untergebracht. Von den Refugiés unterſchieden ſie ſich weſentlich, indem ſie katholiſcher Konfeſſion und meiſt geringen Standes waren. Wegen dieſer katholiſchen Neueinwanderer hat Friedrich den Bau der Hedwigskirche in Berlin ſo unterſtützt. Dieſe Seidenarbeiter organiſierten ſich nach dem Muſter des Hauptplatzes der Seideninduſtrie zu

Digitized by Google

Vue d'une partie de la Rue de la Mauer Straße avec l'Eglise de la Trinité &c.

101. **Die Mauerstraße in Berlin mit Blick auf die Dreifaltigkeitskirche**
Nach einem Stiche von Rosenberg

Lyon. Als Marschall nach neunjähriger Verwaltung des fünften Departements starb, war der Seidenbau sehr in Aufnahme gekommen. Aber noch blieb seinem Nachfolger, dem Baseler Patriziersohne Fäsch, der 1750 die Leitung des Departements übernahm, Erhebliches zu tun übrig, um Friedrichs Wünschen zu genügen. Allmählich trat auch ein genialer Geschäftsmann, auf den Friedrichs Auge schon in der Rheinsberger Zeit gefallen war, der Kaufmann Gotzkowsky (Bild 100), in nähere Beziehungen zu dem Könige. Er entstammte einer verarmten polnischen Adelsfamilie und war in jungen Jahren ohne einen Heller in der Tasche aus Westpreußen in Berlin eingewandert. Der Unternehmungsgeist, der weite Blick und die Geschäftsgewandtheit dieses Mannes, der dem Könige Jahrzehnte als Berater zur Seite gestanden und sein vollstes Vertrauen, ja ein außerordentliches Wohlwollen seinerseits genossen hat, sollte von der höchsten Bedeutung für die Entwickelung der preußischen Industrie werden. Indem er im Jahre 1749 die Simondsche Seidenfabrik mit einem königlichen Geschenke von 10 000 Talern übernahm, war der einleitende Schritt geschehen, um der Seidenindustrie seinen Unternehmungsgeist einzuhauchen. Und jetzt kam wirklich frisches Leben hinein. Landgeistliche und Schullehrer wurden noch mehr als früher angehalten, Seidenbau zu treiben. Wer zehn Meilen im Umkreise von Berlin die meiste Seide gewann, wurde durch den König mit hundert Talern belohnt. Die auch sonst treffliche neugegründete Heckersche Realschule in Berlin vor der Dreifaltigkeitskirche (Bild 101) wurde eine Musteranstalt für den Seidenbau. Im Jahre 1756 wurden in Preußen eine halbe Million Maulbeerbäume gezählt, von denen hunderttausend laubbar waren. Der Ertrag an Seide betrug 1754 schon 2637 Pfund. In Berlin bestanden im Jahre 1754 nicht weniger als 417 Stühle, auf denen Samt- und Seidenzeug gearbeitet wurde, von denen 368 größeren Unternehmungen angehörten. Schwierigkeiten erwuchsen dem Aufkommen der Seidenfabriken durch die ausschließlich jüdischen Seidenhändler, welche von auswärts Seidenwaren einführten, sich zu einem Ringe gegen die Erzeugung der Seide im Inlande zusammenschlossen und die hohen Einfuhrzölle auf Seidenwaren durch die Organisation eines riesigen Schmuggelwesens zu umgehen suchten. Da ist es Gotzkowsky gewesen, dessen Tatkraft und Gewandtheit, unterstützt von seinem großen Einflusse beim Könige, es gelang, diesen Ring zu brechen. Dem klugen Kaufmann kam dabei Friedrichs tiefe Abneigung gegen das Judentum zu Hilfe. Die religiöse Duldung ließ der König den Juden gemäß seiner heiligsten inneren Überzeugung freilich durchaus zuteil werden, aber er hat seine ganze Regierung hindurch alles daran gesetzt, den wirtschaftlichen und sozialen Einfluß des Judentums niederzuhalten, weil er die Stammeseigenschaften der Juden für ungemein gefährlich hielt. Er sah in ihnen lediglich ein fremdes Volk, das er demgemäß unter Fremdenrechte stellte. Kaum konnte er sich in Kraftworten gegen sie erschöpfen.

In den Jahren 1746—1756 ist in der preußischen Seidenindustrie, dank Gotzkowskys Tätigkeit, unvergleichlich mehr geleistet worden, als in einem halben Jahrhundert vorher. Der patriotische Kaufmann, dessen in dieser Zeit doppelt merkwürdiger Gemeinsinn noch öfter hervortreten sollte, gefährdete sich durch seine kühnen Unternehmungen, und als 1755, hervorgerufen durch das Erdbeben zu Lissabon, eine gewaltige Panik an allen Börsen Europas ausbrach, war er dem Bankerott nahe. Der König rettete ihn, indem er ihm im tiefsten Geheimnis von der Kurmärkischen Landschaft ein Darlehen von 50 000 Talern verschaffte. Bei Beginn des Siebenjährigen Krieges konnte die Berliner Seidenmanufaktur als begründet betrachtet werden. Dies brachte dem Lande nicht nur materiellen Gewinn, einen viel größeren Erfolg bedeutete die volkserzieherische Seite des Werkes. Es waren die Anfänge einer Unternehmerklasse ins Leben getreten und damit Aussicht vorhanden, daß König Friedrichs beständiger Klage, seinen Untertanen fehle der Geist der geschäftlichen Initiative, der Boden entzogen wurde. Im Westen des Landes, an dem größten Seidenplatze Preußens, Krefeld, war dieser Unternehmungsgeist bereits vorhanden. Hier unterstützte der König die Hauptunternehmerin, die Familie v. d. Leyen, in ihrer Tätigkeit, sodaß auch hier in den Jahren 1740—1756 eine Verdoppelung des Umsatzes eintrat.

Neben der Seidenfabrikation, die als das Hauptbeispiel der von Friedrich geförderten gewerblichen Tätigkeit gelten kann, hat der König der Anfertigung von Porzellan ein besonderes Augenmerk gewidmet. Seit früher Jugend hatte er, hierbei von dem Geschmack seiner Mutter beeinflußt, eine ganz ungewöhnliche Liebhaberei für Meißener Porzellan. Er brachte davon 1745 wertvolle Bestände nach Berlin, um sie zum Teil Gotzkowsky zu geben, der später der Hauptvertreter der Berliner Porzellanmanufaktur werden sollte. In dieser Friedenszeit glückte es zuerst dem Kaufmann Wegeli in seiner 1750 in der Neuen Friedrichstraße zu Berlin gegründeten Fabrik, ein dem Meißener Verfahren ähnliches Mittel der Porzellanfabrikation zu entdecken. Neben ihm beschäftigte sich Gotzkowsky mit der Erzeugung des edlen Fabrikates. Zu einem ausgedehnteren Betriebe kam es jedoch in diesen Jahren noch nicht. Die Papierfabrikation förderte Friedrich durch Benutzung des wohlorganisierten Lumpensammelwesens in der neuen Provinz Ostfriesland. Den unternehmenden Zuckersieder David Splitgerber unterstützte er dadurch, daß er ihm den alleinigen Betrieb der Zuckersiederei in einem Teil seiner Provinzen übertrug. Seinem praktischen Auge entging jedoch die Verwendbarkeit der Entdeckung des Rübenzuckers, die der Chemiker Marggraf machte und der Berliner Akademie 1747 mitteilte. Im Berg- und Hüttenwesen gedieh in dieser Zeit besonders der Kupferbau des Rothenburger Werkes im preußischen Anteile der Grafschaft Mansfeld, wo jährlich 5—6000 Zentner Kupfer gewonnen wurden. Eifrig war der König hinter der Ausbeutung der Sandsteinbrüche am Südostrande des Harzes. An die Ausnutzung der schlesischen Kohlenschätze ging der König vorläufig noch nicht; sie schien ihm zu kostspielig. Indem er in Gleiwitz, Tarnowitz wie auch in dem pommerschen Städtchen Naugard die Anlegung von Fabriken anregte, leitete ihn wiederum der Gesichtspunkt, den armen Leuten zu helfen. Im ganzen konnte Friedrich mit den Ergebnissen seiner Gewerbepolitik zufrieden sein. Für das Jahr 1752 wurde der Wert der Ausfuhr auf 22 625 992 Taler, der der Einfuhr auf 16 954 955 Taler berechnet.

Am wenigsten Sinn hat König Friedrich für Handelspolitik gehabt. Darin unterscheidet er sich erheblich von seinem Ahn, dem großen Kurfürsten. Aber auch auf diesem Gebiete hat er Beachtenswertes geleistet. Die Handelspolitik drehte sich für das damalige Preußen naturgemäß um den seit 1720 erworbenen Handelsplatz Stettin. Er bedeutete zu jener Zeit neben Hamburg und Danzig so gut wie nichts. Einst mächtig, war er durch die eifersüchtige Politik der Frankfurter und später durch die Anlage des Friedrich Wilhelmskanals, der den Verkehr der Oder zur Elbe leitete, lahm gelegt worden. Seit der Erwerbung Stettins war es die Aufgabe des preußischen Landesherrn, die Konkurrenz von Frankfurt und Stettin, die jetzt sinnlos war, zu beseitigen. Wie zufällig schritt König Friedrich an die Lösung dieses Problems. Der alte Minister Friedrich v. Görne machte den Vorschlag zur Anlage des Elbe und Havel verbindenden Plaueschen Kanales noch unter Friedrich Wilhelm I. Man beriet hin und her, und als König Friedrich das Projekt prüfte, kam er zu dem Ergebnis, daß es unterstützt zu werden verdiente. Zugleich stellte er dem Generaldirektorium die weitausschauende Frage: „ob durch Anlegung dieses Kanals nicht eine interessante Handlung und Kommunikation zwischen Stettin und denen kurmärkischen und magdeburgischen Städten zu etabliren?“ Worauf er hinaus wollte, sollte sich gleich offenbaren, indem er den Befehl zur Wiederherstellung des seit dem Dreißigjährigen Kriege verfallenen Finowkanals zwischen Oder und Havel gab. Es war damit ein Gegenzug gegen den Friedrich Wilhelmsgraben geführt. Durch den Plaueschen- und Finowkanal wurde ein kürzerer Wasserweg zwischen der Ostsee und Magdeburg geschaffen. Mit gewohnter Energie betrieb der König das einmal begonnene Werk. Der Plauesche Kanal wurde am 1. Juni 1743 zu bauen begonnen und war am 5. Juni 1745 fertig. Die pommersche Kammer erhielt am 2. Januar 1746 die Weisung, daß der Finowkanal im kommenden Jahre „ganz ohnfehlbar und sonder einiges Einwenden noch Raisonnieren ganz und gar fertig und in vollkommen brauchbarem Stande sein müsse.“ Der Förderung dieser Kanalidee diente der übrigens schon vor 1740 als Schachzug gegen die handelspolitische Abhängig-

keit von Schweden begonnene Bau des Swinehafens, der im Frühjahr 1747 zu Ende geführt wurde. Am neuen Hafen erwuchs eine neue Stadt, Swinemünde, in der die ja noch zu Schweden gehörigen Handelsplätze Stralsund und Wolgast neidisch eine Konkurrentin erblickten. Durch den Stettiner Steuerrat Vanselow wurde der König veranlaßt, die auf der Oder zu entrichtenden Zölle, über deren Höhe geklagt wurde, den Elbzöllen gleichzusetzen. Dadurch wurde der Stettiner Handel noch mehr begünstigt. Seitdem lösten pommersche Schiffer die Hamburger auf den märkischen Flußläufen ab. Ein heftiger Zollkrieg entbrannte mit Sachsen, hervorgerufen durch die Eifersucht Leipzigs und Magdeburgs und gefördert durch die gereizte Stimmung des Königs gegen die Sachsen. „Die Sachsen sollen chicaniret, ihre Waren bei der Entrée difficiliret werden", erklärte der König lebhaft. Ebenso kam es 1753 zu einem Zollkriege mit Österreich, bei dem unnütz viel Kraft vergeudet wurde. Er hatte seine Ursache in den Verlusten, die Österreich industriell und kommerziell durch die Abtretung Schlesiens erlitten hatte. Der Weltmarktartikel, den Preußen durch die Erwerbung der neuen Provinz gewonnen hatte, die schlesische Leinwand, wurde freilich durch diesen Zollkrieg nicht sehr berührt, da deren Absatzgebiet weniger Österreich, als Holland, England, Spanien, die spanischen und englischen Kolonien in Amerika waren. Handelspolitisch besonders wichtig wurden einige Abmachungen mit Frankreich. Dorthin verschifften die preußischen Kaufleute vornehmlich Holz, Wachs und Leinwand. Der Handel wurde ihnen aber erschwert durch ein schon seit etwa hundert Jahren bestehendes hohes Tonnengeld. Infolgedessen liefen ihnen die begünstigteren Holländer und Hanseaten den Rang ab. Es gelang dem Könige durch zähe und unermüdliche Verhandlungen 1755 die Abschaffung dieses Tonnengeldes durchzusetzen, wobei es Preußen zu statten kam, daß die Franzosen gerade gewisse Hölzer aus der Stettiner Gegend nötig hatten, weil deren Verwendung für den Bau ihrer zahlreichen Kriegsschiffe Vorschrift war. Auch gelang es eine Zusage der Meistbegünstigung Preußens für künftige Handelsverträge zu erwirken. Am meisten im Sinne lag dem Könige von handelspolitischen Dingen der Gedanke an die Gründung einer Gesellschaft, die überseeische Zwecke verfolgte. „Was uns hauptsächlich noch fehlt," so schrieb er am 24. Januar 1750, „sind Leute, die geneigt wären, sich zu einer Handelsgesellschaft zusammenzutun." Nun gab es freilich Projektenmacher genug, die sich an den König mit großen Entwürfen und Vorschlägen heranmachten. Es hätte leicht geschehen können, daß der schnell handelnde junge König von einem solchen betrogen worden wäre. Einen vermögenden holländischen Juden, der gegen Verleihung des Adels seine Dienste anbot, wies er freilich ab. Auch sonst war er vorsichtig, aber ein dunkler französischer Glücksritter, Latouche, hätte es ihm fast angetan. Friedrich suchte es auf alle Weise zu befördern, daß sich fremde Kapitalisten in Preußen niederließen, und als einer der reichsten Holländer, O. Neale, übersiedelte, erhob er ihn in den Grafenstand. Schließlich fand er auch den rechten Mann, der seine Idee ausführen konnte, den Schotten Heinrich Thomas Stuart, der 1750 einen Freibrief erhielt mit der Ermächtigung, in Emden eine Handelsgesellschaft für den Verkehr mit Kanton zu gründen. Die Gründung kam bald in Flor, und der Kammerpräsident Lentz leistete dabei wieder sehr nützliche Dienste. Trotz aller diskreditierenden Gerüchte, die die Holländer und noch mehr die Engländer gegen die Gesellschaft ausstreuten, waren bis zum Sommer 1752 von 2000 ausgelegten Aktien zu 500 Talern neun Zehntel untergebracht, davon etwa die Hälfte in Holland. Im Februar 1752 ging auf Betreiben Friedrichs das erste Schiff der Gesellschaft, wie sich's versteht, „König von Preußen" getauft, das eine Länge von 150 Fuß hatte, in See. Sechzehn Monate später kehrte es mit reicher Ladung an Tee, Porzellan, Rohseide und Seidenstoffen, den begehrten und vom König selbst so geschätzten chinesischen Waren, zurück. Die Versteigerung der Ladung war ein handelspolitisches Ereignis, zu dem die Kaufleute aus Hamburg, Bremen, Frankfurt am Main und aus den Niederlanden herbeiströmten. Sie brachte 440 000 Taler ein, wodurch die Einkaufskosten und ein großer Teil des eingeschossenen Aktienkapitals gedeckt wurden. Ein Jahr darauf brachte eine zweite Schiffsladung wiederum

reichen Gewinn, und die Aktien begannen ſtark zu ſteigen. Emden belebte ſich zuſehends. Die Väter der Stadt erklärten, die Fortdauer der Geſellſchaft ſei für ſie von „unermeßlicher Importanz“. Durch ganz Deutſchland ging eine gewiſſe Bewegung der Freude darüber, daß eine deutſche Macht jetzt in Wettbewerb mit den fremden Mächten zu treten ſich anſchickte. Stolz ſang der Braunſchweiger Zachariä:

Durch ferne Meere zieh'n preußiſche Flaggen,
Kehren beladen zurück mit allen Schätzen der Handlung
Und weh'n zu der Ehre der Deutſchen in jauchzenden Häfen.

So war die Gründung der aſiatiſchen Kompanie zu Emden eine neue moraliſche Eroberung, die Preußen in Deutſchland machte. Gleich darauf erlebte Friedrich einen Fehlſchlag in der Gründung der „Bengaliſchen Kompanie“ in Emden durch den Schotten Harris, einen jener müßigen Tunichtgute und Projektenmacher, vor denen auf der Hut zu ſein er ſich doch vorgenommen hatte. Im übrigen behielt Friedrich bei dieſen Dingen einen kühlen Kopf. Es fiel ihm nicht ein, den Erfolg der aſiatiſchen Kompanie zu überſchätzen. Ihm ſchwebte es vor, die Gründung mit dem Stettiner Handel zu vereinigen, ſchrieb aber: „ich werde dies Projekt niemals vollendet ſehen, aber die Nachwelt kann es erleben, wenn ſie den Plan weiter verfolgt und ſich der geeigneten Mittel für die Ausführung bedient“. Als ſich der franzöſiſche Seeheld Labourdonnais, dem ſein Vaterland mit Undank lohnte, 1751 zum Eintritt in preußiſche Dienſte erbot und Friedrich den Vorſchlag machte, eine preußiſche Flotte zu gründen, da lehnte der König mit jener realpolitiſchen Nüchternheit, die in ihrer Größe wieder etwas Faſzinierendes hat, ab: das würde ihn zu weit führen, nichts ſei wahrer als das Sprichwort: qui trop embrasse, mal étreint. Im politiſchen Teſtament von 1752 hat der König den Gedanken einer preußiſchen Flotte näher erörtert. „Bis jetzt“, ſagt er darin, „ſind die Hilfsquellen des Staates kaum ausreichend, die Armee zu bezahlen. Wären wir Herren beſonders von Danzig, ſo würde ich raten, 30 Galeren und einige Prahmen mit Batterien zu halten. Ich würde nicht raten, Linienſchiffe zu bauen, weil man ſie in der Oſtſee wenig benutzen kann.“ Als im Jahre darauf Dänemark ſich Sorgen vor einer preußiſchen Seerüſtung machte, ſchrieb er, er hätte kaum ernſt bleiben können, als ihm dies zu Ohren gekommen wäre.

Das Schlußglied der volkswirtſchaftlichen Tätigkeit des Königs, die **Verwaltung der Staatseinnahmen**, ſpiegelt wie kaum ein anderer Verwaltungszweig den Geiſt des preußiſchen Syſtems, wie es von Friedrich Wilhelm I. geſchaffen worden war. Die Einnahmen waren nicht ſonderlich groß. Sie ſtiegen auch nicht erheblich. Die Höhe der direkten Steuern ſtand ein für allemal feſt. Darin war dem abſoluten Königtum eine höchſt läſtige Schranke gezogen. Nur die indirekten Steuern wuchſen mit der Zeit. Aus den alten Provinzen kamen jährlich über vier Millionen Taler an Steuern ein. Das platte Land zahlte die alte feſtſtehende Kontribution, die Städte brachten die indirekte Steuer der Acciſe auf, die um die Mitte des Jahrhunderts etwa zwei Millionen Taler betrug. Allmählich mußte ſich das Verhältnis der Steuerzahlung zu ungunſten der Städte verſchieben. Die von faſt allen eingehenden oder am Ort gewonnenen Waren erhobene Acciſe ſtieg in der Kurmark z. B. 1737—1747 von 450000 auf 680000 Taler. Hier war allerdings die hohe Steuerſumme in Anſchlag zu bringen, die Berlin aufbrachte, das ſchon 1740 mit 297778 Talern den

zwölften Teil der gesamten Staatssteuer zahlte. Zur Accise und Kontribution kamen noch die Erträge der Domänenverwaltung. Accise und Kontribution wurden ganz zur Bestreitung der Heereskosten verwandt. Auch die Domänenerträge wurden zu einem erheblichen Teile hierzu herangezogen. Im Rechnungsjahre 1755/1756 betrug der Zuschuß aus ihnen 1766682 Taler. In die Generaldomänenkasse flossen außer den Einnahmen aus dem Domanialbesitz auch die aus den Regalien, wie die des Salzregals und die Zolleinnahmen. Neben jenem Zuschuß zur Heeresverpflegung lieferte sie die Summen, die zur Bestreitung der Verwaltung und des Hofhaltes erforderlich waren. Das charakteristische Merkmal bei dieser ganzen Finanzwirtschaft war die Sparsamkeit. Die Pfennigfuchserei, die sein ökonomischer Vater aufgebracht hatte und die diesem natürlich steht, war auch auf den schöngeistigen und von Unternehmung zu Unternehmung eilenden Friedrich übergegangen. Man erzählte sich Wunderdinge von der Wachsamkeit seines Auges. Nichts konnte ihn mehr erregen, als wenn er merkte, daß er in Geldsachen hintergangen wurde. Die furchtbare Vehemenz seines Wesens brach dann ganz durch. Fast bis zur Grausamkeit ließ er sich bei solcher Gelegenheit hinreißen. Im Jahre 1748 wurden erhebliche Unterschleife entdeckt, die ein Rendant Liebeherr gemacht hatte. Seitdem hatte das Vertrauen des Königs in die Ehrlichkeit seiner Beamten einen Stoß erlitten, der nie wieder verwunden worden ist. Indem er daran ging, Maßregeln zu treffen, die solchen Vorkommnissen vorbeugten, schrieb er die drohenden Worte: „Wan Sich die Domainen Camern unterstehen, Neue Anlagen zu machen, So mit des Königs eigne handt nicht legitimiret seindt, So Sol der President mit Infamer Cassassion bestrafet werden, ist er von adel Degradiret und auf Seine Lebetage in der Carre ... Des Landes Interesse ist des Königs und Mus Mit der Schärfe darnach gesehen werden, das richtige rechnungen und jährliche Schlüsse ordentlich gemacht werden, ob einer die Stände und bauren betriget oder den König Imediat, ist ein thundt, und wehr Sich von Solchen Schelmen bestechen läßet, der meritiret den Strang." Die Sparsamkeit des Königs zeigte sich am meisten bei der Verwaltung des von ihm neu eingerichteten Dispositionsfonds, der aus den wachsenden Überschüssen der altländischen Verwaltung und dem jährlich 800000 Taler betragenden Überschuß aus der getrennten schlesischen Verwaltung gebildet wurde. Aus dieser Dispositionskasse wurde der Staatsschatz gespeist. Das Ziel des Königs war es, diesen auf eine Höhe von zwanzig Millionen Talern zu bringen, denn er glaubte mit steten Kriegsgefahren rechnen und sich auf alle Fälle für einen vierjährigen Krieg einrichten zu müssen. Hierzu erschien ihm ein fester Bestand von mindestens zwanzig Millionen Talern erforderlich zu sein. Bei Ausbruch des Krieges im Sommer 1756 hatte er den im zweiten schlesischen Kriege so gut wie aufgezehrten Schatz bereits wieder auf eine Höhe von 13377919 Reichstalern gebracht. Außerdem bestand neben diesem Schatz, der den Namen „der große Tresor" führte, noch ein kleinerer Reservefonds, der „kleine Tresor", der für die Zwecke der Mobilmachung bestimmt war. Im Sommer 1756 hatte dieser eine Höhe von 866655 Talern erreicht. Die Verwaltung der Finanzen war im Gegensatz zu der unter König Friedrich Wilhelm infolge der Neubegründung einer ganzen Anzahl kleiner Kassen höchst unübersichtlich und verwickelt. Friedrich verlor in dem Wirrwarr aber nie den Faden. Schon träumte er von der Zeit, da er die erforderlichen zwanzig Millionen gesammelt haben würde. Dann wollte er eine ganze Reihe von Plänen verwirklichen, an deren Ausführung vorläufig bei der Knappheit der Mittel nicht zu denken war. Er wollte die drückenden Abgaben, welche die Städte für die Einquartierung und die Dörfer für die frühere Naturalverpflegung der Reiterei zahlten, den Servis und die Kavalleriegelder abschaffen. „Das Herz blute ihm", sagte der König, wenn er an jene beiden Auflagen denke. Er wollte ferner ein Heim für zweihundert Offizierswitwen schaffen, eine Kriegsakademie gründen und Findelhäuser ins Leben rufen.

Es sollte gute Wege haben, ehe der König an die Verwirklichung auch nur eines Stückes dieser Pläne denken konnte.

Buchſchmuck G. F. Schmidts zu Friedrichs **„Poésies diverses“**

5. Der Muſenhof an der Havel

Der alte König hat im Jahre 1770 dem Enzyklopädiſten Grimm geſchrieben: „Seit meiner Kindheit habe ich die Künſte, die Literatur und die Wiſſenſchaften geliebt, und wenn ich zu ihrer Verbreitung beitragen kann, ſo gebe ich mich dem mit aller der Leidenſchaft hin, deren ich fähig bin, weil es in dieſer Welt kein wahres Glück ohne ſie giebt.“ Die Worte bezeichnen die Grundrichtung ſeines Weſens. Ein Bekenntnis, das die ihm am meiſten wahlverwandte Schweſter, die Markgräfin von Baireuth, in ihren vielberufenen Memoiren abgelegt hat: „Meine Hauptleidenſchaft iſt immer das Studium, die Muſik und insbeſondere der Reiz der Geſelligkeit geweſen“, könnte ebenſogut von König Friedrich herrühren. Jahrelang hatte er jetzt dem Zuge ſeiner Seele nicht zu folgen vermocht. Er ſah ſich, indem er dem Rufe der Pflicht folgte, vor die Löſung gewaltiger Aufgaben geſtellt, die ihm nur wenig Muße vergönnte, und getrieben von einem dunklen Drange und gewaltigem Tatendurſt fand er dabei das eigentliche Feld ſeiner Begabung. Nach dem Dresdener Frieden bot ſich ihm, ſo reich die Fülle der ihm nun aufs neue zufallenden Aufgaben war, doch wieder die Möglichkeit, ſeinen urſprünglichen Neigungen nachzugehen. Mit verdoppelter Wucht machte ſich bei ihm jetzt das Beſtreben geltend, ſich „den Weg mit Blumen zu beſtreuen“, das Leben zu idealiſieren und liebenswert zu geſtalten. So zogen die Tage von Sanſſouci (Bild 102) herauf, die den Grundton dieſer elf ſegensreichen Jahre geben. Sie ſind ins Bewußtſein der Völker gedrungen, wie nur irgend eine ſchönheitsfrohe und glückliche Zeit, wie das goldene Zeitalter des Auguſtus, die Tage der Mediceer, der Weimariſche Muſenhof. Sanſſouci, das Wort, das Friedrich geſchaffen hat, iſt ein kulturgeſchichtlicher Begriff geworden, und der Schall dieſes Namens klingt überall, auch in den niederen Schichten, trotz ſeines fremden Urſprungs, traut und umfriedet. Selbſt die Bezeichnung des Ruheſitzes eines Denkers als Tuskulum nach Ciceros Heim hat ſich lange nicht in dem Maße die Welt erobert wie Friedrichs Benennung des Schloſſes, in dem er Sorgenfreiheit ſuchte. Aber es war doch ein Unterſchied zwiſchen dieſem Hofe und den andern hochgerühmten Muſenſitzen. Nicht nur war die dort gepflegte

102. **Schloß Sansſouci.** Nach einem alten Stiche

Bildung ein fremdes Reis im deutſchen Geiſtesleben, das zwar manche gute Frucht trug, aber doch nur kümmerlich Wurzel zu faſſen vermochte. Dieſes Leben war vor allem weſentlich in einer Perſon konzentriert. Weimar und Florenz rufen die Erinnerung an ganze Reihen unſterblicher Namen wach. Bei Sansſouci denkt alle Welt nur an den einſamen königlichen Philoſophen, um den die Geſtalten ſchattenhaft umherhuſchen. Am meiſten tritt noch das große Irrlicht hervor, das der König in ſeiner Nähe zu bannen ſuchte und das ihm ſchließlich doch entwiſchte, der führende Geiſt des Zeitalters: Voltaire. Wenn die Tage von Sansſouci trotzdem von einem ſolchen goldigen Schimmer umfloſſen ſind, ſo iſt die Urſache darin zu ſuchen, daß ihre Ruhe ſich ſo wohltätig von dem ſtürmiſchen Ringen des jungen Königs abhebt. Noch lichtvoller werden ſie uns heute dadurch, daß wir jetzt wiſſen, von welcher ſchöpferiſchen Tätigkeit in allen Zweigen des ſtaatlichen Lebens ſie begleitet ſind. Sie geſtalten ſich um ſo ſonniger, als in dieſer Zeit auch eine ſchlimme Verſtimmung, die zwiſchen ihm und der ihm unter allen Menſchen am nächſten ſtehenden Frau in den Jahren des Krieges eingetreten war, behoben wurde und einer um ſo innigeren Freundſchaft Platz machte. Alſo wurden die in Sansſouci gipfelnden elf Jahre zwiſchen den Kriegen die glücklichſte Regierungszeit König Friedrichs. Nichts wäre ihm erſehnter geweſen, als wenn er bis zu ſeinem Ende in dieſer Weiſe hätte weiter ſchaffen können. Da aber trat das Schickſal dazwiſchen und ſchien alles zerſtören zu wollen, was er und ſeine Väter zuſtande gebracht hatten. Mit aller Kraft hat er das Verhängnis von ſeinem Staate abzuwenden geſucht, bis es nicht mehr ging, ohne die Majeſtät des Staates zu verletzen. Weil der Himmel immer voll Wolken war, hat König Friedrich das Glück in dieſen Jahren nicht ſo rein genoſſen, wie in den Jahren der Sammlung zu Rheinsberg.

Urſprünglich hoffte er ſelbſt wieder auf eine ſolche ſelige Zeit. Und es ließ ſich auch erſt danach an.

Das erſte Mittel, um ſich das Leben nach ſeinem Sinne zu geſtalten, war die Verſchönerung der ihn umgebenden Welt. Hier kamen die bildenden Künſte zu ihrem Rechte, denen er im übrigen lange nicht die Bedeutung beimaß, wie der Literatur. Vor allem erhielten die Baumeiſter zu tun. In den Wochen, in denen er ſich zum Siege von Hohen-

103. **Merkur** von Pigalle
Marmorſtatue im Garten von Sansſouci

104. **Betender Knabe**
Bronzeſtatue im Garten von Sansſouci

friedeberg ſammelte, legte Knobelsdorff den Grundſtein zu Sansſouci. Der König hatte ſelbſt Skizzen zur Anlage entworfen, die uns erhalten geblieben ſind. Nach zwei Jahren, am erſten Tage des Monats Mai 1747, gab der König ein großes Feſt im „Luſthauſe auf dem Weinberge“, durch das Sansſouci eingeweiht wurde. Nun wurden einige der ſchönſten Stücke aus der herrlichen Polignacſchen Sammlung zum Schmucke des Gartens aufgeſtellt. In einer Rotunde wurde die berühmte Gruppe Achill und die Töchter des Lykomedes, die jüngſt unter Trümmern bei Frascati entdeckt worden war, untergebracht. Auf der oberſten Terraſſe, dicht bei dem Schloſſe ſelbſt, vor dem Bücherſaal des Königs, fand der betende Knabe (Bild 104), jenes unvergleichlich ſchöne antike Bronzebild, das noch heute eine Hauptperle der preußiſchen Kunſtſammlungen bildet, ſeinen Platz. Friedrich konnte es von dem Lungen bildet, ſeinen Platz. Fürſten Liechtenſtein für dem in Wien lebenden 1752 ſchenkte König 5000 Taler erwerben. Gruppen der Jagd und Ludwig XV. hierfür die einer Nanziger Künſtler- der Fiſcherei, von dem Bildhauer Adam und familie entſtammenden (Bild 103) und die Figuren des Merkur Friedrich wäre am lieb- Venus von Pigalle. ſten Stätten der antiken Kul- ſten ſelbſt einmal an die tur geeilt. Wieviel hätte tur gegeben, wenn er Her- kulanum hätte ſehen können! „Wenn nicht ſo ſtarke Feſſeln mich hier zurückhielten, ſo würde ich fünfhundert Meilen fahren, um eine aus der Aſche des Veſuvs auf- ſtandene antike Stadt zu erſchauen“, ſchrieb er. Für ſeine Kunſteinkäufe be- diente er ſich freilich nicht Algarottis, der ſich hier- für beſſer geeignet hätte als die anderen Beamten Friedrichs, mehr als zum Diplomatenfach, auf das

105. **Diana** aus der Polignacſchen Sammlung
Statue im Garten von Sansſouci

106. **Simſon und Delila** von Adrian van der Werff
Von Friedrich dem Großen angekauft

ſein Ehrgeiz ging. Im Innern gab er wie früher jedem Möbel, jedem Bilde ſelber ſeinen Platz. Noch war er in der Malerei von ſeiner Vorliebe für die heitere Lebensfreude Watteaus und ſeiner Schüler nicht abgekommen, denn noch ſchmückte er ſeine Räume mit ihren Werken. Von Watteau erwarb er allein dreizehn Gemälde. Allmählich aber vollzog ſich ein Umſchwung in ſeinem Geſchmacke für Bilder, indem er ſich mehr den Niederländern und Italienern zuwandte. Dies tritt beſonders ſeit den fünfziger Jahren hervor. Eine Reiſe nach Amſterdam im Jahre 1755 tat das ihrige, um ihn in dieſer Richtung zu beſtärken. Er ſammelte ſeitdem mit Eifer van Dyck, Rubens und Rembrandt, daneben Correggio und Paul Veroneſe. Schon 1755 beſaß er zwölf Rubens und elf van Dyck. Für dieſe Bilder ſchuf er ein eigenes Gebäude, die prächtige Galerie neben dem Schloſſe von Sansſouci, die Büring im Jahre 1756 aufzuführen begann. Merkwürdig war die Neigung Friedrichs, ſeine Schlöſſer möglichſt ohne Erdgeſchoß zu bauen, ohne Rückſicht auf die Geſundheitsgefährlichkeit dieſes Syſtems, da dadurch Feuchtigkeit der Gebäude bedingt war. Er bezweckte damit bienséance, wie er es nannte, möglichſte Bequemlichkeit. Knobelsdorff wollte dies bei Sansſouci auch aus Schönheitsgründen vermeiden. Es kam darüber zu einem Zwiſt zwiſchen König und Baumeiſter, der einen dauernden Riß in das beiderſeitige Verhältnis brachte. Die Hauptſchöpfung Knobelsdorffs in Sansſouci war der elliptiſche Marmorſaal, der durch Menzels Meiſterhand aller Welt bekannt geworden iſt. Selbſt in den Äußerlichkeiten wurde an die Rheinsberger Zeit angeknüpft, indem das dortige mit Zedernholz bekleidete Arbeitszimmer und der Bibliotheksraum im Turm einfach wiederholt wurden. Das Rheinsberger Arbeitszimmer kehrte noch einmal wieder in dem Rundgemach des Berliner Schloſſes, das nach der Spree zu gelegen iſt. In Sansſouci zeigt ſich der Rokokoſtil in ſeiner höchſten Blüte. Es gibt in Deutſchland kaum eine Rokokoeinrichtung, die der dortigen an Feinheit des Geſchmacks gleich kommt. Eine ſchöne Schöpfung Knobelsdorffs im Rokokoſtil ſtellen auch die monumentalen Säulenpfoſten am

107. **Büßende Magdalena** von Rubens
Von Friedrich dem Großen angekauft

Eingang zum Garten (Bild 110) dar. Sonst ſchuf der König noch eine Reihe kleinerer dekorativer Bauten in ſeinen Gärten während dieſer Zeit, über deren zum Teil imitiert chineſiſchen Geſchmack man ſtreiten kann. Aber nicht genug damit, daß er in ſeinen Gärten eine rege Bauluſt entwickelte, deren Koſten er damals aus den zunächſt noch für ſich einbehaltenen oſtfrieſiſchen Einnahmen beſtritt: er dachte auch ſeine Reſidenzſtadt Potsdam nach ſeinem Geſchmack zu geſtalten. So begann jene Bautätigkeit, die der kleinen preußiſchen Militärreſidenz den Charakter einer Nachbildung der glänzenden Renaiſſanceſtädte Italiens

108. **Suſanne im Bade** von Antoine Pesne
Von Friedrich dem Großen angekauft

Digitized by Google

109. **Geburt der Venus** von Rubens
Von Friedrich dem Großen angekauft

en miniature verlieh. Der König ließ ſich die Baupläne zu Privathäuſern vorlegen und beſtimmte die Faſſaden. Es war Sache der Architekten, dahinter brauchbare Räume zu ſchaffen. Hierbei konnte es nicht ausbleiben, daß Mißgriffe begangen wurden. Oft genug wurde aber auch eine monumentale Wirkung erzielt, die dem Stadtbilde tatſächlich zur Zierde gereichte. Dem König behagte dieſe Beſchäftigung außerordentlich. Auch Berlin wurde bedacht. Voller Vergnügen berichtete er gelegentlich ſeiner Schweſter Wilhelmine darüber: „Ich laſſe hier wie toll bauen.“

Das geſellige Leben des Schloßherrn von Sansſouci geſtaltete ſich in einer Beziehung einſamer als in den Rheinsberger Tagen. Dort hatte der Hofſtaat ſeiner Gemahlin in das höfiſche Treiben den Reiz weiblicher Anmut hineingetragen. Seit der Heimkehr aus dem letzten Feldzuge lebte die Königin ſo gut wie getrennt von ihrem Gemahl. Die geringe Wärme, die Friedrich für ſie in den Rheinsberger Jahren noch zu zeigen vermocht hatte, war in den Kriegen gänzlich verflogen. Eliſabeth Chriſtine (Bild 20) war ihm ganz fremd und ganz gleichgültig geworden. Pſychologiſch war es daher verſtändlich, wenn er ſich von ihr zurückzog. Er hielt darauf, daß ihr die offiziellen Aufmerkſamkeiten erwieſen wurden und daß ſie bei den Hoffeſtlichkeiten als die Königin geehrt wurde. Ihr Geburtstag, der 8. November, wurde regelmäßig mit großem Prunk begangen, aber im allgemeinen ſahen ſich die beiden faſt garnicht mehr. Potsdam und Sansſouci hat ſie nie betreten. Eliſabeth Chriſtine hat dies, wie begreiflich, tief empfunden; denn ſie liebte und bewunderte ihren Gemahl. Zuerſt beſchwerte ſie ſich bitter, als der König ihr gar keine Teilnahme für den Verluſt ihres Bruders Albert bei Soor bezeigte. Wie völlig gleichgültig dem Könige dieſer Prinz war, deſſen Bruder Ludwig Ernſt in derſelben Schlacht auf öſterreichiſcher Seite focht und von dem dritten Bruder, dem nachmals berühmten Herzog Ferdinand von Braunſchweig, von einer Höhe verjagt wurde, geht aus einem Schreiben Friedrichs an ſeinen Kammerdiener Fredersdorf hervor: „Der gute brave Wedell iſt todt, Albert auch, iſt nicht viel verloren.“ Zwei kühle Beileidsbriefe ſöhnten die Gekränkte wieder aus. Allmählich aber erſah ſie mit Schmerz, daß ſie ihrem Gemahl fern bleiben mußte. Selbſt

Erläuterungsblatt

zu der

eigenhändigen Randbemerkung König Friedrichs zu einem Bericht der Minister Friedrich v. Görne, v. Viereck, v. Happe und v. Boden.

Verbot des Einmischens der Minister in militärische Angelegenheiten.

Berlin 19. März 1743.

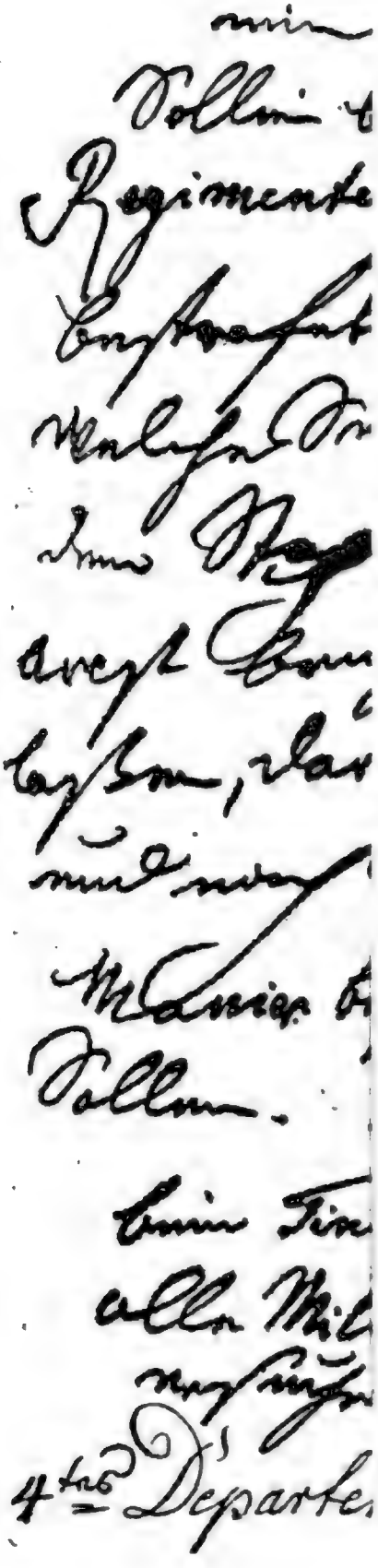
Nach der Urschrift im Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

Beilage 9 zu S. 204.

Übertragung

nein Sie Sollen bei den Regimentern bestraft werden welche Sie nach dem Stog in arest bringen laßen, der verhören und nach Soldaten Manier bestrafen Sollen. Die Herren Ministres bleiben beim Tintfaß und laßen die Nase aus alle Militaria warum ich Sie allerseits ersuche

Fch.



Digitized by Google

110. Eingangstor zum Garten von Sanssouci

im Februar 1747, als der König ſich dem Tode nahe glaubte, wagte ſie ſich nicht nach Potsdam. Meiſt lebte ſie auf ihrem Schloſſe Nieder-Schönhauſen (Bild 112) bei Pankow im Norden Berlins, immer mehr ſich verbitternd, hierin noch durch ein unglückliches Temperament beſtärkt. In ihrer Übellaunigkeit konnte ſie den Nächſtſtehenden unleidlich werden. Eine gewiſſe Nichtigkeit in ihrer Unterhaltung machte ſie noch weniger anziehend und liebenswürdig. So wuchs bei dem Könige ſelbſt naturgemäß immer mehr die Abneigung, ſich ihr zu nähern, und als es einmal in Anregung gebracht wurde, die Einſame zu einem Familienfeſt hinzuzuziehen, fand er nur die harten Worte: „Er fürchte, wenn ſein zimperlicher Griesgram dabei ſei, ſo werde das ganze Feſt geſtört.“ Daher konnte Markgräfin Wilhelmine Sansſouci ein Kloſter nennen, deſſen Abt der König von Preußen war; und der elliptiſche Saal des Schloſſes wurde von der Tafelrunde wohl das Refektorium genannt.

Wie anders war das Verhältnis des Königs zu ſeiner Mutter! Der junge Realpolitiker hatte freilich aus dem völlig verkehrten Verhalten der Königin Sophie Dorothee (Bild 113) in ſeiner Heiratsſache früh die Lehre gezogen, ihr auch nicht den geringſten Anteil an den politiſchen Geſchäften einzuräumen. „Verſuche ſie es,“ äußerte er ſchon 1734, „ſo werde ſie ſehen, mit wem ſie es zu tun habe.“ Seit jenen törichten Heiratsplänen Sophie Dorothees war ihm ein für allemal das Hineinreden der Frauen in die Politik widerwärtig geworden. Dafür überhäufte er ſeine Mutter mit Ehrenbezeugungen. Ihr Geburtstag, der 26. März, galt als das Hauptfeſt des ganzen Hofes. Dann wurden glänzende Opernaufführungen veranſtaltet, für die der König ſelbſt die Beſtimmungen traf. Als der Markgraf Wilhelm von Schwedt im September 1744 vor Prag fiel, da bat Friedrich ſeine mütterliche Freundin Frau v. Camas, die Nachricht der Königin-Mutter möglichſt ſchonend beizubringen, und ſetzte eigenhändig hinzu: Er zittere für die Ruhe ſeiner Mutter. Die Siegesnachricht von Hohenfriedeberg an ſie ließ er von ſeinen ſämtlichen drei Brüdern unterzeichnen, und gerührt ſchrieb die alternde Frau zurück: ſie fühle ſich jetzt als die glücklichſte Mutter auf Erden. Mit den Jahren wurde dieſes pietätvolle Verhältnis des Königs zu ihr immer zarter.

Digitized by Google

111. Königin Sophie Dorothee und ihre Kinder um das Jahr 1747

Nach einem zeitgenössischen Stiche

4. Prinz **Ferdinand**
(geb. 23. V. 1730, † 2. V. 1813).

3. Prinz **Heinrich** (geb. 18. I. 1726, † 3. VIII. 1802).

2. August **Wilhelm**, Prinz von Preußen
(geb. 9. VIII. 1722, † 12. VI. 1758)
und seine Gemahlin **Luise** Amalie von Braunschweig-Wolfenbüttel
(geb. 29. I. 1722, † 13. I. 1780).

1. **König Friedrich**
(geb. 24. I. 1712, † 17. VIII. 1786)
und seine Gemahlin **Elisabeth Christine** von Braunschweig-Bevern
(geb. 8. XI. 1715, † 13. I. 1797).

10. Prinzessin **Amalie**
(geb. 9. XI. 1723, † 30. III. 1787).

9. **Ulrike**, Kronprinzessin von Schweden geb. Prinzessin von Preußen (geb. 24. VII. 1720, † 16. VII. 1782) und ihr Gemahl **Adolf Friedrich** (geb. 14. V. 1710, † 12. II. 1771).

8. **Sophie**, Markgräfin von Schwedt geb. Prinzessin von Preußen (geb. 29. I. 1719, † 13. XI. 1765) und ihr Gemahl Markgraf **Friedrich Wilhelm** (geb. 27. XII. 1700, † 4. III. 1771).

7. Herzogin Philippine **Charlotte** von Braunschweig geb. Prinzessin von Preußen (geb. 13. III. 1716, † 16. II. 1801) und ihr Gemahl Herzog **Karl** (geb. 1. VIII. 1713, † 26. III. 1780).

6. Markgräfin **Friederike** von Ansbach geb. Prinzessin von Preußen (geb. 28. IX. 1714, † 4. II. 1784) und ihr Gemahl Markgraf **Karl** (geb. 12. V. 1712, † 3. VIII. 1757).

5. **Wilhelmine**, Markgräfin von Bayreuth geb. Prinzessin von Preußen (geb. 3. VII. 1709, † 14. X. 1758) und ihr Gemahl Markgraf **Friedrich** (geb. 10. V. 1711, † 26. II. 1763).

Die Königin-Mutter **Sophie Dorothee** (geb. 26. III. 1687, † 28. VI. 1757).

Digitized by Google

112. Schloß Schönhauſen bei Berlin

Nach einem alten Stiche

Den breiteſten Raum in ſeinem inneren Leben nahm jetzt wieder wie in früherer Zeit ſeine ältere Schweſter Markgräfin Wilhelmine von Baireuth ein (Bild 17). Sie hatte mit ihrem Bruder gemeinſame Neigungen; ſie war ihm in ihren geiſtigen Anlagen verwandt; ſie glich ihm auch äußerlich, inſofern als ſie dieſelben leuchtenden großen Augen hatte wie er. Nur für die harten Regeln der Politik hatte ſie gleich ihrer Mutter und nach Frauenart überhaupt wenig Verſtändnis. So war es in den Kriegen zu jener tiefgehenden Verſtimmung zwiſchen beiden gekommen, an der alle beide gleich große Schuld hatten. In ihrer nervöſen Überreiztheit und maßloſen Verſtimmung hat ſie da jene Memoiren niedergeſchrieben, die, nach Jena ans Tageslicht gezogen, dem preußiſchen Staate und ſeinem Rufe gleichſam eine Wiederholung dieſes Unglückstages wurden. Übellaunig und zum Sarkasmus veranlagt, wie Friedrich ſelbſt, geneigt, alles im höchſten Maße ſubjektiv zu betrachten, von ihrem Gedächtnis vielfach im Stich gelaſſen und von ihrer krankhaften Phantaſie unzählige Male in die Irre geführt, hat die unglückliche Frau, die das Martyrium ihrer Jugend durch die Untreue ihres Gatten und den Verrat ihrer Freundin fortgeſetzt ſah, in ihren ſeeliſchen und körperlichen Leiden ein Zerrbild des preußiſchen Hoflebens namentlich zur Zeit König Friedrich Wilhelms I. entworfen, dem nur die verblendetſte Gehäſſigkeit Glauben ſchenken kann. Kein ernſter Hiſtoriker vermag heute noch die Memoiren der Markgräfin von Baireuth als zuverläſſige Quelle anzuführen. Selbſt die franzöſiſche Geſchichtſchreibung iſt davon abgekommen. Ihre Tagebücher ſind anſcheinend von ihr vergeſſen worden und ſpäter in unberufene Hände gelangt. Nach jener Begegnung mit ihrem Bruder im Sommer 1743 gab ſie dieſem noch mehrmals Grund, ihr heftig zu zürnen. Die ganze Familie, voran Friedrichs Schweſter Ulrike, war empört, als ſie es noch in den Tagen der Schlacht von Soor fertig brachte, der Königin Maria Thereſia auf deren Fahrt zur Kaiſerkrönung einen Beſuch zu machen. Dazwiſchen hatte es Mißverſtändniſſe wegen der Veröffentlichungen einer Erlanger Zeitung gegeben, durch die König Friedrich ſich geſchädigt ſehen mußte und in denen er den Einfluß des Baireuther Hofes zu erkennen glaubte, während dieſer ſich in jenem Falle durchaus loyal verhielt. So konnte König Friedrich der einſt über alles geliebten Schweſter nach dem Dresdener Frieden voll Bitterkeit davon

113. Königin Sophie Dorothee in älteren Jahren

Nach einem Gemälde von H. Pesne
Gestochen von Eichens

Mittelung machen mit den Worten, es werde ihr dies Ereignis hoffentlich um so angenehmer sein, als ihre Vorliebe für die Kaiserin Maria Theresia in Zukunft mit dem Reiz alter Freundschaft, den sie vielleicht dem Bruder noch bewahre, nicht mehr in Widerstreit kommen werde. Es schien, als wenn das einstige ideale Verhältnis zwischen den beiden für immer gerückt sein sollte. Mit seinem Gesuch hatte Wilhelmine gleichbei der Thronbesteigung ihres Bruders gedacht, daß ihre Stellung zu einander eine andere werden würde, indem sie ihm mit steifer Förmlichkeit in ihren Briefen nahte. Wiederholt nennt Friedrich ihr das. Er wollte Bruder, nicht König von ihr angeredet sein. Dieser Titel sei ihm fälschlicher als alle anderen. „Ich bitte Sie, mich als Bruder zu behandeln und nicht als König." Als dann aber Lebensüberfluß, Wohlwollen und Egoismus und die Verschiedenheit des großen und kleinen Staates sie beide in Gegensatz zu einander gebracht hatten, da redete auch Friedrich die Schwester nicht mehr mit ihrem an, sondern sieß: „madame ma très-chère soeur". In der Friedenszeit stellten Bruder und Schwester halb die Ihre, die in ihren Herzen durch diesen Mißklang eingetreten war. Sie beherrschen einander, und so erfolgte eine Annäherung. Wilhelmine tat den ersten Schritt. Sie schrieb ihm: „Sie sind mir teurer gewesen als das Leben, und je mehr ich Ihr Glück und Gedeihen habe, um so schätzbarer ist mir Ihre Kälte gewesen. Vergessen Sie, wenn ich offen zu Ihnen spreche: ich habe seit einigen Jahren nicht mehr jenen angeborenen Bruder gefunden, der so gütig gegen mich war." Friedrich hielt ihr die Unrecht vor, konnte aber die hingebotene Hand nicht ausschlagen und nahm den unterbrochenen traulichen Briefwechsel wieder mit ihr auf, schickte ihr Erstlingsstücke neuesten Berliner Fabrikats, schrieb ihr von neu engagierten Tänzerinnen und Malern und von den neuerdichteten talentvollen Hofpferdchen Georg Friedrich Schmidt, scherzte in der alten Weise, indem er z. B. mit vieler Laune und großer Freiheit das Karlsbader Badeleben pries. Die volle Aussöhnung kam jetzt, seitdem im Februar 1747 die Zudringlichkeit über seinen Hausrat geschwatzt hatte. Nachdem beide so da der gemeinsamen Jugendschicksale, und noch in der Genesung begriffen fühlte er sich getrieben, jene düsteren Tiene wieder anzuknüpfen. Im August dieses Jahres besuchte ihn Wilhelmine nach siebenjähriger Abwesenheit zum preußischen Hofe in Stansssouci, und seit jener Zeit hat die beiden erlauchten Geister die ungetrennliche Freundschaft verbunden. Nie war die Briefwechsel, dieser sonstige Schatz der deutschen Nation, — der leider immer noch der Übersetzung harrt, während der private Buchhandel sich pflaumenschwenzte nicht erschöpfen kann in der Neuherausgabe und Übersetzung wertloser Klatschbücher aus der friderizianischen Zeit, — sprudelnder von Witz und glücklicher in der Stimmung als seit 1747. Die geistreichen Briefe, die die illustren Geistesfürsten ihre Wendepiele wechseln ließen, sind

geradezu Perlen der Briefliteratur. Die Liebe und die Bewunderung der Schweſter für den Bruder äußerte ſich je länger je mehr. Tiefe Reue empfand ſie darüber, daß ſie ſich dieſem Manne je entfremden konnte. „Wie oft habe ich mir nicht meine unrichtige Handlungsweiſe gegen Sie vorgeworfen", ſchrieb ſie ihm. Ja, nach einem abermaligen Beſuch in Sansſouci feierte ſie ihn beim Abſchied in ſchwärmeriſchen Verſen als den, den der Himmel geſchaffen hätte, um die Herzen zu bezwingen. Friedrich erwiderte dieſe Zuneigung der Schweſter aus voller Seele. „Sie würden fähig ſein, mir neuen Lebensmut einzuflößen", ſchrieb er ihr. Mit Stolz bemerkte er die Gefaßtheit der kranken Frau, als ein großer Schloßbrand in Baireuth ſie in die höchſte Gefahr gebracht und vieles von dem, was ihr lieb und wert war, zerſtört hatte. Darin erkannte er die Philoſophin. Als er in den großen Krieg zog, da beſtand zwiſchen dieſen beiden bedeutenden Menſchen die innigſte Seelengemeinſchaft, die es zwiſchen Menſchen geben kann.

Zu wünſchen übrig ließ das Verhältnis des Königs zu ſeinem älteſten Bruder Auguſt Wilhelm (Bild 114), der ihm ſehr ungleich an Geiſt und Charakter war. Zehn Jahre jünger als Friedrich, hatte ſich Prinz Wilhelm — ſo hieß er bei Hofe — am 6. Januar 1742 mit der jüngeren Schweſter der Königin, Luiſe, verheiratet. Seit dem 30. Juni 1744 war er durch den Titel Prinz von Preußen als Thronfolger gekennzeichnet. Er verriet wenig Neigung zu ernſten Beſchäftigungen, ſelbſt als Soldat ließ er es zuweilen an dem nötigen Eifer fehlen. Von ſtark ſinnlicher Natur, zeigte er alle Anlage, ſich den Weibern hinzugeben. Seinem Bruder ähnelte er nicht nur in einem gewiſſen ſatiriſchen Zuge, ſondern auch in der Liebenswürdigkeit. Durch dieſe gefährdete er das ſchöne Hoffräulein Sophie v. Pannwitz, die ſpätere Oberhofmeiſterin Gräfin Voß, die ſich nur durch Verheiratung mit einem ungeliebten Manne den Nachſtellungen des Prinzen entzog. Der König bemerkte mit Verdruß die Schwäche des Prinzen und gab ihm ſein Mißvergnügen oft in ſeiner ſarkaſtiſchen Weiſe zu verſtehen. Ja, er machte ihm lange Vorhaltungen: „Wir haben ſo viel Beiſpiele von Dummheiten, zu welchen die Weiber Männer und Fürſten, und zwar bedeutendere Fürſten als einen Erbprinzen von Heſſen (der Erbprinz Friedrich von Heſſen wurde durch weibliche Einflüſſe zum Übertritt zum Katholizismus veranlaßt), herumgebracht haben, daß ich meine, ein jeder, der ſich einer Schwäche bewußt iſt, muß klug auf ſich acht haben, und ſich ſeiner Leidenſchaft nicht ſo weit preis geben, daß er ihr alles opfert und all ſein Tun dem Wink des Liebchens anpaßt." Infolge der Strenge des regierenden Bruders lebte ſich Prinz Wilhelm in eine feindliche Stimmung gegen ihn hinein, die um ſo peinlicher wirkt, als ſie mit keinerlei Größe der Auffaſſung gepaart war. Vielmehr verriet er Kleinmut, wenn er auch perſönlich tapfer war. Die Beſorgniſſe, die in König Friedrich wegen dieſes Bruders aufſtiegen, deutet das herbe Wort gegen ihn an: „Wenn Sie von den Grundſätzen und dem Syſtem abgehen, die unſer Vater hierzulande eingeführt hat, ſo werden Sie der erſte ſein, der den Schaden davon hat."

Bei weitem der bedeutendſte unter den Brüdern Friedrichs war der Prinz Heinrich. Vierzehn Jahre jünger als der König, war er jetzt noch nicht in dem Alter, um eine größere Rolle ſpielen zu können. Friedrich hatte ſeine Erziehung, wie auch die des jüngſten und unbedeutendſten Bruders, des 1730 geborenen Prinzen Ferdinand, beim Tode ſeines Vaters in die Hand des geiſtig hochſtehenden Oberſten Stille gelegt. Der Sinn für deutſche Bildung, den Stille hatte, ging freilich nicht auf Prinz Heinrich über. Er wurde faſt noch mehr Freund des franzöſiſchen Weſens, als ſein regierender Bruder. Sehr bald aber verriet er militäriſche Tüchtigkeit. Friedrich erkannte das insbeſondere auf den Märſchen nach der Schlacht bei Soor und machte Graf Rothenburg lebhaft darauf aufmerkſam, indem er hinzufügte: „Man beginnt im Heere ſeine Talente zu erkennen, von denen ich Ihnen ſchon ſo oft geſprochen habe." Während Friedrich ein Bedürfnis hatte, von ſeinen Geſchwiſtern geliebt zu ſein und ſelbſt die Liebe der Verwandten als eine Hauptpflicht betrachtet hat — ſeine Geſchwiſterliebe iſt einer der hervorſtechendſten Züge ſeines Weſens —,

114. Prinz Wilhelm von Preußen
Bruder Friedrichs des Großen
Nach einem gelegentlichen Bilde

machte sich bei Heinrich im Frieden bald eine gegenfeindliche Stimmung gegen das Haupt der Familie geltend. Das imperatorische Wesen des Bruders behagte ihm nicht. Hätte mir er von Natur anstand war, verletzte er bald den Bruder durch seine Lieblosigkeit. Es kam darüber schon 1746 zu einer gereizten Auseinandersetzung zwischen den beiden. Der König schrieb ihm empfindlich: „Übrigens, die geringe Freundschaftlichkeit, die Sie gegen mich bei jeder Gelegenheit bezeigen, zeigt mich nicht, neue Anstrengungen zu machen, um einen Bruder zärtlichkeit zu beweisen, der davon so wenig gegen mich übrig hat." Als Heinrich bestritt, ohne Liebe für ihn zu sein, erwiderte Friedrich heftigen: „Lieben Sie mich wirklich, so muß Ihre Liebe metaphysischer Natur sein, denn ich habe noch niemals gesehen, daß sich Leute auf diese Weise lieb haben, wie heißt, ohne sich anzusehen, mit einander zu reden oder sonst durch das geringste äußere Zeichen ihre Neigung zu verraten." Umsonst suchte er sich in die Lage zu finden, während er es auf die Dauer doch nicht konnte: „Wir haben uns nichts vorzuwerfen, wir sind beide gleich satt gegen einander, und da Sie es nicht anders haben wollen, so soll es mir recht sein." In einem Konflikt zwischen ihnen kam es, als der junge Prinz in einer militärischen Sache nicht nach dem Sinn des Königs verfuhr und sich recht ungebührig zeigte. Friedrich verzog sich zwar bald mit ihm, versagte aber künftig buchstäbliche Erfüllung seiner Befehle und verbot sich eine sinnliche Auslegung seiner Worte. Über die Kälte des zwischen beiden bestehenden Verhältnisses vermochte sich indes hinfort niemand mehr zu täuschen. Als sich der Prinz im Sommer 1752 mit der wunderschönen Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Kassel auf Veranlassung des Königs vermählte, blieb der Thronfolger fern und ließ sich von dem Hochzeitsfeier, dem geschmackvollen Pläsnig, Bericht über die prunkvollen Festlichkeiten erstatten. Dafür schrieb Prinz Heinrich sich enger an den Prinzen Wilhelm an, der mit ihm unter der befehlshaberischen Natur des Königs litt. Sie beide schienen Beispiele für Friedrichs Theorie liefern zu wollen, daß Prinzen von Geblüt unbeherrschte Zuneigungen wären.

Unter den königlichen Schwestern nahm neben Wilhelmine die 1720 geborene Prinzessin Ulrike (Bild 115), geistig die hervorragendste Stellung ein. Für sie, die auch durch Schönheit ausgezeichnet war, hat sich selbst ein Voltaire begeistern können, indem ihre Anmut ihn 1743 bei seinem Besuche am preußischen Hofe die geistigen Verse eingab:

Souvent un peu de vérité
Se mêle au plus grossier mensonge.
Cette nuit, dans l'erreur d'un songe,
Au rang des rois j'étais monté,
Je vous aimais, princesse, et j'aimais vous le dire.

175. Gedächtnisblatt auf die Vermählung der Prinzessin Louise Ulrike, Schwester Friedrichs des Großen, mit Adolph Friedrich, Kronprinz von Schweden

Nach einem Stich von J. G. Schmidt

Les dieux à mon réveil ne m'ont pas tout ôté:
Je n'ai perdu que mon empire.

Sie glich dem Könige in ihrem Äußern und in der Lebhaftigkeit des Temperaments. Auch in ihrem Ehrgeiz und ihrem Tatendrang zeigte sie sich ihm verwandt. Seit dem August 1744 mit dem Prinzen Adolf Friedrich aus dem Hause Holstein-Gottorp vermählt, zeigte sie sich bald ihrem Gemahl weit überlegen, und als dieser 1751 den schwedischen Thron bestieg, da entwickelte die junge Königin eine unruhige Tätigkeit, durch die sie ihrem Bruder Friedrich und vor allem sich selbst die schwersten Ungelegenheiten bereiten sollte.

Der König hat ſie unermüdlich in der brüderlichſten Weiſe zur Vorſicht gemahnt, denn er überſah beſſer als ſie die Schwierigkeiten ihrer Lage. Wie oft hat er ihr zugerufen: Pour Dieu! modérez votre vivacité! Es half aber nichts. Ulrike griff zu dem Mittel, ſich insgeheim mit den Feinden Friedrichs zu verſtändigen, um ihre Zwecke zu erreichen. So entfremdete ſich auch hier ein Glied der Familie dem Könige, für das er eine innige Liebe hegte.

Dieſe Trübung ſeines Verhältniſſes zu vielen ſeiner Geſchwiſter ſenkte einen Schatten über Friedrichs Daſein. Schon darum konnte er ſich nicht mehr ſo glücklich fühlen wie einſt zu Rheinsberg. Aber auch der Kreis der alten Freunde lichtete ſich bedenklich. Jordan und Keyſerlingk, den beiden vertrauteſten Freunden, folgte der alte Lehrer Duhan im Tode. Als ſein großer Schüler ſieggekrönt heimkehrte, lag er auf dem Totenbett. Friedrich bewies ihm wiederum ſeine rührende Anhänglichkeit, indem er ſeine Rundfahrt durch das feſtlich bewegte Berlin unterbrach und den Sterbenden beſuchte. Während die beiden von einander Abſchied nahmen, hallten die Jubelrufe der Menge und fiel der Schein der Freudenfeuer in das Gemach — eine tiefergreifende Szene. Im zweiten Friedensjahre ſtarb Georg Konrad v. d. Goltz (Bild 66), auf den Friedrich außerordentliche Stücke gehalten hatte, weil er in ihm einen Mann von ſeltener Vielſeitigkeit fand, der ſich gleich geſchickt als Adjutant, Truppenführer, Heeresverpfleger und Unterhändler zeigte. Er wäre fähig geweſen, wie Cäſar vier Schreiben zugleich zu diktieren, meinte Friedrich. Noch am Abend vor ſeinem Tode ſuchte er den erſt Zweiundvierzigjährigen auf. Aus des Königs Kreis ſchied auch der Generaladjutant Friedrich Ludwig Felix v. Borcke, mit dem er ſich ſchon vor der Flucht befreundet hatte. Eine Gemütskrankheit, die den liebenswürdigen Mann 1747 befiel, machte dem zwanzigjährigen vertrauten Verkehr ein Ende. In Freienwalde hat der König dem 1751 Verſtorbenen in der Kirche ein Denkmal geſetzt. Noch vor ihm ging ein anderer Borcke, jener Kaſpar Wilhelm, der Preußens Vertreter in Wien bei Ausbruch des erſten ſchleſiſchen Krieges und dann der Amtsgenoſſe von Podewils war und ſich zugleich durch ſeine Überſetzung Shakeſpeareſcher Stücke als außerordentlich gebildeten Mann gezeigt hatte, aus dem Leben (Bild 74).

In dem neuen Schloß „Sorgenfrei“ zählten alſo einige der liebſten Freunde Friedrichs nicht mehr zur Tafelrunde. Andere, die dort noch einige Jahre um ihn waren, wurden ihm auch bald entriſſen. Vor allem Rothenburg (Bild 80). Der weitgereiſte, reichgebildete und geiſtvolle Sproß neumärkiſchen Adels, der im franzöſiſchen Weſen aufging und ein vollendeter Hofmann war, iſt vielleicht unter den Freunden Friedrichs dieſem am wahlverwandteſten geweſen. Er ſchien ihm Keyſerlingk und Jordan einigermaßen erſetzen zu können, um ſo mehr als er im Gegenſatz zu jenen im ſelben Alter wie Friedrich ſtand. Friedrichs Briefe an ihn gehören zu den vertraulichſten, die wir von dem Könige haben. Unter „den Werken des Philoſophen von Sansſouci“ findet ſich auch eine Epiſtel an Rothenburg voll überſprudelnder, glücklicher Laune, in der der König die Reiſewut der Zeit verſpottet. Dieſem Freunde konnte er das bieten, denn Rothenburg — er hatte u. a. 1732 auch in Afrika als Freiwilliger bei den Spaniern gekämpft — hatte reichen ideellen Gewinn von ſeinen Reiſen gehabt. Mit ihm ſpeiſte der König öfter in kleiner heiterer Geſellſchaft, die der lebensluſtige Graf bei ſich vereinigte. Wohl ziſchelten die Geſandten eifrig, wenn in dieſem Kreiſe auch die berückend ſchöne Tänzerin Barbarina (Bild 117), die Friedrich unter großen Koſten und Umſtänden für die Berliner Oper erworben hatte, erſchien. Die Wunden von Chotuſitz waren bei Rothenburg nie ganz geheilt. Am 29. Dezember 1751 brachten ſie ihm den frühen Tod. Er ſtarb in den Armen ſeines Königs, der wie einſt vor ſechs Jahren bei dem Tode Keyſerlingks und Jordans tagelang faſſungslos war. „Ich ſehe nichts als meinen Schmerz, alle meine Gedanken haften an dem Verluſt eines Freundes, mit dem ich zwölf Jahre in einer vollendeten Freundſchaft gelebt habe“, klagte er der Markgräfin von Baireuth zwei Tage danach. Für eine Weile verließ ihn alle Lebensluſt, die ſonſt noch ſo ſtark im Könige pulſierte. Er griff zum Troſt nach ſeinen Büchern. „Aber wenn meine Gedanken zu den

vergangenen Zeiten abſchweifen, öffnet ſich des Herzens Wunde von neuem", bekannte er wehmütig. Noch nach vierzehn Tagen ſtand er unter dem Eindruck ſeines erſten brennenden Schmerzes. „Meine Lage war ſchrecklich in den erſten Tagen", ſchrieb er der geliebten Schweſter. Ungefähr gleichzeitig ſtarb der Rheinsberger Gefährte, General v. Stille. Einen liebenswürdigen Geſellſchafter beklagte Friedrich in dem Feldmarſchall Friedrich Wilhelm v. Holſtein-Beck, der ſtets mit Freuden begrüßt wurde, wenn er aus Königsberg zum Beſuch herbeikam. Zwei andere fürſtliche Genoſſen, mit denen Friedrichs Schickſale eng verwachſen waren, die Fürſten Leopold von Anhalt, Vater und Sohn, ſtarben wenige Jahre nacheinander. Der Keſſelsdorfer Held im Schnurrbarte war ſeit ſeinem letzten Siege weich und verſöhnlich gegen ſeinen alten, nun lorbeergeſchmückten Schüler geſtimmt. Am 9. April 1747 raffte ihn ein Schlaganfall in Deſſau hinweg. Friedrich aber meinte, da gerade ein Gewitter niederging, er habe ſich wohl gedacht, daß der Himmel den Alten mit Donner und Blitz aufnehmen würde. Sein Sohn kam häufig zu Friedrich herüber, der ihn hochſchätzte und ihm aus der kronprinzlichen Zeit, wo er häufig nach Deſſau geeilt war, um „dem lieben Polten den Champagner auszuſaufen", freundſchaftliche Geſinnung bewahrt hatte. Der jüngere Fürſt Leopold ſtarb am 16. Dezember 1751.

So blieben von den alten Freunden, die auch die äſthetiſche Geſellſchaft Friedrichs teilen konnten, nur noch General Fouqué, der aber als Kommandant von Glatz nicht ſehr abkömmlich war, und Algarotti (Bild 116), der in dieſer Zeit längere Jahre am Hofe Friedrichs geweilt hat. Faſt ſchien es, als wenn ihm der Aufenthalt daſelbſt verleidet werden ſollte, als er nicht die Gunſt der Barbarina gewann, vielmehr auf dieſem Gebiete von dem Sohne Coccejis aus dem Felde geſchlagen wurde, der der Tänzerin ſogar ein Heiratsverſprechen gab und infolgedeſſen vom Könige gezwungen wurde, mit ihr die Ehe einzugehen. Aber nach ſechs Monaten des „Leichenbegängniſſes für ſeine Liebe" kehrte der ehrgeizige und glänzende ſchöngeiſtige Kavalier an den Hof zurück. Mehr Surrogate waren andere Bekannte aus früherer Zeit, der alte Sünder Pöllnitz, der liebesfrohe, verſchwenderiſche Graf Gotter, der nach Ehren haſchende Bielfeld. Als Gotter einſt Berlin verließ, um ſich auf ſeine thüringiſchen Beſitzungen zurückzuziehen, da witzelte der königliche Schalk: Sein Verluſt bedeute für die Berliner Geſellſchaft einen Bankerott. Er hätte aus Betrübnis über ſeinen Weggang ſeinen Horaz ſchwarz einbinden laſſen, und ſein Leibkoch bereite nur noch dunkelfarbige Ragouts.

Die eigenartigſte Stellung in Friedrichs Verkehr nahmen zwei Männer untergeordneteren Ranges ein, der Kabinettsſekretär Eichel und der Kammerdiener Fredersdorf. Dies waren zwei Diener des Königs von felſenfeſter Treue, denen dieſer mit richtigem Blicke äußerſt wichtige Poſten anvertraut hatte. Sie ſind uns beide ſchon öfter begegnet. Als Friedrich vor der Schlacht bei Mollwitz ſeine Lieben aufzählte, für die ſein Bruder im Fall ſeines Todes ſorgen ſollte, empfahl er deſſen Gunſt auch „Fredersdorf und Eichel, auf die Ihr Euer ganzes Vertrauen ſetzen könnt". Der Halberſtädter Auguſt Friedrich Eichel, den ſchon König Friedrich Wilhelm aus dem Subalterndienſt ins Kabinett gebracht hatte, lebte faſt ohne jeden Zuſammenhang mit der Welt nur in den Geſchäften und mit ſeinem Könige. Dieſer lernte ihn als einen Mann von unbedingteſter Diskretion ſchätzen. Es hat keinen König gegeben, der ſo viel Wert auf die Wahrung des Geheimniſſes legte, als König Friedrich den Zweiten. Er hat das Geheimnis für die Seele der Staatsgeſchäfte erklärt. Das erſte von dem Politiker zu fordernde Gelübde iſt nach ſeiner Meinung dem Gott des Geheimniſſes zu leiſten. Aber auch für den Militär verſteht ſich bei ihm Verſchwiegenheit als eine wichtige Tugend. Er hielt es für einen ſchlimmen Fehler, dem Auslande Einblick in die Finanzen des Staates zu gewähren. Ein Zeitgenoſſe Friedrichs, der Publiziſt Schlözer, hat gemeint, daß dies Geheimnis zu den vornehmſten Machtmitteln des Königs gehöre. Aber gerade in den Finanzen litt die Ordnung unter dieſer übertriebenen Heimlichkeit. Es war ein Ereignis, als ſpäter einmal ſeine „Generalprinzipien vom Kriege" durch Gefangennahme eines Generals in die Hände der Öſterreicher fielen,

116. Algarotti
Nach einem Stiche von G. F. Schmidt

Digitized by Google

117 **Die Tänzerin Barbara Campanini** genannt **La Barbarina**
Nach einem Gemälde von Antoine Pesne

die natürlich für schleunige Veröffentlichung sorgten. Als das Geheimnis, dem er alle seine Geheimnisse anvertraute, erlosch sich Friedrich diesen Siegel. Er hat das ausdrücklich bekundet, indem er sagte: „Ich verschließe mein Geheimnis in mir selbst, ich habe nur einen Vertrauten, von dessen Treue ich überzeugt bin; wofern man also nicht mich selbst bestecht, ist es unmöglich, meine Absichten zu erraten." Es war nicht wunderbar, wenn dieser geheimnisvolle Baumte von allen mit Respekt betrachtet wurde, ja daß man sich seltsame Geschichten von ihm erzählte. „Von seinen Streichen ist er je gestraft," berichtete ein Gesandter. Einigermaßen vom Schlage des Grafen Podewils, verfolgte der treue Mann den Adlerflug seines Königs mit Zittern und Zagen und unterhielt zu seiner Erleichterung mit dem

118. George Keith „Lord Marischal“

bieser treue Mann bis zu seinem Ende (1768) dem Könige Schreckbersteht geleistet. In späteren Jahren war er gewdhnt eine Macht, durch die Generale und Minister etwas zu erlangen suchten und auf deren Rat selbst Friedrichs Genius hörte. Vergegenwärtigt man sich, wie Eichel von den Zagen der Flucht des Kronprinzen — er fürchtete Entweichen bei den Verhören in Küstrin das Protokoll — bis nach dem Siebenjährigen Kriege in nächster Nähe des grossen preußischen Königs gelaufen und in so außerordentlichem Maße sein Vertrauen genossen hat, so fühlt man, was er gewesen ist. Auch solche treue Seelen verdienen es, daß die Geschichte ihnen ein Ruhmeslied singt.

Der andere wichtige Gehilfe des Königs in auch untergeordneter Stellung, der ehemalige Lydwitz Friedersdorf, ein großer schöner Mann, soll auch in der Küstriner Zeit mit Friedrich bekannt geworden sein, wo er angeblich durch Flötenspiel dem Gefangenen Zerstreuung bereitet hat. Er war ohne Zweifel sehr gewinnsüchtig, aber Friedrich sehr ergeben und von diesem als durchaus zuverlässig befunden. Friedrich gebrauchte ihn zu allerhand Dingen. Bald war er ihm unentbehrlich. Seit 1740 erhielt er den Titel eines geheimen Kämmerers. Häufig bediente der König sich seiner auch zu fiskalen politischen Geschäften. Er hatte ein köstliches Vergnügen an Friedersdorfs alchimistischen Neigungen. Ja, er fand sogar ein gemütliches Verhältnis zu dem nur halbgebildeten Manne. Man sieht die Hand von Friedrichs Hand an Friedersdorf, die auf uns gekommen sind, in ihren gebrochenen Deutsch und in ihrer drastischen Kraftdrastwerke abwechselnd mit Heiterkeit und Rührung. So macht der König seiner Mißstimmung über eine Klingerin gegen den Kammerherrn Luft mit den Worten: „Man saget in Berlin, die Kitrun wäre wieder rappelköpfisch; sie hat aber ihren Accord und den muß sie einmal halten. Die Opera Leute sind solche Canaillen-Bagage, daß ich sie tausend mal müde bin.“ Eifrig beschäftigte er sich mit dem Gesundheitszustande des kränkelnden Mannes und warnte ihn vor „bösen Doktors und alten Weibern“ und deren „närrischer Curckstiseren“. „Du mußt dich durchaus nicht mehr

Digitized by Google

schieden lassen, glaube mich ich verstehe mehr von Anathomie und Medicin wie du . . . meine bescheidene Kirchin berümt Sich daß sie dihr in der Tau hat, Luchmann braunschia dermaut und wer weis wie Vieh andere Doferes, ich muß dihr die reine Wahrheit Sagen, du führst dihr wie ein ungezogen Jant auf." Bezeichnend ist die im Stile Niccauts de la Martiniere gehaltene Wendung: „Gott bewahre ihre Tugendwiderstand, auf Schlief und Tief andere Rute sat." Einen ernstlichen Grad der Erkrankung Friederdorotis bezeichnet die Zusicherit: „Nun siudere ich mit Cotherina (Friedrichs Leibarzt), um zu sehen, ob es nicht möglich wäre, die bald zu heilen; aber noch sind wir nicht recht eins." Als der Kranke wieder aufkam, schrieb ihm sein Herr: „Wieder heute gegen Mittag die Sonne Scheint, So werde ich ausreiten, von dort an Fenster ich wolte dihr gern sehen, aber das Fenster muß feste zu bleiben und in der Cammer muß Stark Fener Seindt." Man ist vielleicht geneigt, bei diesem väterlichen Verhältnis des Königs zu dem Diener an den alten Fritz zu denken. Es war aber der junge, noch immer lebensprudelnde Friedrich, der diese rührenden fürsorglichen Töne für den treuen Mann fand.

119. Feldmarschall James Keith

Die eng geschlossene alte Umgebung des Königs wurde allmählich durch eine stattliche Zahl neuer Männer ergänzt. Freilich waren dies jetzt meist fremdländische Schöngeister. Bisher waren doch noch immer einige gesiebelte Männer deutschen Blutes unter den täglichen Gesellschaftern Friedrichs gewesen. Für sie fand sich weniger Urlaub. Einer der altpreußischen Rüpen, die neu hinzutraten, war der Jugendgespiele Friedrichs, Graf Finckenstein. Ein Mann wie der General v. Winterfeldt, der dem König im Wesen so fremdartig war, wie nur einer, der gemütlich saß dieselbe Rolle für ihn einnahm, wie die liebsten der dahingeschiedenen Freunde, schied für diesen Kreis aus, weil er nicht der französischen Sprache mächtig war und weniger schöngeistige Interessen hatte. Dafür fand Friedrich in den beiden Gebrüdern Keith und in seiner Tafelrunde zu Sanssouci Elemente, die Geist und Ritterlichkeit in sich vereinigten. Die beiden Schotten kamen 1748 an den preußischen Hof. Nun nächsten trat den Könige George Keith (Bild 118), der ältere der beiden, genealogisch nach dem 10. Inhaberdieren in seiner Familie erbrechten Titel Earl Marishal of Scotland Lord Marischal genannt. Er war fast zwanzig Jahre älter als Friedrich. Eine vornehme behagliche Natur voll reicher Weltkenntnis, sprach er das Französische nur mit Schwierigkeiten. Er hatte in seiner Jugend für die Stuarts gefochten und bedrangen England verlassen. Als er nun nach Rußland gehen wollte, um seinen dort lebenden Bruder zu besuchen, wurde ihm das von russischer Seite verwehrt. So kam er in Friedrichs Umgebung, in der er mit einigen Unterbrechungen dreißig Jahre weilen sollte. Friedrich hat ihm einige seiner schönsten Briefe geschrieben, namentlich als er zwei Jahre preußischer Gesandter in Frankreich war. Das Verhältnis der beiden wird durch zwei Worte veranschaulicht. Als Lord Marischal

120. Marquis d'Argens
Nach einem Stich von J. Caudon

Frage einer abfälligen Bemerkung über König Friedrich war, stammte der sonst so ruhige Mann auf: „Ich will nicht der Freund eines Mannes sein, der täglich an der Tafel des Königs spielt, um nachher seine Gäste gegen ihn auszuspionieren." Friedrich aber hat am Abend seines Lebens von George Keith gesagt: „Ich habe Treulosigkeit, Undank und Falschheit bei Menschen so viel an mir erfahren, daß ich vielleicht zu entschuldigen wäre, wenn ich nicht mehr an Tugend glaubte, aber der gute Lord hat mich wieder zu diesem Glauben gezwungen." Sein Bruder James (Bild 119), war einer der berühmtesten Generale seiner Zeit. Er hatte bei Zarin Elisabeth den Sieg über die Schweden bei Wilmanstrand erfochten. Als man seinem Bruder das Betreten des russischen Bodens untersagte, hielt es ihn nicht länger im Lande der Zarin, und er stellte Friedrich seine Dienste zur Verfügung. Dieser wußte dergleichen zu lohnen. Er ernannte ihn sofort zum Feldmarschall. James war evangelischen Glaubens. Er ist in der Folge Friedrichs Hauptquelle für dessen Kenntnis des russischen Heeres gewesen.

Eines der bekanntesten Mitglieder der Tafelrunde von Sanssouci ist der Marquis d'Argens (Bild 120) geworden, ein Provenzale von Geburt. Er war durch die Vergnügungssucht von Württemberg, eine durch ihre Freivolität ausgezeichnete fürstliche Dame, 1742 in Berührung mit Friedrich gekommen, aber erst seit dem Dresdener Frieden in nähere Beziehungen zu ihm getreten. Durch Witz ausgezeichnet, hatte dieser Schöngeist auch einige Schriften verfaßt, die aber nicht allzu große Bedeutung hatten. Er verfügte über eine ansehnliche Gelehrsamkeit. So wird berichtet, daß er fließend griechisch sprechen konnte. Aber im Grunde war er doch eine oberflächliche Natur. Unterhaltender wurde er für Friedrich durch die komische Figur, die er obgab. Spazierstock mit schlotternden Knie, schüchtig, bescheiden, bedantscht, unreinlich, wie er war, konnte er nicht den Lose entgehen, eine Zielscheibe des königlichen Spottes zu werden. Aber er war dem Könige durchaus treu ergeben, und hat auch manches gute Wort ihm gegenüber gefunden. Friedrichs Briefe an ihn sind eine Hauptquelle zur Kenntnis der Seelenstimmungen des Königs während des Siebenjährigen Krieges. Eine bedeutsame Erwerbung machte Friedrich in dem freigeistigen Arzte La Mettrie (Bild 121), der Frankreich nachgerungen verlassen mußte. Der materialistische Verfasser von L'homme machine war der geschätzte unter den damaligen französischen Philosophen. König Friedrich überschätzte einerseits seine geistige Bedeutung, andererseits ergte es ihn, der bewaffneten theologischen Welt zum Trotz, den verfolgten Manne eine Freistätte an seinem Hofe zu gewähren. „Ich habe eine eigene Teilnahme für die verfolgten Philosophen," schrieb er darüber, „auch ich würde verfolgt werden, wäre ich nicht als Fürst geboren. Allerdings ist La Mettrie ist kein Philosoph, aber er hat Geist, und dies ist mir ebenso viel wert wie Philosophie." Als La Mettrie, der erste Freisinnsmacher der Welt, wie Voltaire gesagt hat, 1751 infolge übermäßigen Genusses von Trüffelpasteten gestorben war, hat König Friedrich sogar eine Gedächtnisrede auf ihn verfaßt, die in der Akademie der Wissenschaften verlesen wurde. Richtiger gibt seine Meinung über La Mettrie eine Briefstelle wieder: „Er wich von allen, die ihn gekannt haben, betrauert; er war lustig, ein guter Teufel, ein guter Arzt und ein sehr tüchtiger Schriftsteller; aber wenn man seine Bücher angesehen hieß, konnte man mit

ihm zufrieden sein." Seine Lobrede auf den unerquicklichen Philosophen hat damals allgemein verstimmt. Sie ist nur zu verstehen als die Rachgeburt einer kalten Laune, indem er im Voltairischen Sinne die Theologen Europas einmal gewaltig ärgern wollte. Sie hat ihm aber selbst lange Zeit geschadet, insofern als dadurch Unklarheiten über seine Weltanschauung entstanden. Später hat er indes La Mettrie ausdrücklich wegen seiner materialistischen Gesinnung preisgegeben.

181. de la Mettrie
Nach einem Stiche von H. H. Schmidt

Eine Persönlichkeit von ganz anderem Schlage als Marquis d'Argens und La Mettrie war Maupertuis (Bild 122), der nach den Kriegen seine bleibende Statt in Berlin fand. Er war eine wissenschaftliche Kraft ersten Ranges, der bedeutendste Vertreter der modernen englisch-französischen Wissenschaft. Er besaß einen Weltruf durch seine Erforschungen Lapplands und vor allem dadurch, daß er den alten Streit zwischen den Anhängern Descartes' und Newtons, ob die Erdkugel abgeplattet sei oder nicht, durch seine Gradmessungen endlich zu Gunsten Newtons, wenn den die Abplattung behaupten werden war, entschieden hatte. Der König hatte ihn berufen, um die alte Akademie der Wissenschaften neu zu gestalten. Maupertuis wurde von der Berliner gelehrten Welt und der Gesellschaft nicht günstig aufgenommen. Er bewies aber ein solches Geschick bei der Durchführung der ihm gestellten Aufgabe, und die Tatsache, daß er Leiter der Akademie war, kam deren Ansehen in einem Maße zu statten, daß schon dadurch seine Stellung in der Berliner Gesellschaft eine gesicherte geworden war. In der Gesellschaft wurde er zu Gnaden aufgenommen, als er ein pommersches Adelsvorrecht, die Tatsache, daß seine Ahnherren Mitglieder des Ritterordens Kalpar Wilhelm v. Borcke, trete. König Friedrich war glücklich, ihn gewonnen zu haben, und hatten ihn mit geradezu diktatorischer Gewalt über die Akademie aus. Maupertuis war nach Friedrichs Wort „der Papst der Akademie". Sein Gelehrtenhochmut, sein verletzbarliches Wesen, seine Grobheit waren dem König nicht angenehm, aber seine geistige Bedeutung machte großen Eindruck auf ihn. Außerdem lernte er an ihm unbedingte Zuverlässigkeit schätzen. Darum konnte Maupertuis stets darauf rechnen, bei Friedrich Unterstützung zu finden. Beide Männer sind einander auch freundschaftlich nahe getreten. Um so bezeichnender Verhältnis wie mit Jordan oder Cäsarion war allerdings zwischen ihnen nicht zu denken; immerhin legen die Briefe Friedrichs an den großen Mathematiker Zeugnis davon ab, wie sehr er ihm zugetan war. Als ihn die Russische ernannte, ihn dauernd für sich zu gewinnen, in der zweiten Hälfte des Jahres 1745, hat er nicht weniger als sechzehn Briefe an ihn geschrieben, um ihn zu fesseln. „Das Opfer, das Sie mir bringen, ist groß; wie kann ich nun, Ihnen Ihr Vaterland, Ihre Freunde und Ihre Ehren zu ersetzen?" Wie treue er sich auf den Augenblick, da der König beruhen sein und ihn der engere Verkehr mit dem Gelehrten möglich sein würde, „alors, mon cher Maupertuis, alors nous pourrions philosopher à notre aise". Ohne weiteres gewährte er ihm jene Machtstellung in der Akademie, die Maupertuis selbst forderte, weil er daß für nötig hielt, um in Preußen die gebührende Achtung vor wahrer Wissenschaft zu schaffen. Bald nach dem zweiten Kriege ließ der König der Akademie (Bild 123) auch jenes stattliche Gebäude unter den Linden

Digitized by Google

122. **Pierre Louis Moreau de Maupertuis**

Nach einem Gemälde von M. Tournière, gestochen von J. Tardieu

Erläuterungsblatt

zu der

eigenhändigen Randbemerkung König Friedrichs auf die Anfrage der Minister v. Viereck, v. Boden und v. Blumenthal,

ob dem Präsidenten v. Loeben der erbetene „Vorspannpaß auf 24 Pferde" bewilligt werden solle.

Berlin 17. März 1746.

Nach der Urschrift im Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

Beilage 10 zu S. 205.

Übertragung der nebenstehenden Randbemerkung König Friedrichs.

Damit ziehet man ein 24 [pfündige] Canon fort Ein president ist Solchen Schwehren Transport nicht wichtig genung Leben Sie 6 pferde haben, und wan er corpaleoter wirdt 10 bis 12. F.

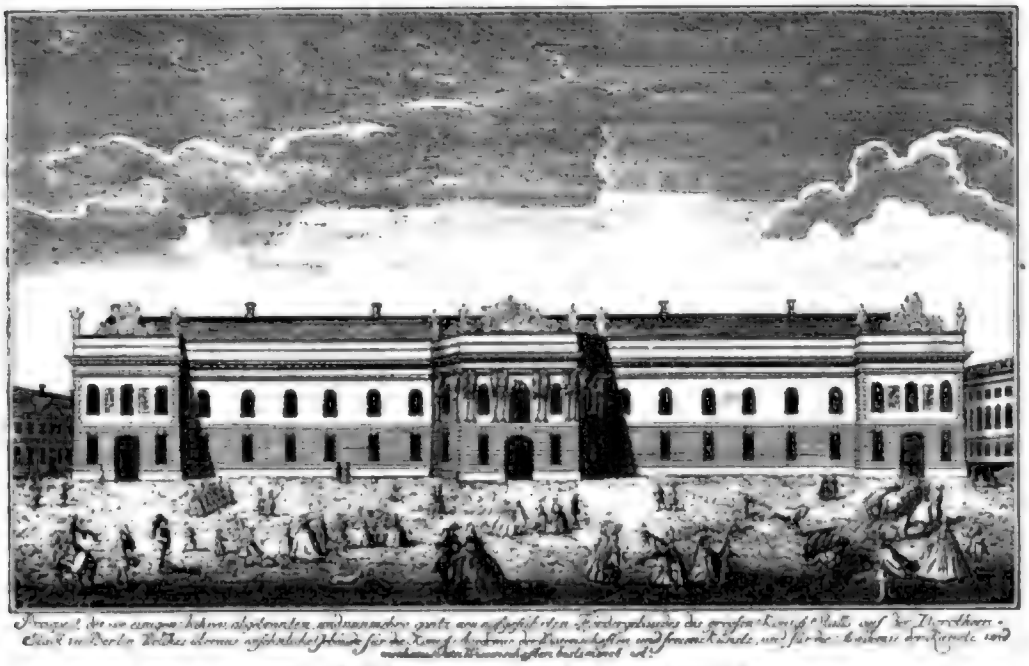
Darunter Direktive eines Beamten zum Entwurf der Antwort:

Expediatur ein Vorspan pass auf 8 Pferde
Mitt'atur' an den p. v. Loehen mit dem beyfügen daß man zwar sein Gesuch mit allen Umständen vorgetragen hätte, dieselben aber mehrere Pferde zu accordiren bedenken getragen hätten; den 22. Martii 1746.

[Name]

Beilage 10 zu v. Petersdorff, „Friedrich der Große"

Digitized by Google



123. Die Akademie der Wissenschaften. 1752
Nach einem Stiche von Schleuen

aufführen, in dem die erlauchte Körperschaft bis in unsere Tage hinein ihre Versammlungen abgehalten hat. Schon am 1. Juni 1752 wurde es bezogen.

Friedrich wollte durch die Akademie auf die Universitäten einwirken und sie von der „Pedanterie" heilen. Vor allem sollte sie der großen Idee der Gedankenfreiheit zum allgemeinen Durchbruch verhelfen. So knüpfte der König an das Ziel des ersten Begründers der Akademie, Leibniz, an. Leibniz war universaler als Maupertuis, Voltaire und Friedrich, deren Geist der fridericianischen Akademie die Richtung gab. Aber die rücksichtslose Energie, mit der die neue Akademie im Sinne der Aufklärung wirkte, hat viel weitergehende Folgen gehabt, als Leibnizens Schule. Der Vernichtungskrieg, den sie gegen die kirchlichen Fesseln führte, hat vielfach Verwüstungen angerichtet. Sie hat aber auch in hohem Maße befreiend gewirkt und sich dadurch bleibende Verdienste erworben. Ursprünglich war die Akademie als evangelisch gedacht. Diese Einschränkung fiel unter König Friedrich ganz von selbst. Die Akademie wurde außerdem, wie bei Friedrich nicht anders zu erwarten war, international, und als äußerer Ausdruck der internationalen Richtung wurde zur Sprache der Akademie das Französische bestimmt. Unter Leibniz war ihr als Aufgabe gewiesen, deutsche Sprache und deutsche Geschichte zu pflegen. Das hörte jetzt auf. Nur ein Akademiker sollte noch diesem Zwecke dienen. Es wäre unrichtig, dem Könige aus dieser weltbürgerlichen Richtung einen Vorwurf zu machen. Es konnte dem damaligen Preußen und dem zersplitterten Deutschland nur damit gedient sein, wenn es geistig bei Europa in die Schule ging. Gesundend wie ein Stahlbad mußte diese Schule sein für den engen spießbürgerlichen Geist, der um 1746 doch noch im wesentlichen, dank der kulturvernichtenden Wirkung des Dreißigjährigen Krieges, in Deutschland herrschte. Mit dem Geiste, der in der Umgebung König Friedrich Wilhelms I. vorwaltend gewesen war und der in seiner banausischen Prosa den Kronprinzen Friedrich angewidert hatte, sollte gründliche Auskehr gehalten werden durch die fridericianische Akademie. Daß Friedrich dies mit Erfolg unternahm, ist eine seiner vielen Großtaten, die ihm sein Preußen und das ganze Deutschtum dankt. Durch den Gebrauch der französischen Sprache fand die Akademie besonders in Paris Beachtung. In Berlin gewann sie großen Einfluß auf die mittleren Schichten. Gab es dort doch Zehn-

124. Voltaire
Nach einem Stiche von J. Caudyer.

tausende, die noch immer das Französische als ihre Muttersprache betrachteten. Außerdem waren einige Akademiker, so der Bevölkerungsstatistiker Prophet Süßmilch, den König Friedrich allerdings nicht gern mochte, einzig als Deutschschriftsteller tätig. Als solche bedienten sie sich naturgemäß der deutschen Sprache. Auch sonst sind interessantenweise weniger die Franzosen als die Deutschen und die deutschen Schweizer an der Akademie wissenschaftlich besonders hervorgetreten. Sie zählte aber, daß Maupertuis, die geistigen Größen Europas zu ihren auswärtigen Mitgliedern. Als sich Maupertuis am Geburtstage des Stifters, am 24. Januar 1746, mit feierlicher Rede in der Akademie einführte, da fand er das schöne Echtzuhören, dessen tiefe Wahrheit ihm selbst, geistweise denn der übrigen Welt damals noch nicht voll zum Bewußtsein gekommen war: König Friedrich könne der Akademie nur seine Majestät wünschen, und das wären nur Augenblicke: „Mais les instants de Frédéric valent des années.“ Immerhin hat der König der Akademie viel Zeit geopfert. Freilich ist er nie in eine Sitzung gekommen, aber er hat eine lange Reihe von Abhandlungen für sie verfaßt, die er in zwei Sitzungen vorlesen ließ. Maupertuis konnte ihn mit Recht den besten Mitarbeiter der Klasse der Schönen Wissenschaften nennen. Eine Zeit lang hat der König sich geradezu als ihr Mitglied betrachtet. Das war in den Jahren 1746 bis 1753. Dann aber hat er sich mehr von ihr zurückgehalten.

Die Ursache dieser Zurückhaltung wurde der weltberühmte Streit zwischen Maupertuis und Voltaire (Bild 124).

Wir kennen die brennende Sehnsucht Friedrichs, seinen Abgott Voltaire an seinen Hof zu ziehen. Trotz einiger Mißklänge zwischen den beiden, die anläßlich gemacht hatten, war sie noch kurz gebrannt. Aber der Dichter wurde durch lange Fesseln gehalten. Er konnte sich nicht von seiner Geliebten, der Marquise du Chatelet, der „göttlichen Emilie“ trennen, mit der er in Eiren zusammenlebte. Friedrich, dem schon an sich die schriftstellerischen Frauen nicht angenehm waren, konnte es noch weniger für die gelehrte und geistvolle Dame einnehmen, daß sie zwischen ihn und Voltaire trat. Er nahm zwar die Miene an, als wenn er an dem Liebesglück seines Freundes, das indem nicht der Kunst entsetzen, innigen Anteil nähme, und die „Göttliche“ hoch verehre, im Grunde aber langweilte sie ihn. Voltaire erlebte den Schmerz, daß die Vierzigerin ihn untreu wurde und einen jungen Offizier den Vorzug vor ihm gab. Als die Marquise am 10. September 1749 im Wochenbette starb, da war der Philosoph von Eiren wirklich ganz frei, zumal da man ihn am Hofe Ludwigs XV. trotz aller seiner Bemühungen nicht haben wollte. Anfang Mai 1750 stellte er seinen Besuch für einige Monate in Aussicht. Der gefeierte Mann brauchte die Kosten der Reise auf 4000 Taler. Friedrich willigte sofort ein. Am 10. Juli 1750 war Voltaire in Potsdam, und die glänzendste Zeit der Tafelrunde von Sanssouci brach an. Nicht einige Monate, sondern drei Jahre sollte der gefeierte Schriftsteller Europas am Hofe Friedrichs weilen. Anfangs richtete er sich sogar darauf ein, für immer hier zu bleiben. Wie konnten die Franzosen, als sie vernahmen, daß dieser geistige Gleiß sich in der öden preußischen Welt festsetzen lassen konnte. Aber auch Voltaire fand im Banne des Königs. Er schrieb den Freunden daheim: „Ich komme in Potsdam an, die großen Künsten

Augen des Königs, ſein holdſeliges Lächeln, ſeine Sirenenſtimme, ſeine fünf Schlachten, ſein ausgeſprochenes Gefallen an der Zurückgezogenheit und an der Arbeit, an Verſen und an Proſa, endlich Freundlichkeiten, um den Kopf ſchwindeln zu laſſen, eine entzückende Unterhaltungsgabe, Freiheit, im Verkehr volles Vergeſſen der Majeſtät, tauſend Aufmerkſamkeiten, die ſchon von ſeiten eines Privatmannes beſtricken würden — alles das hat mir den Verſtand verrückt: ich ergebe mich ihm aus Leidenſchaft, aus Verblendung." Einer Nichte bekannte er: „Ich bin ſo anmaßend zu denken, daß die Natur mich für ihn geſchaffen hat. Ich habe eine ſo eigentümliche Übereinſtimmung zwiſchen ſeinem Geſchmack und dem meinen wahrgenommen, daß ich vergaß, daß er der Beherrſcher des halben Deutſchlands iſt und daß die andere Hälfte bei ſeinem Namen zittert, daß er fünf Schlachten gewonnen hat, daß er der größte Feldherr Europas iſt, daß Teufelskerle von ſechs Fuß hohen Helden ſeine Umgebung bilden — alles das hätte mich tauſend Meilen weit fliehen laſſen, aber der Philoſoph hat mich mit dem Monarchen angefreundet, und ich ſehe in ihm nur noch den guten und geſelligen großen Mann."

Gewiß war es großenteils die Eitelkeit, die den Dichter bewog, zu bleiben. Fünftauſend Taler jährlicher Ehrenſold, koſtenloſer Haushalt und der Orden pour le mérite, den Friedrich ihm bisher verweigert hatte, konnten ihm wohl zuſagen. Sodann die tägliche Auszeichnung vor aller Welt durch die Unterhaltung des Königs. Aber es war auch der Nimbus der Perſönlichkeit dieſes Herrſchers, der ihn anzog. Dann aber bereitete es ihm wirklich Genuß, ſich mit dem geiſtreichen Fürſten in witzige Wortgefechte einzulaſſen; denn er fand in ihm einen Widerpart, der ihm gewachſen war.

So ſchwelgte denn Friedrich in den höchſten geiſtigen Genüſſen. An jenen Gaſtmählern, an denen Friedrich, Voltaire, Maupertuis, die Gebrüder Keith, Marquis d'Argens und die andern Genoſſen dieſer Tafelrunde mit vollſter Unbefangenheit über die Probleme der Philoſophie ſtritten oder ihre Anſichten über die literariſchen Erſcheinungen zum Beſten gaben, wo ſich die Geiſter in der ungebundenſten und heiterſten Faſſung zeigten, da fand der König die ſchönſte Erholung vom harten Tagewerke und die beſte Anregung zu eigenem geiſtigen Schaffen. Dieſe Jahre ſind für Friedrichs literariſche Tätigkeit die fruchtbarſten geweſen. Damals vornehmlich hat er ſeinen Weltruf als königlicher Schriftſteller begründet. Aber auch Voltaire hat in ſeinen Potsdamer Jahren viel Anregung empfangen. Wenn er in ſeiner ſchlimmſten Schmähſchrift bekannt hat, nie habe er ſich beim Mahle freier gefühlt als in Sansſouci, ſo iſt das ein Lobſpruch auf die geiſterfriſchende Geſelligkeit König Friedrichs, wie er nicht größer erdacht werden kann. In ſolcher Stimmung kamen ihm einige höchſt glückliche Worte über ſeinen königlichen Wirt. So beſang er deſſen Tagewerk:

Il est grand roi tout le matin,
Aprés diner grand écrivain,
Tout le jour philosophe humain
Et le soir convive divin.

Ein ander Mal, als der junge König weiße Haare an ſich entdeckte, richtete der Dichter ſchnell gefaßt an Maupertuis die zierlichen Worte:

Ami, vois-tu ces cheveux blancs
Sur une tête que j'adore?
Ils ressemblent à ses talents;
Ils sont venus avant le temps,
Et comme eux ils croîtront encore.

Denkwürdig aber wird es immer bleiben, daß Voltaires Geſchichte Ludwigs XIV., die noch heute zu den meiſt geleſenen Werken des berühmten Franzoſen gehört, in preußiſcher Hofluft entſtanden und in Berlin gedruckt iſt. Voltaire hat ſelbſt erklärt, in Paris hätte er nicht die Kraft dazu gefunden.

In dieſes angeregte Leben am preußiſchen Hofe fiel nun wie ein Reif in der Frühlingsnacht der Streit zwiſchen den beiden erlauchteſten Geiſtern an Friedrichs Akademie.

Der Verlauf des ganzen Vorfalles, der für alle Beteiligten, auch für Friedrich, mit einer Niederlage endigte, in dem aber das Verhalten des Königs ein neues ſchönes Ruhmesblatt ſeiner Geſchichte lieferte, geſtaltete ſich hochdramatiſch. Das Vorſpiel bildete ein Streit zwiſchen Maupertuis und dem berühmten Mathematiker im Haag Samuel König. Maupertuis hatte ein wichtiges phyſikaliſches Geſetz, „das Prinzip der kleinſten Aktion“, entdeckt und war nicht wenig ſtolz darauf. Groß war da ſein Entſetzen, als eines Tages König die Richtigkeit des Geſetzes beſtritt und den Nachweis führte, daß ſchon Leibniz dieſe Entdeckung gemacht, aber wohlweislich, wie König meinte, nicht ſo allgemeine Schlüſſe daraus gezogen habe. Es gibt ja keine tiefere Verwundung für einen Erfinder, als wenn man ihm die Priorität ſeiner Erfindung ſtreitig macht. In ſeinem blinden Zorn behauptete der Akademiepräſident, daß der Brief Leibnizens gefälſcht ſei, und als König trotz mehrmaliger Aufforderung nicht die Urſchrift vorlegte, ſondern ſich hinter jener göttlichen Grobheit verſchanzte, die ſeltſamerweiſe vielfach gerade bei Gelehrten zu Hauſe zu ſein pflegt, ließ die Akademie ſich auf ein Gutachten des bedeutenden Mathematikers Euler, eines der aus der Schweiz gebürtigen Mitglieder, der eine Abneigung gegen Leibniz hatte, zu dem unüberlegten Schritte hinreißen, den durchaus echten Brief Leibnizens für untergeſchoben zu erklären.

Mit dem Späherblicke des Neiders erkannte Voltaire ſofort, daß er hier Maupertuis etwas am Zeuge flicken konnte. Seit Moyland betrachtete er das Verhältnis zwiſchen Friedrich und Maupertuis mit geheimer Eiferſucht. Im ſtillen wurmte es ihn auch, daß ſein Landsmann das Haupt der Akademie war, wozu ſich Maupertuis im übrigen auch kraft ſeiner organiſatoriſchen Begabung ungleich mehr geeignet haben wird, als Voltaire. Außerdem trug Voltaire eine Verſtimmung gegen Friedrich im Buſen. Er hatte ſich, wie überall, ſo auch am preußiſchen Hofe nicht gerade ſehr rühmlich aufgeführt. Seine ſchmutzige Gewinnſucht hatte ihn in einen Skandalprozeß mit einem Geſchäftsmann Namens Abraham Hirſchel verwickelt, der das ärgerlichſte Aufſehen erregte. Niemand geringeres als Leſſing hat damals Voltaires Eingaben an den Gerichtshof ins Deutſche überſetzt und dabei Gelegenheit erhalten, Herz und Nieren dieſes elenden Charakters zu prüfen. Er faßte ſein Urteil über ihn in einem Epigramm zuſammen:

Und kurz und gut, den Grund zu faſſen,
Warum die Liſt
Dem Juden nicht gelungen iſt,
So fällt die Antwort ungefähr:
Herr V(oltaire) war ein größerer Schelm als er.

Aber auch Friedrich hat ſeinem Günſtling ſeine Meinung ernſtlich zu verſtehen gegeben. Er „wuſch ihm den Kopf“, wie er es ſelbſt nannte, indem er ihm ſchrieb: „Ich hoffe, daß Sie keine Händel mehr haben werden, weder mit dem alten, noch mit dem neuen Teſtament; Verwickelungen dieſer Art ſind entehrend, und mit den Talenten des erſten Schöngeiſtes von Frankreich würden Sie die Flecken nicht austilgen, die dieſe Aufführung auf die Dauer Ihrem Rufe anheften würde. Ich ſchreibe dieſen Brief mit dem groben geſunden Menſchenverſtande eines Deutſchen, der da ſagt, was er denkt, ohne doppeldeutige Ausdrücke und matte Überzuckerungen, welche die Wahrheit nur entſtellen — Ihre Sache iſt es, daraus Gewinn zu ziehen.“ Voltaire ſah ſich ſo gedemütigt. Zudem wurde ihm ein Klatſchwort zugetragen. Nach einer unglaubwürdigen Angabe hatte Friedrich von Voltaire geſagt: „Ich werde ihn höchſtens noch ein Jahr brauchen, man preßt die Orange aus und wirft die Schale weg.“ Wenn daher Voltaire jetzt zu einem Schlage gegen Maupertuis ausholte, ſo kühlte er dabei auch etwas ſein Mütchen an dem Beſchützer ſeines Nebenbuhlers, dem Könige. In der Maske eines ungenannten Akademikers griff er demgemäß die Entſcheidung der Akademie an, bezeichnete ſie als ein literariſches Ketzergericht und beſchuldigte den Präſidenten der Akademie des Plagiats.

Damit war der zweite Akt des Dramas eingeleitet. Samuel König war weit davon entfernt gewesen, gegen Maupertuis den Vorwurf des Diebstahls am geistigen Eigentum zu erheben. Niemand war empörter über Voltaires Schrift als König Friedrich. Er fühlte sich selbst herausgefordert und schnell war er dabei, einzugreifen. Nicht nur tröstete er Maupertuis schriftlich und schalt heftig auf die Leute, die sich stolz Philosophen nennten, aber ihre Leidenschaften nicht bändigen könnten: „Komödianten, auf der Bühne stellen sie erhabene Gefühle dar, und im Foyer stiften sie Händel und beschimpfen sich"; er ritt selbst maskiert in die Schranken gegen den verkappten Voltaire. Bald sah er ein, daß dies ein Fehler von ihm war. Er erkannte, daß er sich denselben Unannehmlichkeiten aussetzte, wie jemand, der zwei Raufende auseinanderzubringen sucht. Lediglich seiner literarischen Ader hatte er diese Niederlage zu verdanken. Nun suchte er wenigstens den ärgerlichen Vorfall dadurch aus der Welt zu schaffen, daß er Maupertuis davon abbrachte, selbst noch zu antworten: „Ich bin das Organ der Öffentlichkeit gewesen; was ich über Eure Sache geschrieben habe, denkt alle Welt."

Aber das Drama war noch nicht zu Ende. Voltaire gab das Gefecht noch nicht auf, und Maupertuis lieferte seiner boshaften satirischen Ader gerade einen unschätzbaren Stoff, um ihn lächerlich zu machen. Maupertuis hatte nämlich soeben eine Sammlung von Abhandlungen erscheinen lassen, in denen er allerhand Gelehrsamkeit in recht abgeschmackter Weise zum besten gab. Auf Grund dieser Abhandlungen ist die grausame Satire Voltaires Dr. Akakia verfaßt, die den Präsidenten der friedericianischen Akademie vor den Zeitgenossen dem Fluche der Lächerlichkeit preisgab. Den sachlichen Ausführungen von Maupertuis vermochte Voltaire natürlich nichts anzuhaben, denn er verstand von Naturwissenschaften nichts, aber die komischen Eigenschaften und sonstigen Schwächen des großen Mathematikers wußte er mit teuflischem Witz in dem Doktor Akakia zu geißeln. Er wagte es, Friedrich seine Schrift in der Handschrift vorzulesen. Es ist möglich, daß Friedrich bei seinem Sinn für Witz darüber gelacht hat. Das aber war ihm klar, daß die Schrift nicht veröffentlicht werden durfte. Er untersagte Voltaire daher scharf den Druck und ließ die Handschrift vor seinen Augen ins Feuer werfen. Der Erzschelm Voltaire hatte sich aber bereits unter Anwendung betrügerischer Manipulationen die Druckerlaubnis verschafft und so dafür Sorge getragen, daß die Welt seine Schmähschrift kennen lernte. Zornig veranlaßte Friedrich nun den Dichter zur Abbitte und demütigenden Erklärungen. Die ganze Auflage wurde vernichtet. Allein Voltaire schickte ein Exemplar nach Dresden, und dort erschien der Akakia zum zweiten Male. Nun hatte Voltaire in Preußen verspielt. Er bekam den furchtbarsten Zorn König Friedrichs zu fühlen, der ihm schrieb: „Wenn Ihre Werke Statuen verdienen, so verdient Ihre Aufführung die Galeere." Am Weihnachtsabend 1752 ließ der Freigeist Friedrich die Schrift Voltaires, mit dem er bis dahin vor der ganzen Welt durch Freundschaft verbunden war, durch Henkershand öffentlich verbrennen. Es kam noch zu einem kühlen Ausgleich zwischen den beiden, aber Voltaire fühlte seitdem den Boden unter seinen Füßen brennen, und am 25. März 1753 nahm er Abschied vom König unter dem Vorwande, die Bäder von Plombières aufzusuchen. Im Herbst wollte er wiederkommen. Feierlich versprach er, den Streit mit Maupertuis nicht wieder aufzurühren.

Das Drama Maupertuis war zu Ende. Samuel König war beleidigt, die friedericianische Akademie bloßgestellt, König Friedrich in eine üble Lage gebracht, Maupertuis tödlich verwundet und das Band zwischen dem König und Voltaire zerrissen.

Nun aber schien gleichsam das Satyrspiel zu folgen, damit der Charakter der antiken Tragödie, der sonst auch in dem Vorhandensein eines Chores, dargestellt durch die Akademie mit dem Chorführer Euler, zu Tage trat, in allen Stücken gewahrt würde.

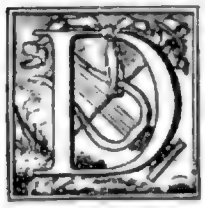
Voltaire hatte nichts eiligeres zu tun, als in Leipzig wieder mit Angriffen gegen Maupertuis hervorzutreten. Außerdem ersuchte er in einem boshaften Briefe um Streichung seines Namens aus der Liste der Mitglieder der Akademie. Nun verlangte Friedrich ihm

den Orden Pour le mérite und den Kammerherrenſchlüſſel ab, die Voltaire ihm im erſten Zorn über die Verbrennung des Akakia als „Brimborien“ zurückgereicht, die er dann aber gern wieder angelegt hatte. Voltaire hielt es für geraten, dem Wunſche des Königs widerſtandslos zu willfahren. Indes ein Band der Oeuvres du philosophe de Sanssouci, den König Friedrich ihm in unbegreiflicher Nachſicht noch gelaſſen hatte, und deſſen Rückgabe jetzt ebenfalls gefordert wurde, war gerade nicht zur Stelle. Da brachte die Ungeſchicklichkeit des preußiſchen Reſidenten in Frankfurt am Main, Freytag, der den Auftrag hatte, Voltaire jene Dinge abzunehmen, eine bösartige Verwickelung in den Fall. In ſeinem bureaukratiſchen Übereifer ſchikanierte Freytag den Dichter durch Hausarreſt, und als der geängſtigte und durch ſeine ihn begleitende, von Preußenhaß erfüllte Nichte Madame Denis aufgehetzte Mann einen Fluchtverſuch machte, ſchritt er zu offenen Gewaltmaßregeln gegen den berühmten Franzoſen. Voltaire kam ſich vor wie ein Gefangener der Baſtille. Was half es dem Könige, daß er Freytags „brutale Exaktheit“ mißbilligte! Er war nicht vorſichtig genug geweſen, indem er dieſen delikaten Auftrag nicht einem bewährteren Vertreter anvertraut hatte. Es konnte nicht ausbleiben, daß der tiefgekränkte Voltaire ſeitdem Rache gegen Friedrich brütete.

Aus dem Drama Maupertuis und ſeinem Nachſpiel in Frankfurt am Main entwickelte ſich ſo der ſchwarzgallige Haß Voltaires gegen ſeinen alten Gönner, der die elendeſten Schmähſchriften zeitigte und das Urteil über Friedrich bei den minder Unterrichteten vielfach getrübt hat. Man hat wohl das Zerwürfnis zwiſchen Friedrich und Voltaire dem Bruch zwiſchen Fauſt und Mephiſto verglichen. Mephiſto fand hier reichlich Gelegenheit, ſein Mütchen an Fauſt zu kühlen.

Eine Probe von Voltaires Haß erlebte der König ſchon im Mai 1753. Damals erſchien in Paris eine gemeine Karikatur Friedrichs und des preußiſchen Hofes, die natürlich ſofort überall mit Gier geleſen wurde. Voltaire hat nach bei ihm gewohnter Manier die Urheberſchaft abgeleugnet. Jedoch ſeine nichtsnutzige Verlogenheit, die kaum vor dem Meineide zurückſcheute, iſt allgemein bekannt. Es war ja überhaupt ſein Wahlſpruch: „Treffen, aber die Hand nicht ſehen laſſen!“ Er hat in ſeinem Leben eine Legion von Streit- und Spottſchriften losgelaſſen, zu deren Verfaſſerſchaft er ſich nicht bekennen wollte. Bezeichnend iſt das Wort, das er an d'Alembert in einem ſolchen Falle ſchrieb: „So wie es die geringſte Gefahr damit haben wird, bitte ich Sie ſehr, mir davon Nachricht zu geben, damit ich das Werk in allen öffentlichen Blättern mit meiner perſönlichen Ehrlichkeit und Unſchuld desavouiere.“ Zudem läßt ſich bei jenem Pasquill des Jahres 1753 faſt mit zwingender Gewißheit der Beweis führen, daß er der Verfaſſer geweſen iſt. Friedrich ſelbſt hielt Voltaire dafür. Gegen Lord Mariſchal hat er allerdings den Schein angenommen, als wenn er den Urheber nicht kenne, und ſich philoſophiſch über die in Umlauf geſetzten Schmähungen hinweggeſetzt: „Ich habe das Glück, mein lieber Lord, ſehr gleichgültig zu ſein gegen alle Reden und Schriften, die man auf meine Koſten in Umlauf ſetzt; ja, ich bin ganz ſtolz darauf, einem armen Autor, der ohne alle ſeine Injurien gegen mich vielleicht Hungers ſterben würde, Honorar einzutragen. Ich habe ſtets die Urteile des Publikums verachtet und für mein Verhalten nur die Zuſtimmung meines Gewiſſens in Betracht gezogen. Ich diene dem Staat mit aller Fähigkeit und Integrität, welche die Natur mir verliehen hat; obgleich meine Talente ſchwach ſind, bin ich drum doch nicht weniger gegen den Staat quitt, denn niemand kann mehr geben, als er hat, und im Übrigen haftet es dem Begriffe der öffentlichen Stellung als ein Merkmal an, daß man der Kritik, der Satire und oft ſogar der Verleumdung als Stichblatt zu dienen hat. Alle, welche Staaten gelenkt haben, als Miniſter, Generale, Könige, haben Schmähungen über ſich ergehen laſſen müſſen; es würde mir ſehr leid tun, der einzige zu ſein, der ein anderes Schickſal hätte. Ich verlange weder Widerlegung des Buches noch Beſtrafung des Verfaſſers, ich habe dies Libell mit ſehr ruhigem Blut geleſen und es ſogar ein paar Freunden mitgeteilt. Man muß eitler ſein als ich bin, um ſich über derartiges Gekläff zu ärgern.“

Im übrigen atmete er auf, Voltaire los geworden zu ſein, mit dem er, wie er ſagte, „um ſeiner Sünden willen“ heimgeſucht worden ſei. Als im Winter 1754 das Gerücht aufkam, Voltaire ſei geſtorben, und dieſe Nachricht bald widerrufen wurde, da entfloß ſeiner Feder ein beißendes Epigramm: Bei der Überfahrt zum Hades habe Voltaire, noch im Tode ſich getreu, um das Fährgeld gefeilſcht und ſei darum von dem ergrimmten Charon mit unſanftem Fußtritt auf die Oberwelt zurückbefördert worden.



ie Freuden der Geſelligkeit, in die durch Voltaires Benehmen ein ſo ſchriller Mißklang hineinkam, ſodaß es in den heiteren Räumen von Sansſouci ſeitdem recht ſtill wurde, füllten nur einen Teil der Mußeſtunden Friedrichs aus. Noch mehr Befriedigung fand der König in ſtiller Beſchäftigung mit ſich ſelbſt: beim Studium und beim Flötenſpiel. In der Muſik hat er auch die Oper gepflegt. Das meiſte von ſeinen eigenen Opernkompoſitionen ſcheint indes untergegangen zu ſein. Aufführen ließ er faſt nur Opern von Haſſe und Graun. Er hätte Haſſe gern für ſeine Opernbühne gewonnen. Aber der Komponiſt wurde in Dresden feſtgehalten. Friedrich hat in Sansſouci faſt täglich ſtundenlang, auch darin wieder an Rheinsberg anknüpfend, muſiziert (vgl. S. 54). In der erſten Morgenſtunde, bevor ſich die Sekretäre einſtellten, pflegte er, auf- und abgehend, in ſeinem Zimmer leiſe und ſinnend auf der Flöte zu ſpielen. Sie war das beſte Mittel, ihn das Gleichgewicht der Seele finden zu laſſen. Arbeiteten ſeine Pulſe ſtark, die geliebte Flöte vermochte ihm die Ruhe wieder zu bringen. Sie wurde ihm, je gewaltiger ſein Inneres bewegt war und je mehr ſein Verſtand durch die Fülle der ihn beſchäftigenden Unternehmungen in Anſtrengung verſetzt wurde, umſomehr zur Freundin. Er hat geſtanden, daß ihm beim Flötenſpiel oft die glücklichſten Eingebungen gekommen ſeien. Außer den Frühſtunden widmete er häufig an den Abenden im Kreiſe ſeiner Kapelle einige Zeit der Muſik. Neben Meiſter Quantz gehörten in dieſen Jahren vornehmlich die beiden Graun (C. H. Graun Bild 125), drei Bendas (G. Benda Bild 126), Emanuel Bach, der Muſikus Mara, Richelmann und zuletzt auch Faſch dieſer Kapelle an. Auch in dieſem erleſenen Kreiſe von Muſikkünſtlern machte ſich freilich die ſelbſtherrliche Natur des Königs geltend, ſodaß ſchwer mit ihm auszukommen war. Namentlich Emanuel Bach hatte dies zu empfinden, zumal da er wie der König ſarkaſtiſch angelegt war. Immerhin ſchätzte Friedrich Bach und ebenſo deſſen Vater. Auf Friedrichs dringende Aufforderung mußte Meiſter Johann Sebaſtian (Bild 127), im Mai 1747 von Leipzig nach Potsdam herüberkommen. Der junge König ſtellte ihm ein Fugenthema. Dies gefiel dem alten Bach ſo gut, daß er es daheim ausarbeitete und unter dem Titel „Das muſikaliſche Opfer“ (das er dem Könige darbrachte und ihm widmete) veröffentlichte. Ins Dedikationsexemplar ſchrieb er die artige Widmung:

Notulis crescentibus crescat Fortuna Regis
Wie hier die Noten wachſen, ſo wachſe des Königs Glück.

Eine liebe Abwechſelung bot es dem Könige, vom Reich der Töne ins Reich der Gedanken hinüberzuſchweifen. Es trieb ihn unwiderſtehlich, ſeinen Stimmungen auch poetiſchen Ausdruck zu verleihen. Guſtav Freytag hat das bezeichnende Wort für ſeine Poeſien gefunden, daß er ein „behender Dichter“ geweſen ſei. Sieht man die Fülle ſeiner Verſe an, ſo iſt man erſtaunt darüber, daß er dazu die Zeit hat finden können. Es iſt nur möglich geweſen, weil er mit einer wunderbaren Leichtigkeit ſeine Stimmung in Reim und Vers zu bringen vermochte. Man erkennt aus der raſchen Aufeinanderfolge der großenteils in gebundener Rede niedergeworfenen Briefe an einzelne Freunde, wie ſchnell die Verſe

125. Kurt Heinrich Graun
Nach einem Gemälde von N. Müller

Wasserheit des Gedichts. Die Diktion ist nicht selten viel zu gesucht, vielfach recht schwülstig und leidet an Überfluß von Worten. Sehr fein hat ihm dies einmal Voltaire zu verstehen, der der König seine Gedichte zur Durchsicht schickte. Er schrieb, er selbst habe in den letzten acht Tagen fünfzig alte Verse ausgestrich, während Frederich vielleicht vier- oder fünfhundert neue gemacht habe. Es kommt darauf hinaus, daß weniger mehr gewesen wäre. Der ärgste Mangel leidet seiner Gedichte war, daß plötzlich im höchsten Schwunge eine Trivialität oder eine prosaische Bemerkung die ganze Stimmung verflachen läßt. Die Deutschen dürfen aber nicht vergessen, daß Frederich oft genug wirkliche Gefühlstöne in poetischer Form anzuschlagen gewußt hat zu einer Zeit, wo dies in Deutschland noch kaum ein Dichter getan hat, und daß Frederichs Dichtungen den Stempel einer starken Persönlichkeit tragen. Es war deutsche Poesie. Frederich nennt seine Muse selbst „tüdesk". Freilich deutsche Poesie in französischem Gewande, und darum ist sie den deutschen Boden zumeist verloren, wenn auch hier und da ein Gedicht trefflich nachgedichtet worden ist.

Aber die Poesie war zu nicht das einzige Feld, auf dem der König sich literarisch betätigte. Dieser phänomenale Mensch, der Staatsmann, Feldherr, Finanzgenie, Bienuo der Verwaltung, Kolonisator großen Stils und schließlich auch ein trefflicher Organisator war, der eine reiche Kompositionsfähigkeit entfaltete, er zeigte auch eine proteische Gewandtheit als Schriftsteller. Ihm war es gleich, ob er Verse machen, Satiren schreiben, Gedichtswerke oder philosophische Abhandlungen verfassen oder schließlich seine ganze Begabung in staatsmännischen Dokumenten größeren Umfangs niederlegen sollte. Was die Stunde von ihm forderte oder wozu es ihn trieb, er war in allen Stücken gerecht. Stets voll er voller Geist und mit Feuer bei der Sache.

Seine Gedichte sich der König im Jahre 1750 unter seinen Augen in wenigen Exemplaren drucken, um sie seinen nächsten Freunden zu schenken, an die auch die Widmungsworte gerichtet sind. Die Ausstattung, die er den drei Bänden gab, enthält eine vielfagende

Selbstcharakteristik. Oeuvres du philosophe du Sanssouci! Was der Knabe von sich gelegt hatte, als er sich 1728 im ersten Briefe an seine Schwester als Philosophen bezeichnete, der König sagte es nach zehnjähriger Regierung abermals von sich. Philosophisch oder, präziser im Hinblick auf Leistung ausgedrückt, schöngeistig war die Grundrichtung seines Wesens. Im Turmknauf des Berliner Schlosses (au donjon du château) war die Devise aufgestellt, die die Werke dieses königlichen Philosophen deutete. Man erkennt, wie sehr dem König an der Geschmacksbildung gelegen war. Gab er sich doch auch in diesen Gedichten so ungezwungen wie an der Tafel selbst. Die luftige Kostüme wurde noch unerträglicher durch die geistvollen Radierungen des Kupferstechers Georg Friedrich Schmidt (Bild 129). Der Inhalt waren Oden, Episteln, vermischte Gedichte, Epigramme, ein Schwank, eine Fabel und eine größere Dichtung, das Ironische Heldengedicht Palladion, außerdem einige in der Akademie verlesene Abhandlungen und einige mit Voltaire durchgesehene Briefe. Das bedeutendste darunter waren zwanzig Episteln höheren Stils, in denen der König seine Weltanschauung entwickelt. Sie

130. Nach einem Bilde von Christian Bartolin Becker

sind im epikureischen Geiste gehalten, voller Freude an einem verfeinerten Genußleben. An Wilhelmine, Rothenburg, Chajot, Goetter, Stille, Finckenstein, d'Argent, Maupertuis, an alle die Genossen der Tafelfreuden in Sanssouci ergehen diese Lehrbriefe. Aber indem er Genußfreudigkeit predigt, stellt er den Genußmenschen unter diesen Gesichtern, die es häufig gar zu arg treiben, schaffhaft den Spiegel. „Die wahren Vergnügungen sind die, welche mit Anstrengungen erkauft werden," erklärt der allzu ausgelassene Graf Goetter, „die Tätigkeit gewährt den Menschen eine falsche Sättigkeit, die Arbeit ist die Quelle seines Glückes."

Lohn und Genüge weist du erst sich finden,
Wenn Frieden du im Innern die kannst gründen.
Der eitlen Lust darfst du nur dann dich freuen,
Wenn du dich nach der Arbeit wußt zerstreuen.

„Aller Vergnügungen vornehmste ist, sich zu unterrichten, vielleicht die einzige Vergnügung, die ein Übermaß zuläßt und der nie Reue folgt. Die Wissenschaft wird für ihre Jünger ein neues Werkzeug des wirklichen Glückes."

Ohne es im Augenblicke zu empfinden, übte er an einer seiner eigenen Schwächen leise Kritik: Es gehöre zum guten Tone, daß jeder um jeden Preis ein Schöngeist heißen wolle.

137. Joh. Seb. Bach
Nach einem Gemälde von G. Hausmann
Gestochen von C. Stölzing

Die Welt sieht den Esprit,
die Dummheit wird verlacht,
Esprit, heißt es, Esprit, und
alles ist gemacht.

Er sah nicht, daß er damit seine eigene übermäßige Vorliebe für die blendende Form kritisierte. Die tiefe Wahrheit, daß der wahrhaft große Mensch noch größer ist, als er scheint, weil er nicht alle Seiten seines Könnens zu entfalten vermag, berührt er, indem er sagt, daß vom Schreiber bis zum Könige niemand so viel leiste, als er leisten könne. Zur höchsten Höhe schwingt sich das Streichbrettchen an Maupertuis auf, in dem Friedrich das Verhältnis des Menschen zum Weltganzen erörtert. Schon klingt darin jene entsagungsvolle Stimmung an, die den König im Alter ganz beherrschte. In der allgemeinen Weltordnung wird weder der einzelne Mensch noch der einzelne Staat kaum gerechnet:

Ein Reich, es ist ein Nichts, verliert sich in dem All,
Verschwimmt im Schattenmeer der Welten ohne Zahl,
Die, unserm Erdball gleich, doch in erhabnern Bezirn,
Durch ungemessnen Raum um ihre Sonnen gleiten.

Maupertuis trat ihm hier entgegen. Der große Gelehrte hielt sich an der Vorsehung, die ihre Hand über ihn, den armen Sterblichen, ebenso halte, wie über die großen Reiche. „Haben Sie wohl acht, Sire, zu den von Ihnen verschiedenen Typen des Athenismus ist von hier aus nur ein Schritt," mahnte er mutig den skeptischen König. Er wollte nichts von einem Gotte wissen, der gleichgültig genug wäre, um seine Schöpfung zu vernachlässigen. „Das ist der Gott Epikurs, aber nicht der meinige, und, ich wage es zu sagen, auch nicht der Gott Eurer Majestät."

Und Friedrich war auch nicht gewillt, sich in dogmatische Fesseln spannen zu lassen. Er verfertigte sich nicht auf solche Dokoriren, sondern sang in der Epistel an d'Argens:

Rumaßlich stets in meinen jungen Tagen,
Lernt' ich im reifren Alter bald entsagen.
Statt noch, wie einst, schnell fertig abzusprechen,
Erkenn' ich meine und der Weisen Schwächen.
Mein Traum trug mich dahin in ew'ge Weiten:
Blaß sch' ich flügellos hinab mich gleiten.

Wurde der Zweifel in ihm zu gewissen, dann brachte ihm die Arbeit wieder Erlösung. Dann drängte sich ihm wieder die Erkenntnis auf: Der Mensch ist geschaffen zu handeln, nicht zu philosophieren.

Ein Forschungseifer war das umfangreichste Gedicht, was wir von Friedrich besitzen: Le Palladion. Es ist stark angelehnt an das lockerste Machwerk Voltaires, La Pucelle,

sehr in dem leisen Tone der Zeit gehalten, von dem ja selbst der ehrbare Gellert nicht unberührt geblieben ist. Es verrät aber vielleicht die meiste poetische Erfindungsgabe von allen dichterischen Produkten des Königs. Der Held ist Valorg, Frankreich der Vertreter am preußischen Hofe, an den Friedrich so oft seinen Witz gerübt hat. Valorg ist das Palladium des preußischen Heeres, das die Österreicher zu gewinnen trachten auf den Rat von St. Nepomuk. „Entführet ihnen dies Palladium und ihre Unüberwindlichkeit ist dahin.“ Die Gefangennahme Valorgs mißlingt aber, weswegen gerät statt seiner sein Sekretär in die Hände der ins Lager beringenden Panduren, und in der darauf sich entspinnenden Schlacht wird der Trunkenbold Karl von Lothringen abermals von den Preußen aufs Haupt geschlagen. Zum Schluß erfolgt ein jüngstes Gericht, in dem Gottwater alle Heiligen in die Hölle verweist und die Philosophen, an der Spitze Locke, Platz neben sich nehmen läßt. Das Ganze war eine grimmige und zugleich launige Satire auf die Zeit, insbesondere die Kirche, und auf einem wahren Vorbull in Böhmen im Jahre 1745, eben jener Gefangennahme des französischen Sekretärs zu Valorgs hatte, aufgebaut. Zur Abfassung des Gedichtes trieb den König dieselbe Freigeisterei, wie die, die ihn die Lobrede auf La Mettrie schreiben ließ. Daß verstanden seine Verse über das Palladion:

128. Kupferstecher Georg Friedrich Schmidt
Von ihm selbst gestochen

Ich hab's genagt, mit meinen kalen Pinsel
Ihr Paradies den Frommen abzumalen
Und ihrer Thale Freuden und Gewinnsel,
Und mich als Keger wacker zu erfreuen
An diesen nicht mehr wirksamgroßen Trofsen,
Damit Rom nie Verdammten voll bevölkern.

Indes hatte er besondere Gründe, das Gedicht geheimer zu halten als die Gedächtnisverse. Als der König nach der Durchsicht der „Werke des Philosophen von Sanssouci“ durch Voltaire 1752 eine Neuausgabe derselben veranstaltete, sieh er das Palladium fort. In der neuen Ausgabe erschienen dafür einige andere Oden und ein militärisches Lehrgedicht: L'art de la guerre.

Ungleich wichtiger als die poetische Tätigkeit Friedrichs sind seine historischen Arbeiten geworden. Denn sie haben dazu beigetragen, die deutsche Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung auf einen höheren Standpunkt zu erheben. Die beiden monumentalen Geschichtswerke, die er hinterlassen hat, die Histoire de mon temps und die Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg, sind in diesen fruchtbarsten Jahren seines Lebens entstanden oder doch in Angriff genommen. Zuerst hat er sich an eine neue Redaktion der 1740 niedergeschriebenen Geschichte seiner Zeit gemacht und die Erzählung bis zum Dresdener

Frieden fortgeführt. In ſpäteren Jahren hat er einmal gefragt: „Iſt es nicht gefährlich, Tatſachen zu beſchreiben, die ſo nahe an unſere Zeiten grenzen? Sie ſind wie die Bundeslade, man darf ſie nicht anrühren.“ Aber er hat die ſchwierige Aufgabe meiſterhaft gelöſt. Ihm kam es auf die Hervorhebung des Weſentlichen, auf unbedingte Wahrheit und lebendige Vorſtellung an. Und alles dies finden wir in der Tat in ſeinen hiſtoriſchen Schriften. Er ſcheute nicht vor rückſichtsloſer Kritik der eigenen Handlungen zurück. In den Denkwürdigkeiten zur Geſchichte des Hauſes Brandenburg, die er nach Schilderung der Geſchichte ſeiner Zeit bis zum Dresdener Frieden zu ſchreiben begann, zeichnet er ſich durch eine außerordentlich freimütige Beurteilung ſeiner Vorfahren aus. Es iſt dies um ſo bemerkenswerter, als dieſe Memoiren im Gegenſatze zur Histoire de mon temps, die erſt nach Friedrichs Tode veröffentlicht wurde, bereits ungefähr gleichzeitig mit den Oeuvres du philosophe de Sanssouci im Druck erſchienen und zwei Jahre ſpäter auch dem Prinzen von Preußen gewidmet wurden. Das war wahrhaftig keine Geſchichtſchreibung ad usum Delphini, keine ſchönfärbende, verſchleiernde oder gar glorifizierende vaterländiſche Geſchichte. Wie er von einem unerbittlichen Wahrheitsdrange beſeelt war, wenn er über die Probleme des Lebens klar zu werden ſuchte, ſo auch bei ſeiner geſchichtlichen Darſtellung. Es mutet uns geradezu erhaben an, wenn er ſeine Memoiren eröffnet mit den Worten: „Ich habe nichts bemäntelt, nichts verſchwiegen.“ Macht man die Probe auf das Exempel, ſo erkennt man die Wahrheit jenes Wortes. Selbſt Kleinſchnellendorf, dieſen ſchlimmſten Mißgriff des Königs, den zu beſchönigen er gewiß die Neigung haben mußte, berührt er mit den Worten: „Dieſer Gegenſtand iſt zarter Natur. Der Schritt des Königs war bedenklich.“ Mit einer gewiſſen Verachtung ſprach er von der bisherigen Geſchichtſchreibung. „Unſere meiſten Geſchichtswerke ſind zuſammengetragene Lügen, mit einigen Wahrheiten untermiſcht.“ Und dabei ſchied er noch manche hiſtoriſche Werke aus: „Zu den Geſchichtſchreibern zähle ich nicht einen Hartknoch, einen Pufendorf, gewiß ſehr fleißige Schriftſteller und Sammler, deren Werke aber eher hiſtoriſche Wörterbücher als wirkliche Geſchichte ſind. Es iſt ebenſo unmöglich, daß ſolche Kompilationen eine Geſchichte bilden, als daß aus Buchdruckerlettern ein Buch wird, ſo lange ſie nicht in die Ordnung gebracht werden, daß Wörter, Sätze und Perioden daraus entſtehen.“ Sein hiſtoriſches Augenmaß zeigt ſich überall. Er ſtellte den großen Kurfürſten außerordentlich hoch. Aber es fiel ihm nicht ein, deſſen Stellung zu überſchätzen. Indem er eine Parallele zwiſchen ihm und Ludwig XIV. zieht, bemerkt er: „Dieſe Fürſten in Rückſicht auf Macht vergleichen zu wollen, wäre ſo viel, als den Blitz des Zeus mit den Pfeilen des Philoktet vergleichen.“ Freilich ſind ſeine Geſchichtswerke mit der allergrößten Kritik zu leſen. Der König hat immerhin doch im Stile des Grandſeigneurs gearbeitet, dem viele Flüchtigkeiten unterlaufen. Er war ferner in vielen Einſeitigkeiten und Vorurteilen befangen, und ſchließlich ſtellte ſich ihm, wie das ausnahmslos bei Memoirenſchreibern der Fall iſt, manches unwillkürlich ſchief dar, und bei manchem ſpielte ihm ſein Gedächtnis einen Streich. Trotz alledem bleiben ſeine Geſchichtswerke bewundernswerte Leiſtungen. Wir ſind in der Lage, ihre Entſtehung genau zu verfolgen an der Hand der vorliegenden Papiere. Es iſt ein Vorgang, der das allerhöchſte Intereſſe gewährt. Das Rohmaterial lieferten ihm ſeine Beamten, vor allem der Miniſter v. Podewils, aus den Archiven. Mit genialem Blick gab der König ihnen jedesmal ganz beſtimmte Direktiven. Er fixierte die Probleme, auf die es ihm ankam, ſo ſcharf, daß man ſofort erkennt, von welchen Ideen er geleitet wurde. Hatte er die Bauſteine erhalten, ſo gab er ihnen die Form. Verſagten die Archive, ſo war er höchſt erfinderiſch in der Entdeckung neuer Quellen. So mußte der alte Deſſauer aus dem Schatz ſeiner Erinnerungen beiſteuern, der gelehrte Sammler Küſter aus dem Reichtum ſeines Wiſſens. Bei einem Briefe der Markgräfin Wilhelmine kam er auf den Gedanken, daß in den Archiven ihrer Plaſſenburg möglicherweiſe Materialien für die ältere Geſchichte ſeines Hauſes vorhanden ſein könnten. Ja, er bat ſogar den alten Gegner im letzten Feldzuge, Feldmarſchall Traun, um Überlaſſung eines Manuſkripts über den ſpaniſchen Erbfolgekrieg, um kein Mittel

unverſucht zu laſſen, der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Auch in der Histoire de mon temps beſchleichen ihn jene reſignierten Gedanken, die ein Walten der Vorſehung kaum gelten laſſen wollten. „Wenn ich nichts von der Vorſehung ſage," heißt es dort mit eiſiger Kälte, „ſo geſchieht es, weil meine Rechte, meine Streitigkeiten, meine Perſon und der ganze Staat mir als zu geringfügige Gegenſtände erſcheinen, die Vorſehung zu intereſſieren; der nichtige und kindiſche Hader der Menſchen iſt nicht würdig, ſie zu beſchäftigen, und ich denke, daß ſie keine Wunder tun würde, damit ſich Schleſien lieber in der Hand der Preußen als in der Öſterreichs, der Araber oder Sarmaten befinde; alſo mißbrauche ich nicht einen ſo heiligen Namen bei einem ſo profanen Gegenſtande." Sehr poſitiv dachte er hingegen über die treibenden Mächte in der Geſchichte. Das ſind ihm die großen Männer. „Wie wahr iſt es doch, daß das Schickſal der Staaten oft nur von einem einzigen Menſchen abhängt!" ruft er in den Denkwürdigkeiten ſeines Hauſes aus. In die Zukunft ſeines Staates ſah er voller Hoffnungen und weisſagte „dieſem Reiche dauerndes Glück".

Die am höchſten unter den ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen des Königs einzuſchätzenden Werke, die beiden auch in dieſer Zeit, 1748 und 1752, entſtandenen großen königlichen Vermächtniſſe, wie man wohl ſagen kann, ſind literariſch von Bedeutung teils durch die Energie und die Prägnanz der Sprache, teils auch durch den Schwung der Gedanken. Doch in dieſer literariſchen Bedeutung liegt nicht ihr eigentlicher Wert. Ganz ungleich denkwürdiger ſind ſie durch ihren Inhalt. Dieſer ſtempelt ſie zu Taten. Noch heutigen Tages ſind die 1748 verfaßten „Generalprinzipien vom Kriege", durch die Friedrichs Generale ihre Schulung empfingen, eine Fundgrube militäriſcher Weisheit. Das politiſche Teſtament vom Jahre 1752 aber, das neuerdings von Otto Hintze mit Ausnahme der auf die auswärtige Politik bezüglichen Stücke veröffentlicht worden iſt, muß als eine der großartigſten Offenbarungen ſtaatsmänniſchen Geiſtes bezeichnet werden.

6. Arbeit zur Erhaltung des Friedens

Während König Friedrich raſtlos bemüht war, ſeinen Staat auf alle Weiſe materiell und geiſtig zu ſtärken, und ſelbſt die Wonne des Daſeins im Dienſte der Muſen auszukoſten ſuchte, nahmen die auswärtigen Verhältniſſe ein immer ungünſtigeres Geſicht für Preußen an. Wie Preußen nach Königgrätz vier Jahre die Gefahr des Krieges drohen ſah, bis ſich das Unwetter plötzlich mit Ungeſtüm entlud, ſo hat König Friedrich nach dem Dresdener Frieden elf Jahre die Kriſis zu beſchwören vermocht, die ſeinem Staate bevorſtand, um dann ſelbſt Blitz und Donner zu ſpielen. Iſt es ein Meiſterwerk Bismarcks geweſen, die Stunde der Entſcheidung ſo lange hinzuhalten, ſo war es ein ebenſo großes Werk, daß Friedrich mehr als ein Jahrzehnt den Frieden für Preußen zu bewahren wußte.

Nach dem Dresdener Frieden war die Lage für Preußen in hohem Grade kritiſch. In England konnte jeden Augenblick das hannoverſche Intereſſe, das durch König Georg II. vertreten war, über das engliſche ſiegen, und Hannover war der natürliche Verbündete Öſterreichs. Glücklicherweiſe für Preußen behauptete das engliſche Intereſſe das Übergewicht. Freilich vermochte der Mann, der es am energiſchſten vertrat, William Pitt, noch nicht die entſcheidende Stimme zu erlangen. Friedrich fühlte gleichſam inſtinktiv, daß er mit Pitt gut Freund ſein müſſe, und beauftragte den preußiſchen Bevollmächtigten in London, jenem zu ſagen, daß Friedrich den Anſchauungen Pitts ſehnlichſt allgemeine Verbreitung wünſche

Dann könnten England und Preußen ſtets in enger Eintracht nebeneinander verharren. Aber unſicher im höchſten Grade blieb Englands Haltung gegenüber Preußen. Der Pariſer Hof war, wie natürlich, tief verſtimmt durch den Rücktritt Friedrichs vom Kriege. Ludwig XV. erblickte darin geradezu eine perſönliche Kränkung. Nur der nüchternen realpolitiſchen Haltung des damaligen franzöſiſchen Miniſters des Auswärtigen, Marquis d'Argenſon, war es zu danken, daß Frankreich amtlich gute Miene annahm. Argenſon ſah ein, daß es Torheit wäre, wollte Frankreich den Empfindlichen ſpielen, während es mit Öſterreich und England im Kampfe ſtand. Er war klug genug, den Verſuch zu machen, aus der neuen Lage Vorteil für ſeinen Staat zu ziehen, indem er den Marquis Valory beauftragte, dem König von Preußen, dem neuen Guſtav Adolf, wie er in Frankreich allgemein hieß, zu ſeinem Sonderfrieden ausdrücklich Glück zu wünſchen und ihn zu ſondieren, ob er nicht geneigt wäre, mit bewaffneter Hand den Friedensvermittler zu ſpielen. Dabei holte er ſich allerdings einen regelrechten Korb. Als Valory mit dieſem Anſinnen zu Friedrich kam und alle ſeine Beredſamkeit aufbot, um den König dafür zu gewinnen, entgegnete ihm dieſer, der ihm vorher ſeinen Vorſatz kundgegeben hatte, nur der Träger ſchlichter Botſchaften ſein zu wollen: „Mein lieber Valory, und hätten Sie die Beredſamkeit eines Cherubim, eines Erzengels, ja des Engels Gabriel ſelber, Sie ſollten mich nicht zu einem Schritte überreden, der von dieſem Vorſatze mich entfernte.“ Aber wer bürgte dafür, daß dieſer Argenſon, ſeit langer Zeit wieder einmal ein franzöſiſcher Miniſter, der zielbewußte Politik trieb, ſich am Ruder erhielt? Noch weniger konnte Preußen darauf rechnen, daß Maria Thereſia den Frieden bewahren würde. Zwar machte ſich die fromme Fürſtin Gewiſſensbedenken, den geſchloſſenen Vertrag zu brechen. Sie wollte jedenfalls rechtlicher handeln, als nach ihrer Auffaſſung der böſe König von Preußen verfahren war, der ſich doch nur aus Selbſterhaltungstrieb zur Wiederaufnahme der Waffen veranlaßt geſehen hatte. Faſt wäre die Kaiſerin jedoch ſehr bald der an ſie herantretenden Verſuchung erlegen, die Kriegsfackel aufs neue zu entzünden, lediglich um ihr Schleſien wiederzugewinnen, alſo durchaus nicht in der Notwehr. Der Verſucher war Rußland. Das dachte ernſtlich daran, auch nach dem Dresdener Frieden, über Preußen herzufallen. Zwar hatte man einige Sorge, es allein gegen König Friedrich zu wagen, aber eines Bundesgenoſſen war man bereits bei Entfachung des Kampfes ſicher. Sachſen hatte erklärt, es würde ſich nicht durch einen aufgezwungenen Frieden gebunden betrachten. Vorſichtigerweiſe wollte ſich der ruſſiſche Kanzler Beſtuſhew jedoch erſt mit Öſterreich verſtändigen. Seine dahin gehenden Schritte ließen ſich zunächſt günſtig an, da der öſterreichiſche Vertreter am ruſſiſchen Hofe, Freiherr v. Pretlack, die Kriegsſtimmung in Rußland nach Kräften ſchürte. Auch der höchſte Staatsmann in Öſterreich, Sinzendorffs Nachfolger im Hofkanzleramt, Graf Ulfeld, war nicht abgeneigt; indes fragte er doch lieber noch erſt bei Frankreich an. Da holte man ſich indes vom Marquis d'Argenſon eine feine Zurechtweiſung, die die Verwunderung über Öſterreichs Zweizüngigkeit durchblicken ließ, das gegen den kaum geſchloſſenen Frieden intrigiere. Die nüchterne Realpolitik des leitenden franzöſiſchen Miniſters wurde ſo die Urſache, daß Maria Thereſia diesmal tugendhaft blieb. Sie begnügte ſich in der Folge mit dem Abſchluß eines Verteidigungsbündniſſes. Aber auch darin zeigten ſich noch recht deutlich ihre Angriffsgedanken. In dem am 2. Juni 1746 zwiſchen Rußland und Öſterreich abgeſchloſſenen Vertrage befand ſich eine geheime Sonderbeſtimmung, nach der der Verzicht der Kaiſerin auf Schleſien und Glatz nicht nur dann hinfällig ſein ſollte, wenn König Friedrich ſie angriffe, ſondern auch für den Fall, daß Preußen ſich gegen Rußland oder die Republik Polen wandte. Maria Thereſia war alſo günſtigenfalls doch gern erbötig, den Friedenstraktat je eher je lieber zu brechen. Dadurch, daß zu Petersburg nur ein Verteidigungsbündnis zu ſtande kam, war einſtweilen die akute Kriegsgefahr für Preußen vorübergezogen. Mißlich blieb die Lage für Friedrich jedoch bei dem gegen ihn gerichteten Vertrage in Anbetracht der feindlichen Stimmung des Petersburger Hofes. Es kam hinzu, daß der öſterreichiſche Vertreter fortfuhr, einen üblen Einfluß auf die Zarin auszuüben.

Die ſchöne Erſcheinung des noch jugendlichen Freiherrn v. Pretlack nahm die Sinne Eliſabeths, wie einſt die Erſcheinung des franzöſiſchen Geſandten Marquis de la Chetardie, gefangen; und wie der glänzende Chetardie durch ſeine Indiskretionen über die am preußiſchen Hofe geführten Reden manchen Schaden angerichtet hatte, ſo wußte jetzt Pretlack dadurch, daß er König Friedrich als einen wahren Teufel ſchilderte, die ruſſiſche Herrſcherin gegen Preußen auf alle Weiſe aufzuſtacheln. Pretlack ſetzte ſeinen ganzen Ehrgeiz darein, die Kriegsgelüſte der Zarin wachzuhalten. „Zur Befeuchtung der Schmeichelei," die er der hohen Dame zuteil werden ließ, veranlaßte er die Sendung ſüßen Tokaierweins. Er hatte die Genugtuung, daß Rußland ſeine an der preußiſchen Grenze verſammelten Truppen einſtweilen noch nicht auseinandergehen ließ.

Dieſe militäriſche Demonſtration erfüllte König Friedrich mit ſchwerer Sorge. Ganz klar ſah er nicht über die Abſichten ſeiner Gegner. Noch war das notwendige Syſtem der Spionage bei ihm nicht organiſiert. Erſt die Entdeckung eines ruſſiſchen Spions bewog ihn, auch ſeinerſeits ſolche Ehrenmänner anzuſtellen. Er befürchtete, daß ſich Hannover und Dänemark dem Bündniſſe von Öſterreich und Rußland, denen Sachſen beigezählt werden mußte, anſchließen könnten. Einem Angriffe glaubte er bei der Schwäche ſeiner Hilfsmittel keinesfalls gewachſen zu ſein. Um aus der peinlichen Ungewißheit herauszukommen, erteilte er endlich ſeinem Vertreter in Petersburg, dem Freiherrn v. Mardefeld, den Auftrag, geradeswegs Beſtuſhew darüber zu befragen, was die ruſſiſchen Rüſtungen zu bedeuten hätten. Beſtuſhew hütete ſich indes, ſeine Karten vorzeitig aufzudecken. Er gab eine ausweichende Antwort. Für den Fall, daß Mardefeld die Auffaſſung gewänne, Rußland ſteuere auf den Bruch mit Preußen zu, hatte der Geſandte den Auftrag, den käuflichen Beſtuſhew mit 100 000 bis 200 000 Talern zu beſtechen. Mardefeld hat ſich nicht veranlaßt geſehen, dieſe Summe aufzuwenden, ebenſowenig wie andere hunderttauſend Taler, die einſt Beſtuſhew für Wohlverhalten in Ausſicht geſtellt worden waren, da der ruſſiſche Kanzler ſich eben garnicht wohl verhalten hatte. König Friedrich hat dies ſpäter für eine ganz unangebrachte Sparſamkeit erklärt, der es zuzuſchreiben ſei, daß Rußland ſo ganz in feindliche Bahnen übergelenkt wäre; da die Geldgier Beſtuſhews nicht befriedigt worden ſei, hätte man ihn ſich zum unverſöhnlichen Feinde gemacht. Mardefeld ſparte jene Summen damals, weil der Sturz Beſtuſhews bevorzuſtehen ſchien und an deſſen Stelle ein anſcheinend preußenfreundlicher Mann zum ruſſiſchen Großkanzlerpoſten gekommen wäre, der Vizekanzler Woronzow. Aber Beſtuſhew ſaß ſchon zu feſt im Sattel. Ihm gelang es vielmehr, den klugen Mardefeld, der zwanzig Jahre preußiſcher Vertreter in Petersburg geweſen war und ſich in dieſer langen Zeit eine ganz außerordentliche Kenntnis des diplomatiſchen Bodens angeeignet hatte, zu verdrängen. Im Oktober 1746 verließ Mardefeld Rußland.

Die Kriegsbeſorgniſſe Friedrichs verflüchtigten ſich allmählich, und auch die preußiſchen Offiziere, die bei dem Säbelgeraſſel in Rußland ſchon wieder von Krieg und Sieg geträumt hatten, ein Beweis für die Anregung, die die beiden letzten Kriege dem preußiſchen Geiſte und Selbſtbewußtſein gegeben hatten, mußten ſich zu der Erkenntnis bequemen, daß einſtweilen nichts daraus würde. „Hier ſchlagen wir ſchon die Ruſſen in Gedanken," ſchrieb damals der Leutnant Ewald v. Kleiſt aus Potsdam an Gleim, „ich glaube aber, daß wir dieſes Jahr wohl ſtill ſitzen möchten, ob ich gleich ſolches nicht wünſche." Stutzig machen konnte vielleicht wieder die unfreundliche und hochmütige Sprache, die der Wiener Hof im Auguſt 1746 gegen Preußen anzunehmen ſich bemüßigt fand. Friedrich wußte dagegen ein wundervolles Mittel, indem er auf eine ſeiner Depeſchen nach Wien, die natürlich auf der Poſt nach damaligem Brauche durchmuſtert wurden, unchiffriert das Wort eines früheren Berliner Gouverneurs ſetzte: „Unteroffizier, iſt der Bürger ein Ochſe, ſo ſeid Ihr auch einer, iſt der Bürger höflich, ſo ſeid Ihr es auch." Für ſeine eigene Stimmung war dieſer Humor befreiend; ſein Geſandter empfing dadurch ſeine Inſtruktion; dem Wiener Hofe aber wurde durch die Blume ein nicht mißzuverſtehender Wink gegeben. Bald darauf fuhr der

König in demſelben launigen Tone an ſeinen Wiener Geſandten, den Grafen Otto v. Podewils, Neffen des Miniſters, fort, indem er über die öſterreichiſchen Anmaßungen, die ihn anfangs in die zornigſte Stimmung verſetzt hatten, ſcherzte: „Der Hund, der bellt, beißt nicht. Ihr ſeid beglaubigt bei den Spatzaferos von Deutſchland; iſt es verwunderlich, daß ſie großſprecheriſch ſind? Das iſt ihr Gewerbe.“ Als am 11. Oktober 1746 der Marſchall von Sachſen bei Rocoux im Lüttichſchen die Öſterreicher und Holländer unter Karl von Lothringen beſiegt hatte, wurde die Stimmung des Königs noch ruhiger, und als ihm gleichzeitig von engliſcher Seite die Urkunde zugeſtellt wurde, durch die ihm England ſeine Beſitzungen, allerdings mit Ausnahme von Oſtfriesland, verbürgte, glaubte er einſtweilen ganz ohne Sorge ſein zu können. „Dieſe Garantie“, ſchrieb er am 22. Oktober an ſeinen Bruder Wilhelm, „verſetzt mich im Verein mit der Schlacht bei Lüttich in die beſte Laune von der Welt.“ Aber er blieb ſich doch klar darüber, daß überall mißgünſtige Vorurteile gegen Preußen beſtänden. „Ich ſehe in der Politik alle Tage,“ äußerte er zu Anfang 1747, „daß man ſich in der Aneignung gewiſſer Lieblingsvorurteile gefällt und daß es große Mühe koſtet, ſie auszurotten. Man verirrt ſich methodiſch von Vorausſetzung zu Vorausſetzung; die Schlußfolgerungen ſind richtig, aber man täuſcht ſich oft in den Vorderſätzen. In Wien hält man mich für den unverſöhnlichen Feind des Hauſes Öſterreich, in London für unruhiger, ehrgeiziger und reicher als ich bin, Beſtuſhew ſetzt voraus, daß ich rachſüchtig ſei, in Verſailles denkt man, daß ich meine wahren Intereſſen verſchlafe: ſie täuſchen ſich alle, aber ärgerlich bleibt, daß dieſe irrigen Annahmen zu üblen Folgen führen können, und hier müſſen wir mit unſern Bemühungen einſetzen, um dieſe Folgen abzuwehren und dem voreingenommenen Europa eine richtigere Meinung beizubringen.“ Sehr wenig gab er darauf, daß das Reich ihm endlich zu Anfang des zweiten Friedensjahres Schleſien garantierte. Er bezeichnete dieſe Garantie wegwerfend als „ein Stück Papier“. Immerhin ſuchte er daraus ſo viel Nutzen zu ziehen, als irgend möglich war. So ſchrieb er ſeinem Wiener Geſandten am 10. Februar 1747: „Obgleich die Reichsgarantie im Grunde nichts als eine Chimäre iſt und obgleich ich höchſt wohl weiß, daß im Fall eines Bruches zwiſchen mir und dem Hauſe Öſterreich das Reich trotz der Erteilung der Garantie auch nicht zehn Mann zu meiner Hilfe marſchieren laſſen wird, ſo gewinne ich trotz alledem viel, wenn dieſe Sache zu ihrem Beſtand kommt, und die erſten zehn Jahre werden dann verſtreichen, ohne daß die Öſterreicher mich anzufaſſen wagen.“ Wiederholt äußerten ſich auch noch in den ſpäteren Friedensjahren bei ihm Gefühle, die uns zeigen, daß der Ehrgeiz, der ihn einſt trieb, durch Erwerbung Schleſiens Preußens Figur zu regeln, verflogen war. „Ich preiſe unaufhörlich meine Lage,“ ſchrieb er im Sommer 1747, „in der ich die Wetter toben höre und den Blitz die feſteſten Eichen zerſplittern ſehe, ohne daß mich das rührte. Glücklich, wer verſtändig genug iſt, ſich ſtille zu halten, und wem die Erfahrung Mäßigung lehrt. Auf die Dauer iſt der Ehrgeiz eine Tugend für Narren, ein Führer, der in die Irre leitet und uns in einen von Blumen verhüllten Abgrund ſtürzt.“ Standhaft wehrte er ſich gegen die Bemühungen der beiden um die Vorherrſchaft ringenden großen Mächte, England und Frankreich, ihn in den forttobenden Kampf hineinzuziehen. Noch immer hielten ſich die Parteien das Gleichgewicht. Auf dem Feſtlande erſtritt Moritz von Sachſen im Juli 1747 bei Lafeld abermals einen Sieg. Aber zur See fügte England den Franzoſen am Kap Finiſtere einen furchtbaren Verluſt bei. Die Eroberung von Madras durch den Admiral Labourdonnais fiel kaum ins Gewicht gegenüber den Verluſten, die die Franzoſen in Nordamerika gegen die Engländer erlitten. So ſchien ſich der Krieg noch ſehr in die Länge zu ziehen. Friedrich ſelbſt ſah ſeiner Beendigung gar nicht mit freudigen Gefühlen entgegen. Er hoffte zwar in dieſem Falle von allen Seiten die Garantie für Schleſien zu erwirken. Indes ſchon 1746 ſtiegen doch in ihm Befürchtungen auf, daß der allgemeine Friede für ſeine Feinde das Zeichen ſein würde, um über ihn herzufallen. Als nun das Jahr 1748 anbrach und die beiden Vormächte Europas nach gewaltigen Rüſtungen abermals ihre Kräfte maßen, da tauchte in ihm der Gedanke auf, daß ein Anſchluß an

Erläuterungsblatt

zu der

eigenhändigen Randbemerkung König Friedrichs zu der Anfrage der Minister v. Viereck, v. Happe, v. Boden und v. Blumenthal,

welcher von drei Bewerbern um eine freigewordene Kreisphysikusstelle berücksichtigt werden solle.

Berlin, 23. Dezember 1746.

Nach der Urschrift im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin.

Übertragung der nebenstehenden Randbemerkung König Friedrichs zu einer Anfrage der Minister v. Viereck, v. Happe, v. Boden und v. Blumenthal.

der am Menschlichsten ist und am wenigsten Leute umgebracht hat. F.

England doch vielleicht vorteilhaft wäre, indem er dadurch gegen das in finanzieller Abhängigkeit von England ſtehende Rußland gedeckt ſein würde. Rußland galt ihm überhaupt als Maſchine in der Hand Albions. Mit Freuden begrüßte er die Tatſache, daß England endlich wieder einen Geſandten bei ihm beglaubigte, den jungen Sir Henry Legge, und auch ſonſt erneut den Wunſch bekundete, in ein Bündnis mit Preußen zu treten. Bereits bei Legges Anmeldung ſchrieb er dem Grafen Podewils in Wien, das beſte Hilfsmittel gegen die Vergeltungsneigungen Öſterreichs erblicke er außer in einem ſtarken ſchlagfertigen Heere in einem guten Verhältnis zu den Seemächten, England und Holland. Da einigten ſich plötzlich dieſe Seemächte am 30. April 1748 in Aachen mit Frankreich über die Präliminarien zu einem Frieden, der am 18. Oktober unterzeichnet wurde. Es war im Grunde nur eine Vertagung des Entſcheidungskampfes bis zu gelegenerer Zeit. England gab ſeine nordamerikaniſchen Eroberungen heraus und Frankreich das den Öſterreichern entriſſene Belgien. Alſo gerade über die Fragen, um welche der Kampf ſich gedreht hatte, war keine Entſcheidung getroffen. Für England war das Vordringen in Nordamerika eine Lebensfrage. Über kurz oder lang, das mußte jeder Einſichtige vorausſehen, war ein erneuter Ausbruch des Kampfes mit verdoppelter Wucht unausbleiblich. Aber der Friede war nun einmal geſchloſſen, und das von König Friedrich erhoffte Bündnis mit England war nicht zu ſtande gekommen. Er hatte zwar von beiden friedenſchließenden Teilen die erwartete Garantie für Schleſien erhalten, allein England, das ſein gutes Schwert für den Kampf gebrauchen konnte, fühlte nicht das Bedürfnis, im Frieden mit ihm in Bundesgemeinſchaft zu treten. Wohl gab es unter den Briten einige Männer, die auch jetzt noch auf eine Annäherung an Preußen hinarbeiteten. Der Lordkanzler Pelham legte im Juli 1748 dem Herzog von Newcaſtle dar, daß ohne Preußens Beitritt jede Konföderation ſchwach und lahm und unwirkſam ſein würde. Es gälte alſo, durchaus dieſe Macht zu gewinnen. Indes die entſcheidenden Faktoren waren damals in England gegen ſolche Pläne. So war die Folge des Aachener Friedens zwar noch nicht ein Losbruch der Feinde Preußens gegen Friedrich, aber doch eine vollſtändige Iſolierung des preußiſchen Staates. Vor allem war Frankreich erbittert gegen Friedrich und näherte ſich Öſterreich. War es doch durch Friedrichs Auftreten und Handlungen aus der Bahn geſchleudert worden, die es vor dem Regierungsantritt dieſes Königs eingeſchlagen hatte. Es war jetzt von dem Ziele, eine Univerſalmonarchie zu errichten, das Friedrich in ſeiner Flugſchrift von 1738 enthüllt zu haben glaubte, recht weit abgerückt. In Anbetracht der Vereinzelung des Königs hatte die am meiſten politiſch angelegte ſeiner Schweſtern, die Kronprinzeſſin von Schweden, Ulrike, nicht unrecht, wenn ſie ſchrieb, der Friede ſei das Schlimmſte, was ihrem Bruder hätte geſchehen können. Der Verſtimmung Frankreichs gegen ihn, den Filigrankönig, wie man dort ſpottete, entſprach nicht eine Annäherung an England. Denn die vergeblich im Sinne eines Bündnisſchluſſes getanen Schritte machten jetzt, wie pſychologiſch leicht verſtändlich, einer gereizten Stimmung zwiſchen Preußen und England Platz. Wie zum Hohn ſtellte es der engliſche Ohm dem Könige frei, dem Bündnis zwiſchen England und Öſterreich beizutreten. Friedrich gab darauf eine Antwort, die Hörner und Zähne hatte: So wenig Feuer und Waſſer mit einander beſtehen könnten, ſo wenig ſei für Preußen und Öſterreich in demſelben Bunde Raum. Die Antwort enthielt zugleich eine Diagnoſe der deutſchen Frage, die bis zum Tage von Königgrätz zu Recht beſtanden hat. Seine Friedensliebe aber bezeigte der König dadurch, daß er ſich gegen England bereit erklärte zu dem Verſprechen, die Öſterreicher, ſolange ſie ſelbſt Frieden halten wollten, nicht anzugreifen.

Der große Vorteil, den Friedrich bisher immer dadurch für ſich gehabt hatte, daß er eine von den beiden großen Mächten gegen die andere ausſpielen konnte, war nun dahin. Er ſah ſich gezwungen, äußerſte Vorſicht in ſeiner Politik walten zu laſſen. Hatte er ſchon bei der ruſſiſchen Gefahr im Jahre 1746 erklärt, daß es gut wäre, die Segel einzuziehen, ſo hielt er ſich jetzt noch mehr an die Befolgung dieſes ſeines alten Grundſatzes. Um England nicht zu reizen, unterließ er es, Maßregeln zu ergreifen, durch welche er ſeine

ſeit 1744 von engliſchen Kapern geſchädigten ſeefahrenden Untertanen ſchützen konnte, wie er es ſoeben noch beabſichtigt hatte.

Da ſetzte ihn plötzlich die ruſſiſche Politik in die Lage, ſich mit einem Schlage aus ſeiner einſamen Stellung zu befreien, allerdings ſehr gegen den Willen Rußlands. Der Leiter der ruſſiſchen Politik, Beſtuſhew, hatte nämlich einen feinen Plan erſonnen, um das Bündnis mit Öſterreich vom 2. Juni 1746 praktiſch gegen Preußen zu verwerten. Er beherrſchte jetzt ſeine Gebieterin politiſch vollſtändig. Sie hatte für politiſche Geſchäfte überhaupt wenig Sinn, zumal ſeitdem ein ſchöner Bauernſohn, Alexei Raſumowski, den ſie einſt in der Ukraine entdeckt hatte, zum Grafen erhoben, an den Hof gezogen war und die ſtarken Sinne der junoniſch ſchönen Frau gefangen hielt. Alle Welt, nicht zum mindeſten König Friedrich, ſpottete über dieſen „Kaiſer der Nacht“. Spielt Friedrich doch ſogar in einem ſeiner Geſchichtswerke höchſt deutlich und boshaft auf dies Verhältnis an. Beſtuſhew konnte unter den herrſchenden Umſtänden um ſo leichter ſeine Fäden ſpinnen. Es genügte ihm, daß er die Zarin gegen Friedrich eingenommen hatte. Iſt es ſchon ſonſt Frauenart, die Dinge der Welt nach den Beziehungen, die ſie zum eigenen Ich haben, zu beurteilen, bei Eliſabeth war dieſe Subjektivität noch beſonders ausgeprägt. Hatte ſie einſt für König Friedrich etwas übrig gehabt, weil er ihr zu ſchmeicheln wußte, ſo haßte ſie ihn jetzt umſomehr, da Friedrichs pikante Bemerkungen über ſie ihr gefliſſentlich und übertrieben zugetragen wurden. Beſtuſhews Plan ging nun dahin, Schweden anzugreifen. Er ſetzte voraus, daß König Friedrich ſeiner Schweſter dann Hilfe leiſten werde durch einen Angriff auf Rußland. Alsbald wäre dann das Bündnis vom 2. Juni 1746 in Kraft getreten. Er rechnete durchaus richtig. Denn König Friedrich hatte am 29. Mai 1747 mit Schweden auf zehn Jahre ein Verteidigungsbündnis geſchloſſen und darin für den Fall eines ruſſiſchen Angriffes auf Schweden die Stellung eines Hilfskorps verſprochen. Er verfolgte damit das Ziel, die ſchwediſche Regierung der Abhängigkeit von Rußland zu entziehen, um das ihm jetzt feindlich geſonnene Rußland einer Stütze zu berauben. Aus demſelben Grunde hatte er auf eine Erneuerung des ſchwediſchen Subſidienverhältniſſes zu Frankreich hingewirkt. Das ruſſiſche Unternehmen auf Schweden war neben dieſem Hauptziel, Preußen in eine Falle zu locken, auch ſonſt pſychologiſch und realpolitiſch begründet. War doch Ulrikens Gemahl auf ruſſiſche Empfehlung zum ſchwediſchen Thronfolger beſtimmt worden und dies hatte er Rußland mit Undank gelohnt; und es lag doch im Intereſſe des Zarenreiches, wenigſtens nach Beſtuſhews Auffaſſung, den europäiſchen Norden ſich gefügig zu machen.

So ſinnreich Beſtuſhews Plan war, er ſollte ihm doch nichts nützen. Denn er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. König Friedrich zog einen dicken Strich durch ſie. Freilich war die Kriſis des Jahres 1749, in dem Preußens Gegner ihre feindlichen Abſichten verwirklichen wollten, außerordentlich gefährlich für den preußiſchen König. Aber mit jener Blitzesſchnelle, mit der er die möglichen Konſequenzen des Wormſer Vertrages von 1743 überſehen und mit der er am Tage von Soor nach Beſetzung der Grauer Koppe ſeine Anſtalten zur Rettung getroffen hatte, ermaß er auch jetzt die ganze Lage und ebenſo ſchnell nutzte er ſie, ſtark handelnd, für ſich aus.

Schon als im Auguſt 1748 ein anſehnliches Korps ruſſiſcher Truppen, das den Öſterreichern in den Niederlanden gegen Frankreich helfen ſollte, auf ſeinem Marſche nach dem Rhein umkehrte, ſtellte er ſofort die Anſicht auf, die Ruſſen, Öſterreicher und Dänen hätten Böſes gegen Schweden im Sinne. Hatte er doch davon Kenntnis, daß Beſtuſhew nichtsnutzigerweiſe Anzettelungen verſucht hatte, um die Zarin glauben zu machen, ſchwediſcherſeits trage man ſich im Einverſtändnis mit König Friedrich mit Anſchlägen auf das Leben Eliſabeths, und daß der öſterreichiſche Vertreter am preußiſchen Hofe ſich faſt zu ſolchen Nichtsnutzigkeiten hatte gebrauchen laſſen. Er warnte daher ſeine Schweſter in Stockholm, die an der Spitze der ſogenannten Partei der Hüte auf eine Stärkung der arg geſchwächten ſchwediſchen Monarchie hinarbeitete und dadurch Rußland, dem es an dem vorwiegenden

Einfluß der Adelsfaktion, der sogenannten Partei der Mützen, gelegen war, notwendigerweise verstimmte. Doch Ulrike beachtete die Mahnungen ihres Bruders zur Vorsicht nicht. Anfang März 1749 kamen nun plötzlich von allen Seiten Nachrichten über Truppenansammlungen. Augenblicklich erhielt da der Oberpräsident von Schlesien — noch war es Graf Münchow — Befehl, unter der Hand für sechs bis acht Reiterregimenter Furage in Oberschlesien zu beschaffen. Der König schrieb ihm, er fürchte im Mai zu den schlesischen Revuen „mit einer weit stärkeren Suite" kommen zu müssen, als ihm lieb sei. Von Schlesien aus wollte er wieder seine Hauptkraft entwickeln, indem er in Böhmen einfiel. Dagegen erhielt der in Königsberg stehende General Lehwaldt den Befehl, Ostpreußen zu räumen, weil Friedrich es für unmöglich ansah, diese Provinz gegen die Russen zu halten. Mit einer gewissen Ostentation erließ er seine Befehle zum Zusammenziehen der Truppen. Dadurch entstand natürlich eine große Aufregung unter den fremden Gesandten. Das hatte Friedrich aber gewollt. Seine drohende Haltung sollte einschüchtern. Zur Beruhigung der entsetzten hauptstädtischen Bevölkerung erschien am 15. März in den Berliner Zeitungen ein Artikel, der zugleich dem Ausland einen deutlichen Wink erteilte: „Da anjetzo in einigen benachbarten Landen verschiedene ungewöhnliche Bewegungen verspürt und ganz außerordentliche Veranstaltungen getroffen werden, daß man nicht unbillig besorget sein muß, daß leicht in bevorstehendem Frühjahre der Ruhestand im Norden gestöret werden könne, so haben Se. Königl. Majestät der Notdurft zu sein erachtet, sich ebenmäßig in solche Verfassung zu setzen, damit dero Armee gleichfalls imstande sein möge, aller Gefahr, so bei gegenwärtigen Umständen Ihren Landen und Untertanen unvermutet zugezogen werden könnte, vorzubauen und abzukehren." Zu gleicher Zeit nahm er den Augenblick wahr, um sich Frankreich wieder zu nähern. Frankreich stand ja auch mit Schweden im Bündnis, und es hatte ein erhebliches Interesse daran, daß dieser seinem Schutze empfohlene Staat nicht in Gefahr geriet. König Friedrichs entschlossene und anspornende Handlungsweise hat es fertig gebracht, Frankreich zu Kundgebungen für Schweden aufzurütteln. Fast widerwillig folgte der Versailler Hof. Friedrichs stürmisches Drängen ließ ihm keine Wahl. Tagtäglich erinnerten seit dem Januar 1749 Briefe Friedrichs Frankreich an seine Pflicht. Graf Finckenstein ging in besonderer Sendung zur Unterstützung des preußischen Vertreters am französischen Hofe, des alten Grafen Chambrier, nach Paris. So brachte es Friedrichs diplomatische Meisterschaft zuwege, daß in der nordischen Frage Preußen und Frankreich gemeinsam handelnd auftraten und dadurch die Vereinzelung Preußens seit dem Aachener Frieden schnell beseitigt wurde.

Die erste Frucht dieses einträchtigen Auftretens war, daß England seine Mitwirkung an den Bestuschewschen Plänen verweigerte. Eben noch hatte England den Russen die Entsendung einer Flotte in die Ostsee versprochen. Frankreichs Haltung stimmte jedoch die Briten nachdenklich. Außerdem erhielt König Georg von seinem Neffen ein eigenhändiges Schreiben, worin er aufgefordert wurde, sich für den Frieden zu verwenden. Friedrich, der das Schriftstück auf den Rat von Podewils aufgesetzt hatte, mag sich nur schweren Herzens dazu entschlossen haben, da er den britischen Herrscher gründlich haßte. Aber das Schreiben konnte doch gute Dienste leisten. Denn es war für Georg immerhin peinlich, die Bitte seines Neffen rundweg abzuschlagen.

Trotz des Rückzuges Englands hätte es doch noch zum Waffengange kommen können, wenn sich nicht Österreich den russischen Wünschen versagt hätte. Dort machten sich jetzt indes neue Strömungen geltend, indem Graf Kaunitz, der schon bei dem Friedenskongreß zu Aachen hervorgetreten war und daselbst den kühnen „Dessein" gefaßt hatte, im Bunde mit Frankreich dereinst einen Vergeltungskrieg gegen Preußen zu führen, energisch davon abriet, Bestuschew Gefolgschaft zu leisten. Graf Kaunitz legte eine hochbedeutende Denkschrift vor, in der er der Kaiserin bewies, daß Rußlands Plan auf Schweden den österreichischen Interessen schädlich sei, indem dadurch Frankreich wieder in die Arme Preußens geführt würde. Man hätte in Österreich gerade darauf seine Hoffnungen gebaut, daß sich

Frankreich mit Preußen entzweite. Wenn Rußland Öſterreichs Hilfe durchaus haben wolle, dann müſſe es ſeine Hauptmacht gleich auf Preußen werfen, und außerdem müßten Frankreich und Spanien eine wohlwollende Neutralität bewahren. Maria Thereſia ſchloß ſich dieſen Ausführungen an.

Damit war Beſtuſhews argliſtiger Plan vereitelt. Friedrichs entſchloſſene diplomatiſche und militäriſche Vorkehrungen hatten bewirkt, daß das, was ihm zum Verderben dienen ſollte, ihn geradezu in eine höchſt vorteilhafte Lage brachte. Seine Politik hatte noch einen weiteren Erfolg, indem Dänemark, dem Beſtuſhew die Rolle des „Eisbrechers“ in ſeinem nordiſchen Kriege zugedacht hatte, jetzt plötzlich ſchwenkte und am 14. Auguſt 1749 einen Subſidienvertrag mit Frankreich einging. Frankreich, Preußen, Schweden und Dänemark ſtellten ſo einen machtvollen europäiſchen Friedensbund dar, dem ſich noch einige kleinere deutſche Staaten angliederten und der noch dadurch an Gewicht gewann, daß damals in Konſtantinopel der franzöſiſche Einfluß überwog. Stolz konnte König Friedrich demgemäß am 1. September 1749 in einem Schreiben an ſeinen Geſandten in Wien die Summe ſeiner diesjährigen Politik ziehen: „Es iſt ſicher, daß das Spiel des Wiener Hofes nicht mehr ſo ſchön iſt, wie vor ſechs Monaten, und wenn es damals für ihn vorteilhaft geweſen wäre, ſeine Pläne auszuführen, ſo iſt der Augenblick jetzt vorbei. Unſere Partei iſt während dieſer Zeit die ſtärkere geworden, und wenn der Wiener Hof zu Gewalttätigkeiten übergehen wollte, ſo würde er uns fertig finden und unſere Batterien völlig bereit, ihn zu empfangen, wie es ſich gebührt.“ Ohne das Eingreifen „des abſoluten Willens der göttlichen Vorſehung“ ſchien es ihm jetzt ausgeſchloſſen, daß es zum Kriege kommen würde. Wir wiſſen freilich, wie wenig Neigung er der Vorſehung zum Eingreifen in die Geſchicke der Staaten zutraute. Immerhin ſagte ihm die Aufſtellung der Schachfiguren auf dem Felde der Politik ausnehmend zu; und ſo war denn auch im Hinblick auf die Politik ſeine Stimmung die beſte, als die ſchönſten Tage von Sansſouci heranbrachen.

Froh des wiedergewonnenen Anſchluſſes an Frankreich, ſuchte er ſich dieſe Macht jetzt auf alle Weiſe warm zu halten. Denn die beiden Kriſen von 1746 und 1749 hatten ihn gelehrt, daß die von vornherein von ihm gehegte Anſicht, es würde einige Zeit vergehen, ehe ſich Europa an die Einverleibung Schleſiens in Preußen gewöhnt hätte, nur allzuſehr begründet war und daß er nicht wachſam genug ſein konnte, um ihren Anſchlägen vorzubeugen. Durch geheime Kanäle hielt er ſich über die Geſinnungen und Umtriebe ſeiner Feinde auf dem Laufenden. Seit Sommer 1747 war es ein Sekretär der öſterreichiſchen Geſandtſchaft, der ihn mit Nachrichten verſah. Zu dieſem geſellte ſich im Frühjahr 1752 ein Kanzliſt des ſächſiſchen Kabinettsminiſteriums (Bild 129). Auf dieſe Weiſe erhielt er im Jahre 1753 aus Dresden auch Kenntnis von den geheimen Abmachungen in dem ruſſiſch-öſterreichiſchen Vertrage vom 2. Juni 1746, die ihm noch unbekannt geblieben waren. Den Schalk Friedrich reizte dies zu einem Faſchingsſcherz, indem er im März 1753 drei „Briefe an das Publikum“ veröffentlichte, über deren Bedeutung ſich die Nichtwiſſenden, unter anderen Leſſing, der ſie ins Deutſche übertrug, den Kopf zerbrachen. Aber für die Eingeweihten war die Satire, die von einem zwiſchen Preußen und der Republik San Marino geſchloſſenen zufällig verratenen Geheimbündnis orakelte, doch wohl verſtändlich. Nützlicher war die Verwertung der durch die ungetreuen Kanzleibeamten erhaltenen Nachrichten, inſofern als der König ſie getreulich den Franzoſen haarklein anvertraute. Dadurch erhielt er auch dieſe wachſam. Einſichtige Männer, wie der Staatsſekretär Puyzieulx, urteilten ſchon zu Anfang 1751, daß es niemand dem Könige von Preußen würde verdenken können, wenn er ſich eines Tages auf den erſten beſten ſeiner Gegner ſtürze, um ihn kampfunfähig zu machen. Ein Kennzeichen der freundlichen Beziehungen mit Frankreich war der Austauſch von Briefen und Geſchenken mit Ludwig XV. Ja, Friedrich verehrte dem Franzoſen die Pläne ſchleſiſcher Feſtungen, wodurch ſich dieſer nicht wenig geſchmeichelt fühlte. Indes gab ſich der preußiſche König keinen Täuſchungen darüber hin, daß er ſich nicht unbedingt auf Frankreich verlaſſen könne. Seiner Schweſter Ulrike ſchrieb er am 19. Oktober 1751 über

Frankreich: „Alles geſchieht in dieſem Lande durch Intrigen.“ Feſt rechnen zu können glaubte er dort nur auf Marſchall Belle-Isle, ſeinen alten Verehrer, allenfalls auf den Staatsſekretär Puyzieulx und 1751 „noch“ auf die jetzt zur Maitreſſe des Königs erhobene ſchöne Marquiſe de Pompadour. Einige andere Perſönlichkeiten, denen er noch etwas Vertrauen entgegenbrachte, waren der Marquis d'Argenſon und der Herzog von Noailles.

129. Der Geheimſchreiber des Kurfürſten von Sachſen. 1750

Karikatur von L. Ghezzi

Immerhin hatte das preußiſch-franzöſiſche Einverſtändnis zur Folge, daß zwei politiſche Fragen im Sinne Friedrichs entſchieden wurden. Als der Gedanke auftauchte, dem minderjährigen Erzherzog Joſeph die römiſche Königswürde zu verſchaffen, meinte Friedrich, es ſei nicht nötig, daß alle Welt ſich ohne weiteres den Launen Öſterreichs füge, und ließ einen publiziſtiſchen Streit über die Rechtsfrage eröffnen. Sofort zog es Öſterreich vor, auf die Wahl zu verzichten. Wichtiger noch war es, daß es den Plan, dem Schwager der Maria Thereſia, Herzog Karl von Lothringen, die polniſche Königskrone zuzuwenden, zu vereiteln gelang. Durch das gemeinſame Auftreten Frankreichs und Preußens auf dem polniſchen Reichstage zu Grodno im Jahre 1752 wurden Rußland und Öſterreich tatſächlich verhindert, ihre Abſicht, deren Verwirklichung für Preußen höchſt unbequem geweſen wäre, auszuführen.

Dieſe Jahre, von 1750—1752, ſind denn auch die verhältnismäßig ruhigſten während der ganzen Regierungszeit König Friedrichs geweſen. Sie gaben ihm die Muße, die politiſche Lage ſeines Staates und deſſen Zukunft zu überſchauen und zur Niederſchrift jenes oft erwähnten politiſchen Teſtamentes. Er hat darin auch den Gedanken erwogen, daß ſein Staat noch immer nicht die wünſchenswerte Abrundung erfahren hätte und, wie es im Anſchluß daran nur zu natürlich war, mit der Idee geſpielt, Sachſen zu erobern. Dieſe Idee dünkte ihm indes nur allzu chimäriſch. Ihre Verwirklichung ſchien ihm nur unter zahlreichen Vorausſetzungen möglich. Nur wenn Öſterreich im Kriege mit Frankreich und zugleich mit Sardinien, Rußland in einen Krieg mit der Türkei verwickelt, Beſtuſhew in Rußland geſtürzt und ſein Nachfolger preußiſch geſonnen wäre, wenn in Konſtantinopel ein Sultan von der genialen Tatkraft eines Soliman, deſſen Bild der König in der Galerie zu Sansſouci aufhängte, herrſchte, wenn England durch eine Vormundſchaftsregierung behindert wäre, tatkräftig zu handeln, und wenn in Frankreich ein allgewaltiger Miniſter, wie Richelieu oder Mazarin, am Ruder ſtände, ſchienen ihm die Bedingungen gegeben, Eroberungspläne auf Sachſen hervorzuholen. Es war kaum je zu hoffen, daß eine Kombination ſolcher Umſtände eintreten würde. Im Auguſt 1752, in dem das politiſche Teſtament entſtand, lagen die Verhältniſſe geradezu umgekehrt. Man iſt verſucht, die ganze Hypotheſe des Königs als ironiſch gemeint anzuſehen, um den Gedanken der Erwerbung Sachſens als völlig ausſichtslos abzuweiſen. Zudem fehlten noch einige andere, für den König ſelbſtverſtändliche Vorausſetzungen. Der Schatz hatte noch lange nicht die von ihm

als erforderlich bezeichnete Höhe erreicht, und ebenso war sein Heer noch weit hinter der Zahl zurück, die er als wünschenswerte Normalzahl bezeichnete. Er faßte seine Ansicht schließlich nach diesem Spiel mit lockenden Gedanken dahin zusammen: „Mein gegenwärtiges System ist es, den Frieden zu erhalten, solange das nur irgend möglich ist, ohne die Majestät des Staates zu beleidigen.“ „Wenn aber die Ehre des Staates euch zwingt, den Degen zu ziehen,“ so lautet König Friedrichs II. von Preußen ewig denkwürdige Losung für seine Nachfolger in der Regierung, „dann falle auf eure Feinde der Blitz und der Donner zugleich.“

Oft mag er mit seinen Brüdern den Gedanken der Möglichkeit eines feindlichen Angriffes erörtert haben. Dem Bruder Wilhelm wollte die Gefahr lange nicht einleuchten. Aber zu Anfang 1753 gab auch er sie zu. Friedrich begrüßte dies Zugeständnis mit Genugtuung und schrieb ihm: „Meine Meinung ist das stets gewesen. Ich sage nicht, daß dies Ereignis nahe ist, aber ich kann ganz bestimmt versichern, daß es eintreten wird, und dann wird alles von den Umständen abhängen. Wenn wir ebensoviel Verbündete als Feinde haben, werden wir uns mit Ehren herausziehen, dank der Vortrefflichkeit unserer Disziplin und dank dem Vorteil, den die Schnelligkeit vor der Langsamkeit voraus hat.“ In demselben Jahre ließ er seinen Bruder Heinrich, um ihn zum Nachdenken über die möglichen Lagen zu veranlassen und seine strategischen Fähigkeiten zu schulen, einen Feldzugsplan ausarbeiten. Unter der Voraussetzung eines Krieges gegen England, Österreich und Rußland wurde ein preußischer Einmarsch in Hannover in Aussicht genommen.

Wie Friedrich schon damals in aller Welt Bewunderer gefunden hatte, so begeisterten sich auch die Türken und Tartaren für sein Heldentum. Das brachte es zu Wege, daß der Tartarenkhan Mustafa Agha eine Gesandtschaft nach Berlin schickte, um dem Könige seine Verehrung zu bezeigen. Es bereitete Friedrich ein besonderes Vergnügen, diese ungewöhnliche Gesandtschaft im Juli 1750 mit auffälligen Auszeichnungen zu empfangen, um „gewissen Leuten“, wie er im Hinblick auf Rußland sagte, „Inquiétudes zu geben“. Er erreichte diese Beunruhigung in der Tat, und zwar in einem Maße, daß es ihm nicht gerade sehr angenehm sein konnte. Denn nun kam es auch zu einem äußerlichen Bruche mit Rußland, indem der russische Vertreter Ende November 1750 angeblich wegen einer Etikettenfrage abberufen wurde. Infolgedessen rief auch Friedrich seinen Vertreter ab.

Ähnlich wurde das Verhältnis zu London getrübt. Friedrich entschloß sich nämlich, für den alten Chambrier seinen Freund Lord Marischal von Schottland mit der Vertretung Preußens in Frankreich zu beauftragen. Als alter Anhänger der Stuarts war der ältere Keith gerade in Frankreich von der englischen Regierung nicht gern gesehen. Dazu kam, daß der Schotte Tyrconnell anstelle Valorys als Vertreter Frankreichs nach Berlin ging und dort bald das besondere Vertrauen des Königs gewann, sodaß er selbst an der Abfassung der diplomatischen Noten des Königs teilnahm. Diese diplomatische Vertretung verstimmte in London. In der ihm eigentümlichen Neigung, einen übermütigen Ton anzuschlagen, der in gewissem Sinne das immer noch jugendfrische Wesen des Königs ausprägt, der aber für diplomatische Verhandlungen meist sehr wenig angebracht ist und dem Könige manche Ungelegenheit bereitet hat, nannte Friedrich seinen Ohm gelegentlich in einem amtlichen Schriftstücke den „Jüngsten im Kurfürstenrat“. Das reizte Georg II. Nun kam es aber auch zu sachlichen Auseinandersetzungen mit England, indem sich König Friedrich die Vergewaltigung seiner Seeschiffahrt durch die Briten nicht länger gefallen lassen wollte. Es entspann sich ein Konflikt, der von der höchsten Merkwürdigkeit ist und ein besonderes Ruhmesblatt in der Geschichte König Friedrichs füllt. Ohne Seemacht unternahm er es, die Herren des Meeres wegen des hundertjährigen Unrechts, das sie zur See ausübten, zur Rede zu stellen. Als Satz des Seerechts galt damals „Frei Schiff — unfrei Gut“. Das war die sanktionierte brutale Gewalt. Denn danach konnten alle Waren des Gegners, auch wenn sie auf neutralen (freien) Schiffen verfrachtet wurden, konfisziert werden. Die Briten machten von diesem Satze, der in ihrem Sinne erfunden war, ausgiebigen Gebrauch.

Preußen hatte während des österreichischen Erbfolgekrieges darunter sehr gelitten, indem die Engländer förmliche Jagd auf die preußischen Kauffahrteischiffe machten, und selbst wenn auf Freigebung der Ladung erkannt wurde, also nicht einmal feindliches Gut gefunden worden war, zahlten sie keine Entschädigung. Kurz vor dem Aachener Frieden hatte Friedrich die Auseinandersetzung über diese Frage vertagt, da er sich damals England zu nähern suchte. Als aber in den unaufhörlichen Seekriegen Englands die preußische Schiffahrt weiter fortgesetzt geschädigt wurde, verlangte er Ersatz der erlittenen Verluste und stellte zuerst den Grundsatz auf, der erst seit dem Pariser Frieden von 1856 allgemein gültiges Völkerrecht geworden ist, daß die Flagge die Ladung decke und daß nur Kriegskonterbande davon ausgeschlossen sei. Holz, Schiffbaumaterial und Korn wurde ausdrücklich von der Kriegskonterbande ausgenommen. Schon früher hatte der König damit gedroht, wenn seinen Untertanen nicht ihr Recht würde, so würde er die Abtragung einer auf Schlesien haftenden Schuldforderung Englands, die im Breslauer Frieden von Preußen anerkannt worden war, einstellen. Im November 1752 führte er diese Drohung aus und hinterlegte den Rest der Summe, 45 000 Pfund — 360 000 waren schon abgezahlt —, beim Kammergericht zu Berlin. Es war ein genialer Schachzug. Ganz Europa horchte hoch auf, als die Sache bekannt wurde. Das englische Ministerium geriet in peinliche Verlegenheit. Das englische Volk schäumte vor Wut. Erlitt doch der Geldbeutel der Kaufleute eine empfindliche Schädigung, wenn dieser kecke König Recht bekam bei seiner Forderung; denn dann war das bisher legitime Geschäft der Kaperei vernichtet, dann mußten diese ehrsamen Herren von dem bisher sanktionierten Raubsystem lassen. Noch empfindlicher als in ihren materiellen Interessen fühlten sich die Engländer in ihrem nationalen Stolze durch das Vorgehen Friedrichs getroffen. Dieser König mit seiner „Babyflotte", wie man spottete, war doch zu anmaßend. Man sprach in London von nichts anderem, als von seiner Verwegenheit. Mancher Fluch mag damals gegen den König von Preußen aus englischem Lastträgermunde ausgestoßen sein. Aber Friedrich hatte einen ungeheuren moralischen Erfolg davon getragen. Ganz Europa jubelte ihm zu. Die England am nächsten stehende Macht, die Holländer, die mit bitteren Gefühlen an die eigenen Verluste, die sie dank der englischen Willkür erlitten hatten, dachten, waren voller Bewunderung für Friedrich. Ähnlich war es in Schweden. In der kaufmännischen Welt Europas machte sich die Erwägung geltend, daß Preußen die Sache aller handeltreibenden Völker gegen England führe. Die große britische Nation bekam es mit der Angst vor dem kleinen Preußen. Sie fürchtete, von ihm in Hannover angegriffen zu werden, wo sie allerdings sehr verwundbar war. Schleunigst wurde das Kurfürstentum in Verteidigungszustand gesetzt. Den gewaltigen Welfenschatz brachte man aus Hannover nach Stade in Sicherheit. Dabei lag Friedrich nichts ferner, als anzugreifen. Er besorgte eher selbst, das Opfer eines Angriffs zu werden. Am 15. Juni 1753 schrieb er an seinen Vertreter in Wien: „Sollte England ein neues Kriegsfeuer anzünden wollen, so würde der Grund Ostfriesland sein, und die Beschlagnahme des Schuldenrestes der Vorwand." Als ihm Lord Marischal den Rat gab, an französische Freibeuter Kaperbriefe auszugeben, lehnte er das vorsichtig ab. Voller Sorge verfolgte er die von England mit Rußland angeknüpften Verhandlungen wegen eines Subsidienvertrages. Wie schon 1748, so sollte auch jetzt das prächtige Menschenmaterial der Russen im Notfalle für englisches Gold Verwendung finden. Aber die Russen waren gar zu geldgierig, und so kam das Geschäft einstweilen noch nicht zustande. Durch die in seinem Solde stehenden verräterischen Kanzleibeamten wurde Friedrich über alles genau unterrichtet. Im nächsten Jahre, 1754, glaubte er, würde es Ernst werden. Er war entschlossen, nicht nachzugeben. Nur einem ehrenvollen Ausgleiche wollte er sich geneigt zeigen. Auch das beirrte ihn nicht, daß die Franzosen sehr lau die Vermittler in diesem Zwiespalt zu machen suchten. Und stünden 200 000 Russen in Livland, rief er aus, so wolle er doch kein Titelchen nachlassen. Als indes im März 1754 der preußenfeindliche Führer der Whigpartei, der erste Lord des Schatzes, Sir Henry Pelham, starb, begann er

auf die Fortdauer des Friedens zu hoffen. Weitere Umstände bestärkten ihn in dieser Annahme. Im Mai 1754 glaubte er voraussagen zu dürfen, daß dieses Jahr, trotz russischer und österreichischer militärischer Bewegungen, ruhig verlaufen würde, „da die große Glocke, nämlich das Geld Englands, nicht erklingen wird“. In der Tat schliefen die Unterhandlungen Englands mit Rußland bald ein.

Allmählich drängten andere Ereignisse das Interesse an der weiteren Verfolgung dieser Sache zurück. Drohend näherte sich die zu Aachen vertagte gewaltige Auseinandersetzung zwischen England und Frankreich, und für das kleine Preußen handelte es sich jetzt darum, eine geschützte Stellung während des Tobens des Unwetters zu gewinnen. Während des stürmischen Luftzugs, der diesem Unwetter vorausging, hat König Friedrich eine fieberhafte Tätigkeit entfaltet, wie kaum sonst noch so andauernd in den kritischsten Perioden seines Lebens, um dem kürzlich von ihm formulierten Satze gemäß zu handeln: „Die große Kunst in der Politik ist nicht, gegen den Strom zu schwimmen, sondern alle Ereignisse zum eignen Vorteil zu wenden.“ Aber er verschloß sich dabei nicht der Erkenntnis, daß es ungemein schwierig sei, den Gang der Ereignisse zu beeinflussen. Im politischen Testamente meinte er deswegen: „Die Kunst der Politik besteht mehr darin, aus günstigen Konjunkturen Vorteil zu ziehen, als diese Konjunkturen vorzubereiten.“ Für ihn hatte das Bündnis mit Frankreich so lange Wert, als es ihm den Frieden verbürgte. War er ohnehin nicht von allzu großem Vertrauen zu dem Rückhalt, den er in Paris hatte, erfüllt, so stimmte ihn der neuerdings dort zu beobachtende häufige Ministerwechsel geradezu bedenklich. „Ich habe immer wahrgenommen, daß, wenn man an einem Hofe erst einmal anfängt, Minister zu stürzen oder wechseln zu lassen, man nicht damit einhält, sondern daß das weiter geht, wie ein Spiel Karten,“ meinte er. Noch bedenklicher stimmte ihn die Untüchtigkeit der französischen Minister, der die Unfähigkeit der diplomatischen Vertreter Frankreichs an den Höfen Europas entsprach. Er wurde nicht müde, über die Schlaffheit, Inkonsequenz, Oberflächlichkeit und Sorglosigkeit dieser Männer zu klagen. Die Sicherheit, die er in den Jahren 1749—1751 empfunden hatte, machte bald nach dem Rücktritt des Marquis Puyzieulx einem Gefühl der Unsicherheit Platz, insbesondere seitdem Rouillé die auswärtigen Geschäfte des Staates Ludwigs XIV. übernommen hatte. Bereits im politischen Testamente schilderte Friedrich das französische System mit den Worten: „Die Geschäfte werden in diesem Lande, dessen Gottheit das Vergnügen ist, oberflächlich behandelt. Ein schwacher Fürst redet sich ein, daß er diese Monarchie regiert, während seine Minister sich in seine Autorität teilen und ihm nichts als einen unfruchtbaren Namen lassen. Eine Maitresse, die nur auf ihre Bereicherung hinarbeitet, Verwaltungsbeamte, welche die Truhen des Königs plündern, viel Unordnung und viel Räuberei stürzen diesen Staat in einen Abgrund von Schulden.“

Im Jahre 1753 sollte der König die erste Gelegenheit finden, eine Probe auf die Dauerhaftigkeit seines Bündnisses mit Frankreich zu machen. Ihm kam es darauf an, den heranziehenden Sturm für Europa zu beschwören. Darum wollte er die beiden Kaiserhöfe durch einen Krieg mit der Türkei beschäftigen. „Europa muß in Frieden bleiben, während sich der Krieg auf die Mächte, die ihre Kraft gegen Polen mißbrauchen können, entlädt. Die Kaiserhöfe müssen sich mit den Muselmanen erschöpfen, auf daß sie in Polen ihr Ziel fehlen,“ schrieb er. Es wäre leicht möglich gewesen, einen orientalischen Krieg zu entfachen, weil im Orient immer eine Masse Zündstoff vorhanden war. Damals hatte ein solcher Krieg nicht die allgemeine Bedeutung wie heute, sondern mehr lokalen Charakter. Vor allem aber wäre Preußen durch einen orientalischen Krieg von der Brandfackel verschont geblieben. Frankreich war indes nicht geneigt, seinen Einfluß beim Großherrn aufzubieten. Es wünschte gerade einen allgemeinen europäischen Krieg und hatte dem Könige von Preußen eine besondere Rolle darin zugedacht. Seine Landmacht sollte Frankreich große Dienste dabei leisten.

Wie weit die Franzosen in ihren Zumutungen gehen würden, ahnte Friedrich nicht. Er sollte es sehr bald erfahren.

Mit lebhafter Spannung verfolgte er, wie alle europäiſchen Kabinette, die weitere Entwicklung der franzöſiſch-engliſchen Verhältniſſe. Anfang März 1755 ſchien ſie wieder eine günſtigere Wendung zu nehmen. Aufatmend begrüßte dies Friedrich „von ganzem Herzen als ein Anzeichen für die Fortdauer des europäiſchen Friedens". Aber ſeine Freude war voreilig. Unmittelbar darauf trafen Nachrichten ein, die zeigten, daß der Bruch vor der Tür ſtand. Da überkam den König jene unbezwingliche Lebhaftigkeit, die ihn zu den größten Handlungen getrieben hat, durch die er aber auch oft genug zum Verräter gegen ſich ſelbſt geworden und die ſchlechterdings für Diplomaten bedenklich iſt. Ganz gegen ſeine Gewohnheit ließ er den franzöſiſchen Geſandten Latouche, Tyrconnells Nachfolger, auf den er nicht beſonders große Stücke hielt, zu ſich kommen und eröffnete ihm: „Ich habe durch einen ganz ſicheren Kanal erfahren, daß alle Verſtändigungsverſuche zwiſchen Ihrem und dem Londoner Hofe nicht bloß Schwierigkeiten begegnen, ſondern geradezu ausſichtslos erſcheinen. Wiſſen Sie, mein Herr, welchen Entſchluß ich in der gegenwärtigen Lage faſſen würde, wenn ich der König von Frankreich wäre?" Und nun erteilte er den Rat, ſobald England eine Feindſeligkeit gegen Frankreich begangen hätte oder der Krieg erklärt wäre, das Kurfürſtentum Hannover anzugreifen. „Das iſt das ſicherſte Mittel dieſem — — die Flötentöne beizubringen." Das Kraftwort, das er gegen ſeinen Oheim gebrauchte, iſt nicht auf uns gekommen. Der franzöſiſche Geſandte hat vorgezogen, es dem Papier nicht anzuvertrauen. Man erkennt ja auch ſo, daß es nichts weniger als ſchmeichelhaft war, und wir wiſſen ohnehin, daß Friedrich eine lebhafte Abneigung gegen Georg II. im innerſten Herzen trug. Sie war ſo ſtark, daß ſie auch ſein Urteil über die Engländer beeinflußte. Er bekannte das im Auguſt 1752 einmal ſelbſt mit den Worten: „Gott verzeih's mir, ich habe eine Abneigung gegen die engliſche Raſſe, von der ich mich nicht heilen kann, das ſind die Sünden des Herrſchers, die auf ſein Volk zurückfallen." Spottend nannte er den Oheim mit Vorliebe, deſſen Ausſprache nachahmend, den „Cäpten" (für capitaine), der nach „Hénouvér" ginge. Die jetzt beliebte offene und ungeſchminkte Sprache gegenüber Frankreich zeigt unzweideutig, wie ſehr er es trotz aller Bedenken gegen das franzöſiſche Syſtem noch mit Frankreich hielt. Es war der Rat eines Verbündeten, der den ſchlaffen Bundesgenoſſen zu entſcheidender Tat aufſtacheln wollte. Auch ſein neuer Vertreter in Paris, Knyphauſen, erhielt Befehl, dieſen Rat in der Form eines perſönlichen Vorſchlages zu erteilen. Wie überraſcht war er aber, als Rouillé darauf antwortete, man ſchmeichle ſich in Frankreich mit der Hoffnung, daß Friedrich ſelbſt dieſen Angriff auf Hannover ausführen würde. Sofort wachten alle die peinlichen Erinnerungen an die früheren Feldzüge auf, wo Friedrich den Eindruck hatte, daß die Franzoſen grundſätzlich „ihren Verbündeten alle Laſt des Krieges aufzubürden" ſuchten. Knyphauſen erhielt Weiſung, höflichſt abzulehnen. Preußen hätte mutwillig ſein Daſein aufs Spiel geſetzt, wenn es Frankreichs Wunſch erfüllte. Denn auf der Stelle wären dadurch Ruſſen, Öſterreicher und Sachſen in ſein Land gerufen worden. Zudem ging die ganze Sache Preußen garnichts an. Das Bündnis vom 5. Juni 1741 verpflichtete beide Teile nur zur Verteidigung ihrer europäiſchen Beſitzungen. Unter dieſen Umſtänden verging Friedrich die Luſt, das im nächſten Jahre ablaufende Bündnis zu erneuern. Es war ihm überhaupt läſtig, für längere Zeit gebunden zu ſein. In ſeinem politiſchen Teſtament erklärte er, er habe ſich ſehr gut dabei geſtanden, bei ſeinem Regierungsantritt keinen bindenden Vertrag vorgefunden zu haben, und ſtellte als Norm auf: „Keine Politik auf weit hinaus, keine vorgreifenden Verträge."

Nach einigem Hin und Her verriet Frankreich mehr Hinneigung zu dem Vorſtoß nach Hannover. Um ihm Mut zu dieſem Unternehmen zu machen, riet der König den Franzoſen, ſich an Dänemark zu wenden, das vielleicht dabei mitzuwirken geneigt wäre. Für Preußen, ſo erklärte er, ſei ein aktives Eingreifen nur dann möglich, wenn die Türkei für Frankreich Partei ergreife. Indes glaubte er noch nicht recht daran, daß ſein Bundesgenoſſe energiſche Maßregeln ergreifen würde, und die Ereigniſſe gaben ihm durchaus Recht. Er geriet ganz außer ſich über die ſchwächliche Nachgiebigkeit der franzöſiſchen Staatsmänner gegenüber

dem hochmütigen England und fand, daß der Staat Ludwigs XIV. ganz die große Politik von früher verlaſſen hätte. Grimmig verglich er die leitenden Männer in Frankreich mit den Kindern, die mit der Hand vor dem Geſicht ſich unſichtbar dünken. Mit nicht ſonderlich großen Erwartungen empfing er im Juli 1755 die Nachricht, daß demnächſt der Herzog von Nivernais mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüſtet bei ihm eintreffen werde. Ihm kam es nicht auf große Vollmachten, ſondern auf eine entſchiedene Haltung Frankreichs an. Aber Nivernais verlor unbegreiflich lange Zeit, ehe er ſich aufmachte. Inzwiſchen näherte ſich England dem preußiſchen Könige.

England war der aufſteigende Staat im Gegenſatz zu Frankreich. Dort war viel größere Friſche zu finden wie in dem Staate Ludwigs XV. Daher handelte man dort auch ſchneller und energiſcher und wußte den eigenen Vorteil mehr wahrzunehmen. Es war daher wohl ſchon etwas Berechnung im Spiele, als in derſelben Zeit, in der Friedrich ſo verächtlich gegen Latouche von ſeinem Oheim ſprach, im März 1755, von England dem Könige freundliche Worte geſpendet wurden aus Anlaß der Unterzeichnung der ſogenannten Aſſekuranzakte, durch die Friedrich mit England, Holland und Dänemark ſich zum Schutz des proteſtantiſchen Glaubens in Heſſen-Kaſſel wegen des Übertritts des Erbprinzen Friedrich zur katholiſchen Kirche verpflichtete. Begründet waren ja jene freundlichen Redewendungen gar wohl durch die Erinnerung an die hiſtoriſche Kampfesgemeinſchaft der proteſtantiſchen Länder. Friedrich war nicht ſehr geneigt, dieſen Worten eine beſondere Bedeutung beizumeſſen. „Ich weiß nur zu gut," meinte er damals, „daß der Augenblick noch nicht gekommen iſt, wo man von der Rückkehr enger Freundſchaft ſprechen könnte." Er zog es vor, Berührungen mit England möglichſt zu meiden. So durfte ein höherer Beamter ſeines auswärtigen Miniſteriums, der viel von ihm publiziſtiſch verwandte Yorckerodt, auf einer Reiſe nach Spaa im Frühjahr 1755 weder auf dem Hinwege noch auf der Rückfahrt Hannover paſſieren.

Nun traf es ſich, daß der König ſelbſt jene Gegenden paſſieren mußte. Im Juni desſelben Jahres bereiſte er nämlich ſeine rheiniſchen Provinzen und machte dabei einen vielberufenen Abſtecher nach Holland im Stile des Ausflugs nach Straßburg im erſten Jahre ſeiner Regierung. Das Vergnügen an Abenteuern war in ihm noch nicht erſtorben. Er war eben immer noch der junge König. Ihn trieben dazu ſeine künſtleriſchen Neigungen. Sein Sinn für die flämiſche und holländiſche Malerei empfing dort neue Anregungen. Merkwürdig wurde dieſe Reiſe vor allem durch die Begegnung mit dem jungen Schweizer Henri de Catt, der ſpäter als ſein Vorleſer ſehr bekannt geworden iſt. Auf der Treckſchuyte zwiſchen Amſterdam und Utrecht ſtellte ſich der König in zimtfarbenem Kleid und ſchwarzer Perrücke dem ihm gefallenden Manne als Kapellmeiſter des Königs von Polen vor, und beide kamen bald in das angeregteſte Geſpräch. Friedrichs Lebhaftigkeit ſpielte ihm dabei wieder einen Streich, indem ſie ihn gegen ſeinen Willen ſtark ſein Inkognito lüften ließ. Er tadelte die Fürſten, die nicht die Wiſſenſchaften beſchützten, und fuhr dabei fort: „Was mich betrifft", um dann haſtig abzubrechen, ſodaß de Catt ſich klar war, daß er es mit einem Fürſten zu tun hatte.

Als der König nach dieſem Intermezzo die Heimreiſe antrat, konnte er das hannoverſche Gebiet nur ſchwer vermeiden. Er fragte daher bei ſeinen braunſchweigiſchen Verwandten an, wie die Durchreiſe aufgenommen werden würde. König Georg, der gerade in Herrenhauſen weilte, ſpitzte die Ohren und ließ ſeinem Neffen ſagen, er würde ihn glänzend empfangen. Friedrich verbat ſich jedoch allen Empfang, da er inkognito zu bleiben wünſchte. Er paſſierte Hannover, ohne ſeinen Oheim zu ſehen. Als die Braunſchweiger Verwandten ihn um Rat fragten, wie ſie ſich in verſchiedenen Fällen, in denen England ſich ihnen zu nähern ſuchte, verhalten ſollten, benahm er ſich ſehr zurückhaltend und wiegelte in einem Punkte geradezu ab. Aber die Herzogin von Braunſchweig verriet den Engländern doch, daß ihr königlicher Bruder verſichert habe, er würde ſich nie zu einem Angriff auf die deutſchen Beſitzungen Georgs gebrauchen laſſen. Das entſprach ganz den Anſchauungen Friedrichs. Hieraus

ſchöpften die Engländer und Hannoveraner die Zuverſicht, daß Friedrich für ein Bündnis mit England zu haben ſein werde. Sie verlangten am 11. Auguſt durch Vermittlung des Herzogs von Braunſchweig von ihm, Frankreich am Angriff auf Hannover zu hindern. Friedrich, der noch tags zuvor dem Prinzen Ferdinand von Braunſchweig erklärt hatte, daß er an ſeinem Bündnis mit Frankreich feſthalten würde, weil er darin ſeine Sicherheit ſähe, und daß er überhaupt das dringende Verlangen hegte, den allgemeinen Weltbrand zu verhindern, war entrüſtet über dies Anſinnen des Bundesbruches. Er ſchrieb dem Herzog Karl am 12. Auguſt, wenn er nicht auf den Braunſchweiger Hof Rückſicht nähme, würde er gar nicht antworten. Ihm könne er unter dem Siegel der Verſchwiegenheit anvertrauen, daß er dem Antrage der Engländer niemals nachkommen werde. Es läge allerdings im Intereſſe Preußens, die Engländer nicht ſchroff abzuweiſen, ſondern ſie hinzuhalten. In der Antwort an England überging er die engliſche Zumutung und ſprach nur von Bereitwilligkeit, in den amerikaniſchen Streitigkeiten zu vermitteln. In dieſem Stadium blieb die Sache bis zum 1. September. Da erhielt der König plötzlich aus dem Haag die Nachricht, daß in Petersburg ein Subſidienvertrag abgeſchloſſen wäre, durch den Rußland ſich zur Stellung von 70000 Mann für England verpflichtete.

Mit einem Male erwachten da alle ſeine Sorgen wieder, die er vor zwei Jahren gehabt hatte, als Pelham mit den Ruſſen wegen Subſidien verhandelte. Er wußte, was er von der Zarin zu erwarten hatte. Ihr Haß gegen ihn war durch die gewiſſenloſen Machenſchaften öſterreichiſcher und ſächſiſcher Diplomaten bis zur Raſerei geſteigert. Gegen dieſe Megäre mußte er ſich um jeden Preis ſichern. Am ſelben Tage ſchrieb er daher noch an ſeinen braunſchweigiſchen Schwager: Er hätte in Erwägung gezogen, daß ſein Verteidigungsbündnis mit Frankreich im Frühling des kommenden Jahres ablaufe und daß ſich dann vielleicht über ein Abkommen wegen der Neutralität Hannovers reden ließe. Der Herzog möchte ihn aus dem Spiel laſſen, aber veranlaſſen, daß die Engländer ihre Wünſche formulierten. Am 2. September forderte er von dem preußiſchen Geſchäftsträger in London, Michell, ein Gutachten, ob man in England Gewicht darauf lege, Hannover durch einen Neutralitätsvertrag geſichert zu ſehen.

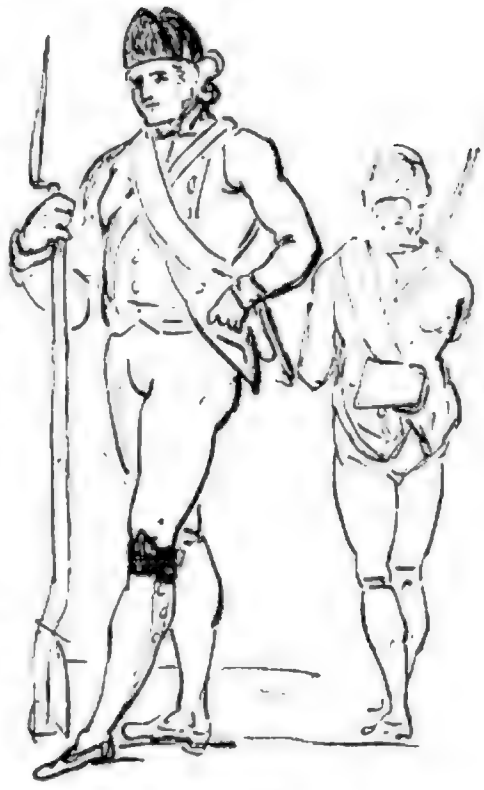
Dieſer Umſchwung in Friedrichs Haltung rief freudige Gefühle beim König Georg hervor. Preußen war den Engländern natürlich ein weit willkommenerer Bundesgenoſſe als Rußland. Schon als Militärmacht fiel es mehr in die Wagſchale. Vor allem aber war es für England der größte denkbare Gewinn, wenn Friedrich gebunden war, nicht gemeinſam mit Frankreich die Waffen zu erheben. Am 6. September brachte Georg in Herrenhauſen, ſanguiniſch wie er war, bei offener Tafel einen Trinkſpruch auf den König von Preußen, ſeinen künftigen Verbündeten, aus. So weit war die Annäherung indes noch nicht gediehen. Zunächſt beſtätigte ſich die Nachricht aus dem Haag nicht. Als darauf der Lord Holderneſſe am 7. Oktober ſchlankweg preußiſche Bürgſchaften zum Schutze Hannovers auch gegen Frankreich verlangte, da fuhr Friedrich auf: Für Preußen ſtehe er ein, den Franzoſen könne er nichts vorſchreiben. Er ſchöpfte Verdacht gegen die britiſche Aufrichtigkeit. Seinen Londoner Vertreter ließ er drohen, wenn ruſſiſche Truppen in Deutſchland erſchienen, müſſe auch er die Waffen ergreifen, in der Hoffnung, auf dieſe Weiſe etwa noch beſtehende Abſichten, mit Rußland abzuſchließen, zu hintertreiben. Als die hannoverſchen Geheimräte eine von Friedrich Wilhelm I. übernommene Garantie für Hannover hervorholten, half er ſich mit ſeinem Humor aus, indem er befahl, die Antwort im „Wieneriſchen Reichsſtil“ abzufaſſen: in langen Perioden, „ſo daß niemand verſtehe, was er ſagen wolle“, und ſtellte als allgemeine Regel für den Kanzleiſtil auf: „Die rechte Beredſamkeit und der gute Stil bei der Kanzelei iſt, nach den ſich ereignenden Vorfällen klar und nett, aber auch, wenn es nötig iſt und es die Umſtände erfordern, ſich dunkel, ambigue und ohnverſtändlich zu exprimiren.“ Inzwiſchen wurde aber der Subſidienvertrag zu Petersburg wirklich abgeſchloſſen. Friedrich, der jene Verhandlungen kaum noch in Rechnung geſtellt hatte, geriet ſofort wieder in eine merkliche Unruhe und fragte am 24. November an, ob Holderneſſe nicht bald die ver-

heißenen weiteren Vorſchläge einbrächte. Darauf kam der Lord am 26. November mit den vorteilhafteſten Anerbietungen. Er verſprach im Namen Englands Erneuerung der Bürgſchaften für den preußiſchen Beſitzſtand in bündigſter Form und Entſchädigung für die preußiſchen Kauffahrer. Außerdem erklärte er die Bereitwilligkeit ſeines Herrn, ein Bündnis mit Friedrich einzugehen, und zur Beruhigung Friedrichs legte er eine Abſchrift des Vertrages mit Rußland vor, damit ſich der König von deſſen rein defenſivem Charakter überzeuge. Dieſe Auslegung traf nicht ganz zu. Denn urſprünglich war der Vertrag gegen Preußen gerichtet, wie auch in den Parlamentsdebatten zu London in jenen Tagen hervorgehoben wurde. Friedrich war ſich im übrigen nur zu klar darüber, daß er von Rußland nichts Gutes zu erwarten hatte, und daß das engliſch-ruſſiſche Bündnis ihm trotz dieſer Auslegung durch Holderneſſe gefährlich werden konnte. Nach den Eröffnungen des Lords, die ihm die weſentlichſten Vorteile verhießen, hielt er den Augenblick für gekommen, wo er die von England dargebotene Hand zu ergreifen hätte. Am 7. Dezember ſchrieb er an Michell zur wörtlichen Mitteilung: „Ich glaubte, die Sache könne ſich machen, indem der König von England und ich für die Zeit der augenblicklich in Europa beſtehenden Wirren einen Neutralitätsvertrag für Deutſchland abſchlöſſen, ohne weder die Franzoſen noch die Ruſſen zu nennen, um niemand zu verſtimmen und um mich durch dieſe Rückſichtnahme inſtand zu ſetzen, deſto wirkſamer auf die Ausſöhnung der beiden kriegführenden oder überworfenen oder veruneinigten Nationen hinzuarbeiten."

Durch den Gang der Ereigniſſe war der König demnach gedrängt worden, am 7. Dezember das zuzugeſtehen, was er noch am 25. Auguſt gegenüber ſeinem Schwager in Braunſchweig vertraulich auf das beſtimmteſte abgelehnt hatte. Während es bei manchen Herrſchern eine häufig zu beobachtende Erſcheinung iſt, daß ſie ſich gegen eine Maßregel verſteifen, zu der ſie durch die Entwickelung der Dinge ſpäter doch gezwungen werden, iſt es bei König Friedrich kaum je vorgekommen, daß er ſich ſo in Widerſpruch mit ſeinen, in dieſem Falle allerdings nur vertraulich abgegebenen Erklärungen geſetzt hat. Er vollzog damit eine weltgeſchichtliche Schwenkung. Er rückte ab von Frankreich, das eine ſo ſchwächliche Politik trieb und ihm das Anſinnen ſtellte, für die franzöſiſchen überſeeiſchen Intereſſen Opfer zu bringen, wozu Friedrich auch nicht die geringſte Urſache hatte, und näherte ſich der Macht, die Preußen reale Bürgſchaften für die Sicherung des Friedens zu bieten vermochte. Zwar bedeutete die Erklärung Friedrichs das Zugeſtändnis an England, den Angriff Frankreichs auf Hannover zu verhindern. Aber dafür ſollte England eine gewichtige Gegenleiſtung bringen, indem es den Ruſſen den Weg durch Preußen verſperrte. Es ſollte ſich ſpäter zeigen, daß die Ruſſen durchaus nicht ſo die Unterſtützung Englands gegen Frankreich im Auge hatten, als ſie den Subſidienvertrag abſchloſſen, ſondern vielmehr die Vernichtung Preußens. Friedrich fühlte inſtinktiv das Richtige. Hatte er ja doch auch ſchwerwiegende Beweisſtücke für Rußlands Feindſeligkeit in der Hand. Schon ſeit zwei Jahren war er im Beſitz eines Protokolls der Staatsratsſitzung in Moskau vom Mai 1753, in dem als Ziel der ruſſiſchen Politik bezeichnet wurde, Preußen wieder in die engen Grenzen von früher zu bringen: zu dieſem Zwecke ſollte in Rußland gerüſtet werden, um bei gegebener Gelegenheit zur Bändigung des unruhigen Nachbarn dieſen mit Krieg zu überziehen. Gleich nach dem Abgang der entſcheidenden Weiſungen lief ein neues Beweisſtück für Rußlands offenſive Hintergedanken ein: Aus Dresden lieferte der Sekretär einen Beſchluß des ruſſiſchen Staatsrats vom 7. Oktober, der unmittelbar nach Unterzeichnung des Subſidienvertrages mit England zuſtande gekommen war. Rußland wollte ſofort die Feindſeligkeiten gegen Preußen eröffnen, falls Friedrich einen Verbündeten Rußlands oder einer dieſer Verbündeten Preußen angreifen wolle. Friedrich mußte um ſo eifriger danach ſtreben, England den Ruſſen gegenüber feſtzulegen, als Georg II. als perſönlicher Feind des preußiſchen Bundesgenoſſen auch unberechenbar war und unter Umſtänden ſehr wohl Neigung verſpüren konnte, ſelbſt den ruſſiſchen Bären, den er an goldener Kette hielt, gegen Preußen loszulaſſen. Wenn aber Krieg mit Rußland entſtand, ſo mußte Friedrich mit Sicherheit darauf rechnen, daß auch

Öſterreich gegen ihn in die Schranken treten würde.

Wenn der König ſich zu dem Zugeſtändnis herbeiließ, Hannover gegen Frankreich zu ſperren, ohne daß er dies ausdrücklich in dem Vertrage hervorheben wollte, ſo konnte er dies um ſo eher, als nach ſeinen Erfahrungen dieſe Beſtimmung kaum von praktiſcher Bedeutung zu werden ſchien, da die Franzoſen ſo geringe Neigung verſpürten, den ihnen vom Könige erteilten Rat, im Kurfürſtentum den Krieg im Entſtehen zu erſticken, zu befolgen. Er hatte ſchon ein übriges gegenüber Frankreich getan, indem er bereits am 13. September nach Paris, die engliſche Annäherung andeutend, von wichtigen und merkwürdigen Eröffnungen ſchrieb, die ihm von London gemacht worden ſeien und über die er näheres dem außerordentlichen Bevollmächtigten Frankreichs bei deſſen Eintreffen in Berlin mitzuteilen gedenke. Dieſer deutliche Wink hatte keine Beſchleunigung der Reiſe des Herzogs von Nivernais zur Folge.



130.
Soldatentypen des Friderizianiſchen Heeres

Nach einer im Kgl. Kupferſtichkabinet befindlichen Skizze von J. H. Ramberg

Mit ſeiner Schwenkung glaubte Friedrich einen außerordentlichen Akt vorausſchauender Politik vollzogen zu haben. Ohne es zu ahnen, ſpielte er jetzt aber va banque. Die Ironie der Geſchichte hierbei war, daß Graf Podewils „der Fürſichtige“ die in London eingefädelte Verhandlung als eine geniale Maßnahme betrachtete und ſeinen Herrn dazu beglückwünſchte.

Im Gefühl, das Richtige getroffen zu haben, ſchrieb der König zu Ende des Jahres wieder ganz frei von jener nervöſen Unruhe, die an ihm in ſeinen Briefen an den Herzog Karl von Braunſchweig im Auguſt und September zu bemerken iſt, an ſeinen Geſandten in Wien: „Ich kann Sie in Kenntnis ſetzen, daß ich gegenwärtig dem, was meine Feinde anzetteln, mit der größten Ruhe zuſchauen kann, und daß ich, vorausgeſetzt, daß das engliſche Syſtem auf ſeinem jetzigen Fuße bleibt, wegen alles ſonſtigen keine Beſorgnis haben werde.“ Mit Genugtuung begrüßte er es, als am 16. Januar 1756 der Augenblick gekommen war, in dem die Übereinkunft mit England zu Weſtminſter unterzeichnet werden konnte. Darin verpflichteten ſich Preußen und England, während der Dauer der Wirren zwiſchen England und Frankreich für die Aufrechterhaltung des Friedens in Deutſchland ſorgen zu wollen. „Sollte gegen alle Erwartung und in Verletzung des Ruheſtandes, den die hohen abſchließenden Teile durch dieſen Vertrag in Deutſchland aufrecht zu erhalten gedenken, eine fremde Macht unter irgend welchem Vorwand ihre Truppen in dieſes Deutſchland einrücken laſſen, ſo werden die beiden hohen abſchließenden Teile ihre Streitkräfte vereinigen, um ſich dem Einmarſch oder Durchzug ſolch fremder Truppen und dieſem Friedensbruch zu widerſetzen und um die Ruhe in Deutſchland aufrecht zu erhalten“. Die öſterreichiſchen Niederlande wurden ausdrücklich von dieſem Vertrage ausgenommen. Deswegen wurde der Ausdruck „Römiſches Reich“ vermieden und dafür „Deutſchland“ geſagt. In einem Zuſatz wurde auch den preußiſchen, durch Kaperei geſchädigten Kauffahrern ein Entgelt zugeſichert.

Nun glaubte Friedrich aufatmen zu dürfen. Noch am 19. Februar ſprach er in einem Briefe an den Prinzen von Preußen ſeine Meinung dahin aus, daß er für dies Jahr durch

den Vertrag ſich den Frieden geſichert habe. Es geſchah das in einem monumentalen kurzen Briefchen, in dem der König voll Selbſtbewußtſein enthüllt, wie ſein Adlerblick die politiſchen Verhältniſſe auffaßte. Der Gewinn dieſes Jahres 1756, ſo meinte er, wiege fünf der vorhergehenden auf. „Und wenn ich in der Folge den kriegführenden Mächten Mittlerdienſte leiſten kann, werde ich Preußen zur größten Rolle verholfen haben, die es in Friedenszeiten ſpielen kann. Oder gilt euch das Vergnügen nichts, der Königin von Ungarn den Hemmſchuh anzulegen, Sachſen zu demütigen oder beſſer zur politiſchen Null zu machen und Beſtuſhew zur Verzweiflung zu bringen? Das ſind die Früchte eines einzigen kleinen Federſtrichs“ (Beilage 13). Er glaubte in der Tat, durch die Weſtminſterkonvention „eine furchtbare Liga“ zerſprengt zu haben, welcher Preußen „früher oder ſpäter“ notwendig hätte unterliegen müſſen. Gerade diesmal aber ſollte ſich, von Einzelheiten abgeſehen, ſein Blick täuſchen.

Die Weſtminſterkonvention, ſo fein erſonnen, um Preußen zu retten, hat den Feinden Friedrichs in der verhängnisvollſten Weiſe in die Hände gearbeitet und faſt die Vernichtung Preußens gezeitigt. Sie darf darum als einer der merkwürdigſten Verträge, die die Weltgeſchichte kennt, betrachtet werden.

Friedrichs Zuverſicht beruhte auf zwei Vorausſetzungen. Einmal glaubte er feſt daran, daß es ihm gelingen würde, trotz des Abkommens mit England, die freundſchaftlichen Beziehungen mit Frankreich weiter pflegen zu können. Sodann hielt er Rußland für ſo abhängig von England, daß es nicht imſtande ſein würde, eine ſelbſtändige Rolle zu ſpielen. Beide Vorausſetzungen erwieſen ſich als falſch. Der König hatte erſtens einige Rechenfehler gemacht, die zum Teil durch die Natur ſeines Weſens bedingt waren. Er neigte zur Unterſchätzung ſeiner Gegner und insbeſondere Rußlands, das ihm nur im Bunde mit Öſterreich gefährlich erſchien. Er ſpottete über die verſchwenderiſche Hofhaltung Eliſabeths, welche nicht nur die Reichseinnahmen und die Hilfsgelder des Auslandes verſchlang und ſogar nicht mehr genügend Geld übrig behielt, um die Bäcker und Fleiſcher, die für die Zarin lieferten, bezahlen zu können. Seit dem Vertrage zu Weſtminſter hoffte er, daß der Zeitpunkt nicht mehr fern ſei, an dem ſein Geſandter wieder in Petersburg einziehen konnte; empfand er es doch als einen großen Übelſtand, der ſich in der Folge noch mehr bemerkbar machen ſollte, daß er ohne regelmäßige und zuverläſſige Kunde von den Vorgängen am ruſſiſchen Hofe blieb. Ganz traf dieſer Glaube an die Unſelbſtändigkeit Rußlands doch nicht zu. Und wenn Friedrich, wie mit ihm auch Podewils, annahm, daß die Franzoſen ihm den Vertrag nicht verdenken würden, ſo hatte er mit dem ihm eigenen Optimismus nicht die Eitelkeit dieſer Nation, die ihm im übrigen gar wohl bekannt war, genügend in Rechnung geſtellt. Aber wenn auch dieſe Rechenfehler nicht vorgelegen hätten, ſo wären jene Vorausſetzungen wahrſcheinlich doch nicht erfüllt worden. Im preußenfeindlichen Lager waren Kräfte am Werke, die aus dem Weſtminſtervertrage meiſterhaft Waffen gegen Preußen zu ſchmieden verſtanden und deren unterminierende Tätigkeit König Friedrich, ſo ſehr er vermöge ſeiner Verbindungen das feindliche Getriebe durchſchaute, doch nicht völlig zu überſehen vermochte.

So kam es, daß infolge der Weſtminſterkonvention das eintrat, was Friedrich bei Abſchluß des Breslauer Friedens 1742 gegen Heinrich Podewils als das Schlimmſte bezeichnete, was Preußen geſchehen könnte: Frankreich und Öſterreich ſchloſſen ein Bündnis mit einander. Während der König 1742 aber noch meinte, daß in einem ſolchen Falle England, Holland, Rußland und viele andere Fürſten auf Preußens Seite ſtehen würden, ſo ſollte er jetzt erleben, daß die Weſtminſterkonvention das ſchon lange feindliche Rußland nur noch mehr in den Krieg gegen Preußen trieb. Seine Lage wurde alſo noch weit bedenklicher, als er ſie ſich einſt hatte ausmalen können.

Den Ruhm, aus den ſich durch die Weſtminſterkonvention bietenden Konjunkturen eine Lage geſchaffen zu haben, die König Friedrich den Zweiten an den Abgrund des Verderbens brachte, hat ein öſterreichiſcher Staatsmann, Wenzel Graf v. Kaunitz-Rietberg (Bild 131).

131. **Wenzel Graf von Kaunitz**
Nach einem Gemälde von J. Steiner, gestochen von J. Schmutzer

Ein diplomatisches Talent ersten Ranges, stellte Graf Kaunitz sich der Kaiserin Maria Theresia ganz zur Verfügung, um ihre Vergeltungsgelüsten gegen König Friedrich ausführen. Ein Wiener Kind, das erst für die geistliche Laufbahn bestimmt war, glaubte er als Sohn der Gräfin Rietberg jene Ansprüche auf Ostfriesland getrost machen zu können, über die König Friedrich sich mit gutem Grunde leicht hinwegsetzen durfte. Solche preußischen Gründe müssen bei der kaiserlichen Feindschaft, die der Graf gegen Friedrich hegte, etwas in Rechnung gesetzt werden. Die Schonung, die der preußische König bei der Belagerung Wiens während seinerzeit gegen die dort belegenen Güter des Grafen aus diplomatischen Gründen hatte üben lassen, war kaum geeignet, den Staatsrat wegen Ostfriesland im Herzen des Österreichers zu beleidigen. Kaunitz kam früh in eine gute Schule der Diplomatie, indem er in der Zeit des Wormser Vertrags, Herbst 1743, Österreich in Turin vertrat und dort Gelegenheit hatte, sich mit der damals auftauchenden Idee des Austauschens von Neapel gegen Bayern näher zu beschäftigen. Im Entwerfen von Austauschprojekten hat er es seitdem zu einer unerreichten Virtuosität gebracht. Aber auch in sonstigen Ideen erwies sich sein Geist fruchtbar. So kam er auf jenen großen „Defensiv", ein Bündnis zwischen Österreich und Frankreich zu stiften, um an Friedrich Rache für Schlesien zu üben. Seit 1749, wo er der Kaiserin diesen Gedanken schmackhaft gemacht hatte, war der Plan einis-

weilen zurückgelegt worden. Die machtvolle Stellung Preußens in jenen Jahren an der Seite Frankreichs ließ Kaunitz in einer ſchwachen Stunde im Jahre 1751 ſogar ſeiner Kaiſerin den Rat erteilen, Schleſien zu vergeſſen und ein Bündnis mit Preußen einzugehen, um künftig Frankreich Widerſtand leiſten zu können. Dieſer Schritt beweiſt im Grunde, daß Kaunitz doch nicht annähernd ſolch öſterreichiſcher Patriot war wie ſeine Gebieterin, und daß ihm das mehr oder minder kluge Kombinieren über alles ging. Sein mattherziger Ratſchlag erfuhr indes entſchiedene Zurückweiſung bei Maria Thereſia, die auch nicht die geringſte Miene annahm, Preußen freundlicher entgegenzukommen, und als Friedrich ſich eine Zeit lang bemühte, durch kleine Freundlichkeiten ein beſſeres Verhältnis mit dem Wiener Hofe zu erzielen, gar kein Verſtändnis für dergleichen bezeigte. So griff denn Kaunitz von ſelbſt auf ſeinen Plan zurück, und als er den Geſandtſchaftspoſten in Paris, den er eine Zeit lang bekleidet hatte, im Jahre 1752 verließ, ließ er ſich wohlweislich von der allmächtigen Marquiſe de Pompadour die Zuſicherung geben, alles was in ihren Kräften ſtände aufzubieten, um für eine Reihe von Jahren jegliche feindliche Haltung gegen Öſterreich zu verhindern. Daheim berief ihn das Vertrauen ſeiner Herrſcherin im Frühjahr 1753 nach dem Tode Ulfelds als Hof- und Staatskanzler an die Spitze der Geſchäfte, und jetzt wurde der große „Deſſein“ wieder hervorgeholt und an ihm geſchmiedet, bis er in der glänzendſten Weiſe zuſtande gekommen war.

Als das Ungewitter des Kolonialkrieges zwiſchen England und Frankreich heraufzog, erkannte Kaunitz ſofort, daß Öſterreich ſich aus Rückſicht auf ſeinen alten Verbündeten England kaum der Teilnahme würde entziehen können. Bei dieſer Gelegenheit ſollte dann aber auch der langerſehnte Rachekampf gegen Preußen aufgenommen werden. Darüber galt es zunächſt eine Verſtändigung mit England herbeizuführen. Schwerlich hat Kaunitz ſich mit großen Hoffnungen getragen, daß er in London viel Entgegenkommen hierfür finden werde. Schwirrten doch ſchon damals, als er in nähere Verhandlungen mit England darüber trat, zu Anfang des Jahres 1755, allerdings unberechtigterweiſe, Gerüchte von einer Annäherung zwiſchen Georg II. und Friedrich in der Luft. Kaunitzens Gedanke war wohl ſchon von vornherein auf Anſchluß an Frankreich gerichtet. Mitte Auguſt 1755 lehnte das engliſche Miniſterium nach langem Hin und Her die letzten Vorſchläge Öſterreichs ſchroff ab. Holderneſſe meinte im Hinblick auf Öſterreichs Forderung, die Rückeroberung Schleſiens zu unterſtützen: „Solche Politik wäre Raſerei in unſeren Umſtänden.“ Nun war die Bahn, ſich mit Frankreich ins Einvernehmen zu ſetzen, für Öſterreich frei. Kaunitz kannte ſelbſtverſtändlich die Geſchichte zur Genüge und wußte daraus, daß Frankreich ſeit Preußens Beſtehen der natürliche Verbündete desſelben war. Was Friedrich am 21. Februar 1756 an ſeinen Vertreter in Paris ſchrieb: „Es bleibt für mich eine abſolute Wahrheit, daß es niemals im Intereſſe Frankreichs liegen kann, an der Vergrößerung des neuen Hauſes Öſterreich zu arbeiten“, ſagte ſich der öſterreichiſche Staatsmann ungefähr auch ſelbſt. Trotzdem wagte er die Kombination eines Bündniſſes zwiſchen Frankreich und Öſterreich, um ſeiner Herrſcherin zu dienen. Es lag für ihn ein gewiſſer Reiz darin, dies Kunſtſtück fertig zu bringen und alle entgegenſtehenden Hinderniſſe hinwegzuräumen. Zunächſt war es allerdings nur durchaus erforderlich, daß Frankreich vollſtändig auf das Bündnis mit Preußen verzichtete. Der kluge Berater Maria Thereſias fand nun in dem Geſandten, den Öſterreich in Paris hatte, dem Grafen Starhemberg, ein ſo geſchicktes Werkzeug zur Ausführung ſeiner Ideen, wie er es ſich gar nicht beſſer wünſchen konnte.

In den Sitzungen der Staatskonferenz vom 19. und 21. Auguſt 1755 wurden auf einen Vortrag Kaunitzens hin die entſcheidenden Beſchlüſſe gefaßt, die die Gewinnung Frankreichs bezweckten. Die fundamentalen Sätze, die der Staatskanzler ſeinem Vortrage voranſtellte, entſchleiern unzweideutig das Ziel der öſterreichiſchen Politik: „Richtig iſt, daß Preußen muß übern Haufen geworfen werden, wenn das Erzhaus aufrecht ſtehen ſoll. Richtig iſt, daß wir ihn nicht ohne die größte Gefahr attaquiren können, wenn wir keine Hilfe haben.“ Dementſprechend wurde der Plan entworfen, Preußen auf den Zuſtand zu

Erläuterungsblatt

zu der

eigenhändigen Randbemerkung König Friedrichs zu der Instruktion seines Vaters für das Generaldirektorium von 1722,

niedergeschrieben im Jahre 1748

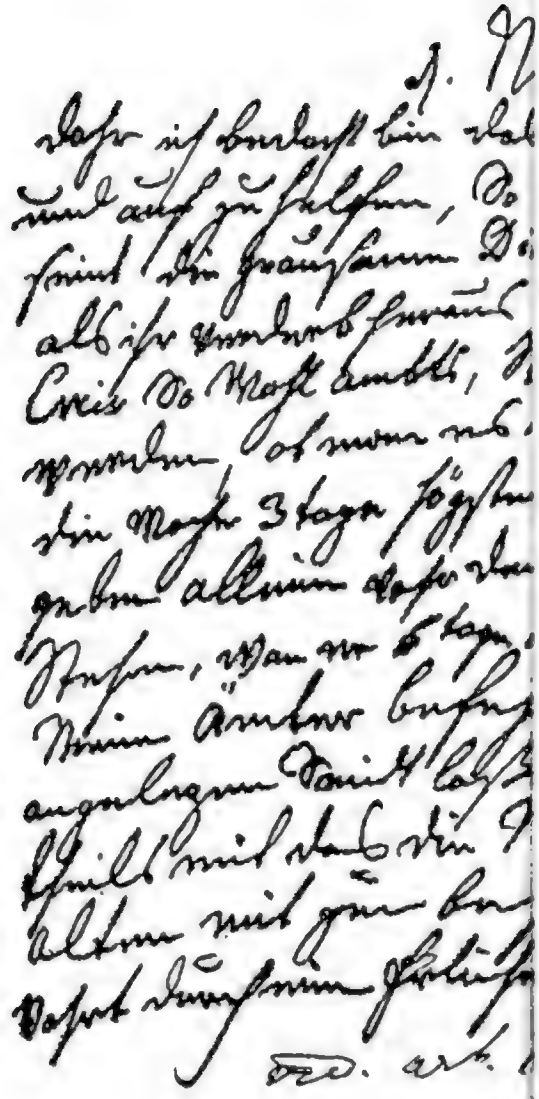
betr. die Verminderung der Frondienste der Bauern.

Nach der Urschrift im Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

Übertragung der nebenstehenden eigenhändigen Randbemerkung Friedrichs zu der Instruktion seines Vaters.

1. Neüer artiquel

Dahr ich bedacht bin, das landt in allen Stüken zu soulagiren und aufzuhelfen, So weis ich das eins der Dinge So zu hart seint die grausamen Dienste so Sie thun müssen, wohrbei nichts als ihr verderb herauß könt; also Sol in jede provintz und jeden Creis So Wohl ambts, Städte als adliche Dörfer dahin gesehen werden, ob man es nicht So einrichten Könte, das der Bauer die Woche 8 tage höchstens 4 dinte. Dieses wirdt was geschrei geben, alleine dohr den gemeinen Man ist es fast nicht aus zu Stehn, wan er 6 tage oder 5 die woche dinen Sol; und in Meine Ämter befehle ich, das Sich die Kammer Sollen angelegen Seindt laßen, die Wüsten hufen zu besetzen, theils mit das die Neuen bauren ihre dinste denen alten mit zum besten kommen und Sol denen alten sowohrt durch eine Erliche repartition was nach gelaßen werden.



Digitized by Google

137. **Marquise von Pompadour**
Nach einem Gemälde in der Louvregalerie zu Paris

bringen, in dem es sich vor dem Dreißigjährigen Kriege befand. Rußlands war man sicher, desgleichen Sachsens, zumal wenn es Aussicht auf Entschädigungen durch preußisches Gebiet erhielt. Um Frankreich günstig zu stimmen, sollte dem Schwiegersohne Ludwigs XV. ein Teil der Niederlande verschrochen und einem andern bourbonischen Prinzen Russische auf die polnische Krone gemacht werden. Dafür sollte Frankreich vorerst nur um eine pekuniäre Beihilfe ersucht werden.

Zu diesem Zwecke wurden Starhemberg zwei Schreiben zugestellt, von denen das eine an den Prinzen von Conti, eben jenen, dem man die polnische Krone zuzuwenden dachte, das andere an die Maitresse des Königs gerichtet war. Es wurde dem Gesandten überlassen, an wen von den beiden er sich wenden wollte. Starhemberg besann sich nicht lange und ging zur **Marquise von Pompadour** (Bild 132).

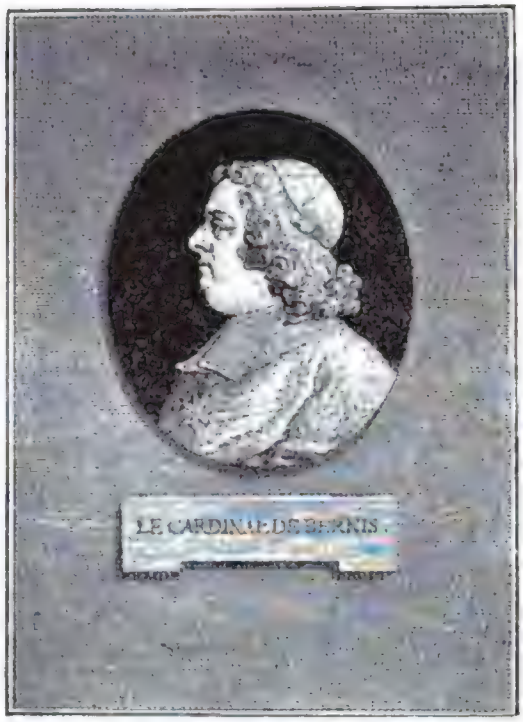
Die damals vierundvierzigjährige Geliebte König Ludwigs XV., die natürliche Tochter einer Frau Poisson, hatte, nachdem sie mit einem höheren Finanzbeamten verheiratet worden war, seit dem Sturz der Herzogin von Chateauroux den „Vielgeliebten“ (Bild 81) an sich zu fesseln gewußt und allmählich auch, wie ihre Vorgängerin, Geschmack an der Politik gefunden, ohne jedoch deren Verständnis dafür zu besitzen. Bei ihr waren persönliche

Intereſſen beſtimmender als die nationalen. Da ſie ihre Gelder auf engliſchen Banken angelegt hatte, war ſie engliſch geſonnen und gegen kriegeriſche Verwickelungen. Hinwiederum hatte ſie ein Intereſſe daran, den König Ludwig bei guter Stimmung zu erhalten, und dies verſtand ſie vortrefflich. Ludwig fühlte ſich in ſeiner Seele mannigfach bedrückt. Die Marquiſe wußte dieſe trüben Stimmungen aber von ihm zu verſcheuchen, ſodaß ſie nach dem Worte eines franzöſiſchen Staatsmannes des Königs Tröſterin wurde. Das Geheimnis dieſes Einfluſſes erblickte jener Staatsmann darin, daß die Marquiſe „die Geſchäfte mit einer Zartheit, einer Ruhe, einem Reiz zu behandeln wiſſe, die der König an einem Manne, und wäre er ſein vertrauteſter Freund, vergeblich ſuchen würde“. Ihr politiſcher Berater war der Abbé Bernis (Bild 133) ein ſchöngeiſtiger Prälat, über deſſen Verſe ſich König Friedrich weidlich luſtig machte. Im Schloſſe Bellevue, zwiſchen Meudon und Sevres, angeſichts der weithin ſich erſtreckenden Pariſer Landſchaft hörte die ſchöne Frau die Verleſung des überaus geſchickt abgefaßten Schreibens durch Starhemberg an. Aber noch ſollte den Öſterreichern der Erfolg nicht lächeln. Bernis entwarf ein ebenſo feines Antwortſchreiben, das eine Trennung Frankreichs von Preußen ablehnte. Das war am 9. September 1755. Als man ſchließlich franzöſiſcherſeits den Öſterreichern am 28. Dezember einen Bündnisentwurf übergab, wurde darin nur Gewährleiſtung des öſterreichiſchen Beſitzſtandes angeboten und dafür die Anerkennung des feſtländiſchen Beſitzes nicht nur Frankreichs, ſondern auch der Verbündeten desſelben ſowie das Verſprechen der Neutralität in einem franzöſiſch-engliſchen Kriege verlangt.

Da kam die Nachricht von dem Abſchluß der Weſtminſterkonvention. Inſtinktiv fühlten die Öſterreicher ſofort, daß dies Ereignis für ſie die glücklichſte Wendung bedeutete. „Gott gebe, daß ſich dies bewahrheitet,“ rief Starhemberg aus, als ſich das Gerücht von dem Abſchluß eines Vertrages zwiſchen England und Preußen verbreitete. Sachlich war vom franzöſiſchen Standpunkte kaum etwas gegen die Konvention zu ſagen. Man konnte ſie ſelbſt als vorteilhaft für Frankreich betrachten, da dadurch die Ruſſen von Frankreich ferngehalten wurden. Der Herzog von Luynes gab dieſer Auffaſſung in ſeinem Tagebuche ſofort Ausdruck. Als daher die Öſterreicher jetzt gegen Preußen in verſtärktem Maße zu hetzen begannen, fand ſogar der Schwächſte der Schwachen, der nominell leitende Miniſter Frankreichs, Rouillé, die Antwort, daß König Friedrich nur inſofern nicht korrekt verfahren ſei, als er die Verhandlungen mit England geheim gehalten habe. Der preußiſche Vertreter in Paris aber konnte ſolchen Leuten, die über den Vertrag ſchalten, mit Recht erwidern, daß die Aufforderung ſeines Gebieters, Hannover anzugreifen, von den Franzoſen ausdrücklich abgelehnt ſei, Frankreich hätte alſo gar keinen Grund, ſich darüber zu beſchweren, daß ihm Hannover verſperrt würde. Allerdings hatte Knyphauſen noch im letzten Augenblick von der Geheimhaltung der Verhandlungen abgeraten. Gegen die Neutraliſierung Deutſchlands an ſich würde Frankreich nichts haben. Es wäre nur gefährlich, die Franzoſen vor die vollendete Tatſache zu ſtellen. Er behielt Recht. Denn die Franzoſen fühlten ſich jetzt in ihrer Eitelkeit aufs tiefſte verletzt, und Rouillé wurde alsbald das Sprachrohr dieſer Empfindlichkeit. Es war nunmehr an König Friedrich, ſich zu rechtfertigen.

Am 12. Januar 1756, vier Tage vor dem endgiltigen Abſchluß der Weſtminſterkonvention, war endlich der ſchon vor einem halben Jahre angekündigte außerordentliche Bevollmächtigte Frankreichs, der Herzog von Nivernais, in Berlin eingetroffen, um wegen Erneuerung des Bündniſſes vom 5. Juni 1741 in Unterhandlung zu treten. Ein viertel Jahr war bereits verſtrichen, ſeitdem Friedrich ihm zu verſtehen gegeben hatte, daß man ſich von anderer Seite um ihn bemühe. Die Verhandlungen mit dem feinen Hofmanne geſtalteten ſich glimpflich. Nivernais brachte nur ganz vorſichtig einen Ausdruck des Bedauerns an, daß Frankreich allzulange ohne Mitteilung geblieben ſei. Er hatte ja auch noch keine Ahnung von den Verhandlungen ſeines Staates mit Öſterreich. Friedrichs Entwickelungen über die Angelegenheit beruhigten und des Königs Weſen bezauberte ihn. Es hatte allerdings auch etwas Unwiderſtehliches, wenn Friedrich mit liebenswürdiger Offenheit meinte:

„Er ſchäme ſich, es einzugeſtehen, aber er habe ſich gefürchtet, vor den Ruſſen gefürchtet.“ Nivernais glaubte trotz des Vorgefallenen annehmen zu dürfen, daß der Pariſer Hof das ablaufende Verteidigungsbündnis mit Preußen erneuern würde, und Friedrich erklärte ſich mit Freuden bereit dazu.



133. **Kardinal de Bernis**
Nach einem Gemälde von Marteau
Geſtochen von St. Aubin

Ganz anders klang es von Frankreich ſelbſt herüber. Dort erhob der unter der Wirkung des öſterreichiſchen Schürens ſtehende Rouillé ein lärmendes Gepolter. Friedrich entgegnete betreten: Wenn er nicht den Vertrag abgeſchloſſen hätte, ſo würden jetzt die Ruſſen den franzöſiſchen Einmarſch in Hannover verſperren. Frankreich hätte im Auguſt ſeinem Rate gemäß England dort angreifen müſſen. Jetzt ſei es ſo wie ſo zu ſpät dazu geworden. Die öſterreichiſchen Niederlande ſtänden den Franzoſen ja offen. Das wäre der bequemſte Kriegsſchauplatz auf dem Feſtlande. Er berief ſich auf Präzedenzfälle, wo andere Mächte ihren Verbündeten über Vertragsverhandlungen nichts geſagt hätten. Er hätte zudem am 13. September Andeutungen nach Frankreich gelangen laſſen. „Ich habe immer geglaubt, daß Allianzen ſich auf den gegenſeitigen Vorteil der Verbündeten ſtützten; Herr Rouillé hat vielleicht andere Kenntniſſe, ich bitte ſie mir mitzuteilen, um mich zu belehren. Hugo Grotius und Pufendorf haben ſie nicht gehabt, aber das waren offenbar dumme Tiere.“ Als man ihm vorhielt, der alte Vertrag mit Frankreich laufe erſt in einigen Monaten ab, entgegnete er im zynischen Stile der Zeit: Die Schikane wegen der drei Monate möge man bei der Anerkennung nachgeborener Kinder geltend machen.

Aber alle Vorſtellungen fruchteten nichts. Er hatte es für immer mit Frankreich verdorben. Nicht zum wenigſten war die Eitelkeit der Franzoſen dadurch verletzt, daß die Ehre, die dem preußiſchen Hofe durch die Entſendung eines ſo vornehmen Pairs, wie es der Herzog von Nivernais ſei, nicht durch größere Rückſichtnahme gewürdigt worden wäre. Am 2. April mußte Nivernais auf Geheiß ſeines Hofes Berlin verlaſſen. Es ehrt den Herzog, daß er dem Grafen Podewils beim Abſchied aufrichtig ſagte, die Geſamtlage habe ſich ſeit kurzem ſo verſchoben, daß es ſchwer fallen würde, die verſchiedenen Intereſſen in Einklang zu bringen.

Unterdes hatten die Öſterreicher in Paris ihre Geſchäfte eifrig gefördert. Die Seele der Politik war dort jetzt mehr wie je die Pompadour. Sie fühlte inſtinktiv, daß auf König Ludwig die Verbindung mit Preußen je länger je mehr laſtete, und ſie fand jetzt in der durch den Vertrag von Weſtminſter hervorgerufenen Verſtimmung den Hebel, um der Politik des Königs von Frankreich diejenige Richtung zu geben, die ihn innerlich befreien mußte. Am 17. April konnte Starhemberg nach Wien melden, der Abbé Bernis hätte verſichert, daß „die ganze Handlung ſich nunmehro in ſeinen Händen befinde und der Schluß des Defenſivtractats bald erfolgen dürfte“. Kaunitz ſtrahlte vor Vergnügen. Die Verſtimmung in Frankreich gegen Friedrich war ganz allgemein. Voran zeigte ſich König Ludwig gereizt.

Nur Marſchall Belle-Isle, als perſönlicher Bewunderer Friedrichs, vertrat noch den Standpunkt, daß der Vertrag mit Friedrich erneuert werden könnte. Auch Valory, der damals wieder als Geſandter Frankreichs nach Berlin ging, war nicht allzu ſehr auf ſeiten Friedrichs. Dieſer merkte wohl, daß zwiſchen Wien und Verſailles „chipotiert“ würde. Er legte der Sache aber keine Bedeutung bei. Am 1. Mai 1756 kam indes der Verſailler Vertrag zuſtande, der zunächſt noch ein Defenſivbündnis zwiſchen Frankreich und Öſterreich darſtellte, in Wahrheit aber eine Blankokriegserklärung in der Hand von Kaunitz enthielt. Frankreich erklärte ſich einverſtanden damit, daß ſeinem bisherigen Verbündeten Preußen Schleſien wieder genommen würde, und erklärte ſich bereit, Geld zu zahlen, durch das Rußland in den Stand geſetzt werden ſollte, gegen Preußen zu marſchieren. Anſtatt des in Ausſicht geſtellten Teils der öſterreichiſchen Niederlande verlangte es Abtretung des ganzen Gebiets und erhielt ſie grundſätzlich zugeſtanden. Sollte es gelingen, Preußen die Rolle des Angreifers aufzuzwingen, ſo verpflichtete ſich Frankreich auch zur Stellung eines Hilfskorps von 24 000 Mann. Triumphierend ſchrieb Starhemberg am 2. Mai an Kaunitz: „Frau v. Pompadour iſt entzückt über den Abſchluß, den ſie als ihr Werk betrachtet, und hat mich verſichern laſſen, ſie würde ihr beſtes thun, daß wir nicht auf halbem Wege bei dem ſchönen Unternehmen ſtehen blieben.“ Unter gewiſſen Bedingungen erklärte ſich Frankreich gleichzeitig mit dem Abſchluß des Verteidigungsbündniſſes bereit, auch einen geheimen Offenſivvertrag gegen Preußen einzugehen. Maria Thereſia unterſchrieb, wie ſie ſelbſt ſagte, nie einen Vertrag ſo vergnügten Herzens, wie dieſen.

So begab ſich das, was König Friedrich noch im hohen Alter als ein Phänomen erſchien, indem er am 12. Auguſt 1781 ſchrieb: „Waſſer und Feuer ſah ich ſich vereinigen, Bourbon mit Habsburg.“ Der verantwortliche Miniſter des Auswärtigen, Rouillé, empfand in der Tat auch Gewiſſensbiſſe über dieſe allen Traditionen widerſprechende Politik. Aber Maitreſſe und Prälat beherrſchten die Lage in Frankreich. Es trifft nicht zu, was man wohl geſagt hat, daß die Urſache dieſes Umſchwungs in Frankreich in geringſchätziger Behandlung zu ſuchen ſei, die Friedrich der Maitreſſe habe zuteil werden laſſen. Friedrich hat der Pompadour vielmehr, um ſie ſich günſtig zu ſtimmen, Schmeicheleien ſagen laſſen, die nicht ohne Wirkung auf ſie blieben. Möglich iſt es aber, daß ihr ſpitzige Bemerkungen zugetragen worden ſind, die der bei den Unterhaltungen in Sansſouci ſtets unvorſichtige König über ſie hat fallen laſſen. Genug, ſie und der aufgereizte König waren Feuer und Flamme für die Annäherung an Öſterreich. Bei Ludwig wirkte die Empfindlichkeit über die Sonderfriedensſchlüſſe Friedrichs in den Jahren 1742 und 1745, ſowie der innere Gegenſatz ihrer beiden Perſönlichkeiten zu dem Umſchwunge mit. Es half Friedrich nichts, daß er in Paris durch den geſchickteſten ſeiner Diplomaten, Knyphauſen, vertreten war. König Ludwig drang geradezu ſtürmiſch auf Unterzeichnung des Vertrages und brachte jeden Widerſpruch im Staatsrat zum Schweigen. Ausſchlaggebend für den Syſtemwechſel wurde die Frankreich eröffnete Ausſicht auf den Erwerb der Niederlande, des Mittelpunktes des europäiſchen Handels. Kaunitz urteilte ganz richtig, wenn er meinte, Frankreich würde dadurch einen Zuwachs an Macht erhalten, der ganz Europa eiferſüchtig machen müßte.

In denſelben Tagen, wo das Bündnis zwiſchen Öſterreich und Frankreich geſchmiedet wurde, lehnte König Friedrich es ab, ſich auf ein Bündnis mit Holland einzulaſſen, das von dort angeregt wurde. Ein ſolches würde eher läſtig, als nützlich ſein. Nur dann hätte es Sinn, wenn ſich die Höfe von Verſailles und Wien miteinander verbänden, meinte er ahnungslos.

Eine ebenſo ungünſtige Wirkung als in Frankreich hatte die Weſtminſterkonvention in Rußland. Natürlich abermals unter der ſchürenden und hetzenden Beihilfe der öſterreichiſchen Diplomaten. Kaiſerin Eliſabeth hatte keinen Zweifel darüber gelaſſen, daß ſie die Subſidien gegen Preußen zu verwenden gedachte. Noch eine Bemerkung aus ihrem Munde um Neujahr gegen den engliſchen Geſandten zeigte dies. Dieſer erwiderte ihr, anfangs wäre die Unterhandlung allerdings gegen Preußen gerichtet geweſen. Die Zarin

hatte allen Grund, gereizt zu sein, als sie Englands Schwenkung merkte. Hatte doch England länger als ein Jahrzehnt in Petersburg gegen Preußen gehetzt. Hatte doch derselbe Gesandte, der jetzt die preußenfreundliche Spitze des Subsidienvertrags beseitigt, noch im Vorjahre den Russen klar zu machen gesucht, daß sie nur eine elsässische Macht blieben, wenn sie nicht Preußen demütigten. Aber die Engländer glaubten die Karten ganz gut gemischt zu haben, um den Zorn der Zarin zu begegnen. Beispielsweise war von ihnen bestochen worden. Der Großkanzler war umsonst bereit, seine Haltung zu wechseln, als aller Voraussicht nach der Tod der Zarin in der nächsten Zeit zu erwarten stand. Die wüsten Orgien dieser Frau hatten ihre Gesundheit zerrüttet. Schon im November 1725 konnte sie ihre Treppen nicht steigen. Um ins Theater zu kommen, ließ sie sich daher eine besondere Maschine konstruieren. Ihre Nachfolgerin, die Großfürstin Katharina, war englisch gesonnen und deren Gemahl, Peter, begeisterter Anhänger Friedrichs. Wie diesen Tatsachen wußte Bestuschew zu trotzen. Auch die Großfürstin Katharina nahm ganz gern ein englisches Geschenk von 20 000 Dukaten an. Aber Elisabeth behielt das Heft noch in der Hand. Bestuschews Einfluß beruht sich an den feiner Gegner im Staatsrat, die sich an den neuen Günstling der Zarin, Iwan Schuwalow, den man wohl einen „männlichen Pompadour“ genannt hat, hielten und in den Vertreter Oesterreichs, Graf Esterhazy, einen geschickten und skrupellosen Bundesgenossen fanden. Elisabeth wollte lieber ihre Kleider und Juwelen verkaufen, als auf den Nachfolger gegen Preußen verzichten. Als Esterhazy am 5. April auf einem Konseil unmittelbar an sie die Frage richtete, ob Rußland 60—70 000 Mann gegen Preußen ausrücken lassen wolle, wenn Oesterreich den Krieg erkläre, empfing er die Antwort, die Zarin sei eben im Begriff gewesen, der Kaiserin-Königin ein Angriffsbündnis anzutragen. Kaunitz ließ diese bedeutsame Nachricht sogleich durch Esterhazy nach Paris melden mit den Worten: Es wären „die vergnügtesten und alle Hoffnungen übertreffenden Nachrichten aus Rußland angelangt“. Elisabeth verlangte für sich Kurland und Semgallen. Polen sollte mit Ostpreußen entschädigt werden. Sie war bereit, gleich loszuschreiben. Das war Kaunitz zu früh und er ließ sie bitten, damit bis zum Frühjahr 1757 zu warten. Unterdes käme es darauf an, „das Spiel recht zu verdecken“.

Sir Andrew Mitchell
Englischer Gesandter in Berlin. 1756

So begann sich der Kreis um König Friedrich zu schließen.

Am 11. Mai kam die Nachricht vom Versailler Bündnis nach Berlin. Sie beunruhigte Friedrich. Doch noch nicht allzusehr. An demselben Tage empfing er den unermüdlichen und eben eingetroffenen englischen Gesandten, Sir Andrew Mitchell (Bild 134), in Potsdam, der von nun an bis zu seinem 1771 erfolgten Tode mit einer Unterbrechung am

preußiſchen Hofe Englands Vertreter geblieben iſt, derjenige engliſche Diplomat, der Friedrich am nächſten treten ſollte, wieder ein Schotte von Geburt, der Sohn eines Geiſtlichen, der ſich eine umfaſſende Bildung erworben und in Paris mit Montesquieu in Beziehungen geſtanden hatte. Waren die meiſten Engländer für Friedrich, wie Carlyle ſagt, nicht des Entzifferns wert, weil ſie ihn langweilten, war ihm ein Mann wie der damalige engliſche Vertreter in Petersburg, Hanbury Williams, geradezu unausſtehlich, ſo fühlte ſich der König zu Mitchell von Anfang an hingezogen. Gleich in den erſten Schreiben, die ihn betreffen, tritt das hervor. Der neue Geſandte hatte zunächſt eine überaus delikate Aufgabe zu erledigen, da die Haltung ſeines Staates in dieſen Monaten durchaus nicht ehrlich gegen Preußen war. Er hat ſich dieſer Aufgabe mit viel Geſchick und einer relativ großen Aufrichtigkeit zu unterziehen gewußt, und Friedrich iſt ihm gleich mit einer faſt rückhaltloſen Offenheit gegenübergetreten. In den furchtbar aufregenden Monaten dieſes Jahres fanden ſich beide Charaktere, und Friedrich war es bald ein Bedürfnis, ſich ihm auch menſchlich zu erſchließen. Mitchell regte bei der Antrittsaudienz an, ſich über die zur Sicherung des Friedens in Deutſchland zu treffenden Maßregeln zu verſtändigen. Friedrich antwortete: in dieſem Jahre werde nichts kommen, dafür ſtehe er mit ſeinem Kopfe, aber für das kommende könne er ſich nicht verbürgen. Sollte infolge des Bündniſſes zwiſchen Wien und Verſailles der Friede im Reiche gebrochen werden, ſo würde er mit dieſen beiden den Kampf aufnehmen. Dann aber warf er die ſorgenvolle Frage auf: „Seid Ihr der Ruſſen ſicher?“ Ihn hatte es ſtutzig gemacht, daß die Zarin Ende Januar den Subſidienvertrag in ihrem Zorne noch nicht vollzogen hatte. Mitchell erwiderte etwas gedrückt: „Der König, mein Herr, denkt es,“ Friedrich: „Solange England Rußlands ſicher iſt, ſolange iſt auch der Friede in Deutſchland geſichert.“ Einen Augenblick verfiel er auf den Gedanken, für den Fall des Krieges mit Öſterreich und Frankreich 30 000 Ruſſen zu ſeiner eigenen Verſtärkung nach Deutſchland kommen zu laſſen. So verſchleiert war ihm der Stand der Dinge. Als gegen Ende Mai ſich die ruſſiſchen Truppen in Livland ſammelten, glaubte er immer noch, daß das die mit engliſchen Geldern bezahlten Völker ſeien.

Erſt als Anfang Juni aus dem Haag die Meldung kam, daß der dortige ruſſiſche Geſandte den Befehl erhalten habe, mit den franzöſiſchen Vertretern enge Fühlung zu gewinnen, begann er den Sachverhalt zu erkennen. Sofort begann er auch auf Vorkehrungen zu ſinnen, Bündniſſe mit Kurköln, Heſſen-Kaſſel, Veranlaſſung einer türkiſchen Diverſion gegen Rußland, und zwar dies ſo ſchnell als möglich. Von Stettin aus, wo er die Meldung aus dem Haag erhielt, ergingen alsbald Weiſungen an das mit Mitchell verhandelnde Kabinettsminiſterium (am 8. Juni). Sie ſchloſſen: „Die beſte Löſung unter allen wäre der Friede. Aber man muß nichts für unſere gegenſeitige Erhaltung verabſäumen. Sagt Herrn Mitchell, hier handle es ſich nicht um ein paar Äpfel, ſondern um die gewichtigſten Intereſſen Preußens und Englands.“

In Pietzpuhl, einem Dorfe im Jerichower Kreiſe, wo der König ein Lager bezog, um mit ſeinen magdeburgiſchen Truppen Übungen abzuhalten, erreichten ihn am 17. Juni 1756 zwei Nachrichten ſeines Dresdener Gewährsmannes, die ihm mit einem Male die Lage im bedrohlichſten Lichte erſcheinen ließen. Er erſah daraus, daß die Ruſſen ihn ſofort angreifen wollten. Die Nachrichten ſtammten nämlich noch vom April und Mai, wo Eliſabeth augenblicklich loszuſchlagen gedachte. Die beunruhigenden Meldungen häuften ſich jetzt. Gleichzeitig mit der Kunde über die ruſſiſchen Bewegungen kam ein Bericht des Generals v. Treskow aus Neiße über Märſche öſterreichiſcher Truppen von Ungarn nach Böhmen. Mitchell räumte dem Miniſter Finckenſtein ein, daß nach einem Briefe des engliſchen Geſandten in Petersburg die Dinge dort für England nicht beſonders ſtünden, und hielt es zugleich für ſeine Pflicht, auf das Verhalten der Sachſen aufmerkſam zu machen, das ihm verdächtig vorkam. „Die Leute ſuchen Händel,“ meinte er.

Friedrich kehrte eilends von Pietzpuhl nach Potsdam zurück. Dort kamen nun auch Meldungen von öſterreichiſchen Truppenanſammlungen, von einem Zuſammenwirken Öſter-

reichs und Rußlands. Nun begann Friedrich seinerseits zu rüsten. Am 21. Juni erging dazu der erste Befehl. Am 23. Juni wurde Schwerin, am 24. Prinz Heinrich nach Potsdam berufen. An Fouqué in Glatz richtete Friedrich am 25. ein zorniges Schreiben, weil er ihm noch keine Meldungen über die österreichischen Truppenverschiebungen gemacht hätte, „solches hat Mich nicht wenig befremdet". Den Minister für Schlesien, Schlabrendorff, benachrichtigte der König, daß aus den im April für den September angesetzten Truppenübungen in Schlesien bei den „jetzigen, sehr critiquen Zeitläuften" nichts werden könnte. Feldmarschall Lehwaldt, der in Ostpreußen kommandierte, erhielt eine Instruktion mit umfassenden Vollmachten. Mit der dem Könige eigenen Umsicht faßte er dabei auch die Eventualität eines Sieges über die Russen ins Auge. In einem solchen Falle sollte Lehwaldt das polnische Preußen als Entschädigung fordern. Lebte doch der König, wie er es 1755 einmal bekannt hat, der Überzeugung, daß ein Krieg, der nicht zu Eroberungen führte, den Staat entkräfte. Demgemäß waren seine Gedanken jetzt sofort auch darauf gerichtet, alles zu tun, um zu verhindern, daß er aus dem Kampfe geschwächt hervorginge. Wie wenig kriegslustig er aber gestimmt war, das lehrt ein Schreiben, das er am Tage, bevor er jene Instruktion niederschrieb, an die Persönlichkeit richtete, die ihm am nächsten stand, an Markgräfin Wilhelmine: „Wir haben einen Fuß im Steigbügel und ich glaube, der andre wird schleunigst nachfolgen. Alles das muß sich in spätestens zwei Monaten offenbaren. Der Krieg scheint mir unvermeidlich, ich habe alles getan, ihn zu vermeiden, es ist mir nicht geglückt: ich wasche meine Hände wegen dessen, was daraus folgen wird."

In einer großen Denkschrift, die wie die Flugschrift von 1738 für England bestimmt war, faßte er am 28. Juni seine Ansichten über die Lage Deutschlands zusammen. Sie schloß: „Das Gleichgewicht ist verloren, sowohl zwischen den großen Mächten, wie innerhalb des deutschen Reiches. Die Krankheit ist schwer, aber nicht ohne Heilmittel. Drei Dinge können die Wage Europas wieder ins gleiche bringen: die enge und aufrichtige Verbindung zwischen den beiden Höfen von Berlin und London, angestrengte Bemühung um neue Allianzen, die Anschläge der feindlichen Mächte zu durchkreuzen, und wagender Mut im Angesicht auch der größten Gefahren."

Kaum war diese Denkschrift nach London abgegangen, da trafen nach einander verschiedene Meldungen ein, aus denen hervorging, daß die Russen wieder friedliche Miene annahmen. Die Depeschen des holländischen Gesandten in Petersburg, Mynheer van Swart, die man in Berlin nach damaligem Brauch auf der Post durchlas, ließen darüber keinen Zweifel bestehen. Inzwischen hatte ja Elisabeth auf Kaunitzens Vorstellungen die Angriffspläne bis zum Frühjahr 1757 vertagt. Augenblicklich stellte Friedrich nun seine Rüstungen ein. In den ersten Julitagen schrieb Winterfeldt aus seinem schlesischen Standquartier: „Hier fängt es nunmehro wieder an, ruhig zu werden." Feldmarschall Lehwaldt wurde unterrichtet, daß nach des Königs Ansicht die Kriegsgefahr „vor dies Jahr vorbei sei". An seinen Wiener Gesandten aber schrieb Friedrich am 4. Juli, nun schon wieder gut gelaunt, in übermütigem Stile: „Wenn die Österreicher mit Krieg schwanger gehen, wird man ihnen Geburtshilfe leisten; wenn sie sich mit ihren Demonstrationen übereilt haben, werden sie schnell das Schwert wieder in die Scheide stecken."

Aber es war, als wenn sich das Schicksal gegen den König von Preußen verschworen hätte. Die Rüstungen in der zweiten Junihälfte, die er in der anscheinend höchsten Not veranstaltet hatte, um sogleich wieder mit ihnen aufzuhören, als sie nicht mehr geboten zu sein schienen, lieferten dem Grafen Kaunitz den ersehnten Vorwand, ihn den Franzosen als den Angreifer hinstellen zu können, und dadurch die Handhabe, das defensive Bündnis mit ihnen in ein offensives zu verwandeln.

Starhemberg verhandelte gerade wieder in Versailles, um eine aktive Beteiligung Frankreichs am Kriege zu erwirken, als die Nachrichten von den preußischen Rüstungen eintrafen. Sie brachten eine gewaltige Triebkraft in die Verhandlungen. Frankreich willigte jetzt stillschweigend in die Zerstückelung Preußens. Es gestand Österreich zu, daß alle Ab-

tretungen Habsburgs abhängig ſein ſollten von der vollzogenen Eroberung Schleſiens. Die logiſche Folge war, daß Frankreich ſelbſt auf das ſtärkſte an der Eroberung dieſes Landes intereſſiert war und alles daran ſetzen mußte, um Öſterreich dazu zu verhelfen. Mit raſchen Schritten gingen die Verhandlungen vorwärts, ſo daß am 20. Auguſt eine vorläufige Einigung über das Offenſivbündnis zwiſchen Frankreich und Öſterreich gegen Preußen zuſtande kam. „Wir ſind am Ziel“, meldete der glückliche Starhemberg ſofort nach Wien. Aber nicht nur mit Frankreich kam man weiter. Öſterreich hatte auch einen Vorwand, um ſich in aller Ruhe ſelbſt zum Angriff zu rüſten und mit anderen Staaten in nähere Verbindung zu treten. Das ſetzte Maria Thereſia frohlockend ihrem Vertreter in Petersburg am 17. Juli auseinander: „Dieſer König hat durch ſeinen Traktat mit Engeland den größten Staatsfehler begangen, und jetzt machet er den zweiten, da er Uns und dem ruſſiſchen Hof durch ſeine Kriegsveranſtaltungen den beſten Vorwand giebet, Unſere Armee an den Grenzen zuſammenzuziehen, ohne welches ſich weder Sachſen, noch ein anderer Reichsfürſt getrauen würde, ſich in Traktaten und Stellung einiger Truppen einzulaſſen.“ Schon vorher war in der Stille von öſterreichiſcher Seite mit der regelrechten Kriegsrüſtung begonnen worden. Seit dem 7. Juli fand nun ganz offen die allgemeine Mobilmachung der öſterreichiſchen Armee ſtatt. Der erſte, der jetzt in Preußen Lärm ſchlug, war Winterfeldt, der ſchon vorher durch die Vermehrung der Pferdebeſtände im öſterreichiſchen Heere beunruhigt worden war. Der ſchrieb am 18. Juli an den Kabinettsſekretär Eichel, durch den es an die einzige zuſtändige Stelle gemeldet werden konnte: „Es ſind bedenkliche Umſtände, und ob ſolche noch ſo verſteckt und weit ausſehend ſcheinen, ſo haben ſie dennoch einen wahren Schelm im Nacken. Wann wir warten wollen, bis alle kleinen Fürſten im Reich uns in ihrem Conſeil die Juſtice thun, daß wir nicht Aggreſſeurs geweſen, ſo kommen wir zu ſpät und ſeind verloren.“ Drei Tage darauf war ſich König Friedrich darüber klar, was er zu tun hatte. Am 21. Juli erhielt er nämlich ganz vertraulich aus dem Haag die Nachricht, daß Rußland und Öſterreich ihn ſchon jetzt mit gewaltiger Macht hätten angreifen wollen, daß man den Angriff aber noch bis zum Frühjahr 1757 vertagt hätte. Dieſe wichtige Nachricht hatte in Geheimſchrift in derſelben Depeſche des Mynheer Swart geſtanden, deren unchiffrierte Stellen vor wenigen Wochen auf der Berliner Poſt geleſen worden waren und dem König Kenntnis von der Einſtellung der ruſſiſchen Rüſtungen gebracht hatten.

Nun veränderte ſich die Szenerie in Europa von Grund aus.

Drittes Buch

Die sieben Prüfungsjahre

Die sieben Prüfungsjahre

1756—1763

1. Das Prävenire.

chon zu Anfang Juli 1756 war dem Könige eine Warnung vom braunschweigischen Hofe zugegangen. Der frühere österreichische Feldmarschall, Prinz Ludwig von Braunschweig, hatte geschrieben: „Seine Preußische Majestät muß wissen, ob die Lage der Dinge am Petersburger Hofe es erlaubt, dem Wiener Hof zuvorzukommen, der sicherlich den Vorsatz hat, ihn sobald als möglich anzugreifen.“ Daß Friedrich gegebenenfalls alles tun würde, um seinen Feinden zuvorzukommen, darüber waren sich diejenigen, die ihn kannten, von vornherein klar. Der Herzog von Nivernais urteilte gerade jetzt über ihn: „Er wird sich niemals zuerst angreifen lassen, sowohl aus Ehrgeiz und Temperament, als aus Klugheit. Sein Plan steht fest: allemal seinen Feinden zuvorzukommen und ihre Entwürfe durch einen stürmischen Angriff zu zerstören, ehe sie sich ganz verständigt haben.“ Das hat sich buchstäblich erfüllt. Sofort nach dem Eintreffen der Meldung aus dem Haag am 21. Juli nahm der König die Rüstungen an dem Punkte wieder auf, wo sie am 28. Juni abgebrochen worden waren. Jetzt war es vorbei mit seinen Hoffnungen, den Frieden zu erhalten. „Mir bleibt nur noch übrig lieber zuvorzukommen, als mir zuvorkommen zu lassen,“ schrieb er am 23. Juli. Er drückte es lateinisch aus: Praevenire quam praeveniri.

Das kühne Wort war gesprochen, und demgemäß verfuhr nunmehr der preußische Herrscher. Ein mächtiger Luftzug ging durch Europa. Die gewaltigste Tat des achtzehnten Jahrhunderts ereignete sich jetzt. König Friedrich wagte den Angriff gegen eine zwanzigfache Übermacht. Seine Kassen und seine Magazine waren noch nicht in dem von ihm für den Kriegsfall als erforderlich bezeichneten Maße gefüllt. Sein Heer war noch lange nicht auf die Höhe gebracht, die er als wünschenswert bezeichnet hatte. Kaum waren seine Festungen, „die mächtigen Nägel, welche die Provinzen des Souveräns zusammenhalten“, wie er von ihnen sagte, in Stand gesetzt. Die Österreicher hatten ihm bereits das beste Pferdematerial durch Aufkäufe in Hannover, Mecklenburg und Holstein vorweggenommen, als er selbst Vorkehrungen traf, um die für den Krieg erforderlichen Bestände zu beschaffen. Der Herbst stand vor der Tür. König Friedrich aber stürmte hinein in den Kampf, um die Koalition der Gegner so schnell wie möglich zu zersprengen.

Als Mitchell, der englische Gesandte, Bedenken erhob, fuhr er ihn an: „Wie, mein Herr, was sehen Sie in meinem Gesichte? Glauben Sie, daß meine Nase dazu gemacht ist,

Naſenſtüber hinzunehmen? Bei Gott, ich werde ſie mir nicht gefallen laſſen!“ Der erſte, der jetzt wieder an ſeiner Seite erſchien, war der Held von Mollwitz, Feldmarſchall Schwerin, nunmehr zweiundſiebzigjährig. Er glühte vor Kampfesluſt. Vergeſſen war, was noch zwiſchen ihm und dem König gelegen haben mochte. Schon am 16. Juli, als ſein Herr ihn in die kritiſchen Zeitläufte einweihte, hatte er ſtürmiſch gleich zu den Waffen greifen wollen. Anders Podewils. Der wäre ſich ſelbſt untreu geworden, hätte er den Unternehmungsgeiſt des Königs gut geheißen. Tief ergriffen ſtellte er ihm umſtändlich vor, wie gefährlich ſein Beginnen wäre. Friedrich ſollte doch lieber die noch bis zum Frühling des nächſten Jahres vorhandene Friſt benutzen, um Vergleichsverſuche zu machen. Seine Reden prallten an dem Könige vollſtändig ab, der den vorſichtigen Mann mitleidig betrachtete und ihn ſchließlich eiſig kühl entließ mit den Worten: „Adieu, Monsieur de la timide politique.“ Aber nicht nur Podewils, ſondern auch kräftiger denkende Männer, wie der ſpätere Unterhändler des Hubertsburger Friedens, Hertzberg, ſind damals oder ſpäter der Meinung geweſen, daß der König den Krieg noch hätte vermeiden können. Auch des Königs eigener Bruder, der Prinz Heinrich, hat ſpäter die Meinung geäußert, daß der Angriff unrichtig war. Der betrachtete Winterfeldt als denjenigen, der den Krieg auf dem Gewiſſen habe, weil er den König fortgeſetzt zum Kampfe gedrängt hätte, eine Anſicht, die durch die vorgefaßte Meinung des Prinzen von Winterfeldt und durch die Unkenntnis der Vorgänge, in der er ſich über die Angriffsabſichten der feindlichen Koalition befand, hinreichende Erklärung findet. Alle jene Kritiker, die den Angriff verurteilen, werden durch die Bemerkung des treuen Eichel beſchämt, der gewiß nicht den Geiſt eines Helden hatte, der da aber ſeinem Gönner Podewils Unrecht gab, indem er ihm ſchrieb: „Ich muß doch die Justice thun und bekennen, daß, wenn ſich auch nur einige ſichere Lueur von Hoffnung fände, darauf man in gewiſſem Maße tablieren könnte, man hieſigen Orts ſicher gern ruhig bleiben würde.“ Noch am Abend ſeines Lebens pries ſich König Friedrich glücklich, daß er rechtzeitig Maßregeln treffen konnte, ehe die Koalition ihn überraſchte, indem er am 14. Januar 1782 über das Jahr 1756 ſchrieb: „Einer Gefahr wie der damaligen entgeht man nur durch Wunder.“

Der König entwickelte nunmehr eine fieberhafte Tätigkeit. Gerade damals traf Lord Mariſchal bei ihm nach langjähriger Abweſenheit ein. Friedrich fand kaum Zeit, ſich ihm auch nur einen Augenblick zu widmen. Den erſten Streich gegen Kaunitz führte er, indem er durch ſeinen Geſandten in Wien, Klinggräffen, die direkte Frage ſtellen ließ, was die öſterreichiſchen Rüſtungen bedeuteten. Maria Thereſia las dem Diplomaten eine kurze, ausweichende Erklärung vor und entließ ihn. Die Anfrage kam den Öſterreichern unbequem, weil ſie ſich nicht in ihren Rüſtungen ſtören laſſen wollten. Durch die Unbeſtimmtheit der Antwort glaubte Kaunitz Rat geſchaffen zu haben. Klinggräffen erhielt indes abermals den Auftrag, Erklärungen zu fordern, ja, zu verlangen, daß die Kaiſerin verſpräche, den König weder jetzt noch im nächſten Jahre anzugreifen. „Man muß wiſſen, ob wir uns im Krieg befinden oder im Frieden,“ ſchalt Friedrich. Aber der Geſandte war ein Umſtandskommiſſarius und ſtellte viele Fragen, wie er ſich verhalten ſollte. Dem Könige drohte die Geduld zu zerreißen. Grimmig meinte er, Klinggräffen verdiene zur Strafe Packknecht zu werden. Die Zeit war allzu koſtbar, und durch Rückfragen gingen immer viele Tage verloren.

Unterdeſſen hatte Friedrich ſorgenvolle und furchtſame Geiſter zu beſchwichtigen. An Wilhelmine ſchrieb er: „Nicht alles Gute, nicht alles Üble trifft ein, das man ahnt. Man muß ſich zur Ruhe zwingen und das Kommende erwarten, und wenn man zum Handeln berufen iſt, mit Umſicht arbeiten, bedachtſam erwägen und lebhaft ausführen: dann findet ſich das Mittel, die gefährlichſten Entwürfe zu ſtören.“ Dem Prinzen von Preußen, dem er in dieſer unruhvollen Zeit noch ein Gemälde von Wouverman zum Geburtstage zu ſchenken den Gedanken fand, predigte er am 12. Auguſt Mut. Er wäre überzeugt, daß man nur mit Wagemut zu großen Dingen käme. „Mit dieſem Troſt und dem feſten Entſchluß, allen denen Ohrfeigen zu geben, die ſich in den Weg ſtellen, kann man der Hölle und dem Teufel trotzen, ruhig die Zeitungen leſen, behaglich die Prahlereien ſeiner Feinde

anhören und ſich der Überzeugung hingeben, daß man mit Ehren beſtehen wird.“ Tags darauf fuhr er fort: „Mein lieber Bruder. Wenn unſere Feinde uns zum Kriege zwingen, gilt es zu fragen: Wo ſind ſie? aber nicht: wieviel ſind es? Mögen die Weiber in Berlin von Teilungsverträgen faſeln: wir preußiſchen Offiziere, die wir unſere Feldzüge hinter uns haben, müſſen geſehen haben, daß uns weder die Übermacht noch die Schwierigkeiten den Sieg entreißen können.“

Man glaubt, Blücher oder Bismarck zu hören, wenn man dieſe wunderſchönen Briefe lieſt. Die Helden führen alle eine Sprache. Auch in Not und Tod können ſie nur Fanfare blaſen.

Am 2. Auguſt war der König mit dem Thronfolger und den Feldmarſchällen Schwerin und Keith zum Kriegsrate zuſammengetreten und wartete ſeitdem mit ſteigender Ungeduld auf die entſcheidende Antwort aus Wien. Inzwiſchen rechtfertigte er ſeine Rüſtungen vor Mitchell abermals durch die Unterbreitung des erdrückenden Materials, das er allmählich in ſeine Hände bekommen hatte. „Sie werden aus dieſen Nachrichten ſehen, daß ich keinen andern Entſchluß für meine Sicherheit faſſen kann, als den, meinen Feinden zuvorzukommen.“ Er regte an, daß die „Bürgerweiber“ Scharpien und Vandagen machten. „Auch können ſie mit die Bleſſierten warten.“ Podewils veranlaßte er, ähnlich wie ſchon 1749, zur Abfaſſung von Zeitungsartikeln über die „großen Kriegspräparatorien, ſo in denen kaiſerlichen Landen gemacht würden“. Seit einer Weile hatte er Streitigkeiten mit dem Reiche, weil er auf Mecklenburger Gebiet hatte werben laſſen. Es war ihm deswegen im April eine kaiſerliche Warnung zugegangen. Aber wohlweislich hatte er davon keine amtliche Kenntnis genommen, ſondern das Paket, das die Warnung enthielt, uneröffnet an Podewils geſchickt. Es hat bis zum Jahre 1876 verſiegelt im Berliner Geheimen Staatsarchiv gelegen. Jetzt, nachdem die Wirren mit Öſterreich ausgebrochen waren, verzichtete er gern darauf, ſein Recht, in Mecklenburg werben zu dürfen, weiter zu verfolgen. Denn ein Mecklenburg, das er als Feindesland behandeln konnte, war für ihn ungleich wertvoller, als ein zur Freundſchaft gezwungenes. Der Kaiſerhof verfolgte bei dieſer Mecklenburger Sache das Ziel, dem Könige überhaupt die Werbungen im Reiche zu unterſagen. Da die Mehrzahl der Truppen Friedrichs, wie wir wiſſen, aus dem nichtpreußiſchen Gebiete des Reiches ſtammte, wäre dies ein ſchlimmer Schlag gegen Preußen geweſen. Die Mecklenburger Angelegenheit ſollte überhaupt dem Wiener Hofe den Vorwand zu dem beabſichtigten Vernichtungskampf gegen Preußen liefern, indem man wegen der preußiſchen Werbungen die Reichsexekution über Preußen zu verhängen gedachte. König Friedrich ſorgte dafür, daß es dazu nicht kam.

Als die Antwort aus Wien immer noch auf ſich warten ließ, konnte Friedrich ſeine Ungeduld kaum noch zügeln. Am 24. Auguſt ſchrieb er an Winterfeldt: „Der verfluchte Courier (aus Wien) iſt noch nicht hier; ich habe alſo die Regimenter bis zum 28. aufhalten müſſen.“ Am Abend des 25. traf der Eilbote ſchließlich mit der zweiten Antwort Maria Thereſias ein. „Die Antwort iſt gekommen und iſt nichts wert,“ lauteten Friedrichs Worte nach Kenntnisnahme der Botſchaft. Man hatte kaum etwas anderes erwartet. Der Herzog von Bevern ſchrieb gleichzeitig an Winterfeldt: „Ich bin gleich Euerer Excellenz verſichert, daß der Courier aus Wien nichts ſatisfaiſantes bringen wird,“ und im fridericianiſchen Geiſte fügte er hinzu: „Dannenhero: friſche Fiſche, gute Fiſche! und nur bald darauf!“ Eigenhändig ſetzte der König jetzt eine dritte Erklärung an die Kaiſerin auf: „Da ich keine Sicherheit mehr habe weder für die Gegenwart noch für die Zukunft, ſo bleibt mir nur der Weg der Waffen übrig, um die Anſchläge meiner Feinde zu vereiteln. Ich marſchiere, und gedenke binnen kurzem die, welche ſich durch ihren Stolz und Hochmut blenden laſſen, andern Sinnes zu machen; aber ich habe Selbſtbeherrſchung und Mäßigung genug, um Ausgleichsvorſchläge anzuhören, ſobald man ſie mir machen will.“ An den Prinzen von Preußen ſchrieb er: „Nur das Schwert kann dieſen gordiſchen Knoten löſen. Ich bin unſchuldig an dieſem Kriege; ich habe getan, was ich tun konnte, um ihn zu vermeiden; aber ſo groß die Friedensliebe ſein mag, niemals darf man ihr ſeine Sicherheit und ſeine Ehre opfern.“

Mit Kummer hörte er von ſeinen Geſchwiſtern, daß der Zuſtand ſeiner Mutter es nicht erlaubte, ihn noch einmal zu empfangen. So verabſchiedete er ſich von ihr ſchriftlich, ohne ganz zu ſagen, was er wagte, und bat die Prinzeſſin Amalie, der Greiſin den Inhalt ſchonend beizubringen.

Am Morgen des 28. Auguſt 1756 — Jung-Goethe vollendete gerade ſein ſiebentes Lebensjahr —, zwiſchen vier und fünf Uhr, empfing er zu Potsdam noch einmal Sir Andrew Mitchell. Im Zwielicht beſtieg er dann ſein Pferd, zog den Degen und ſetzte ſich an die Spitze der vor dem Schloſſe aufgeſtellten Regimenter, um ſie ins Feld zu führen.

Die abergläubiſchen Gemüter hatten nun freilich Recht behalten, die da Unheil weisſagten, als im Vorjahre Liſſabon durch ein Erdbeben zerſtört wurde und ein Komet am Himmel erſchien; und wenn das eine dieſer Ereigniſſe Voltaire einen ſeiner reizvollſten Verſe eingab:

Verſenkt ward Liſſabon und luſtig tanzt Paris,

ſo hatte der frivole Spötter ſich eine Voreiligkeit zu ſchulden kommen laſſen. Denn ſein Paris ſollte bald weniger luſtig geſtimmt ſein.

Waren in den beiden Kriegen, die König Friedrich bisher geführt hatte, die geiſtige und ſittliche Spannkraft des Königs und ſeines Staatsweſens bereits ſtark auf die Probe geſtellt worden, ſo zeigen die ſieben Jahre Kampfes, die ſich jetzt entrollten, das Ringen dieſes Königs und ſeines Staates ums Daſein. Das Vorangegangene war ein Kinderſpiel gegen das, was die kommenden Jahre zeitigen ſollten. Das durch die Eroberung Schleſiens in ſeinem Innerſten verwundete Öſterreich hatte es mittlerweile dahin gebracht, daß ein Vergeltungskampf auf Tod und Leben entbrannte. Die kommenden Jahre wurden die Schickſalsprüfung für die verwegene Tat, mit der Friedrich ſeine Regierung eingeleitet hatte. Was Friedrich durch die harte Schule ſeines Vaters, durch raſtloſe Arbeit an ſich ſelbſt, und durch die in vier Feldzügen und elf Friedensjahren geſammelten Erfahrungen geworden war, das hatte er nun in die Wagſchale zu legen, im Vereine mit dem, was die Arbeit der preußiſchen Herrſcher, vom großen Kurfürſten an bis zu Friedrich ſelbſt aus ſeinem Volke gemacht hatte. Ihm traten drei rieſige Mächte entgegen, denen ſich Sachſen, Schweden und der größte Teil der übrigen Reichsfürſten geſellten. Von der Macht, mit der es Friedrich hauptſächlich zu tun hatte, von Öſterreich, kann man ſagen, daß es mit derſelben Anſpannung der Kräfte den Krieg geführt hat, wie ſein Todfeind Preußen. Und dieſes Öſterreich war gewachſen mit den Jahren. In der Friedenspauſe war in Öſterreich dank Maria Thereſia raſtlos reformiert und organiſiert worden in Heer, Verwaltung und Finanzen. Am Ende mußte es doch den Kampf aufgeben, trotz der unerhörten Opfer an Geldmitteln und trotz der gewaltigen Unterſtützung durch Truppen, die Frankreich aufgewendet hatte, um ſeinem Bundesgenoſſen vom 1. Mai 1756 zu helfen, trotz der mächtigen Hilfe, die Rußland mit ſeinen Truppenmaſſen gewährte, und trotz aller ſonſtigen Helfer. In der Hauptſache brachen ſich alle Anſtrengungen und aller Wetteifer der Feinde Preußens an der mit einer nie verſagenden, ſich jeder Lage anpaſſenden Entſchlußfähigkeit gepaarten Standhaftigkeit ohne gleichen, die König Friedrich in dieſem Todesringen, kraft der ihm innewohnenden erhabenen Seelengröße offenbarte. So ſammelt ſich das Intereſſe dieſer ſieben Jahre in einem nicht dageweſenen Maße um die Perſönlichkeit eines einzigen Mannes. Was ſonſt noch an Heldentum in dem Kampfe ſich enthüllte — und das war unermeßlich viel — es vermag nicht annähernd ſo zu feſſeln, und zu einem großen Teil ward es erſt

133. **Friedrich und sein Neffe Friedrich Wilhelm, Prinz von Preußen, der spätere König Friedrich Wilhelm II.**

Nach einem etwa im Jahre 1756 entstandenen Gemälde von Pesne (1 1759)

Digitized by Google

durch die Heldenhaftigkeit des Königs geweckt, hüben und drüben. Die Preußen vor allem hob das Bewußtsein, für diesen Mann zu streiten, und begeisterte sie, ihr ganzes Können aufzubieten. Wenn nicht hunderttausend schriftliche Denkmäler von diesen Taten Friedrichs berichteten, so wäre man versucht, die Erzählung von diesen Taten für sagenhaft zu halten. Denn wie ein Nibelungenheld hat er gestritten. Aber die sieben Jahre waren für ihn eine furchtbare Prüfungszeit. Der strahlende Sonnenglanz, der von seiner Persönlichkeit bisher ausgegangen war, von den Rheinsberger Tagen an bis etwa zu jener kecken Fahrt nach Amsterdam im Jahre vor dem Kriege, er macht immer mehr einem herben Ernst in dem Wesen dieses Fürsten Platz. Eine Verwandlung vollzieht sich in ihm, während er alles um sich herum versinken sieht, was ihm das Leben noch verschönen konnte, während er unsagbares Leid erdulden und an sich vorüber ziehen lassen muß. Durch die Eroberung Schlesiens hatte er, wie er selbst gesagt hat, sein Preußen endlich über Staaten von dem Range Sardiniens und Polens emporgehoben. Jetzt lieferte er vor Europa den Beweis, daß an der erworbenen Großmachtstellung Preußens nicht zu rütteln war, und sammelte dem Preußentum einen Schatz stolzer Erinnerungen, der niemals aufgezehrt werden kann, aus dem das Preußentum, so lange es besteht, immer neue Kraft schöpfen wird, an dem sich jedoch auch das gesamte übrige Deutschtum allezeit erfrischen kann, wie es sich schon zu Friedrichs Zeiten an den preußischen Taten erquickte. Aber ihm selbst ist darüber alle Lebensfreude erstorben, indem so Großes wurde. Aus dem jungen, strahlenden König wurde der grämliche alte Fritz, dessen Augen nach Gustav Freytags bezeichnendem Wort wie Horn in dem versteinerten Antlitz standen, dessen Gefühlswärme erkaltet, dessen Sinn verhärtet war, in dem alle Heiterkeit erstickt schien und der in freudloser Einsamkeit seine Tage verbrachte. Das ist die tiefergreifende Seite des stolzen Resultates jenes siebenjährigen Ringens.

Die Armee, die Friedrich beim Kampfe gegen die riesige Koalition einzusetzen hatte, zählte 154000 Mann, nur etwa 10000 Mann mehr als bei Beginn seines zweiten Krieges, bei dem er noch die Bayern, und vor allem die Franzosen zu Bundesgenossen gegen die Österreicher hatte. Allerdings waren die preußischen Truppen 1756 von unübertrefflicher Qualität. Wenige Wochen vor dem Ausmarsch konnte der in Potsdam stehende Hauptmann Ewald v. Kleist mit vollem Rechte an seinen Freund Gleim schreiben: „Eine so exercierte Armee, als die unsrige jetzt ist, hat noch nie existiert." Dafür standen indes Friedrichs ehemalige Bundesgenossen, die Franzosen, auf Seiten jener Österreicher, gegen die er doch nur mit Anstrengung aller seiner Kräfte obgesiegt hatte, und außerdem noch die Russen, von den Sachsen zu geschweigen. Er selbst hatte zwar die Engländer zu Verbündeten. Diese waren aber nicht in der Lage, irgendwelche Waffenhilfe gegen Österreich zu leisten. Sie haben nicht einmal die von Friedrich verlangte Flottendemonstration in der Ostsee auszuführen vermocht, um die Russen etwas in Schach zu halten. Bei Beginn des Krieges vollends waren sie in der peinlichsten Lage. Denn in dem im Mai endlich zum Ausbruch gekommenen Kolonialkriege mit Frankreich hatten sie einen Verlust nach dem andern erlitten, und sie fürchteten schon eine französische Landung auf ihrem Eiland, sodaß sie die deutschen Mietstruppen, Hannoveraner und Hessen, zur Verteidigung ihrer Küsten heranholten.

Der Schöpfer der Koalition gegen Friedrich, Graf Kaunitz, war von nicht geringem Stolze über sein Werk erfüllt. Siegesgewißheit schwellte sein Herz. Zwar kam ihm der frühe Losbruch Friedrichs ungelegen, weil er mit seinen Rüstungen noch nicht völlig fertig war. Darum hatte er Frankreich, das wie vorher im Frühjahr Rußland im Sommer bereits zum Angriff auf Friedrich drängte, zurückgehalten. Als ihn nun aber der König überraschte, war er nicht kleinmütig, sondern entschlossen, jetzt auch seinerseits den Schild zu erheben. Demgemäß beriet er seine Herrin, und die tapfere Frau zauderte nicht, der Ansicht ihres Staatskanzlers, der die schärfste Tonart unter ihren Ratgebern vertrat, beizupflichten. Sie sagte sich, daß es sich im schlimmsten Falle um einen unglücklichen Herbstfeldzug ihres Heeres handeln könnte. Entscheidende Schläge waren in diesem Jahre kaum mehr zu erwarten. Demgemäß lehnte sie es ab, auf das Ultimatum, das Friedrich ihr ge-

ſtellt hatte, überhaupt zu antworten. Kaunitz aber ſchrieb an Eſterhazy in Petersburg: „Wen bey dieſer Gelegenheit der König in Preußen nicht eerasiret, ſo dörffte keine andere wiederkommen“, und ein ander Mal: „Mit Gottes Hilfe werden wir dem hochmütigen König in Preußen ſo viele Feinde auf den Hals ziehen, daß er darunter erliegen muß, und es ihme wie vormahlen dem in der Hiſtorie berühmten Henrico Leoni ergehe.“

Von den 154000 Mann, über die Friedrich verfügte, blieben etwa 30000 als Garniſontruppen zurück. Die übrigen 124000 Mann Feldtruppen wurden in drei Heere geteilt. Mit dem Hauptheer, das 67050 Mann ſtark war, überſchritt der König ſelbſt die ſächſiſche Grenze, 27100 Mann wurden in Schleſien unter Schwerin aufgeſtellt, während ein drittes Heer unter dem Feldmarſchall Lehwaldt in der Zahl von etwa 30000 Mann Oſtpreußen gegen die Ruſſen zu behaupten ſuchen ſollte. Entſcheidendes zu unternehmen war Friedrich in der Tat fürs erſte noch nicht gewillt. Ihm war die Jahreszeit zu weit vorgeſchritten, um ſich noch auf dem ſeit 1744 von ihm gefürchteten böhmiſchen Boden Gefahren auszuſetzen. Die entſcheidenden Schläge, ſchrieb der König an Schwerin, ſollten im nächſten Jahre geführt werden. Jetzt Bataillen zu liefern ſei noch nicht an der Zeit. Von den Gegnern waren die Offenſivſtrategen, die im preußiſchen Heer die Hauptſtimme beſaßen, Friedrich, Schwerin und Winterfeldt ja gewiß, daß ſie nichts Großes wagen würden. Dazu kannten ſie die Ermattungsſtrategie der Öſterreicher zu gut. Winterfeldt drückte das ganz präzis aus, indem er ſagte, die Gegner werden es darauf anlegen, „uns durch Detours und den langſamen Krieg abzumatten“.

Als Ziel ſteckte ſich Friedrich für dies Jahr die Lahmlegung Sachſens. Die Winterquartiere wollte er ſodann in Böhmen aufſchlagen und ſchon dadurch einen Druck auf Öſterreich auszuüben ſuchen. Sachſen bekam er in ſeine Gewalt. Den zweiten Plan — die Beſetzung Böhmens — verdarben ihm aber die Sachſen.

Gegen keinen Staat hatte Friedrich im Laufe der Jahre einen ſolchen Groll aufgeſpeichert, als gegen Sachſen. Der kleine Staat, der damals immerhin noch den doppelten Umfang hatte wie heute, beſaß nicht mehr die materielle Kraft, um ſeine Unabhängigkeit ſelbſt zu behaupten. Ein ſolcher Staat, der nach ariſtoteliſcher Auffaſſung gar kein Staat mehr iſt, iſt zu einer Politik der Schwäche verurteilt. Es kam hinzu, daß in dieſem politiſchen Gemeinweſen ein Fürſt und ein Miniſter ſchalteten, die den fridericianiſchen Auffaſſungen von den Pflichten der Herrſcher und Staatsdiener gegen das ihrer Obhut anvertraute Volk ſchnurſtracks zuwider handelten. Namentlich verſündigte ſich der leitende Miniſter Graf Brühl (Bild 136) in der unerhörteſten Weiſe an der klugen und wohlhabenden Bevölkerung, deren Vorzüge Friedrich wohl zu ſchätzen wußte. Es war kein Wunder, daß die Politik eines ſolchen Staates mit einer ſolchen Regierung traurig war, beſonders gegenüber dem aufſteigenden Nebenbuhler Preußen. Im Dresdener Frieden hatten ſich Preußen und Sachſen gegenſeitig Freundſchaft verſprochen und gelobt, das Vergangene im Lethe zu verſenken. Friedrich hatte einigen Anſpruch auf Dankbarkeit von ſeiten dieſes Hofes. Hatte er doch das damals in ſeiner Hand befindliche Sachſen zurückgegeben, ohne auch nur ein Dorf zu behalten. Er hatte nicht einmal auf die Beſeitigung Brühls gedrungen, obwohl deſſen Miniſterium für ihn ſtete Gefahren in ſich barg. Im Jahre nach dem Kriege hatte er dazu beigetragen, die Heirat des Dauphins mit der ſächſiſchen Prinzeſſin Maria Joſepha herbeizuführen, und ſelbſt geſucht, ein Bündnis mit Sachſen zu vereinbaren. Die Vermählung kam zuſtande, das Bündnis indes nicht. Er hatte auch wohl wenig Hoffnungen, daß die Geſinnungen des ſächſiſchen Hofes ihm geneigter würden. Bald lernte er denn auch hinreichend deſſen andauernde Feindſeligkeit gegen ihn kennen. Wiederholt gab er ſeiner Überzeugung dahin Ausdruck, daß die Sachſen ſeine heimlichſten, aber auch ſeine unverſöhnlichſten Feinde ſeien, ſo 1747 gegen ſeinen Vertreter in Sachſen, den Freiherrn Hans Dietrich v. Maltzahn, ſo 1748 gegen Podewils. Gegen dieſen betonte er die „enorme Duplicite des Dresdenſchen Hofes“. Er ſprach wohl von der „giftigen, bis zum Wahnſinn gehenden Wut“ des ſächſiſchen Miniſteriums gegen Preußen. An der Hand der ſeinem Geſandten

136. Heinrich Graf von Brühl
Kurfürstlich Sächsischer Staatsminister
Nach einem Gemälde von David de Quinsac, gehalten
von Walcker

Maßgabe durch verräterische Kanzleibeamte ausgeliefertes Papiers verfolgte er Schritt für Schritt die Anzettelungen Brühls und seiner Helfer gegen ihn in Europa. Welch eine Entdeckung, als er eines Tages die Worte las, die Beistuschew gesprochen hatte: Sachsen brauche erst dann in den Krieg gegen Preußen eingetreten, „wenn der Ritter im Sattel wanken werde“! Dies Wort hat er nicht vergessen. Brühl war also dazu ausersehen, ihm den Gnadenstoß zu geben. Dabei lebte der kleine Staat von der Gunst der Großmächte, einmal Frankreichs, einmal Englands, indem ihm Frankreich während der Dauer des österreichischen Erbfolgekrieges und darüber hinaus Subsidien zahlte ohne jede Gegenleistung, nur damit die Sachsen den Oesterreichern keine Truppenhilfe stellten, und in der Zeit von 1751 bis 1755 zahlten die Engländer solche Subsidiengelder, lediglich damit Sachsen den Franzosen keine Soldaten liefere. Grenzenlos war daher die Verlegenheit der Sachsen, als die Weltmischerkonvention abgeschlossen war. Denn nun verloren sie die engli-

schen Hilfsgelder, weil England kein Interesse mehr daran hatte, sie zu zahlen. So ist es zu verstehen, wenn Friedrich in seinem Briefe vom 15. Februar 1756 an seinen Bruder Heinrich sagte, Sachsen bemerke, er hätte ein Auge Frankreich zu einer politischen Null heruntergedrückt. Für den Augenblick hatte er nur zu recht. Denn Sachsen stand ohne die Subsidien vor dem Staatsbankrott. Aber um so sicherer wurde Sachsen nun in die Koalitionen der Gegner hineingetrieben. Mochten etwaige sich der Vertrag von Westminster auch in dieser Hinsicht als ein Fehlgriff Friedrichs. Freilich, der Beitritt Sachsens zum großen Bunde gegen Preußen war auch so die sicherste Sache von der Welt. In die Verschmiedung gegen Friedrich wurde es zwar in der letzten Zeit nicht eingezogen, weil der Wiener Hof befürchtet gekommen war, daß Friedrich über Sachsen immer alle Geheimnisse erriete. Daran war der sächsische Kanzlist schuld, den Friedrich durch den Freiherrn v. Mordtzahn bestechen hatte. Aber Kaunitz rechnete so fest auf Sachsen, daß er sich bereits schon militärischen Vorbegriffen und der preußischen Beute ausgeteilt hatte, eine Tatsache, die Friedrich auch ganz unbekannt geblieben war. Als nun am 1. September 1756 im Schlosse zu Pretzsch ein sächsischer Abgesandter dem Könige von jenem Freundschaftsgelübde zu Dresden zu sprechen wagte, da durfte ihm Friedrich wohl mit der sarkastischen Frage antworten: „Und leiden?“

Graf Brühl ließ den König sorglos in Sachsen einziehen. Er dachte die Dinge „sich entwickeln“ zu lassen, um später im gegebenen Augenblicke Partei zu ergreifen. Dem Austreten des Grafen Rutowski war es zu verdanken, daß die sächsischen Regimenter nicht eingzln durch Friedrich aufgehoben wurden, indem er dem Könige Augusts III. auseinanderetzte, daß

Friedrich unmöglich das sächsische Heer, wie im Jahre 1744 in seinem Rücken stehen lassen konnte, und bedrugen eine Zusammenziehung desselben und bewaffneten Widerstand empfahl. So versammelte sich das sächsische Heer, rund 20000 Mann, bei Pirna. Der Gedanke, sich auf die Österreicher zurückzuziehen, wurde bei dem thunlichen Herannahen der Preußen sehr bald aufgegeben, weil der Rückzug gefährlich schien. Auch König Augusts blieb im Lager von Pirna zurück, klüglicherweise, weil niemand die Bürgschaft dafür übernehmen wollte, daß der König seine verlorene Kugel träfe. In Wien war man empört darüber, daß die Sachsen in Pirna stehen blieben. Es war vom österreichischen wie auch vom sächsischen Standpunkte nur billig, daß die Österreicher das Gesetz der Sachsen um Verstärkung des dortigen Lagers rundweg ablehnten. Denn die Gefahr der Aushungerung, die man sich in jenem Lager ausdenke, wäre durch die Sendung der verlangten zehntausend Mann nur noch erhöhlich gesteigert worden.

Bei seinem Einmarsch in Sachsen erließ der König anfänglich das sonst üblichen, die Kriegserklärung bedeutenden Manifestes eine kurze Deklaration, die den Einmarsch mit den Erfahrungen von 1744 begründete, und schloß:

Seine Majestät erwarte mit Verlangen den glücklichen Augenblick, es sei ihr dem Vogtel der gegenwärtigen zwingenden Erwägungen gebunden sein werde, Seiner polnischen Majestät dero Kurlande als ein geheiligtes Depot zurückzugeben." Verhältnis meinten die Sachsen: „Was er nun und verlangt, darüber spricht er sich nicht aus." Bald sollte ihnen aber darüber Klarheit werden. Schon am Brief Friedrichs vom 1. September an König August kristisierte scharf seine Politik, indem er heftig den leitenden Minister angriff, der in Kugtellungen gegen Preußen lebe und webe. Am 5. kündigte Friedrich dem König an, daß er ihm demnächst die Aufrichtigkeit der Sächsischen Politik beweisen würde. Wenige Tage darauf, am 9. September, ließ er durch den alten Rheinsberger Gefährten Generaal Graf Wylich in dem preisgegebenen Dresden die Kabinettskanzlei öffnen. Es ist das der berühmte Vorfall, bei dem die sächsische Königin Maria Josepha heimlich kompetenten Widerstand leistete, sodaß die preußischen Kanzlisten, die mit der Ausführung des königlichen Befehls betraut waren, in nicht geringe Verlegenheit geraten (Bild 137). Der Gäste ausgewählter Akten wurden nach Berlin geschafft. Dies genügsame Verfahren gegen eine erlauchte Frau war an sich mißlich, und man konnte voraussehen, daß es von den Gegnern übel gedeutet werden würde. Gerade deshalb aber war das preußische Vorgehen unserem, als Friedrich sich bisher durchaus nicht das Ansehen gegeben hatte, als ob er als Feind kommerzieren. So legte der König sich dem Vorwurfe der Hinterlist aus. Allein er hatte nur allzu zwingende Gründe zu seiner Maßregel. Bisher deutlich er wohl die Absichten der durch den sächsischen Kanzlisten ihm verratenen Papiere, auf die sich sein feindseliges Vorgehen gründete. Er bedurfte der Urkunden, um sich vor der Welt rechtfertigen zu können. Nun trat er zunächst mit einer Anklageschrift gegen den sächsischen Hof hervor, die sich auf die Aktenstücke, durch die die falsche Politik Brühls erhärtet wurde, stützte. Am 14. September wurde sie an Stelle einer Kriegserklärung dem

137. Königin Maria Josepha von Polen und der Preußische General Graf Wylich

Nach einer Zeichnung von Rinaldi, gestochen von D. Chodowiecki

Könige von Polen durch Winterfeldt überreicht. Sodann erſchien, da inzwiſchen (am 11. September) auch Maria Thereſias Antwort auf das Ultimatum Friedrichs eingetroffen war, in welcher die gegen Sachſen veröffentlichte Deklaration Friedrichs kurzerhand als Kriegserklärung gegen die Kaiſerin-Königin bezeichnet wurde, die bereits gedruckte, vom König ſelbſt aufgeſetzte: „Darlegung der Urſachen, welche Seine Majeſtät den König von Preußen bewogen haben, den Anſchlägen des Hofes zu Wien zuvorzukommen“, die vor der Welt die Verſchwörung zu Preußens Untergang enthüllte. Sie ſchob zugleich mit ausdrücklichen Worten den Verſchwörern die Rolle der Angreifer zu: „Unter Angriff verſteht man jeden Akt, der dem Sinn eines Friedensvertrages diametral entgegengeſetzt iſt. Eine Offenſiv-Liga, das Aufreizen und Drängen zum Kriege gegen eine andere Macht, Pläne zur Überziehung der Staaten eines anderen Fürſten, ein plötzlicher Einbruch: alle dieſe verſchiedenen Dinge ſind ebenſoviel Angriffe, obgleich nur der plötzliche Einbruch den Fall der offenen Feindſeligkeit darſtellt. Wer dieſen Angriffen zuvorkommt, kann offene Feindſeligkeiten begehen, aber er iſt nicht der Angreifer.“

Wiederum horchte Europa hoch auf, als es klarer über die Beweggründe des Königs zu ſeinem Einmarſch in Sachſen zu ſehen begann. Die öffentliche Meinung war Friedrich anfangs nicht allzu günſtig geſtimmt. Beſonders in Holland, wo damals die Hauptweltblätter erſchienen, war man übel aufgelegt über die durch Friedrich geſchehene Störung des Friedens. Als nun ſeine „Darlegung“ erſchien, änderte ſich mit einem Male das Urteil. Ein inſtinktives Gefühl von der Größe des Augenblicks bemächtigte ſich plötzlich beſonders der evangeliſchen Welt in Europa. Friedrichs Geſandter am Regensburger Reichstage, der Freiherr v. Plotho, ſchrieb über die Aufnahme der Schrift: „Das Publikum iſt darüber frappiert und in Freuden.“ Ein Regensburger Buchhändler ſetzte in einigen Stunden über hundert Exemplare eines Nachdrucks ab. Die breiten Maſſen der Bürgerſchaft in den Niederlanden machten laut ihrer Begeiſterung für Friedrich Luft und wünſchten ſeinen Waffen Sieg. Ja in Dänemark wurde Friedrich „als der gewaltigſte Held, den je die Erde getragen hat“ gefeiert. Sogar in Polen machte die ſtolze Sprache der „Darlegung“ Eindruck. Redete doch daraus ſo beredt das gute Gewiſſen ihres Verfaſſers, entſprechend einem eigenen Ausſpruche des Königs, den er in dieſen Tagen tat: „Wenn man das Recht auf ſeiner Seite hat, muß man, wie mir ſcheint, erhobenen Hauptes ſchreiten.“

Den Sachſen war mittlerweile der Mut geſchwunden. Die Öſterreicher ſchienen ihnen noch in zu weiter Ferne zu ſtehen. Sie boten daher dem die Anklageakte überreichenden Winterfeldt Neutralität an. Winterfeldt aber hatte als Forderung des Königs Überlaſſung der ſächſiſchen Truppen und der „Interimsadminiſtration“ zu überbringen. „Euer Schickſal muß an das meine geknüpft ſein,“ ſchrieb Friedrich an König Auguſt. Tags darauf überbrachte der ſächſiſche General v. Arnim eine ablehnende Antwort. Es kam zu einer denkwürdigen Unterredung zwiſchen Friedrich und dem Abgeſandten. Friedrich bot alle ſeine Beredſamkeit auf, um Sachſen umzuſtimmen. „Bin ich glücklich,“ ſagte er, „ſo wird der König von Polen nicht nur für alles reichlich entſchädigt werden, ſondern ich werde auch an ſeine Intereſſen wie an meine eigenen denken. Ich muß die Truppen haben, ſonſt iſt keine Sicherheit. Ich ſpiele ein großes Spiel, die Waffen ſind den Wechſelfällen des Tages ausgeſetzt: ich brauchte nur eine beträchtliche Schlappe zu erleiden, und eure Truppen würden mir im Rücken ſitzen. Es giebt kein anderes Mittel, die Armee muß mit mir marſchieren und mir den Eid leiſten.“ Arnim fand die glückliche Antwort, dafür würde es in der ganzen Geſchichte kein Beiſpiel geben. Friedrich brach darauf dies Geſpräch mit den überlegen gehaltenen Worten ab: „Ich weiß nicht, ob Sie es wiſſen, daß ich mir etwas darauf zu gute tue, originell zu ſein.“ Es war einer der dunklen Punkte im Weſen des Königs, daß er die ſittlichen Elemente im Volksleben gering ſchätzte. Er glaubte ſich über ſolche Rückſichten wegſetzen zu können.

Noch hatte er die Hoffnung auf ein Nachgeben der Sachſen nicht aufgegeben. Als Arnim ſich von ihm verabſchiedete, erklärte er, daß er von ſeiner Forderung nicht abgehe,

auch wenn man ihm einen Erzengel ſchicke. Am 18. September wurden jedoch die Verhandlungen abgebrochen. Auch zu einem Sturm auf das Lager, mit dem er gedroht und mit dem er ſich eine Zeitlang getragen hat, kam es nicht, weil die natürliche Feſtung, die die ſächſiſche Stellung bei Pirna darſtellte, zu ſtark war. Friedrich und Winterfeldt hätten ihn zwar kraft ihres offenſiven Temperaments gern gewagt, aber es ſcheint hier einer der ſeltenen Fälle vorzuliegen, wo der König ſich durch die Bedenklichkeiten anderer in ſeiner friſchen Tatkraft hemmen ließ. Vor allem die Brüder wirkten auf ihn ein. „Man könnte mit ebenſo leichter Mühe den Himmel ſtürmen," meinten die Prinzen. „Nur dann und wann ſei Raum, um ſechs Mann in Front aufzuſtellen." Nach einigem Schwanken eignete ſich der König dieſe Auffaſſung an und ſchrieb an Schwerin: „Nachdem ich und meine Generale die Beſchaffenheit des ſächſiſchen Lagers aus nächſter Nähe geprüft haben, haben wir alle gefunden, daß es moraliſch unmöglich iſt, dies verfluchte Lager anzugreifen, ohne einige Tauſend braver Leute zu opfern, und noch dazu mit einem höchſt unſicheren Erfolg."

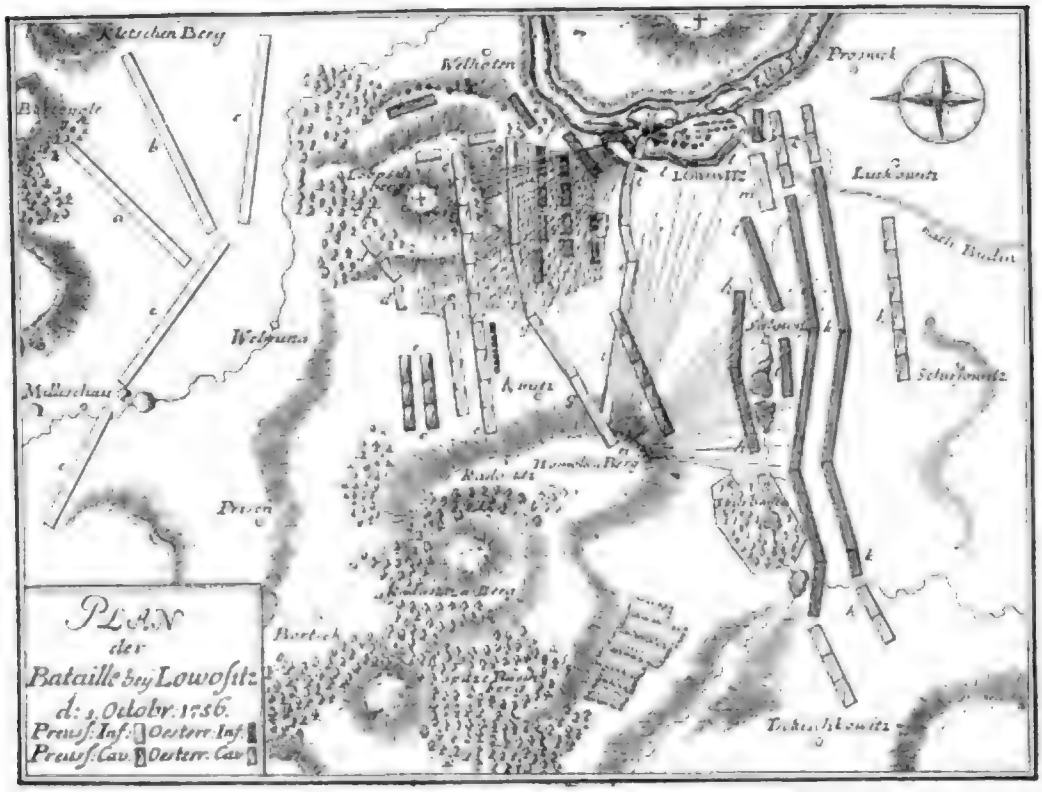
Vielleicht hätte er doch dieſe Tauſende daran gewagt, wenn er gewußt hätte, wie lange die Sachſen ſich in ihrer Stellung halten würden. In der Berechnung dieſer Friſt ſpielte ihm ſeine ſanguiniſche Ader einen Streich. Am 19. September, am Tage, nachdem er ſich entſchloſſen, von dem Angriffe abzuſehen, meinte er, das Lager ſei höchſtens noch acht Tage zu halten. Dann konnte er immer noch ſeinen urſprünglichen Plan durchführen und die Winterquartiere in Böhmen beziehen. Schon frohlockte er bei den Nachrichten von dem im ſächſiſchen Lager eintretenden Mangel: „Die Sachſen fangen an zu pfeifen." Aber die Sachſen hielten ſich bis zum 14. Oktober.

Wenige Tage nachdem jene nach Friedrichs Anſicht weitgeſteckte Friſt bis zum 25. September abgelaufen war, wurde ihm ein zweiter Strich durch die Rechnung gemacht. Die Öſterreicher rückten eilends heran, und nun war der blutige Waffengang, den er mit den Sachſen vermieden hatte, gegen die Öſterreicher nötig. Schon am 13. September hatte Prinz Ferdinand von Braunſchweig mit einem Teile des vom König befehligten Heeres bei Peterswalde die böhmiſche Grenze überſchritten, von Friedrich angeſpornt mit den Worten: „Rechte Wachſamkeit, gute Laune und Vorſicht, und wir jagen den Teufel aus der Hölle, wenn es dort einen ſolchen giebt." Im Glatzer Bergland tat Graf Schwerin wenige Tage darauf denſelben Schritt. Ihm gegenüber hatte der Fürſt Piccolomini bei Olmütz 22 606 Mann ſtehen, während Feldmarſchall Browne im Lager von Kolin Ende Auguſt 32 465 Mann vereinigt hatte. Browne, von mutigem Geiſte beſeelt, hörte nicht auf des jetzt auch ins öſterreichiſche Lager eingeſchwenkten Marſchalls Belle-Isle Ratſchlag, einer Schlacht aus dem Wege zu gehen, ſondern erbot ſich bereits am 10. September, den Sachſen zu Hilfe zu kommen. Maria Thereſia, die damals ihrem letzten Wochenbette entgegenſah — noch im Jahre vorher war ihre Tochter Marie Antoinette geboren —, ſtimmte ihm freudig bei und ermächtigte ihn ausdrücklich zu einer Schlacht. Bei dem damals noch überaus mangelhaft entwickelten Erkundungsweſen wußte man im Hauptquartier Friedrichs noch am 24. nichts über das Herannahen Brownes. Nur die Vorhut unter dem Grafen Wied-Runkel ſtehe bei Loboſitz, hieß es. Feldmarſchall Keith, der inzwiſchen für Ferdinand von Braunſchweig den Befehl über die in Böhmen eingerückten preußiſchen Truppen übernommen hatte, ſchlug vor, dem Feinde in der Ebene der Eger den Weg zu verlegen. Friedrich ſtimmte bei, wollte jedoch die dazu erforderlichen Bewegungen ſelbſt leiten und eilte daher am 27. von Pirna nach Auſſig, wo Keith ſtand. Am 28. traf er dort ein und gleichzeitig erhielt er Kunde vom Anmarſch Brownes. Nun bekam der ganze in Böhmen zur Verfügung ſtehende preußiſche Truppenkörper Befehl zum Marſch auf Loboſitz über Wellemin. Im Namen dieſes Ortes fand der König den ſeiner Schweſter Wilhelmine wieder und begrüßte dies launig als günſtiges Vorzeichen für das Gelingen ſeines Planes, Brownes Vorſtoß nach Sachſen zuvorzukommen. Eher als er wohl gedacht hatte, traf er mit dem Gegner zuſammen. Schon am 1. Oktober fand die Schlacht bei Loboſitz (Bild 138) ſtatt.

Die Schlachten Friedrichs können wir uns meiſtens mit großer Klarheit vergegenwärtigen:

denn das Quellenmaterial iſt in der Regel überaus reich, und neben der Fülle ausführlicher allgemeiner Darſtellungen liegen über faſt ſämtliche Schlachten mehrere Einzelunterſuchungen vor. Dieſe Tatſache macht dieſe Schlachten uns noch heute ſo intereſſant. Geſteigert wird dies Intereſſe dadurch, daß Friedrichs Perſönlichkeit dabei beteiligt iſt. Der Tag von Lobositz iſt nun weder durch die Größe des Kampfes noch durch die entſcheidende Überlegenheit einer Partei beſonders bemerkenswert. Es gibt Fachmänner, die dem Kampfe bei Lobositz den Charakter einer Schlacht abſprechen wollen, vielmehr darin nur ein Treffen erblicken, obwohl man doch mit ebenſo gutem Grunde hier von einer Schlacht reden kann, wie bei dem Mollwitzer Tage. Es gibt auch Fachmänner, die Friedrich den Sieg abſprechen, obwohl er ihm zweifellos zugefallen iſt. Das Bemerkenswerte liegt aber bei der Schlacht von Lobositz weniger in dieſen Punkten als, ähnlich wie in der Schlacht bei Spichern am 6. Auguſt 1870, vielmehr in der Bravour und Selbſttätigkeit der Einzelnen, die im preußiſchen Heere hervortrat. Es war das ſowohl die Frucht der Schule, die das Heer unter Friedrich durchgemacht hatte, als auch die begeiſternde Wirkung der Perſönlichkeit des Königs. Sie hat ihn davor bewahrt, die erſte Schlacht dieſes Krieges zu verlieren.

Beim Abſtieg vom Gebirge nach Lobositz zu ſah Friedrich am Nachmittag des 30. September das öſterreichiſche Heer vor ſich. Es war dem ſeinigen um 7000 Mann überlegen, verfügte aber über weniger Reiter. Raſch beſetzte er die beiden die Heerſtraße beherrſchenden Baſaltkegel des Lobosch und Homolka, die in der beträchtlichen Höhe von 572 und 420 Metern aus der Ebene emporragten. Die Septembernacht war kühl. Friedrich wärmte ſich am Wachtfeuer, auf einer Trommel ſitzend, ganz wie es im Volksliede heißt. Zuverſichtlich meinte er zum Prinzen von Preußen: „Ich habe ſie in der Taſche.“ Prinz Wilhelm war aber nicht ſo guten Mutes, und als wenn ſeine Beſorgnis den König anſteckte, erwiderte dieſer: „Wir haben die Höhen, und was ſoll ich denn tun? wir können nicht mehr zurück.“ Allerdings, er war zum Angriffe gezwungen, und wenn er geſchlagen wurde, ſo war er ſo gut wie verloren. Die Nachtruhe hielt er in ſeinem Wagen ab, um ihn herum ſchliefen die Prinzen, Generale und Adjutanten auf bloßer Erde. Schon um zwei Uhr morgens ſetzte es Schüſſe vom Lobosch. Friedrich ſprang auf, beruhigte ſich aber in dem Gedanken, daß die „guten Sauerländer“, das Regiment Quadt, den Lobosch hielten. Auf der anderen Seite, dem rechten preußiſchen Flügel, ſtanden hart vor der Front des Regiments Alt-Braunſchweig in einem Dorfe gleichfalls Öſterreicher im Dunkel der Nacht. Noch war man preußiſcherſeits völlig im unklaren darüber, ob Browne mit ganzer Macht oder nur ſeine Nachhut zur Stelle wäre. Morgens um $5^1/_2$ Uhr ritt der König in Begleitung von Feldmarſchall Keith, dem Thronfolger, Ferdinand von Braunſchweig und dem Herzog von Bevern zu den Vorpoſten. Erſt war der Blick frei. Allmählich ſtieg Nebel auf, der Lobositz in einen Schleier hüllte. Trotz des ſich ganz von ſelbſt zwiſchen den ſo nahe gelagerten Truppen entzündenden Kampfes gewann man keine Gewißheit über die Stärke des Gegners. Schon gleich zu Anfang wurde der Generalleutnant v. Kleiſt durch eine Kanonenkugel tödlich am Bein verwundet. Es kennzeichnet den Geiſt des preußiſchen Heeres, daß der General bis zum Schluß der Schlacht auf dem Pferde aushielt. Friedrich neigte zur Annahme, daß er es nur mit der den Abmarſch Brownes deckenden, meiſt aus leichten Truppen gebildeten Nachhut der Öſterreicher zu tun hätte, obwohl auch bereits Geſchütze eingegriffen hatten. Er ſuchte jetzt die Lage durch einen Reiterangriff zu klären, wozu General Kyau den Befehl erhielt. Mit dieſem ritt der greiſe Graf Geßler, der Held von Hohenfriedeberg, die Attacke mit. Als Kyau jedoch in dem Dorfe Sullowitz, in deſſen Nähe er beim Vorrücken mit ſeinen Reitern kam, ſtärkere Maſſen von Fußvolk und Reiterei bemerkte, wurde er ſtutzig und machte Bedenken geltend. Der König war bereits in einem hochgradigen Stadium der Ungeduld, verurſacht durch die ſtundenlange Ungewißheit. So nahm er den Einwand Kyaus ſehr ungnädig auf und befahl dem General, die Kavallerie bei Lobositz, vor dem Sullowitz liegt, unter allen Umſtänden zu verjagen. Die Gardes du Corps, die Gendarmen, die Küraſſiere „Prinz von Preußen“, im zweiten Treffen die Bay-



138. Plan der Schlacht bei Loboſitz

reuther Dragoner ſprengen heran. Geſpannt verfolgt der König ihren Ritt mit ſeinem Fernglas. Der Angriff mißlingt. Immerhin erbeuten die Reiter zwei Standarten, und der Zweck des Rittes war erfüllt: Friedrich war ſich klar geworden, daß er es mit Brownes ganzer Macht zu tun hatte. Nun aber ereignete ſich etwas ganz Unerwartetes. In ſeiner jugendlichen Kampfesluſt hatte Geßler nicht bedacht, daß er als Führer der geſamten Reiterei nicht Stücke der Bravour zu liefern, ſondern die Leitung der Truppen zu übernehmen hatte. Noch war er mit der Ordnung einzelner Truppenteile Ryaus beſchäftigt, da ging plötzlich das ganze Gros der Reiter, das noch nicht ins Gefecht gekommen war, mit elementarer Wucht zum Angriff über. Sie hatten ſtundenlang untätig harren müſſen; jetzt ſahen ſie ihre Kameraden geſchlagen, und waren nicht mehr zu halten. War es ihnen doch auch ſo oft von ihrem Könige eingeſchärft worden, ſich nicht attackieren zu laſſen. Es muß ein grandioſer Anblick geweſen ſein, als dieſe Maſſe von Roſſen, 11 000 an der Zahl, dahinbrauſte über die Loboſitzer Ebene. „Mein Gott, was macht meine Kavallerie!“ rief der König entſetzt. „Sie greift zum zweiten Mal an. Wer hat das befohlen?“ Der Angriff mißlang gleichfalls. Die Ordnung löſte ſich noch mehr, als beim erſten Male. Nur mit Mühe wurden einzelne auf erſchöpften Pferden langſam zurückreitende Nachzügler, unter ihnen der Oberſtleutnant Seydlitz, gerettet. Der Gegner ſchickte ſich jetzt zum Sturme an. Es war die Kriſis der Schlacht. Schon klang der dumpfe Schall der öſterreichiſchen Holztrommeln ins Ohr des Königs, der auf dem Homolka im feindlichen Geſchützfeuer hielt und denen, die ihn aus der Gefahr entfernen wollten, ärgerlich erwiderte: „Ich bin nicht dazu hier, die Kanonen zu meiden.“ Der rechte Flügel, auf dem ſich eben dieſe Reiterkämpfe abgeſpielt hatten, war, entgegen ſeiner urſprünglichen Beſtimmung zum Angriff, in ſeiner Bewegung gehemmt. Es war kaum Ausſicht, daß er den Anſturm der Gegner beſtehen würde. In dieſer Lage dachte der König bereits an den Rückzug, um das ſchlimmſte Unheil abzuwenden. Er übergab den Befehl an Keith, um den Abmarſch einzuleiten.

Da brachte der linke Flügel, den der König nach seiner Taktik dem Feinde hatte verweigern wollen, der also zur Untätigkeit verurteilt worden war, am Lobosch die Entscheidung. Auch dort hatte man sich in einen Kampf verbissen, indem sich in den Weinbergen des Lobosch ein regelrechtes modernes Schützengefecht mit den Panduren entwickelte. Sorgenvoll hatte der König auch diesen Kampf von seinem Standpunkt auf dem rechten Flügel auf dem Homolka verfolgt. Später bekannte er, daß ihm fast schwindlig dabei geworden wäre. Aber seine Angabe, daß er die für die Leitung einer Schlacht so unbedingt erforderliche Ruhe bewahrt habe, wird von anderer glaubwürdiger Seite ausdrücklich bestätigt. Bisher hatte sich der auf dem linken Flügel befehligende Herzog von Bevern lediglich auf die Verteidigung beschränkt. Da brechen plötzlich einige Bataillone, Beverns eigenes Regiment und das Grenadierbataillon Jung-Billerbeck, weil sie sich verschossen haben, mit gefälltem Bajonett auf den Leib des Gegners, „selbigen den Berg herunter culbutirten und mit dem Bajonet in denen riebben und mit der Kolbe theils hinterher schlagend", wie Bevern in gräßlichem Deutsch, aber nicht ohne Behagen an Schwerin schrieb. Dies sehen, vom rechten Flügel heransprengen und die übrigen Bataillone auffordern, ein Gleiches zu tun, war bei dem Flügeladjutanten v. d. Oelsnitz eins. Das rettete den Tag. Der linke Flügel gewann die Oberhand. Feldmarschall Keith kam jetzt herangesprengt und übernahm hier den Befehl. In erbittertem Häuserkampfe eroberten Beverns Bataillone Lobositz. Unterdessen ritt der König zum Homolka zurück und traf der veränderten Lage entsprechende Anordnungen. Um 3 Uhr war die Schlacht zu Ende. Ein Gewitter löste den Kanonendonner ab. Die Preußen lagerten auf dem gewonnenen Felde. In den ersten Morgenstunden des 2. Oktober trat Browne, der bereits Deckung hinter einem Flüßchen gesucht hatte, den Rückzug in das Innere Böhmens an. Beide Teile hatten fast genau dieselben Verluste: Die Preußen 2873, die Österreicher 2863 Mann. Voller Stolz schrieb der König an Schwerin von seinen Truppen: „Seitdem ich die Ehre habe, sie zu befehligen, habe ich niemals solche Wunder der Tapferkeit, weder bei der Kavallerie noch bei der Infanterie erlebt." Ähnlich äußerte er sich zu Moritz v. Dessau: „Sie haben geglaubet, Sie kennten meine Armee; aber nach der gestrigen Probe können Sie glauben, daß nichts mehr in der Welt ihr unmöglich ist." Unter den verwundeten Österreichern befand sich auch der Führer des rechten Flügels, Oberst Lacy. Der tapfere Feldmarschall Browne hatte zwei Pferde unter dem Leibe verloren.

Wenn aber auch der taktische Erfolg von Lobositz auf Seiten Friedrichs war, so hat der Tag den Österreichern doch keinen strategischen Nachteil gebracht. Friedrich selbst nach seiner ganzen Art war geneigt, die Bedeutung des Erfolges zu hoch anzuschlagen. „Nun muß der Matz kapitulieren," schrieb er. „Ich denke, daß ich die Sachsen in Lobositz werde gekriegt haben." Bis dahin hatte es aber noch einige Wege. In der Umgebung des Königs, die immer kritisch gestimmt war, wenn sie von seinen Brüdern beeinflußt wurde, beurteilte man die Sachlage richtiger. „Eine Schlacht, die uns keinen reellen Nutzen, wohl aber einen großen Verlust an braven Leuten gebracht hat," hieß es von Lobositz im preußischen Lager, und später konnte sich auch Friedrich dieser Einsicht nicht verschließen. Schon jetzt hielt er es nicht für ratsam, das Heer in Böhmen zu verlassen. Er schwächte sogar noch das Belagerungskorps vor Pirna um vier Bataillone. Da hörte er plötzlich von dem Marsch eines österreichischen Korps auf dem rechten Elbufer zum Entsatze der sächsischen Armee und erteilte nun sofort Befehl zur Rückkehr der Bataillone. „Ich kann nicht begreifen, wo die Leute herkommen," schrieb er an Winterfeldt, „ich gestehe, daß mir das Herz sehr benauet ist." Gegen Fürst Moritz v. Dessau aber ließ er sich aus: „Ich wollte, wir wären um vier Tage älter." Am 11. traf das Entsatzkorps der Österreicher (8000 Mann) bei Schandau ein. Die Sache hätte schlimm werden können, wenn nicht Winterfeldts Aufmerksamkeit und Tatkraft den Ausbruch der Sachsen und deren Vereinigung mit dem inzwischen auch herbeigeeilten Browne verhindert hätte. Auch Friedrich verließ das Heer in Böhmen, indem er dort den Oberbefehl wieder in Keiths Hände legte, und traf gerade ein, als die Sachsen sich am Nachmittage des 14. zur Kapitulation entschlossen. „Alles war zu Ende," meldete er

Keith, „ich habe nur noch die letzten Seufzer der sächsischen Artillerie gehört.“ Am 15. Oktober erfolgte die Übergabe des schwergeprüften Heeres auf Gnade und Ungnade. Die Truppen waren fast verhungert. Sie hatten sich zum Teil mit Krautstrünken und Kürbisranken, ja sogar mit gekochtem, durch Schießpulver gewürztem Puder nähren müssen, während sich's König August mit seinem Minister an sicherer Stelle auf dem Königstein äußerst wohl sein ließ. Winterfeldt und der Oberbefehlshaber der sächsischen Truppen, Rutowski, entwarfen die Artikel der Kapitulation. Als die Bedingung gestellt wurde, die Truppen sollten nicht gezwungen werden, in preußischen Kriegsdienst zu treten, lehnte Friedrich das hart ab: „Darein hat niemand sich zu mischen; man wird keinen General nötigen, wider seinen Willen zu dienen, das genügt.“

Er hielt also fest an dem Gedanken, die sächsischen Truppen in sein Heer einzuverleiben und durch Eidesleistung an sich zu ketten. Grundsätzlich war diese Erzwingung des Eides allerdings nichts Neues. Friedrich hatte diesen Brauch schon von seinem Vater überkommen, der den Eid der geworbenen Ausländer häufig erpreßte. Aber in dieser Ausdehnung und Allgemeinheit, wie König Friedrich jetzt den Brauch anwenden wollte, war der Vorgang ganz unerhört und nur durch die völlige Geringachtung der sittlichen Faktoren beim gemeinen Manne zu erklären. Bei König Friedrich Wilhelm war es mehr Naivität, die den Eid erzwang. Bei König Friedrich kann das nicht gesagt werden. Der Vorgang war um so unnatürlicher, als das sächsische Heer eine ganz ausgezeichnete, fast nur aus Landeskindern bestehende Truppe war. In den schrecklichen Hungerwochen von Pirna hatte sie nicht mehr als hundert Mann durch Fahnenflucht verloren, ein in der damaligen Zeit fast beispielloser Fall. Ist es wahr, daß der Fürst Moritz v. Dessau die Ansicht geltend gemacht hat, die evangelischen Sachsen würden lieber dem glaubensverwandten Friedrich als ihrem katholischen Landesherrn dienen, so hätte diese Treue in der Not dem König doch wohl an der Richtigkeit dieser Behauptung Zweifel erwecken können. Die Persönlichkeit des Landesfürsten fällt wenig ins Gewicht, wenn es sich um das Gefühl der Anhänglichkeit an das angestammte Haus handelt. Das ist ein Unwägbares, daß hier wieder einmal deutlich zu Tage tritt, wo der Landesfürst es fertig brachte, seiner schmählichen Haltung während der Pirnaer Tage noch dadurch die Krone aufzusetzen, daß er nach der Kapitulation sich nach Warschau zurückzog und dort während des ganzen Krieges in Untätigkeit verharrte, während sein Land eine Leidenszeit ohne Gleichen durchmachte. Es konnte nicht ausbleiben, daß die zwangsweise Einverleibung der Sachsen in das preußische Heer zu verhängnisvollen Folgen führte. Nur in einem Punkte hat Friedrich sein Verfahren später beklagt; er fand es unrichtig, daß er die Regimentsverbände der Sachsen bestehen gelassen und die Gefangenen nicht lieber unter seine alten Truppen verteilt habe.

Durch die Kapitulation von Pirna war Friedrich der Herr Sachsens. Das preußische Heer gab seiner Freude über dies Ereignis im Liede Ausdruck:

Matz Pump von Dresen,
Ach wärst gewesen
Nicht mit im Bunde,
So wärst in Schaden
Nicht so geraten.

Sein ursprüngliches Vorhaben, die Winterquartiere in Böhmen aufzuschlagen, ließ Friedrich jetzt indes fallen. Dazu glaubte er noch eines Sieges über Browne zu bedürfen, „was Vorbereitungen erfordert, die uns bis zum 20. November in die schon zu rauhe und für die Truppen ungesunde Jahreszeit hinziehen würden“. Das war sehr mißlich für Friedrichs Sache. Eine wuchtige Niederlage Brownes hätte entmutigenden Eindruck bei seinen Gegnern gemacht. So wuchs diesen der Mut außerordentlich und Friedrichs Ruhm schien zu welken. Man verlor die Furcht vor ihm. Dies begriff Friedrich selbst sehr bald. Aber er hatte seine Kraft noch nicht voll eingesetzt und konnte selbstbewußt an Markgräfin

139. Denkmünze auf die Schlacht bei Lobositz

Wilhelmine schreiben: „Ihr werdet diesen Winter hören, daß ich verloren bin. Man wird den Preußen die Leichenrede halten und die Grabschrift setzen, aber im Frühjahr werden sie auferstehen."

Im übrigen fühlte der König doch das Bedürfnis, durch übertriebene Berichte von der Größe seines Erfolges bei Lobositz die öffentliche Meinung zu seinen Gunsten zu beeinflussen. An einigen Stellen gelang ihm das auch. So schlug man in Kopenhagen den Sieg als außerordentlichen Erfolg der evangelischen Sache an und, was noch schwerer wog, in England begrüßte man ihn mit heller Begeisterung. Noch mehr moralischen Eindruck machte die Rechtfertigungsschrift, die Friedrich auf Grund der mit Beschlag belegten sächsischen Papiere erscheinen ließ. Er benutzte dazu die gewandte Feder Ewald Friedrichs v. Hertzberg, der mit außerordentlicher Schnelligkeit die Akten zu dem berühmt gewordenen Mémoire raisonné verarbeitete. Ranke hat die Schrift eines „der merkwürdigsten Manifeste aller Zeiten" genannt. König Friedrich fand an der Form viel auszusetzen. Das tatsächliche Material indes, das der Welt geboten wurde, konnte nicht seinen Eindruck verfehlen. Ein dänischer Staatsmann rief beim Lesen der Schrift aus: „Mein Gott, in welchem Jahrhundert leben wir? Was für Intrigen!" Wie Benedetti 1870 Bismarcks Veröffentlichung über die französischen Absichten auf Belgien ableugnete, so suchte Graf Brühl die belastenden Aktenstücke als gefälscht zu bezeichnen. Selbst in Warschau lachte man darüber. Zahllose Übersetzungen der Rechtfertigungsschrift erschienen. Sie hat der Sache Friedrichs ganz außerordentlich genützt.

Das große Ergebnis des „Prävenire" aber war die Mattsetzung Sachsens. Dadurch hatte der König eine günstige Operationsbasis gewonnen, einen Gegner weniger, eine ergiebige Geldquelle und ein mächtiges Vorratsmagazin.

2. Das Jahr 1757.

Herr in Sachsen, war König Friedrich rastlos tätig, um diesen Vorteil zur Herbeiführung des Friedens zu benutzen. Sowohl Holland als Frankreich suchte er zur Vermittelung eines solchen zu gewinnen, indem er beiden Teilen erklärte, daß er auf jegliche Landabtretung verzichte. An Holland ging das Gesuch schon am 6. Oktober, also wenige Tage nach Lobositz, ab. Es blieb ohne Erfolg, und Friedrich machte infolgedessen seinem Zorn über das Phlegma der Holländer, die ihrer großen Zeit nicht im geringsten mehr eingedenk wären, herzhaft Luft.

Wenige Tage später, noch ehe sein Gesuch im Haag eingetroffen war, ging das für Paris bestimmte ab. Er ahnte nicht, wie weit Frankreich den Österreichern bereits entgegengekommen war, setzte vielmehr auf die rasch verfliegende erste Erregung der Franzosen große Hoffnungen und machte ihnen im Anschluß an den defensiven Charakter des Bündnisses vom 1. Mai klar, daß Preußen nicht der Angreifer sei. Sein Verhalten gegen das Frankreich verwandte Sachsen konnte er schlagend durch ein Beispiel aus der französischen Geschichte rechtfertigen. Ludwig XIV. hatte sich seinerzeit den Weg zu den habsburgischen

Erblanden durch die Überrumpelung Piemonts erſchloſſen. Damals war zudem auch der Herzog von Savoyen wie jetzt der Kurfürſt von Sachſen Schwiegervater des Dauphins. Die berühmt gewordene Nutzanwendung, die Friedrich aus der zweiten Analogie zog, lautete: Große Herren haben keine Verwandte, und wenn man ſeinen Feinden zuvorkommen muß, können die Stammbäume nicht zu Rate gezogen werden.

Jedoch auch in Frankreich blieben Friedrichs Verſuche, den Frieden zu erreichen, ohne Erfolg. Freilich ſchlug die klaſſiſche Beweisführung, daß verwandtſchaftliche Motive in der Politik nicht mitſprechen dürfen, für diesmal einigermaßen durch. Die Dauphine verſuchte vergeblich, durch ihre Tränen König Ludwigs Herz für ihren Vater, König Auguſt III., zu erweichen. Das ſchwächliche Verhalten des König-Kurfürſten hatte einen zu ſchlechten Eindruck gemacht. Außerdem wirkte auch in Frankreich Hertzbergs Rechtfertigungsſchrift und die darin enthaltenen Aktenſtücke über Brühls Politik. Aber es gab ja kein Rückwärts mehr für Frankreich nach ſeinen ſchon vor Friedrichs Schilderhebung gemachten Zugeſtändniſſen. Jetzt löſte ſich auch endlich bei dem ſenſitiven König Ludwig die wahre Stimmung aus, unter deren Druck er ſchon lange geſtanden haben mag. Er ſprach es offen aus, daß er den Krieg gegen Friedrich wünſche, um als Anwalt der katholiſchen Religion aufzutreten. Am 19. Oktober 1756, zu einer Stunde, wo die Nachricht von Lobositz gerade eingetroffen ſein dürfte, unterzeichnete er ein für einen ſeiner Vertreter in Wien beſtimmtes Schriftſtück, in dem es heißt: „Der König ſeufzte ſeit lange, daß die Vorurteile der Politik ſich der Aufrichtung eines Syſtems entgegenſtellten, das ſeinem Herzen genugtat, und das ihm geeigneter erſchien als irgend ein anderes, die wahre Religion und den allgemeinen Frieden aufrecht zu erhalten.“ Er nannte jetzt den König von Preußen eine Gottesgeißel und den Raſendſten der Raſenden.

Vereint mit dieſen religiöſen Stimmungen des Königs drängten die realen Intereſſen Frankreichs zum Abſchluß mit Öſterreich. Durch das Anerbieten der Niederlande war die Kugel ins Rollen gekommen. Seit Lobositz bemächtigte ſich der Franzoſen die Beſorgnis, daß Öſterreich Schleſien allein gewinnen könnte, ehe die Abtretung der Niederlande endgültig fixiert war, und dann hätte Frankreich das Nachſehen gehabt. Deswegen ſetzte Frankreich alles daran, über die Einzelheiten des neuen Bündniſſes mit Öſterreich ins Reine zu kommen. Die Verſtändigung über die erforderlichen Heeresoperationen machte allerdings viel Schwierigkeiten. Schließlich entſchloß man ſich öſterreichiſcherſeits zu einem Einmarſch in Sachſen, um den Franzoſen ein Unternehmen auf Magdeburg zu erleichtern. Es war am 28. Februar, als dies dem franzöſiſchen Vertreter, Marſchall d'Eſtrees, auf der Hofburg zu Wien eröffnet wurde. Am 1. Mai 1757, am Jahrestage des erſten Vertrages, iſt dann das zweite Verſailler Bündnis unterzeichnet worden.

Frankreich übernahm es darin, ein Heer von 105 000 Mann franzöſiſcher oder in franzöſiſchen Sold genommener Truppen ins Feld zu führen, außerdem 10 000 Württemberger und Bayern auszurüſten und zum Heere Öſterreichs ſtoßen zu laſſen, ſowie ferner vom 1. März 1757 ab jährlich zwölf Millionen Gulden Hilfsgelder nach Wien zu zahlen. Dafür ſollte ihm eine Reihe der wichtigſten Plätze der öſterreichiſchen Niederlande, vor allem die beiden Seehäfen an der belgiſchen Küſte, Nieuport und Oſtende, bei dem Friedensſchluſſe mit Preußen zufallen. Den Reſt Belgiens nebſt Luxemburg ſollte der Schwiegerſohn König Ludwigs, der Infant von Spanien, erhalten, wofür dem Erzhauſe die italieniſchen Beſitzungen des Infanten, Parma, Piacenza und Guaſtalla, zugeſprochen wurden. Die Waffen ſollten nicht eher ruhen und Frankreich nicht eher ſeine Subſidienzahlung einſtellen, als bis dem Könige von Preußen Schleſien und Glatz, das Fürſtentum Kroſſen, das Herzogtum Magdeburg, das Fürſtentum Halberſtadt, ſein Anteil an Vorpommern, das Oberquartier Geldern, ſeine kleviſchen Beſitzungen genommen wären. Alle dieſe Länder ſollten unter Öſterreich, Sachſen, Schweden, Bayern und gegebenenfalls unter die Generalſtaaten verteilt werden. Fürwahr, die Jäger träumten von großer Jagdbeute. Nur war das edle Wild, dem ſie nachſtellten, nicht ſo leicht zu fangen.

Kaunitz hegte noch weitergehende Pläne, die er den Franzosen nicht verriet. Er gedachte dem Könige auch Ostpreußen zu nehmen und an die Polen auszuliefern, die dafür Kurland und Semgallen an Rußland abtreten sollten. So hatte es ja einst Elisabeth verlangt. Maria Theresia trat dabei noch mit besonderen Familienwünschen hervor, indem sie für ihren zweiten Sohn, Erzherzog Karl, die Würde eines Herzogs von Preußen begehrte. Doch da winkte ihr getreuer Esterhazy ab. Der war inzwischen ebenso glücklich wie Starhemberg gewesen, indem er am 2. Februar 1757 den endgültigen Vertrag zwischen den beiden Kaiserinnen trotz der Gegenarbeit Bestuschews zustande brachte. Danach verpflichteten sich Rußland und Österreich für die ganze Dauer des Krieges je 80000 Mann regulärer Truppen zu stellen — die leichten Scharen, über die sie verfügten und die Friedrich mit Recht als ihre gefährlichste Waffe betrachtete, waren also gar nicht einbegriffen —. Außerdem übernahm es Rußland, fünfzehn bis zwanzig Schlachtschiffe und mindestens vierzig Galeeren in See gehen zu lassen. Die Zarin begnügte sich dafür jährlich eine Million Rubel zu erhalten. Esterhazy hatte Vollmacht gehabt, drei Millionen zu bewilligen; durch die französischen Hilfsgelder war Österreich ja in der Lage, reichlich zu zahlen. Friedrich seinerseits hatte einen Augenblick sogar gehofft, Rußland zur Friedensvermittelung zu bestimmen, als der Glaube in ihm erweckt wurde, daß das englische Geld dort wieder obsiegte. Er merkte aber bald, wie mächtig das österreichische Geld dort „operierte“, und ließ daher alle dahingehenden Hoffnungen fahren.

Sehr schnell gelang es, Schweden zum Beitritt in die Koalition zu bestimmen. Königin Ulrike hatte in ihrer leidenschaftlichen Art, allen Warnungen ihres Bruders zum Trotz, einen Staatsstreich versucht, dessen Mißlingen zur Hinrichtung ihrer Vertrauten, Graf Brahe und Graf Horn, auf einstimmigen Beschluß des Reichstages und zu einer demütigenden Verwarnung des Königs und der Königin führte, und dadurch dem Anschluß Schwedens an das europäische Bündnis gegen ihren Bruder die Wege geebnet. Konnte es doch nicht ausbleiben, daß man in Schweden König Friedrich als Mitschuldigen seiner Schwester hinstellte. Von den beiden Parteien im Lande war die eine von Frankreich abhängig, die andere von Rußland; die Königin war ohne Einfluß. Mit zwingender Logik mußte Schweden so in die Koalition hineingetrieben werden, zumal da Frankreich Subsidien bewilligte und Landgewinn lockte. Am 21. März 1757 versprach Schweden für die Wiederherstellung des Friedens im Römischen Reich einzutreten. Bald darauf faßte der Senat einstimmig den Beschluß, mit 20000 Mann am Kriege teilzunehmen.

Der Ring der Gegner begann sich zu schließen. Das Kesseltreiben sollte jetzt beginnen. Durch den Beitritt Schwedens, der evangelischen Vormacht im Dreißigjährigen Kriege, war der Koalition der Charakter eines Unternehmens gegen den Protestantismus etwas genommen. Die Gruppierung der deutschen Reichsstände trug jedoch wieder einen schroff konfessionellen Charakter. Alles was katholisch war, schloß sich an Österreich an, die Mehrzahl der evangelischen Staaten dagegen stellte sich auf Preußens und Englands Seite. Hessen-Kassel, Bückeburg, Gotha und Wolfenbüttel traten in ein Subsidienverhältnis zu England. Auch der katholische Fürst, auf dessen Unterstützung König Friedrich mit einiger Sicherheit gerechnet hatte, der lebenslustige Erzbischof Klemens August von Köln, der zugleich im Herzogtum Westfalen, in den Stiftern Münster, Osnabrück, Paderborn und Hildesheim gebot, entdeckte noch im rechten Moment sein katholisches Herz. Friedrich hatte gehofft, den stets in Geldnöten steckenden geistlichen Herrn, der im schönen Schlosse Brühl, einem Seitenstücke zu Friedrichs Rokokobauten, ungezählte Summen für prunkende Hofhaltung ausgab, durch englisches Gold zu gewinnen und dadurch für Hannover eine treffliche Deckung zu erhalten. Er hoffte es umsomehr, als eine Verstimmung zwischen Klemens August und Versailles bestand. Indes Klemens August, nach jahrhundertjähriger kurkölnischer Tradition ein bayerischer Herzog, söhnte sich mit Frankreich wieder aus und bekundete aufrichtige Freude bei dem Gedanken, daß die Ausrottung der Protestanten nahe bevorstünde.

Vielleicht noch stärker als bei den Feinden Friedrichs machten sich bei Abschluß des

Verſailler Bündniſſes konfeſſionelle Gefühle bei den Proteſtanten geltend. Schon ohnehin beſtanden bei dieſen ſtets Befürchtungen, daß die katholiſche Mehrheit im Reiche ihre Macht zur Unterdrückung des evangeliſchen Glaubens mißbrauchen würde. Dieſe Furcht ſteigerte ſich jetzt. Valory berichtete ſchon vor dem Abſchluß des Offenſivbündniſſes: „Man behauptet, daß jetzt nach dem Umſturze des alten Syſtems der Wiener Hof ſich für berufen halte, ſeine alte Politik wieder aufzunehmen, Deutſchland und die proteſtantiſche Religion niederzuwerfen.“ Ebenſo äußerten der König von Dänemark und ſeine Miniſter bereits im Juni 1756 die Beſorgnis, daß der nächſte Kampf in Deutſchland zum Religionskriege ausarten würde. König Georg von England ſprach in ſeiner Thronrede von den Gefahren, die dem Proteſtantismus drohten. Es war natürlich, daß König Friedrich dieſe Stimmung in Europa für ſich benutzte. Als einem Schüler Voltaires und als ausgeſprochenem Freigeiſt lag ihm freilich perſönlich wenig an den evangeliſchen Dogmen und den Einrichtungen der proteſtantiſchen Kirchen. Er war ſich aber ganz klar darüber, daß ſeine Niederlage den Untergang der Evangeliſchen bedeutete, und daß es daher in ſeinem Intereſſe für ihn geboten war, als Schutzherr des Proteſtantismus aufzutreten. Zuweilen brach dies proteſtantiſche Gefühl bei ihm ſehr ſtark durch. Welch ein kategoriſches Dementi hatte er im Vorjahre den Gerüchten entgegenſtellen laſſen, die von einem Religionswechſel der Markgräfin von Bayreuth ſprachen! Seine diplomatiſchen Vertreter wurden damals angewieſen, den „ſchändlichen und lügenhaften“ Gerüchten mit der größten Schonungsloſigkeit entgegenzutreten, „und nötigenfalls dabei zu äußern, wie in der preußiſchen Familie noch kein dergleichen Exempel wäre, auch hoffentlich keines geſchehen würde“. In den Wochen nach Loboſitz ſetzte der König bei dem engliſchen Geſandten die religiös-politiſche Seite der Weltlage ins rechte Licht: „Es ſcheint mir, daß in dem gegenwärtigen Augenblick jeder Wohlgeſinnte jedes perſönliche Intereſſe hintanſtellen muß, um nur an eine Sache zu denken, hinter der alle anderen zurücktreten müſſen, an die Aufrechterhaltung der evangeliſchen Sache und der Freiheit Europas.“ Ganz unwillkürlich verknüpfte er die politiſche Seite des beginnenden Kampfes mit der religiöſen, indem er darin die Fortſetzung des Schmalkaldiſchen und des Dreißigjährigen Krieges wider den „Despotismus der Ferdinande“ erblickte.

Die konfeſſionelle Färbung der Zeitſtrömung trat beſonders in den Verhandlungen des Regensburger Reichstages hervor. Da wurde dem Könige von Preußen von einer erdrückenden Mehrheit auf Veranlaſſung des Kaiſers das Verdikt geſprochen. Man erhob gegen ihn Anklage wegen Landfriedensbruches. Zwar hatte Friedrich dort in Regensburg einen Vertreter von hervorragender Tüchtigkeit, den Freiherrn von Plotho (Bild 140), der geradezu den verdienteſten Helfern des Königs beizuzählen iſt. Der parierte die gegen ſeinen Herrn erhobenen Anklagen mit großer Schlagfertigkeit. Er hatte außerdem dasſelbe zu erklären, was der König im Haag und in Paris erklären ließ: „daß die Reſtitution aller ſächſiſchen Lande, ſobald es mit Sicherheit und ohne Gefahr Ihrer (der preußiſchen Majeſtät) eigenen Lande möglich ſei und zu einem ſicheren und dauernden Frieden gelangt werden könne, unverweilt geſchehen ſolle.“ Aber wenn Plotho auch mit Engelszungen hätte reden können, und wenn der König auch noch ſo billige Erklärungen abgegeben hätte, vor dieſem Forum war er gerichtet. Im Kurfürſtenkollegium ſtimmte nur Hannover gegen die beantragte Reichsexekution. Im Fürſtenrat ſtimmten von 86 Stimmen nur 26 ausſchließlich proteſtantiſche für Preußen. Auch eine Reihe proteſtantiſcher Stände entſchied ſich gegen Friedrich, ſo Mecklenburg-Schwerin, Heſſen-Darmſtadt, Holſtein-Gottorp, ſelbſt Friedrichs Schwager, der Markgraf von Ansbach. Ebenſo erklärten ſich die Städte für die Mehrheit. So kam am 29. Januar 1757, von Glaubenshaß und Schwäche diktiert, der Reichsſchluß zuſtande, der über den friedensbrecheriſchen König von Preußen die Reichsexekution verhängte. Der Kaiſer beſtimmte dabei, daß auch die Minderheit gehalten wäre, ſich an der Vollſtreckung der Reichsexekution zu beteiligen.

„Ich ſpotte des Reichstages und aller ſeiner Beſchlüſſe,“ rief Friedrich, als er die Kunde von den Abſtimmungen empfing. „Man wird im kommenden Frühjahr Preußens

140. Erich Christoph Freiherr von Plotho
Nach einem Gemälde von Pesne, gestochen von J. C. Nilson.

Kraft kennen lernen." Voller Ironie sah er dem Augenblick entgegen, wo die Reichsarmee aufgestellt sein würde, und meinte schon im Februar in einem Briefe an seinen Bayreuther Schwager: „Man wird dieses von Nürnberg kommende Heer behandeln wie das, was die Deutschen Pfirsenberger Waare nennen." Seinem Knabacher Schwager aber, der sich seinen Feinden angeschlossen hatte, verkündigte er drohend: „Ihr stellt mich nicht ungestraft beleidigt haben, und wenn Gott mich am Leben läßt, werdet Ihr Eure Grimmahgabe noch bereuen." In seinen Briefen an Wilhelmine übte er vorzugsweise seinen Witz über die eigenartige Fügung, daß er sich „in seinem Alter mit vier rasenden Weibern schlagen müsse, die mit den Los des Orpheus bereiten wollen". Orpheus wurde bekanntlich von Mänaden in Thracien bei einem wilden Festgelage in Stücke gerissen. Das Festgelage war jetzt der Siebenjährige Krieg, und Friedrichs Seelenkämpfe traten an die Stelle des allbezwingenden orphischen Gesanges. Klingen. Aber die Grimmen haben ihn nicht übermocht. Ihm ist es gelungen, was er sich zum Ziele setzte, jene vier Damen (Maria Theresia, die Zarin, die Pompadour und die Königin von Sachsen) — man könnte auch noch eine fünfte anführen, die Dauphine — zu zwingen, bei Schmerz sollen zu lassen und zum Spinnrocken zurückzukehren.

Immer mehr erfüllte er sich mit dem Willen, im kommenden Jahre seine ganze Kraft einzusetzen. Wie einst vor Hohenfriedberg wuchs die Entschlossenheit und die Zuversicht von Tag zu Tage. Wohl schienen auch seiner beherzten Seele zuweilen die Aussichten bedenklich. Von Rußland hatte er bisher immer angenommen, daß es höchstens 30 000 Mann ins Feld stellen würde. Als er jedoch im Dezember erfuhr, daß die Zarin 80 000 Mann regulärer Truppen marschieren lassen würde, da schrieb er doch an Winterfeldt: „Jetzunder fangt es an wütter auszusehen wie noch niemalen." Einen Trost gewährte ihm dabei der schlechte Gesundheitszustand der Zarin: „Die Kaiserin ist gefährlich krank und stirbt der Drache, so stirbt das Gift mit ihm." Er nahm sich vor, im kommenden Jahre „das Unmögliche möglich zu machen", wie er gegen Balory äußerte, als ihm klar wurde, daß auf Verminderung französischerseits nicht zu rechnen war. Seitdem der französische Hof die allerdings formell nicht zu begründende Festnahme seines Gesandten an dem sächsischen Hofe, des Grafen Broglie, der vor Pirna den Einfall ins sächsische Lager zu erregen gesucht hatte, zum Anlaß genommen hatte, um die diplomatischen Beziehungen zu Preußen abzubrechen und Balory heimzuberufen, wußte der König, woran er mit Frankreich war. Dort erhitzten sich bereits auch die Volksmassen gegen Friedrich, sodaß König Ludwig gewissermaßen auch durch die populären Strömungen in seinen Lande zu seiner Politik gedrängt wurde. Würden doch auf den Straßen von Paris, zu einer Zeit, wo der preußische Gesandte noch dort weilte, Schmähgedichte auf Friedrich gesungen und verkauft. Als der Herzog von Pitaly-Zweibrücken, der auch im Gegenlager stand, sich im Dezember erbot, Friedrichs Sache

Digitized by Google

am Verſailler Hofe zu führen, ließ Friedrich kurz ſagen: „Muß nur geantwortet werden, daß, da einmal die Sachen ſo weit gekommen wären, ſo wäre an keine Negociation zu gedenken, und müßte der Degen das übrige decidiren.“ Über die erbitterte Stimmung in Frankreich gab er ſich jetzt keinen Täuſchungen mehr hin, wie ſeine Äußerung gegen Winterfeldt beweiſt: „Die Leute ſeind mir ſo böſe, ſie möchten mir zerreiſſen.“ Er hielt es für unter ſeiner Würde, aus Anlaß der Errettung Ludwigs vor dem verbrecheriſchen Anſchlage Damiens' auf deſſen Leben (5. Januar 1757), dem franzöſiſchen Könige, wie Eichel riet, einen Glückwunſch auszuſprechen. Es will dieſe Zurückhaltung noch unter einem beſonderen Geſichtspunkte gewürdigt werden, inſofern, als die Solidarität der Fürſten damals noch enger war als heute, und als König Friedrich in dem Gefühle der Legitimität des Fürſtentums vor einem Anſchlag auf das Leben eines gekrönten Hauptes wie vor einem vollkommenen Rätſel ſtand. Nur einen Augenblick faßte Friedrich damals Hoffnung, daß, wie einſt bei der Erkrankung Ludwigs im Jahre 1744 die Chateauroux von der Seite des allerchriſtlichſten Königs hatte weichen müſſen, jetzt auch die Pompadour geſtürzt werden würde, da Ludwig wieder von der göttlichen Hand heimgeſucht worden war. Aber die Marquiſe war zu feſt in der Gunſt, als daß irgend welcher geiſtlicher Rat diesmal etwas vermocht hätte. Den Verwandten, Freunden und Helfern ſuchte der König ebenſo wie ſich ſelbſt auf alle Weiſe Mut zu machen. In einem Schreiben an die Königin Ulrike ſuchte er gleichſam wie zum Troſt hiſtoriſche Parallelen hervor und verglich ſeine Rolle mit der Karls XII. im Anfange ſeiner Regierung, als drei Mächte ſich zu ſeinem Untergange verſchworen hatten, oder noch mehr mit der der Republik Venedig im Kampfe gegen die Liga von Kambrai (1508—1510), wo der Papſt, der deutſche Kaiſer und der König von Frankreich ſich vergebens bemühten, die mächtige Lagunenſtadt zu bezwingen. „Aber wir haben noch nichts getan. Im nächſten Jahre wird ſich Deutſchlands Los und das meinige entſcheiden. Ich werde mein beſtes tun, um mich zu behaupten.“ „Fürchtet nichts für uns! Wenn es dem Himmel gefällt, wird unſer Haus ſich behaupten, wie die alten Eichen, die dem Wetter und Blitzſtrahl trotzen.“ An Wilhelmine ſchrieb er: „Fürchtet nichts für mich, liebe Schweſter, in dem kommenden Feldzuge. Ich habe eine Ahnung, daß ich weder getötet noch verwundet werde, ich geſtehe indes, daß ich, wenn die Dinge eine üble Wendung nähmen, hundertmal den Tod der Lage, in der ich mich dann befinden würde, vorziehen würde. Ihr kennt meine Feinde und ermeßt, was ich an Demütigungen würde herunterwürgen müſſen.“ Mit jener Geringſchätzung der Vorſehung, die ſchon Maupertuis bei ihm bekämpfte, fuhr er fort: „Man muß hoffen, daß die Vorſehung, falls ſie geruht, ſich in die menſchlichen Erbärmlichkeiten einzumiſchen, den Sieg des Stolzes, der Anmaßung und der Bosheit meiner Feinde über die Gerechtigkeit meiner Sache nicht duldet.“ Ein andermal ſpricht er mutiger auf die Schweſter ein: „Es iſt ſicher, daß wir im kommenden Jahre unzählige Feinde haben werden, aber nur die Überwindung von Schwierigkeiten bringt in der Welt Lohn.“ In dem traulichen Tone, den er gerade zu Winterfeldt anzuſchlagen liebt, ſchreibt er dieſem: „Es wird das Jahr ſtark und ſcharf hergehen, aber man muß die Ohren ſteif halten, und jeder, der Ehre und Liebe vor das Vaterland hat, muß alles dran ſetzen; eine gute Huſche, ſo wird alles klarer werden.“ Ihm, dem Vertrauteſten unter den Waffengefährten und dem Mutigſten unter ihnen, gewährte er auch einen Einblick in das Gefahrvolle der Lage: „Es iſt alſo mit unſeren Umſtänden kein Kinderſpiel, ſondern es gehet an Kopf und Kragen. Indeſſen iſt meine Reſolution auf alle Fälle genommen und werde ich mir bis auf den letzten Mann wehren.“ In kühnerem, glänzenderem Stile feuerte er Schwerin an: „Nur durch einen Meiſterſtreich werden wir uns aus der Affaire ziehen. Aber es gilt damit durchzudringen oder unterzugehen. Der Wiener Hof war viel übler im Jahre 1742 daran und hat ſich doch gut herausgezogen; was mich betrifft, der ich einen Schwerin und die trefflichſten Truppen Europas habe, ich bin guten Muts.“ Abermals fließt ihm jene Wendung in die Feder, mit der er den Mut ſeines Bruders aufrichtete: Wenn der rechte Geiſt in den Truppen ſteckt, „bändigen wir die Hölle“. Noch ſchwungvoller heißt es in einem Schreiben

141. Nach einem Gemälde von J. Wolf, gestochen von Fr. Wolf

an Algarotti: „Die geringfügigen Dinge, die in diesem Jahre her passiert sind, sind nur ein schwaches Vorspiel des nächsten und wie haben nichts getan, wenn wir nicht Calais am Tage von Pharsalus nachahmen." Entrüstet weist er die Besorgnisse seiner Schwester Amalie um das Leben ihrer Brüder zurück: „Wie! Ihr wollt, daß alle Welt das Leben für den Staat opfert, und wollt nicht, daß eure Brüder mit gutem Beispiel voran gehen. Ich, meine liebe Schwester, in diesem Augenblick darf nichts geschont werden. Auf der Höhe des Ruhmes oder untergehen! Der nächste Festzug ist wie der von Pharsalus für die Römer oder wie der von Leuktra für die Griechen oder der von Zenain" (1712 im spanischen Erbfolgekrieg) „für die Franzosen oder wie die Belagerung von Wien für die Österreicher. Das sind Epochen, die über alles entscheiden und die das Antlitz Europas ändern." Mächtig beebt die Schaufeln, und den Gegnern abzurechnen, schleudert durch in einem Schreiben an Wühelmine: „Die Lust, meinen Bettelfeinden die Ohren zu reißen, verleiht mir Flügelverkraft."

Die Urkunde, die bestet alle alleb andere beweist, wie bitter ernst und entschlossen ihm zu Mute war und daß es sich für ihn nun um Sieg oder Tod handelte, ist die geheime Instruktion für den Minister des Auswärtigen, Graf Finck von Finckenstein (Bild 142), seinen Jugendgefährten, der jetzt allmählich Podewils ablöste, vom 10. Januar 1757. Sie ist eine der erhabensten Staatsschriften, die je aus der Feder von Fürsten geflossen sind. Er traf darin seine Anordnungen für die ihm möglich scheinenden Unglücksfälle: „Noch einer Niederlage im westlichen Sachsen müßten das königliche Haus, die Behörden, der Staatsschatz nach Küstrin flüchten, noch einer Niederlage in der Lausitz oder aber dem Erscheinen der Russen nach Magdeburg. Die letzte Zufluchtsstätte, die indes nur in der äußersten Not aufgesucht werden darf, ist Stettin. Der Silberschmied der königlichen Gemächer, sein goldener Tafelgeschirr haben in der Stunde der Not ohne Verzug in die Münze zu wandern." Dann heißt es weiter, ähnlich wie schon in jenem Befehl an Podewils aus dem ersten schlesischen Kriege, aber noch heroischer: „Geschähe es, daß ich getötet würde, so müssen die Dinge in ihrem Zuge bleiben ohne die geringste Veränderung und ohne daß man den Übergang in andere Hände gewahr wird. Wenn ich das Verhängnis hätte, daß ich vom Feinde gefangen würde, so verlange ich, daß man die geringste Rücksicht auf meine Person nimmt oder tue, was ich aus meiner Haft schreiben könnte, die geringste Beachtung beimißt. Geschähe mir solches Unglück, so will ich für den Staat mich opfern, und man muß dann meinen Bruder gebrauchen, der ebenso wie meine sämtlichen Minister und Generale mit dem Kopfe mir dafür verantwortlich sein werden, daß man weder eine Provinz noch ein Lösegeld für mich anbieten, sondern den Krieg fortsetzen und seine Vorteile verfolgen wird, ganz als wäre ich nie auf der Welt gewesen."

Es ist ein antiker Geist, der aus diesen Worten spricht. Die Größe der in ihnen bekundeten Auffassung wird aber erst dann gewürdigt, wenn man erwägt, daß sie aus dem Munde eines Fürsten kommen, der in den monarchischen Traditionen lebt und weit und

Erläuterungsblatt

zu dem

Schreiben König Friedrichs an seinen Bruder Wilhelm über die Sicherung des Friedens.

19. Februar 1756.

Nach der Urschrift im Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

Überſetzung des nebenſtehenden Schreibens König Friedrichs an ſeinen Bruder Wilhelm.

Dies Jahr, das ich gewonnen zu haben glaube, iſt für mich ſo viel wie fünf vorhergehende wert und wenn ich in der Folge den kriegführenden Mächten Frieden geben kann, werde ich Preußen zur größten Rolle verholfen haben, die es in Friedenszeiten ſpielen kann. Oder gilt euch das Vergnügen nichts, der Königin von Ungarn den Hemmſchuh anzulegen, Sachſen zu demütigen oder beſſer zur politiſchen Null zu machen und Bestuſhew zur Verzweiflung zu bringen? Das ſind die Früchte eines einzigen kleinen Federſtrichs.

Ich umarme Sie, mein lieber Bruder, und verſichere Sie meiner Zuneigung, mit der ich verbleibe

mein lieber Bruder

Ihr ergebener Bruder
und Diener

Friedrich.

cette année ci que je Compte avoir gagné me leur autant
que fine des precedentes, et si dans la suite je peux servir
de Mediateur aux puissances belligerantes, j'aurai fait
jouer a la prusse le plus Grand Rolle quelle puisse
representer en tems de paix ; et ne Conté vous pour
rien le plaisir de faire enrager la Reine d'hongrie
d'humilier, vaincre même dire d'aneantir la Saxe,
De desesperer bestacheff, Voila quelles sont les suites
qu'aura un petit Coup de plume.
Je vous embrasse mon cher frere en vous assurant
de la tendresse avec laquele je suis

Mon cher frere

Votre fidele frere
et bon ami

Federic

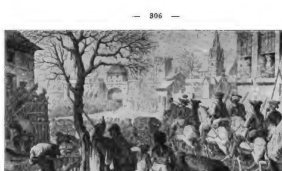
Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin

147. August III., König von Polen, Kurfürst von Sachsen

Gemalt von L. de Silvestre, gestochen von J. Sorel

stolz auf seine hohe Abkunft ist, und daß sie von einem Manne gesprochen sind, der als Schüler Voltaires ein begeisterter Anwalt der Freiheit des Individuums war; und dann denke man an Friedrichs Zeitgenossen Ludwig XV., August III., Elisabeth und Georg II! Die Verfügung vom 10. Januar 1757 wird zum Teil ergänzt durch einen Ausspruch des Königs, der sich ihm im weiteren Verlaufe des Krieges entrang: „Es ist nicht nötig, daß ich lebe; wohl aber, daß ich meine Pflicht thue und für das Vaterland kämpfe, um es zu retten, wenn es noch zu retten ist.“ Mit solchen Empfindungen trat König Friedrich in das Jahr 1757 ein, das sein größtes, ja wohl das größte Jahr der preußischen Geschichte überhaupt werden sollte. Es ist durch die Zahl und Schwere der Entscheidungskämpfe größer gewesen als das Jahr 1866, größer auch wohl als 1813, insoweit die preußische Kraftentfaltung in Betracht kommt, fast so groß wie das größte deutsche Jahr, 1870.

Digitized by Google



Buchkunst S. J. Schmidt zu Friedrichs „Poésies diverses"

Den Winter brachte der König zumeist im schönen Dresden zu. Wie verzaubert kam er sich in dem von ihm bewohnten Brühlschen Palaste vor, von dem aus er hinüberlief zum Schlosse der sächsischen Kurfürsten, wo seine geschworene Feindin, Königin Marie Josepha, die Tochter Kaiser Josephs I., mit ihrem Sohne, dem verhätschelten jungen Kurprinzen Friedrich Christian, und auch noch der französische Gesandte am sächsischen Hofe, Graf Broglie, hausten. Zur Sammlung seiner Seelenkräfte trug es wesentlich bei, daß er sich dem Genuß der schönen Künste widmen konnte. Bot sich doch hier mannigfache Gelegenheit, den Klängen der Dresdener Musik zu lauschen. Dann war dort die herrliche Gemäldegalerie, für die Algarotti jüngst einige der schönsten Stücke, wie das Schokoladenmädchen, angekauft hatte. Auch die Kirchenmusik genoß der König zur Erregung. Ja, er wohnte sogar dem Gottesdienste in der evangelischen Kreuzkirche bei. Dort hörte er eine Predigt über den Text: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist." Auf seinen Wunsch wurde sie gedruckt. Bei alledem traf er seine Vorkehrungen zum Kampfe. „Ich lunge an, meine Flöten einzudrechseln," schrieb er an Fürstenwärter, in den Gedanken, eine „Ouverture" aufzuführen, die den Gegnern zu denken gäbe. Vor allem ließ er es sich angelegen sein, sein Heer beträchtlich zu vermehren, wiederum ein Beweis, wie ernst er die Lage auffaßte. Mitchell schrieb er: „Ich spare keine Kosten, um mich stark zu machen." Zunächst wurden die sächsischen Regimenter durch weitere 9000 in Sachsen ausgehobene Rekruten auf etwa 32000 Mann gebracht. Dann wurden vier Freibataillone, eine leichtere Truppe, gebildet, die gegen die Kroaten verwendet werden sollten. Die bedeutsamste Maßregel aber war, daß der König jetzt in erhöhtem Maße Landeskinder ins Heer einstellen ließ. Die sonst so geschonte Hilfsquelle der Kantons wurde nunmehr ernstlich in Anspruch

Digitized by Google

genommen. Jede Kompanie erhielt eine Verstärkung durch dreißig Kantonisten, d. h. das Heer wurde auf diese Weise um 19 000 Mann vermehrt. Während Friedrich mit den Sachsen die übelsten Erfahrungen machte, indem diese Truppen desertierten, wo sie nur konnten, und zum Teil sogar offen meuterten und zum Feinde übergingen, gewann er durch die Landeskinder ein unschätzbares Material, das ihm die größten Dienste leisten sollte. Durch solche Verstärkungen hat Friedrich sein Heer auf über 200 000 Mann gebracht. Fürs Feld behielt er freilich nur etwa 150 000 Mann.

Ein paar Tage reiste er von Dresden nach Berlin. Er sah die Stadt für mehr als sechs Jahre zum letzten Male. Von dort begab er sich nach Schlesien, um in Haynau am 29. Januar Besprechungen mit Schwerin und Winterfeldt abzuhalten. Ihm schwebte als Ziel die Zertrümmerung des österreichischen Heeres vor, eine entscheidende Schlacht mit rücksichtsloser Verfolgung. Einig waren sich die drei, daß es darauf ankäme, den Krieg auf den Boden zu spielen, der nach Friedrichs alter Ansicht der vorteilhafteste zur Vernichtung des Feindes sei, nach Mähren. Noch aber dachte der König daran, wie bei Hohenfriedeberg, den Stoß der Feinde erst einmal aufzufangen, um dann um so energischer zur Offensive überzugehen. Er fand, daß die von ihm zur Zeit eingenommene Stellung so außerordentliche Vorteile bot, daß es unklug wäre, sie ohne weiteres preiszugeben. Winterfeldt stimmte ihm bei in der Meinung über die gute Position, machte dem gegenüber aber geltend: „Die Österreicher müßten rasend seyn: daß Sie durch die defilées bey Eger so sans façon herein laufen sollten, wenn der König mit einer starken armée in der Gegend von Dresden stände.“ Am 16. März erkannte der König jedoch die Absicht der Österreicher auf Sachsen und der Franzosen auf Magdeburg. Er sandte nunmehr, anknüpfend an die Haynauer Erörterungen, an Schwerin und Winterfeldt einen allgemeinen Feldzugsplan und gleich darauf an Schwerin allein: „Suppositions verschiedener Projekte“ mit dem Ersuchen, sich darüber rückhaltlos auszusprechen. Nun entspann sich jener berühmte Briefwechsel zwischen den drei größten Offensivstrategen des Siebenjährigen Krieges, durch den der preußische Feldzugsplan für das Frühjahr 1757 festgesetzt wurde. Der Löwenanteil daran fällt dem Generalleutnant Hans Karl v. Winterfeldt (Bild 143) zu.

Der ehrgeizige Mann besaß wie kein zweiter General das Ohr des Königs und war dadurch und durch die befehlshaberische Energie seines Wesens bei manchem verhaßt, insbesondere bei dem Prinzen Heinrich und dessen Kreis, die sich es haben angelegen sein lassen, nach Kräften die Verdienste Winterfeldts zu schmälern, und ihm nur das Zeug zu einem tüchtigen Führer leichter Truppen zugestehen wollten. Aber schon der Schotte Carlyle erkannte mit intuitivem Blicke, von welch edlem Metalle dieser Sohn der pommerschen Erde war, und die preußische Nation mußte aus seinem Munde dafür, daß sie Winterfeldt nicht genügend Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen, den Tadel hören: „Preußen ist nicht geschickt im Feiern seiner Helden. Die preußische Muse der Geschichte erstickend in trockenem militärischem Kamaschentum, oder in akademischen Pedanterien, wie sollte sie auch geschickt dazu sein — aber wenn Preußen feiernswerte Helden erzeugen kann, das bleibt doch allein das Wichtige.“ An anderer Stelle sagt er von dem General: „Der Leser beachte diesen feurigen Heldengeist, der in den dumpfen Büchern begraben liegt wie Blitz im Lehm.“ Heute ist niemand mehr im Zweifel darüber, daß Winterfeldt eine Kraft ersten Ranges war, ein Mann voll Schwunges der Seele, von Geradheit des Charakters und ausgerüstet mit den Gaben eines Strategen großen Stiles. Der Husarenführer Warnery hat von ihm gesagt: „Er sprach frei heraus zu dem Könige“, und Winterfeldt selbst konnte von sich bekennen, „vor Eurer Majestät niemals etwas auf dem Herzen zurückbehalten zu haben“. Als eine ihm ohne sein Wissen gewidmete Schrift ihn liebedienerisch pries, da schalt er über die „windige“ Vorrede, verglich sie mit den prahlerischen Reden seines Reitknechtes in der Bierstube und erklärte: „Ich verlange die Fama niemals zum Trompeter meiner Aktionen, sondern nur allezeit meinen eigenen Busen zum Richter zu haben.“ Ein goldenes Wort, das seinesgleichen sucht. Freilich in der Schulbildung hatte er es nicht allzuweit gebracht.

Es ist bezeichnend, daß er nicht den Predigtamtskandidaten, der ihm zu Schmarsow, einem uckermärkischen Dörflein dicht bei Pasewalk, von seinen Eltern zum Hauslehrer gesetzt war, sondern einen alten Sergeanten als seinen Hauptlehrmeister betrachtete. Umso bemerkenswerter ist es, daß er in so hohem Maße Friedrichs Zuneigung erwarb. Schon König Friedrich Wilhelm hatte an dem kecken, frischen und natürlichen, sprudelnden Wesen, das Winterfeldt sich bis zuletzt in seinen Briefen bewahrt hat, Gefallen gefunden. Friedrich lernte ihn im Rheinfeldzuge 1734 näher kennen, auf dem er überhaupt so viele Beziehungen fürs Leben knüpfte. Er hat sich für ihn ein warmes Gefühl bis zu seinem späten Alter bewahrt. „Er war mein Freund, er war ein guter Mensch, ein Seelenmensch" äußerte er noch zu dem jungen Rüchel, dem aus dem Jahre 1806 bekannten General. Er war der erste, dem er nächst Schwerin ein Denkmal errichtete. In der Geschichte seiner Zeit hält er die Taten des damaligen Majors im Feldzuge von 1741 für der Erwähnung wert. Als ihm im Jahre 1776 der russische Türkenbesieger Marschall Romanzow vorgestellt wurde, da wußte er ihm kein größeres Schmeichelwort zu sagen, als dies: „Ich finde viel Ähnlichkeit zwischen Ihnen und meinem Generale Winterfeldt."

Auch Feldmarschall Graf Schwerin (Bild 59) hielt außerordentliche Stücke auf Winterfeldt. Der General war ihm jetzt zur Unterstützung bei der Führung des schlesischen Heeres beigegeben. Schwerin leitete die Bewegungen von Neiße aus, während Winterfeldt in Landeshut sein Quartier hatte. Bei der sprichwörtlichen Eifersüchtelei zwischen hervorragenden Generalen, von der man noch kürzlich unmittelbar vor Lobositz Proben erlebt hatte, wo Ferdinand von Braunschweig sich nicht mit Keith vertragen konnte, sodaß König Friedrich lieber selbst den Befehl übernahm, und von der sich Schwerin selbst während der beiden ersten schlesischen Kriege nicht frei gezeigt hatte, spricht es für beide Teile, daß Schwerin mit Winterfeldt gut auskam. Nur zu leicht hätte der Feldmarschall in dem General, dem militärischen andern Ich des Königs, einen ihm bestellten Aufpasser sehen können. Aber er fühlte sich Winterfeldt gegenüber so frei von kleinlichen Rücksichten, daß er ihm die zweite königliche Denkschrift, die ihm allein zugegangen war, umgehend mitteilte, obwohl er wissen mußte, mit welcher rigorosen Strenge der König auf die Wahrung des Geheimnisses hielt. Er rechtfertigte sich deswegen, indem er sich auf Winterfeldts Verschwiegenheit und Sachkenntnis berief.

Schwerins Verhältnis zu dem Könige war auch in den Friedensjahren nicht das beste gewesen. Zwar die alten Verstimmungen der ersten Kriegsjahre, wo der König sich in Anspielung auf Schwerins Beinamen „der kleine Marlborough" zu einem boshaften Epigramm „auf die schlechte Kopie eines elenden englischen Originals" verstieg, waren seit einer Aussprache im Herbst 1747 abgetan. Aber als der galante Feldmarschall unter anstößigen Umständen eine zweite Ehe einging, wurde es ihm verwehrt, seine Gattin bei Hofe vorzustellen, und seitdem fühlte der alte Held wieder einen Stachel im Herzen gegen den König. Sein Feldherrnruhm, der noch neuerdings Schweden bewogen hatte, ihn zum Oberbefehlshaber der schwedischen Truppen zu bestimmen, als ein Krieg mit Rußland drohte, hatte im Herbstfeldzuge von 1756 frische Blüten gezeitigt, da die Mannszucht, die er damals unter seinen Truppen hielt, dem ihm in Mähren gegenüberstehenden Fürsten Piccolomini das anerkennende Wort abnötigte: wer auf eine edelmütige Art Krieg führen lernen wolle, müsse unter einem Schwerin dienen. Damals „ackerte", wie berichtet wird, „der Bauer neben dem preußischen Lager, alle Dörfer trieben ihr Vieh ruhig auf die Weide". Er sorgte vortrefflich für das leibliche Wohl seiner Soldaten, die an ihm wie an einem Vater hingen. Nicht zuletzt stempelte die naive Frömmigkeit, die dieser lebensfreudige Kavalier sich zu bewahren gewußt hatte und die ihm Trost und Stärkung in der Gefahr gewährte, Schwerin zu einer volkstümlichen Persönlichkeit. Jetzt durchglühte den alten narbenbedeckten Helden der heilige Eifer, für seinen König sein Bestes zu tun.

Wenig sagte es seinem ehrgeizigen Sinne zu, daß der König daran dachte, das schlesische Heer zu schwächen und Browne mit starker Macht in Sachsen zu erwarten. Ihm schwebte

143. Generalleutnant Hans Karl von Winterfeldt
Nach einem Stiche von Glasbach

es vielmehr vor, durch einen Marsch über die schlesischen Gebirgspässe die Oesterreicher von Sachsen abzulenken, und er äußerte sich demgemäß in einem Schreiben an den König. Winterfeldt war, wie schon bei den Haynauer Besprechungen, noch entschiedener gegen den Gedanken Friedrichs. In seiner Antwort auf den allgemeinen Entwurf vom 16. März, die er am 19. aufsetzte, meinte er lebhaft: „Gott bewahre davor, nicht in die Verlegenheit zu kommen, solche Wesures nehmen zu dürfen!“ Wie solle man Schlesien mit 15 000 Mann decken, auf welen Hilfsmittel man angewiesen sei. Auch er will „soviel als möglich das Spiel anfangen“, von Schlesien aus auf Königgrätz und Pardubitz zu, von Sachsen aus in der Richtung auf Aussig. „Wenn der Feind bald und in der Zeit angegriffen wird.

ehe er mit Arrangements fertig ist, so können wir anjetzo mit 30 000 Mann mehr gegen ihm ausrichten, als im Monat Juni mit 60 000 Mann. Der Feind muß Haare lassen, ehe die Franzosen ihr Dessein ausführen und dem Magdeburgschen nahekommen können. Es würde dem Feinde, der gar nicht darauf rechnet, der unvermutetste Donnerschlag sein, so jemals geschehen, und dadurch alles in Schrecken und Konfusion geraten. Die jetzigen Umstände von Ew. Majestät sind allezeit einem Hasard unterworfen, als woraus nichts, als ebenfalls die allerhardieste Partie prompt zu ergreifen, retten kann." Der König könne „ganz sicher und ruhig" sein, daß dies der beste Plan sei. „Ich bin davon so gewiß überzeuget, daß wann ich zehn Köpfe und Leben hätte, solche Ew. Majestät davor zum Unterpfande geben wollte". Schon am 22. März sandte er eine neue Denkschrift ein, in der er als wünschenswertes Ziel des schlesischen Heeres statt Königgrätz das Magazin von Jungbunzlau bezeichnet, damit es einem aus der Lausitz anrückenden Korps die Hand reichen könne. Mittlerweile hatte Schwerin den zweiten königlichen Entwurf, die „Suppositions", erhalten. Auch er riet jetzt mit aller Entschiedenheit zur Initiative. Ihm schien es unrühmlich und unklug zugleich, sich von dem Gegner auch nur im Anfang das Gesetz zu handeln vorschreiben zu lassen, und drang darauf, durch selbständiges Vorgehen die Pläne der Feinde zu verderben. Wie Winterfeldt, empfahl er, ganz unabhängig von jenem, den konzentrischen Einmarsch in Böhmen aus Sachsen, der Lausitz und Schlesien mit dem Vereinigungspunkte Jungbunzlau. Da Winterfeldt in Landeshut dem Könige sehr viel näher war, erhielt Friedrich beide Denkschriften des Generals eher als die Schwerins. Der mit Lobsprüchen so karge Herrscher spendete der ersten die Anerkennung „Das Projekt ist admirabel". Er begeisterte sich daran und antwortete umgehend. Wie strahlte Winterfeldt! „Euer Königl. Maj. allergnädigstes Antwortschreiben ist mir lieber als Millionen Schätze." Die Einwände, die der König gegen die erste Denkschrift vorbrachte, beseitigte die zweite bereits zum Teil. An Schwerin schrieb der König nun am 26. März: Winterfeldt habe einen Plan voll guter Gedanken: „Ich mache ihm indes alle Schwierigkeiten, als wenn ich ihm entgegen wäre, damit er genötigt wird, sie zu heben; alsdann werde ich einen endgültigen Entschluß fassen." Als Schwerins Ratschläge eintrafen, fand er auch diese vortrefflich. Noch hatte er Bedenken wegen der Ausführung, insbesondere im Hinblick auf die „Hungerschranken", die Feldmarschall Browne zwischen den beiden Parteien gezogen habe, da die Grenzgebiete Böhmens ohne alle Vorräte wären. Wieder kommt ihm der Vergleich mit dem Flötenspiel. „Die Politik und die Kriegsraison wollen, daß ich ins Feld rücke, ehe die Feinde ihre Flöten gestimmt haben; aber physische Unmöglichkeiten verhindern mich, etwas Großes zu leisten." Innerlich stimmte er bereits dem Plan der Generale zu. Er entsprach doch zu sehr seiner eigenen wagemutigen Natur. Und nun kam ihm noch dieser Winterfeldt mit seinen eigenen, bevorzugtesten Wendungen, indem er dem Könige am 25. März schrieb: „Bleibe ich doch noch immer der Meinung, wie das Praevenire die beste Partie." Am 2. April gestand er den Generalen, daß er ihren Plan gutheiße. Ihn bestärkten Nachrichten aus Frankreich, die einen Sturz der Pompadour hoffen ließen. „In Frankreich kommt es ins Hapern," sagte er frohgelaunt. Es bedurfte gar nicht mehr einer dritten, jetzt gemeinsamen Attacke der Generale auf ihn, die ihm tags darauf von dem Adjutanten Freiherrn v. d. Goltz in Gestalt eines von Schwerin und Winterfeldt am 30. März zu Frankenstein vereinbarten Protokolls zur Kenntnis gebracht wurde. Die beiden Generale schlossen ihre Denkschrift, in der sie bis ins kleinste die Verpflegungsbedenken des Königs zu zerstreuen suchten, mit den Worten: „Das gemeine Sprichwort sei: Audaces Fortuna iuvat!"

Friedrich war nicht gewillt, sich von seinen Generalen an Kühnheit übertrumpfen zu lassen. Er warf alle Bedenklichkeiten von sich und gab dem ihm von den beiden eingegebenen Plan noch eine besondere Spitze, indem er den Gedanken ablehnte, daß das schlesische Heer von Bunzlau nach Süden links abmarschieren sollte auf Kolin zu, vielmehr die Vereinigung der gesamten Heeresmacht an beiden Ufern der Elbe anordnete. Er wollte den an der Eger stehenden Feind durch Schwerin von Süden, von Melnik, wo die Moldau in die Elbe fließt,

aus im Rücken angreifen laſſen und ſelbſt ihn an der Eger überflügeln. Er ſah voraus, daß der Feind, wenn er zurückgehen würde, um ſich der Umfaſſung zu entziehen, doch bei Prag Halt machen müßte. Dann wollte er zum Hauptſchlage ausholen, zum coup d'éclat, „der die Freunde ermutigt, die Feinde verblüfft, die Furchtſamen beruhigt und die Trägen zum Entſchluß bringt." „Ich bin verſichert und beinahe phyſiſch und moraliſch überzeugt, daß Dinge geſchehen werden, an die kein Menſch denkt," ſchrieb er geheimnisvoll und voller guter Hoffnungen nach Baireuth. Er lebte ſich ſo in ſeine Idee und die Zuverſicht von ihrem guten Gelingen ein, daß er in hohem Grade ungnädig wurde, als Schwerin dem Plan in der erweiterten Faſſung nicht gleich beipflichtete. In dem Feldmarſchall regten ſich noch einige Selbſtändigkeitsgelüſte. Er wollte freie Hand haben für das Ziel des Vormarſches und erhob Einwände ſtrategiſcher Natur. Der König ließ ihn indes am 14. April mit unzweideutiger Klarheit wiſſen: „Mögen Sie den Feind ſchlagen oder nicht, ich befehle Ihnen, nachdem Sie ihn verfolgt, an die Elbe, nach Leitmeritz oder Melnik zu gehen: das iſt der entſcheidende Zug, darin liegt die Stärke unſeres Plans, und Sie werden mir dafür verantwortlich ſein, wenn Sie meine Befehle nicht genau nach dem Buchſtaben ausführen. Wenn Sie das nicht bewirken, wenn Sie nicht an die Elbe gehen, iſt Ihre ganze Unternehmung eine verlorene Mühe. Ich kümmere mich wenig um einen Einfall, den das Königgrätzer Heer nach Schleſien machen könnte; iſt Browne erſt geſchlagen, ſo wird es ſehr ſchnell zurückflüchten. An Ihrer Unternehmung alſo hängt das Wohl des Staates." Ebenſo machte er Winterfeldt „mit ſeinem Kopfe" für die genaue Befolgung ſeiner Befehle verantwortlich. Schwerin ſcheint ſeinem Gefährten das erhaltene kategoriſche Schreiben einigermaßen betroffen gezeigt zu haben. Winterfeldt aber wußte ſeinen geſtrengen Herrn richtig zu nehmen und beſänftigte ihn: „Haben Ew. Majeſtät nur die Gnade, unſererſeits ganz ruhig zu ſein und verſichern Sich allergnädigſt, daß nichts ſoll verabſäumt werden." Ging jetzt nicht alles ganz glatt, ſo beſorgte der König Schlimmes. Er war ſtets nahe daran, in jene innere Unruhe zu verfallen, die ihn geradezu verzehrte. Namentlich fürchtete er für das Geheimnis ſeiner Bewegungen. Es war ſchließlich doch nicht zu umgehen geweſen, elf Perſonen in ſeine Abſichten einzuweihen. Jeder verlorene Augenblick verſetzte ihn, wie er ſelbſt ſagte, in Todesangſt. Als Schwerin wegen unvorgeſehener Umſtände um einen dreitägigen Aufſchub ſeines auf den 15. April feſtgeſetzten Ausmarſches nachſuchte, beſchwor er den Feldmarſchall, ſich nicht mit Nebendingen aufzuhalten: „Mögen gleich 2000 Sachſen deſertieren, was liegt daran, wenn der große Streich gelingt, von dem das Heil des Staats, das Geſchick des Heeres und die Reputation von uns allen abhängt. Ich wollte lieber alle ſächſiſchen Regimenter kaſſieren, als den Marſch eine Stunde aufhalten." Schon wieder ungehalten, ſchrieb er an Winterfeldt mit Bezug auf Schwerins Verzögerung: „Es hatte mir jemand zum Eſſen gebeten, ich kam hin und fand nichts. So ſagte er mir, ich hätte den Tag unrecht verſtanden; ſo verſchwur ich mir, mein Tage bei keinem eſſen zu gehen, der nicht den Tag und die Stunde hält. Quod bene notandum!" Und richtig, ſeine Angſt bewahrheitete ſich. In demſelben Augenblicke, wo er den Plan der Generale acceptierte, wurde dieſer Plan auch bereits von Dresden aus an Browne verraten.

Aber Brownes Verhängnis wollte es, daß er an die ihm gebrachte Nachricht nicht glaubte. Die öſterreichiſchen Generale lebten des Dogmas, Friedrich könne angeſichts der ihn von allen Seiten umſtellenden Feinde nur in der Verteidigung bleiben. Sie ließen ſich daher Zeit, ihre Anſtalten für den Feldzug mit aller Gemütlichkeit zu betreiben. Als die gegenteilige Kunde kam, da dachte der öſterreichiſche Feldmarſchall an eine Kriegsliſt Friedrichs. Nun ſetzten ſich aber von allen Seiten die preußiſchen Truppen in Bewegung. Der wackere Öſterreicher konnte es lange nicht begreifen, was das viele Marſchieren bedeute. Ihm dünkten die Bewegungen ganz zwecklos zu ſein. So ſchadete der Verrat nichts und Friedrich konnte ſich beruhigt dem Glauben hingeben, daß es gelungen ſei, das Geheimnis zu hüten. Triumphierend meinte er beim Aufbruch: „Nun ſei der Wein wirklich eingeſchenkt

144. Nach einem Stiche von Hafang

und müsse getrunken werden." An Schwerin schrieb er: „Alles geht wundervoll, mein lieber Marschall."

In der Tat, der Einmarsch der drei preußischen Heerkörper vollzog sich jetzt mit einer bewundernswerten Präzision. Nicht zum wenigsten trug dazu die gute Stimmung im Heere bei. Sie spiegelt sich in den damals gesungenen Soldatenliedern:

Jetzt kommt die schöne Frühlingszeit,
Da geht es frisch ins Feld,
Friedrich ist dazu bereit,
Der ritterliche Held.
Wir wollen in das Böhmerland,
Ins Böhmerland, ins Böhmerland,
Ins Bö Bö Bö Bö Böhmerland —
Prag ist uns wohlbekannt.

Oder:

Wenn unser Friedrich im Felde für uns ficht,
Scheuen den Teufel in der Hölle wir nicht.

Schwerin bedrohte die Rückzugslinie des mit 26 000 Mann bei Neichenberg liehenden Grafen Königsegg. Der aber ahnte nichts davon, sondern erkannte nur, daß von Norden her der Herzog von Bevern mit einem Korps aus der Lausitz auf ihn marschierte. Dem brauen Bevern, der sich selbst nicht viel zutraute, machte der Klang Mut zum Angreifen. Wirklich entschloß der Herzog sich dazu am 21. April. Königsegg wurde geschlagen und zog sich kopflos über die Iser abwärts zurück. „Nun schen Sie Seidlitz, daß wenn man was auf seine Hörner nimmt und eine schwere Sache mit einer guten Disposition unternommen, daß es gut geht," meinte der König gutmütig ermunternd zu dem Erfolge. Friedrich war vortrefflich gelaunt, was sich auch in manchen humoristischen Wendungen zeigte. Den Fürsten von Anhalt in Bernburg, Köthen, Zerbst und Dessau ließ er ein kurzes Rundschreiben zugehen: „Ihre Neutralität wird ihnen bekommen wie denen Hunden das Grasfressen." Als der Erbprinz von Hessen-Kassel, der zu da den Verbündeten Friedrichs gehörte, einen Bericht erstattete, er habe, „um allen Hasard zu vermeiden", sich entschlossen, vor den anrückenden Franzosen von Lippstadt nach Bielefeld zurückzugehen, bemerkte der König sarkastisch „Er laufet gut". Bei Münchengrätz gelang es Schwerin, die Vereinigung mit Bevern herzustellen. Nunmehr wurde das riesige Magazin von Jungbunzlau, auf das Winterfeldt von vornherein sein Augenmerk gerichtet hatte, erobert. Es enthielt Vorräte zur Verpflegung von 40 000 Mann für drei Wochen. Währenddessen war auch der König mit großer Schnelligkeit vorwärts gekommen. Am 30. April erfuhr Schwerin, daß Friedrich die Iser überschritten habe und auf gleicher Höhe mit den schlesischen Heere stehe. Niemand hatte die Möglichkeit eines so schnellen Vordringens erwartet.

Am 30. April traf auch Prinz Karl von Lothringen (Bild 144) beim österreichischen Heere ein, seinen Oberbefehl zu übernehmen sollte. Es war das Unglück Maria Theresias, daß sie nicht davon abzubringen war, ihrem bereits so vielfach geschlagenen Schwager die Rolle eines Feldherrn zuzumuten. Sie hielt ihn trotz allem Vorangegangenen immer noch für einen befähigten Militär. Der übereilte Rückzug, zu dem sich Browne

145. Feldmarschall Browne

Nach einem Stiche von J. C. Mansfield

(Bild 145) infolge der ihm drohenden Gefahr, von dem Gegner in der Umarmung erstickt zu werden, genötigt gesehen hatte, über auf den großen Marschall die deprimierendste Wirkung aus. Er empfing den Prinzen vor der Front reitenden Augen mit den Worten: er sei sehr unglücklich und wünsche sich den Tod. Im Kriegsrat drängte er, einen Angriff zu unternehmen. Doch fand er damit keinen Anklang. Daher verlangte er da 4000 Mann, um mit ihnen in den Tod zu gehen. Vorbei war es mit seiner Besonnenheit, die der an sich tapfere und geschickte Feldherr noch vor wenigen Monaten gezeigt hatte, indem er am 22. Dezember 1756 über Friedrich urteilte: „Ein Fürst, der mehr aus Kapriee als mit System handelt: er hat niemals einen bestimmten Plan, und das kleinste Manöver genügt, um ihn in Ver

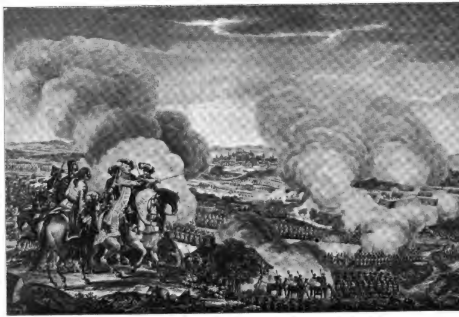
wirrung zu bringen. Soweit ich ihn kenne, ist er ein Fürst, der große Eigenschaften haben mag, aber er ist nichts weniger als ein großer Kapitän, und ich würde mich sozusagen anheischig machen, wenn er ein Heer von 40 000 Mann hätte, mit 8000 Mann fortwährend vor ihm zu marschieren, ohne zu fürchten, von ihm sehr belästigt zu werden, wenn die Truppen ihre Pflicht tun." Die Elblinie war für die Österreicher nicht mehr zu halten. Am 2. Mai erreichte Schwerin den Strom bei Alt-Bunzlau. Wenn Browne nicht gewesen wäre, so hätte Prinz Karl den Rückzug noch weiter fortgesetzt. So aber entschlossen sich die Österreicher, bei Prag stehen zu bleiben, wo der Prinz am 2. Mai außer den 13 000 Mann Besatzung 61 000 Mann um sich vereinigt hatte.

Österreichischerseits hatte man selbst die Offensive ergreifen wollen. Browne, Neipperg, Kaunitz, Kaiser Franz, sie alle hatten darauf gedrungen. Kaiser Franz hatte sogar seinem Bruder Karl recht artige Unterweisungen über Friedrichs Strategie und dessen Methode, einen Flügel zu verweigern, erteilt und ihm klar zu machen gesucht, wie man dieser Methode beikommen könne. Die Entschlußkraft war aber nach dem eiligen Rückzuge bei den meisten wie gelähmt. Prinz Karl von Lothringen war am wenigsten der Mann dazu, jetzt noch Fanfare zu blasen. Demnach bezog er eine feste Stellung auf dem rechten Ufer der Moldau, die sich links vom Ziskaberg östlich bis zum Taborberg erstreckte und nach Norden gerichtet war.

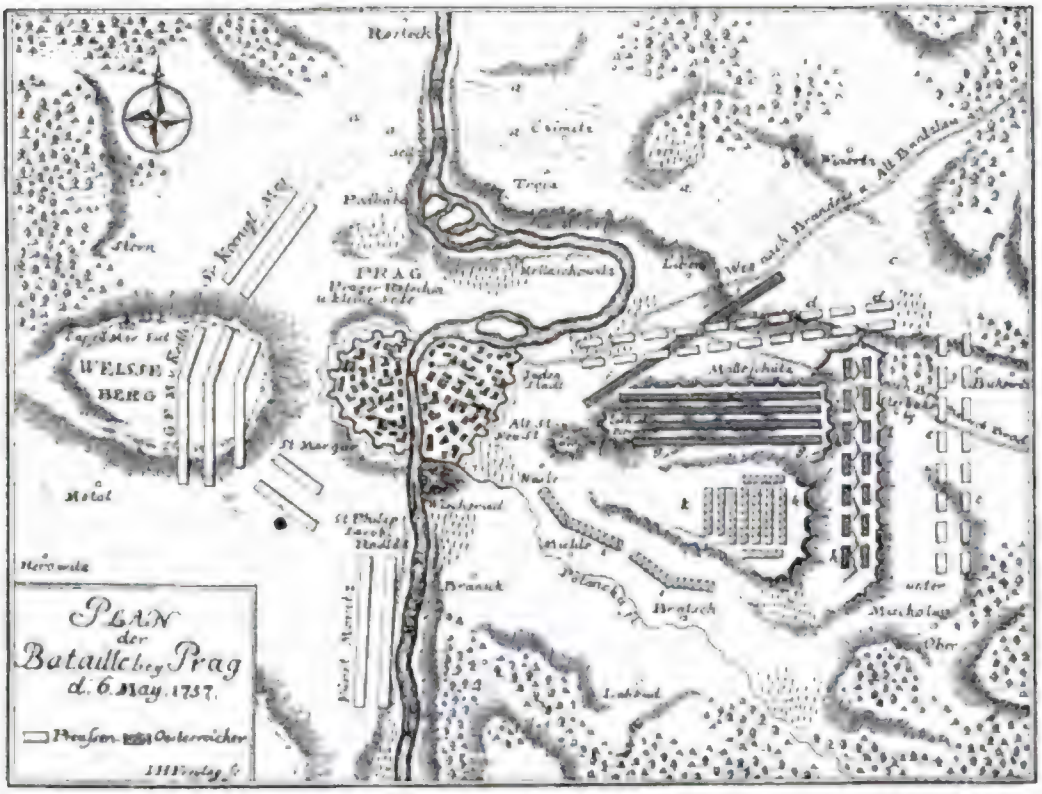
Friedrichs Erwartungen steigerten sich. Noch einmal belehrte er Schwerin am 29. April: „Von dieser Affaire wird das Heil ganz Preußens und der ganzen Nation abhängen." Es ist so, als wenn er unwillkürlich in diesem Augenblicke die deutsche Mission Preußens fühlte, obwohl er nur und schlechterdings nur, mit der einen Ausnahme in der Zeit des zweiten schlesischen Krieges, die Interessen Preußens im Auge gehabt hat. „Ich erwarte Sie, die Ohren gespitzt wie ein Hase", schrieb er dem Marschall am 2. Mai. Einen Vorgeschmack der Dinge, die da kommen würden, gab ihm das Gefecht bei Alt-Bunzlau am selben Tage, in dem der beliebte General v. Wartenberg fiel: „Ich beklage von ganzem Herzen den armen Wartenberg, der einer meiner besten Reiterführer war." Er hatte gehofft, seine Pharsalusschlacht auf dem weißen Berge zu liefern, der historischen Wahlstatt, auf der die Flammen des dreißigjährigen Krieges sich entzündet hatten. Aber der Feind hatte sich bereits auf das rechte Ufer zurückgezogen. In gewaltigen Märschen näherten sich die preußischen Heersäulen der österreichischen Aufstellung. Mit fünfundzwanzig Bataillonen und fünfunddreißig Schwadronen wollte Friedrich über die Moldau kommen und sich mit dem Marschall vereinigen. Ein niederschmetternder Angriff sollte die Entscheidung bringen. „Alsdann, mein Freund, werden wir auf Sammet gebettet sein, und Sie werden linkswärts gehen und ich rechtswärts, Sie verstehen mich."

Er durchbrach seinen Grundsatz, bei einer Schlacht so viel Truppen als nur irgend möglich zusammen zu raffen, indem er den Feldmarschall Keith mit einem Drittel seines Heeres auf dem linken Ufer zurückließ. Durch diese Maßregel dachte er den beabsichtigten Schlag noch vernichtender zu gestalten. Denn Keith fiel neben der Sorge für die rückwärtigen Verbindungen des übergesetzten Heeres die Aufgabe zu, ein Entweichen der Österreicher über den Fluß zu vereiteln. Am 4. Mai ging Schwerin bei Brandeis über die Elbe, am 5. setzte der König eine Stunde unterhalb Prag bei Selz über die Moldau. Das schlesische Heer traf nach einem Nachtmarsche in der Frühe des 6. vor der österreichischen Stellung ein, wo es bereits von Friedrichs Truppen erwartet wurde. Trotz der furchtbaren Anstrengungen, die die Eilmärsche ihnen verursacht hatten, war der Geist der Leute gut. Es waren 47 000 Mann Fußvolk und 17 000 Reiter und Husaren, insgesamt 64 000 Mann vereinigt, 3000 Mann mehr als auf der österreichischen Seite.

Der König ritt sofort in aller Frühe mit Schwerin und Winterfeldt auf die Höhen von Prosek, die eben noch von Panduren besetzt gewesen waren. Offenbar infolge der ausgestandenen Aufregungen fühlte Friedrich eine starke Übelkeit; er behielt nichts bei sich. Die drei Feldherren waren entschieden für den Angriff. Aber eine sorgsame Betrachtung



146. **Schlacht bei Prag am 6. Mai 1757**
Nach einem alten englischen Kupferstich



147. Plan der Schlacht bei Prag

der feindlichen Position ergab, daß sie von vorn schier unangreifbar war, so hoch waren die Berge und so schwer passierbar das Gelände. Nur der rechte Flügel schien in der Flanke verwundbar. Es ergab sich da das mißliche Verhältnis, daß das schlesische Heer, das noch nicht ausgeruht hatte, zum Angriff bestimmt werden mußte, während dem rechten Flügel unter Friedrich die Rolle des zurückgehaltenen zufiel.

Browne erkannte sofort den Zweck der preußischen Bewegungen und schwenkte mit dem rechten Flügel nach Osten ein, verstärkte ihn außerdem ansehnlich durch Truppen des linken, besonders von dem am wenigsten gefährdeten Ziskaberge her. Sie kamen noch gerade recht, um beim ersten Angriff der Preußen um 10 Uhr zugegen zu sein.

Die Ehre, den Angriff zu eröffnen, fiel dem Prinzen von Schönaich-Carolath mit vierzig Schwadronen zu. Aber der Prinz zeigte sich der hohen Aufgabe nicht ganz gewachsen. Hier, wo alles darauf ankam, Entschlußkraft zu zeigen, ließ er sich dreimal von Schwerin den Befehl zum Vorgehen erteilen. Schließlich sprengte der Feldmarschall selbst zur Reiterei, „um sie in Trab zu bringen". Nach einigem Schwanken des Gefechts brachte der mit fünfundvierzig Reserveschwadronen eingreifende Zieten durch eine Umgehung die österreichische Kavallerie an dieser Stelle zum Weichen. In wirrer Unordnung fluteten die riesigen österreichischen Reitermassen über den Kampfplatz. In zwei Richtungen wälzten sie sich, auf Prag und auf die Sazawa. Erst nach langer Zwischenpause vermochte General Luccheſe südöstlich von Prag wieder 3000 Reiter zu sammeln. Der Oberbefehlshaber Prinz Karl von Lothringen wurde in den Strudel der Fliehenden mit hineingerissen. Infolge Überanstrengung von einem Brustkrampf befallen, verlor er die Besinnung. Als er wieder zu sich kam, war es zu spät, um noch die Leitung zu übernehmen. So blieb das österreichische Heer sich selbst überlassen. Während des Reiterkampfes ordnete Schwerin auch einen Angriff des Fußvolks. Er wollte den Feind verhindern, sich noch in eine neue Ordnung aufzu-

ſtellen, und es konnte ihm daher nicht ſchnell genug gehen. Wie der Sturmwind ritt er vor der Front umher, die Truppen zur Eile anfeuernd. Bei dem durchſchnittenen Gelände war ein Vorrücken mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Die Truppen kamen außer Atem und waren nach vollzogenem Aufmarſch nicht eben zum beſten geordnet. Es entſtand die Gefahr, daß das erſte Treffen, wenn es auf das Herankommen des zweiten warten wollte, längere Zeit angeſichts des Feindes untätig in der Niederung hätte ſtehen bleiben müſſen. Das erkannte Winterfeldt und führte mit ſchnellem Entſchluſſe das erſte Treffen — acht Bataillone — zum Angriff vor. Friedrich hatte bisher die Aufſtellung des rechten Flügels geleitet und traf jetzt bei Sterbohol ein. Er ſprach gegen Schwerin ſein Bedenken aus über dieſen überſtürzten Angriff eines kleineren Truppenteils. Der kampfesluſtige, ungeduldig vorwärts drängende Marſchall beſchwichtigte ihn: „Friſche Eier, gute Eier.“ Aber Friedrich hatte Recht. Der Angriff war zu gefährlich. Die wackeren Bataillone gehen zwar trotz ihrer Ermüdung im Sturmſchritt durch das ſchlammige Gelände vorwärts. Aber bald iſt der General v. Fouqué außer Gefecht geſetzt. Die Hälfte ſeines Regiments ſinkt tot oder verwundet zu Boden. Die andern Truppenteile haben ähnliche Verluſte. Doch Winterfeldt iſt noch gutes Mutes. Eben will er wie bei Landeshut das Gewehr fällen laſſen: da wird er an der Spitze des Schwerinſchen Regimentes ſchwer am Halſe verwundet. Der Fall des Führers trägt Beſtürzung in die Reihen der tapferen Grenadiere. Sie beginnen zu weichen. Als dies der Feldmarſchall ſieht, da läßt es ihn nicht, ſelbſt einzugreifen. Er ſprengt heran. Elektriſiert durch das perſönliche Beiſpiel ihres Feldherrn, der ſein Regiment vierunddreißig Jahre geführt hatte und ſich aufs engſte mit ihm verwachſen fühlte, kehren die fliehenden Kämpfer um. Schwerin ergreift eine Fahne. Schon aber haben die feindlichen Kugeln ſich dies hohe Ziel auserkoren: von fünf Kartätſchenkugeln getroffen ſinkt er vom Pferde. Die Fahne breitet ſich als Leichentuch über den Entſeelten (Bild 148). Es war der ſchönſte Schlachtentod, von dem die preußiſche Kriegsgeſchichte zu erzählen weiß. Die Poeſie, die in dieſem Abſchluß eines ruhmreichen Lebens liegt, iſt kaum zu überbieten. So lange von preußiſchen Taten geſprochen werden wird, ſo lange wird Schwerins Name leuchten.

148. **Tod Schwerins**

Nach einem Stiche von Bolt

Währenddeſſen leitete König Friedrich mit unerſchütterlicher Ruhe die Schlacht. Seine nächſten Freunde ſah er ſinken und nun auch den Mann, auf deſſen Hilfe er hauptſächlich angewieſen war. Er aber behielt die Fäden in der Hand und gab dem Prinzen Ferdinand von Braunſchweig den Befehl, mit zwei Regimentern Kerntruppen vom rechten Flügel dem linken zu Hilfe zu eilen.

Drüben befehligte Browne. Der erfaßte den Vorteil der Lage und ſpornte die Seinen zur Verfolgung der nach Schwerins Fall weiter zurückgehenden, gelichteten preußiſchen

Truppen an. Zwar wurde dem öſterreichiſchen Feldmarſchall das Bein zerſchmettert. Aber ſeine Grenadiere gewannen jetzt Sterbohol, das die Preußen ihnen entriſſen hatten. Der düſter klingende Name des Ortes empfing in dieſen Stunden gleichſam ſeine geſchichtliche Legitimation.

Inzwiſchen war das zweite preußiſche Treffen herangekommen, und ihm ſchloß ſich Ferdinand v. Braunſchweig an. Der General v. Treskow erkannte eine Lücke in den Reihen der Gegner und ſtieß in dieſe mit ſeiner Brigade — ſie beſtand aus Schleſiern — hinein. Der König drängte mit den Regimentern Jung-Braunſchweig und Markgraf Karl hinterdrein. Nun aber ein zweites Verſagen der Reiterei. Im Siegestaumel hatte ſie ſich vergeſſen und an eine Plünderung des feindlichen Lagers gemacht. Wäre ſie jetzt zur Stelle geweſen, ſo wäre der rechte öſterreichiſche Flügel vernichtet worden. Sie aber war gerade abgeſeſſen. Immerhin wurde jetzt der rechte öſterreichiſche Flügel zum Rückzuge genötigt.

Mittlerweile wurde auch der rechte preußiſche Flügel in den Kampf verwickelt, indem der General v. Manſtein, von Kampfeseifer getrieben, voreilig und unbeſonnenerweiſe einen Sturm gegen eine öſterreichiſche Batterie auf den Bergkopf des Klaupetin unternahm. Entſetzt gewahrte dies der Prinz Heinrich. Wiederum gab es fürchterliche Verluſte. Um Schlimmeres abzuwenden, ſchickte der Prinz Unterſtützungen ab, und es gelang die Höhe zu nehmen. Nun wollte Heinrich in richtiger Würdigung der Sachlage das Gefecht an dieſer Stelle abbrechen. Aber es war nicht mehr möglich. Der Kampfeseifer der Soldaten war zu ſtark. Alle Befehle halfen nichts. Nun griff Prinz Heinrich ſelbſt ein. Vergebens hatte er auf eine Unterſtützung der Reiterei des rechten Flügels unter General Pennavaire gewartet. Auch dieſer Reiterführer zeigte ſich nicht auf der Höhe. Wieder mußte das Fußvolk die Hauptarbeit übernehmen. Prinz Heinrich ließ ſich von Grenadieren durch einen Schlammgraben tragen. Der Angriff brach ſich, wie der Prinz gefürchtet hatte, am Taborberge. Heinrich ſprengte von Bataillon zu Bataillon, um den Mut zu beleben, und in der Tat entwickelten auch hier die Truppen eine heroiſche Tapferkeit. Das Regiment Winterfeldt wurde faſt aufgerieben. Die Grenadiere des Regiments Wrede löſten die Reſte ab unter dem Rufe: „Kameraden, laßt uns heran, ihr habt Ehre genug.“ Die Worte klingen manchem vielleicht ſagenhaft; aber der Zug iſt hiſtoriſch genügend beglaubigt. Auch das Regiment Wrede verlor die Hälfte ſeines Beſtandes. Allein ein nennenswerter Fortſchritt der preußiſchen Waffen war nicht zu verzeichnen.

Da brachte Ferdinand von Braunſchweig Hilfe. Der kam mit den Kerntruppen, die auf Befehl des Königs zur Unterſtützung des linken Flügels herbeigeeilt waren und dort die günſtige Wendung mit bewirkt hatten, nunmehr zu ſeinem rechten Flügel zurück und bedrohte dabei den Rücken der dem Prinzen Heinrich gegenüberſtehenden Öſterreicher. Dies brachte die Entſcheidung. Auch hier drohte den Öſterreichern jetzt Vernichtung, wenn nicht ihre Küraſſiere, die bisher unverwendet auf dem Ziskaberge gehalten hatten, in ſtürmiſchem Anritt, durch den einen Augenblick König Friedrich gefährdet wurde, herangeſprengt wären.

Die Reſte des öſterreichiſchen linken Flügels, die nun noch auf dem Ziskaberge hielten, verſuchten die jetzt überall zurückflutenden Kameraden aufzunehmen. Es war aber kein Halten mehr. Der Feldherr dieſer geſchlagenen Maſſen, Prinz Karl, hatte unterdes in Prag wieder ſein Pferd beſtiegen und wollte in die Schlacht zurückreiten. Indes es war unmöglich, überhaupt aus der Stadt herauszukommen, ſo verſperrten die fliehenden Maſſen den Ausgang aus der Feſtung.

An eine Rettung durch die Stadt auf das linke Ufer der Moldau war nicht zu denken. Denn drüben ſtand Feldmarſchall Keith mit ſeinem Korps. Das öſterreichiſche Heer war alſo in den Mauern von Prag eingeſperrt. Dreizehntauſend Mann des abgeſprengten rechten Flügels der Öſterreicher retteten ſich jedoch unverfolgt vom Schlachtfelde nach Süden. Sie wären nicht entkommen, wäre es dem Feldmarſchall Keith gelungen, einen ihm vom König befohlenen Übergang über die Moldau oberhalb Prags auszuführen. Indes erwies ſich die Zahl der verfügbaren Pontons (35) als zu gering. Oberſtleutnant v. Seydlitz verſuchte dabei

in ſtürmiſchem Eifer durch den Fluß zu ſetzen. Er geriet bis zum Piſtolenhalfter in den Triebſand und wurde nur mit Mühe gerettet. König Friedrich ritt, nachdem die Entſcheidung gefallen war, an der Spitze des Regiments, das die wirkſamſte Hilfe geleiſtet hatte, Jung-Braunſchweig, mitten durch das öſterreichiſche Lager an den noch nicht abgebrochenen Zelten vorüber bis zur Moldau und blieb dort eine Weile ſtehen, obwohl er daſelbſt dem Feuer aus der Feſtung ausgeſetzt war. Dreizehn Minuten vor Vier verſtummte der Donner der preußiſchen Kanonen. Die blutige Schlacht hatte annähernd ſechs Stunden gewährt.

Um fünf Uhr etwa trafen ſich der König und ſein Bruder Heinrich. Sie ſtiegen vom Pferde und ſetzten ſich zuſammen nieder auf dem Maifelde. Sie werden nicht viel mit einander geſprochen haben unter den düſteren Eindrücken des Tages.

Wie die ungeheuren Verluſte bei dem Zuſammenprall des deutſchen und des franzöſiſchen Heeres im Auguſt 1870 vor Metz keine rechte Freude an den Siegen aufkommen ließen, ſo war es auch mit der Prager Schlacht. Der König empfand tief den Verluſt des Kernes ſeines Fußvolkes. An dieſem Tage ſchwanden, wie er ſpäter geklagt hat, die Säulen der preußiſchen Infanterie dahin. Am 8. Mai zählten die Preußen 3099 Tote, 8208 Verwundete und 1657 Vermißte. Dieſe Zahlen waren noch nicht vollſtändig. Später berechnete Friedrich ſeine Verluſte auf 18 000 Mann. Dazu der Tod Schwerins. Noch im Herbſt des Vorjahres hatte der König dem Marſchall das Kompliment gemacht, er ſei ihm 10 000 Mann wert. Nach dem Zeugnis Mitchells war er tief ergriffen über dieſen Verluſt. In ſeinem Schlachtbericht nannte er Schwerin „unſtreitig den größten General unſeres Jahrhunderts“, und meinte es in jenem Augenblicke ſicherlich aufrichtig. Sonſt hat er gelegentlich auch den alten Deſſauer ſo genannt, und Prinz Eugen und Marlborough ſtellte er zweifellos höher. Mit ihm trauerte das Heer. „Die ganze preußiſche Armee,“ berichtete der engliſche Geſandte am Abend des 6. Mai, „iſt in Tränen über den Verluſt des Marſchalls Schwerin, eines der größten Offiziere, den dies oder vielleicht irgend ein Land hervorgebracht, und eines der beſten Menſchen“. Außer Schwerin waren noch vier andere Generale gefallen oder doch tödlich verwundet. Auch der Sohn des alten, Friedrich befreundeten, Holſteiners, Prinz Friedrich von Holſtein-Beck, der elegante Oberſt der Füſiliere Alt-Württemberg, hatte ſein Leben auf der Wahlſtatt gelaſſen.

Die Öſterreicher hatten dem gegenüber nur einen Verluſt von 412 Offizieren und 12 912 Mann, wovon 40 Offiziere und 4235 Mann Gefangene waren. Feldmarſchall Browne erlag im Juni ſeinen Wunden.

Es war das Glück des Königs, daß er ein ſo hoffnungsfreudiges Temperament hatte. Das half ihm auch jetzt über die ſchmerzlichen Verluſte hinweg. Tags darauf ſchrieb er an Keith: „Nach den Verluſten, die wir gehabt haben, bleibt uns als einzige Tröſtung, die Leute, die in Prag ſind, zu Gefangenen zu machen. Und dann, glaube ich, wird der Krieg beendigt ſein.“

Zu einer Zertrümmerung der öſterreichiſchen Macht, wie Friedrich ſie erſehnt hatte, hatte die Prager Schlacht noch nicht geführt. Ihr Haupterfolg beſtand in anderen als in den ſtrategiſchen und politiſchen Ergebniſſen. Er beruht in der Ewigkeitswirkung, die dieſe Schlacht gehabt hat. Sie iſt von den fridericianiſchen Schlachten am meiſten ins Bewußtſein der breiten Maſſen gedrungen und hat dadurch zu dem Ruhme Friedrichs und des preußiſchen Heeres außerordentlich beigetragen. Das furchtbare Ringen, die Freudigkeit, mit der ſie von preußiſcher Seite geſchlagen wurde, die Stärke der eingeſetzten Truppenmaſſen — niemals hat König Friedrich ſo viel Streitkräfte an Schlachttagen zur Stelle gehabt — prägte die Schlacht unauslöſchlich dem Gedächtnis der Völker ein. Was der Naturmenſch Prinz Moritz von Deſſau noch am Tage der Schlacht ſeinem Bruder Dietrich meldete: „Gott ſei ewig Lob und Dank! Heute hat der König die größte Bataille, die noch wohl erhöret iſt, über die Öſterreicher erfochten unter den Kanonen von Prag,“ gab die Empfindung auch des gemeinen Mannes über die Schlacht wieder:

In Böhmen war die große Schlacht,
Dergleichen man noch nie gedacht.

„Sie blieb", wie Reinhold Koser ſchreibt, „mit dem Grauen, das ſie umgab, vor allen anderen die eigentlich volkstümliche Schlacht dieſes Krieges, an die Volkslied und Ballade und Bühnenſpiel anknüpfen konnten, weil jedes Kind von ihr wußte".

Aber auch politiſch war ſie von weittragender Bedeutung. Maria Thereſia war tief beſtürzt über den Ausgang und vermied es, ſich an ihrem Geburtstage, dem 13. Mai, öffentlich zu zeigen. Schon regte ſich Oppoſition im Lande gegen den Urheber des unheilvollen Krieges, Kaunitz, und gegen den Hofkriegsratspräſidenten Neipperg, der das Heer habe in Verfall geraten laſſen. Noch wirkungsvoller war der Eindruck des preußiſchen Sieges im Reiche. Die 3200 Württemberger, die in franzöſiſchem Solde an der Seite Öſterreichs fechten ſollten, meuterten, aufgeſtachelt durch die Bürgerſchaft von Stuttgart. Nur ein kleiner Teil blieb zuſammen. Bayern entſandte den Freiherrn v. Montgelas zu Friedrich und verpflichtete ſich zur Neutralität. Die kurpfälziſchen Truppen, die bereits auf dem Marſche zu den Franzoſen waren, wurden zurückberufen. In Nürnberg erſchienen Pasquille gegen die Kaiſerin und gegen den Rat, der ſich dazu hergäbe, das Luthertum zu bekämpfen. In England war man begeiſtert für Friedrich. „Unſere Bewunderung für den Heldenmut des Königs von Preußen iſt auf dem höchſten Gipfel," ſchrieb Lord Holderneſſe an Mitchell, „Weiber und Kinder ſingen ſein Lob, auf den Straßen kommt es zu den ausſchweifendſten Freudenbezeugungen". Horace Walpole, bisher dem Könige gar nicht günſtig geſonnen, konnte nicht umhin, der Bewunderung für ihn Ausdruck zu geben: „Was iſt unſer Preuße für ein König! Doppelt und dreifach übertrifft die Wirklichkeit unſere erſten Nachrichten!" König Ludwig XV. allerdings wurde durch die Prager Schlacht nur noch mehr in ſeinem Willen beſtärkt, der Kaiſerin zu helfen. Er befahl, ein neues Heer zu ſammeln und in Eilmärſchen durch Oberdeutſchland zu führen.

Auch die ſtrategiſchen Wirkungen des preußiſchen Sieges waren groß. Denn das Hauptheer, das Maria Thereſia auszuſenden gehabt hatte, war matt geſetzt. Es war ſehr fraglich, ob ſich Prag bis zum Herannahen eines Entſatzheeres würde halten können. Freilich, den urſprünglichen Gedanken, ſich nach der Schlacht mit der einen Hälfte des Heeres gegen die Franzoſen zu wenden, mußte der König aufgeben. Denn dazu war der Sieg nicht entſcheidend genug geweſen. Friedrich, nach ſeiner gewöhnlichen Art geneigt, die Dinge im roſigſten Lichte zu ſehen, unterſchätzte die Widerſtandskraft der Öſterreicher in Prag. Als er ſie am Abend des 6. Mai zur Übergabe auffordern ließ, da wurde ihm die Antwort, man hoffe ſich durch gute Verteidigung die Achtung des Königs von Preußen zu gewinnen. Die Öſterreicher waren alſo entſchloſſen, der Belagerung mutig die Stirn zu bieten. Sie konnten das um ſo eher, als ſie auf zwei Monate mit Vorräten verſehen waren. Das wurde am 14. Mai bekannt, und nun wurde der König nachdenklich, zumal da das Heer Dauns in der Nähe war. „Prag blokieren, Daun fernhalten und den Franzoſen die Stirne bieten, ſind drei Dinge, die wir nicht auf eins tun können," meinte er jetzt. Aber nur einen Augenblick ſah er ſchwarz. Er gedachte, die Eingeſchloſſenen durch eine Beſchießung zu zwingen: „die ſchon wackelnden Hirnkäſten vollends einzuſtoßen," wie er ſagte. Am 30. Mai begann das Zerſtörungswerk.

O was Kummer, o was Jammer,
Keine Stube, keine Kammer
Ware ſicher vor dem Schuß!

ſangen die Öſterreicher nachher. Aber die acht Tage andauernde „zermalmende Muſik" brachte den erhoffſten Fall der Feſtung nicht.

Noch war die Stimmung im preußiſchen Heere die beſte. Voller Siegeszuverſicht träumten die Soldaten bereits von ihrem Einzug in Wien. Inzwiſchen kam Daun näher. Mit ſeinem Heere hatte Friedrich von Beginn des Feldzuges an gerechnet. Allein vorher hatte er Browne vernichten wollen. Eine Abteilung des Daunſchen Heeres war ſchon zur Zeit der Prager Schlacht in der Nähe geweſen. Sie hätte den Rücken Friedrichs bedrohen

können. Indes, die Furcht vor dem preußiſchen Könige war bereits ſo groß, daß ſich die 9000 Mann nicht getrauten, zwei Meilen heranzumarſchieren und ihren ringenden Kameraden Hilfe zu bringen. Anfang Juni kam nun die Hauptmaſſe Dauns in bedrohliche Nähe. Zieten, mit dem friſchen Lorbeer des einzigen glücklichen Reiterführers bei Prag geſchmückt, wurde mit fünfzig Schwadronen ausgeſandt, um Aufklärung zu ſchaffen. Der König beabſichtigte, Daun durch Bewegungen in Schach zu halten. Er unterſchätzte die Stärke des Entſatzheeres bedeutend und nahm ganz richtig an, daß Daun nicht ſchlagen dürfe. Nach dem Eintreffen der Nachricht von Prag hatte Maria Thereſia dem Marſchall befohlen, die Hinterlande zu decken. Der Befehl verriet die große Niedergeſchlagenheit in Wien und war ſo gut wie ein Verbot der Schlacht. Bei dieſer Sachlage war es durchaus zweckentſprechend, daß Friedrich das Entſatzheer lediglich beſchäftigen ließ. Mit dieſer Aufgabe wurde der Herzog von Braunſchweig-Bevern betraut. Der operierte mit ſeinen zwanzig Bataillonen und neunzig Schwadronen, wie ſchon bei Reichenberg, ganz geſchickt, erbeutete drei Magazine und ſchlug am 5. Juni den Führer der öſterreichiſchen leichten Truppen, Nadasdy, bei Kuttenberg. Es war nur der Fehler, daß der gute Herzog wenig Selbſtvertrauen hatte. Friedrich ſuchte dies auf alle Weiſe zu heben, wie ſchon in den erſten Wochen. Nach den kleinen Teilerfolgen, die jetzt von ihm errungen waren, beglückwünſchte der König ihn: „Nun ſehen Sie, daß ich Sie beſſer kenne, als Sie ſich ſelber, Sie ſeind zu modeſt.“ Aber einen entſcheidenden Schlag zu führen, durfte er ihm doch nicht zumuten. Daß ein ſolcher Schlag nötig wäre, meinte er, als er nähere Aufſchlüſſe über die Stärke Dauns erhielt. Am 12. Juni kündigte er demgemäß dem Herzog an, daß er am 15. Juni mit acht Bataillonen und ſechzehn Schwadronen zu ihm ſtoßen würde. „Hier hilft nichts vor, Daun muß nach Mähren herein, er mag ſtark oder ſchwach ſeind, ſonſten kriegen wir Prag nicht, können wir die übrigen Feinde, die ankommen, nicht reſiſtieren, und iſt die ganze Campagne, ſo gut wie ſie iſt angefangen worden, verloren.“ Damit war der Gedanke, den er zuerſt am 5. Juni in der urfridericianiſchen Weiſe formuliert hatte: „Daun verſtärkt ſich, man muß ihm zuvorkommen“, zum Beſchluß erhoben. Verſtärkungen aus Schleſien, zehn Bataillone und zwanzig Schwadronen, die am 20. eintreffen ſollten, wartete er nicht mehr ab.

Er hatte richtig geſpürt, daß bei Daun (Bild 149) jetzt offenſive Abſichten vorlagen. Denn der war mittlerweile von ſeiner Kaiſerin benachrichtigt worden, Prag könne ſich nur noch bis zum 20. Juni halten, er ſolle darum eine Schlacht wagen. Sie gäbe ihm ihr kaiſerliches Wort, daß ſie ihm einen unglücklichen Ausgang nicht nachtragen werde. Darum bewegte er ſich vorwärts.

Der nun eingreifende öſterreichiſche Feldherr, deſſen Wiege in Wien geſtanden hatte und der auch ſelbſt in ſeinen Schreiben ſich wieneriſch ausdrückte, war der Sproß eines alten Dynaſtengeſchlechtes des Hochlandes der Eifel, das dem Erzhauſe ſchon mehrere Feldmarſchälle gegeben hatte. Er war ein tüchtiger Methodiker der herrſchenden Schule mit einer faſt unüberwindlichen Abneigung gegen das Vorgehen zum Angriff. Friedrich war von Anfang an geneigt, „die dicke Excellenz Graf Leopold Daun“ wegen ihrer Schwerfälligkeit und Unentſchloſſenheit ironiſch zu nehmen. Er hat dieſe Fabiusnatur indes im Laufe der Jahre einigermaßen würdigen gelernt, allerdings nicht ohne daß ein ſtarker Reſt des Spottes über dieſen Gegner, deſſen Methode ihm mehrmals verhängnisvoll werden ſollte, in ſeinem Innern haften blieb.

Als der König klar ſah, daß es zum Kampfe kommen würde, ließ er auch noch Moritz von Deſſau, dem er den Befehl über das Heer vor Prag anvertraut hatte, mit einigen Truppenteilen nachkommen. Am Morgen des 18. Juni hatte er das öſterreichiſche Heer in einer weſtlich von der an der Elbe gelegenen kleinen Stadt Kolin ſich hinziehenden feſten Stellung vor ſich. Daun verfügte über 54000 Mann, wovon 18000 Reiter waren. Dabei hatte er 60 ſchwere Geſchütze. Friedrich konnte dem nur 34000 Mann, darunter 16000 Reiter, entgegenſtellen. Er war alſo beſonders ſchwächer an Infanterie. Noch

Herr Friedrich von Trotha.
Nach einem Gemälde im Besitz des Herrn Grafen Wilhelm von Trotha, gez. H. Petri-Kiel.

Friedrich von Trotha wurde am 1. Juli 1716 zu Halle a. S. geboren. Sein Vater war der Königlich Preußische und Churfürstlich Sächsische Geheime Rath und Kanzler Johann Friedrich von Trotha, der Begründer der Familie in Preußen. Seine Mutter war Sophie Dorothea, eine geborene Freiin von Hagen. Friedrich von Trotha besuchte die Stadtschule seiner Vaterstadt Halle, das Pädagogium daselbst und die Universität Halle, wo er Theologie studirte. Nachdem er 1737 die Universität verlassen hatte, begab er sich nach Berlin, wo er Gelegenheit hatte, sich in der Gesellschaft des Königs Friedrich Wilhelm I. zu bewegen. Dieser Monarch, welcher Trotha's Vater sehr hoch schätzte, ernannte den jungen Mann zum Kammerjunker und Lieutenant à la suite des Regiments Prinz Leopold. Friedrich Trotha trat dann bald darauf in das Heer und avancirte bereits

führenden Kaiſerſtraße hinziehen und der linke Flügel in der Nähe Kolins den rechten öſterreichiſchen in der Flanke faſſen. Durch die Umgehungsbewegung wäre Daun, falls ſie geglückt wäre, in ein Sumpfgelände gedrängt und vernichtet worden.

Nachmittags um halb zwei begann die Schlacht. Die preußiſchen Truppen waren bereits durch die Hitze und den Marſch durch wogendes Getreide ermüdet. Sie griffen aber mit Bravour an. Die Generale Zieten und Hülſen erſtritten auf dem äußerſten linken Flügel namhafte Erfolge, obwohl Daun geſchickte Gegenbewegungen machte. Da griff wieder wie bei Prag der General v. Manſtein — er iſt wenige Tage nach der Schlacht in einem Gefecht mit Kroaten den Tod des Helden geſtorben — zu früh einſchwenkend voreilig an und verdarb dadurch die ganze Schlacht, indem ſo der äußerſte linke Flügel ohne die nötige Unterſtützung blieb und der Flankenangriff zu einem Frontalangriff wurde. Im erſten Augenblick glaubte Friedrich, daß Fürſt Moritz von Deſſau, zu deſſen Truppenteil die Brigade Manſtein gehörte, den unzeitigen Angriff veranlaßt habe, und es kam zu einer peinlichen Szene zwiſchen ihm und dem treuherzigen General. Der Flankenangriff hätte den Öſterreichern den Vorteil, den ihnen Überzahl und Stellung gewährte, entwunden. Durch den Frontalangriff verwandelte ſich die Lage in das Gegenteil. Dabei ſpielte ein Eichbuſch, der heute verſchwunden iſt, eine verhängnisvolle Rolle, weil er die Reiterei verhinderte, dem bedrängten Fußvolk zu Hilfe zu kommen. Noch aber wäre der Tag zu retten geweſen. Die Infanterie drang nach hartem Kampfe vor. Zwar wurde ein Angriff der preußiſchen Küraſſiere unter General Pennavaire von öſterreichiſcher Kavallerie glücklich beſtanden. Da ſprengte auf Befehl des Königs die Reiterbrigade Kroſigk heran und hinein in das öſterreichiſche Fußvolk. Ihr Führer, General Kroſigk, fiel. Darauf übernahm der Oberſt v. Seydlitz den Befehl über ſie. Mehrere Regimenter der öſterreichiſchen Infanterie wurden zuſammengeritten, fünf Fahnen, vierzig Kanonen und eine Standarte erbeutet. Das öſterreichiſche Fußvolk begann in wilder Haſt zu fliehen. Der größte preußiſche Reiterführer hatte zum erſten Mal Gelegenheit gefunden, einen größeren Erfolg zu erringen, der ihm den Generalsrang einbrachte. Ingrimmig gab in dieſem Augenblick der öſterreichiſche Feldmarſchalleutnant Graf Wied ſeinen Reitern den Befehl, in das eigene Fußvolk einzuhauen, um es zum Stehen zu bringen. Daun hielt die Schlacht bereits für verloren. Da — es war Nachmittags zwiſchen Vier und Fünf — ſprengt, von einer Eingebung des glühendſten Haſſes geleitet, der ſächſiſche Oberſtleutnant v. Benckendorff mit zwei Schwadronen hinter dem Eichbuſch vor auf Seydlitzens Küraſſiere. Der gellende Ruf „Das iſt für Striegau“ hallt über das Feld. Benckendorff nach jagen die andern ſächſiſchen Schwadronen. Es folgen in ſtürmiſchem Ritt die Dragoner des Fürſten Ligne. Sechsundfünfzig Schwadronen wälzen ſich ſchließlich auf fünfzehn Schwadronen. In vollen Zügen genießen die erſt ſeit wenigen Wochen in öſterreichiſchen Sold genommenen Sachſen ihre Rache für Hohenfriedeberg und mit ihnen die Öſterreicher für ſo manche Niederlage. Vergebens eilen die Küraſſiere des Prinzen von Preußen zu Hilfe. Sie werden geſchlagen. In ihre Flucht wird das preußiſche Fußvolk mit verwickelt. In fürchterlicher Attacke ſauſen die feindlichen Reiter in die Reihen der Infanterie hinein. Die Regimenter Bevern, Prinz Heinrich und Münchow werden nahezu vernichtet. Dies entſchied den Tag zu ungunſten Friedrichs.

In dem Augenblick, als die Schwadronen der Brigade Kroſigk von der Übermacht erfaßt wurden, hatte der König zu den wieder geordneten Küraſſier-Regimentern unter General Pennavaire geſchickt. Wieder wie bei Prag zeigte ſich Pennavaire unſchlüſſig. Der greiſe Reitersmann war ſolchen Lagen, die Wagemut und Schnelligkeit erheiſchen, nicht gewachſen. Da ſprengte der König hin: „Aber mein Herr General, wollen Sie nicht attackieren? Sehen Sie nicht, wie der Feind in unſere Infanterie einhaut? In Teufels Namen attackieren Sie doch. Allons, ganze Kavallerie, Marſch, Marſch!“ Aber die Reiter werden durch die erſten Kanonenkugeln wieder aus der Faſſung gebracht. Alle perſönlichen Bemühungen des Königs nützen nicht. Die Küraſſiere ergreifen ſchließlich die Flucht. Nun führt der König einen Trupp von vierzig Mann vom Infanterieregiment Anhalt mit klingen-

Erklärung derer Buchstaben.

A. A. Königl. Preußische Armee unter Commando Sr. Exc. Graf von Daun. B. B. Der Prinz von Preußen mit seiner Armee, welcher rechter Hand sich postiret und mit der Königl. Armee zusammen gestoßen.
C. C. Die Königl. Armee wie sie linker Hand auf einer Anhöhe stehen. D. D. Oesterreichische Cavallerie, welche sich zwischen diese beyden Armeen gesetzet haben. E. E. es unmöglich gewesen
E. Das Nadastische Corps welches sich rechts gezogen, und der Königl. linken Flügel angegriffen. F. Ort der Preuß. Retirade. G. Ein Berg worhin die Ost. Armee ein ganz Regiment gerichtet worin sich aber Dornicht ergeben mußte.
H. Orth wo die Ost. Armee Kayserl. Pontons abgeladet, welche die Preußische Armee in der Retirade hinter zurück lassen.

150. **Plan der Schlacht bei Kolin**

dem Spiele vor, um durch ſein Beiſpiel die Leute anzuſpornen. Ein unerhörtes Schauſpiel! Auch dies Häuflein zerſtiebt. Nur noch die Adjutanten reiten hinter dem Könige. Die düſtere Frage des Majors Grant, eines geborenen Schotten: „Sire, wollen Sie die Batterie allein erobern?“ gibt dem Könige Klarheit über ſeine Lage. Er hält ſein Pferd an, wirft noch einmal halb mechaniſch einen Blick durch ſein Fernglas auf die feindliche Stellung und reitet im Schritt auf ſeinen bis jetzt teilweis geſchonten rechten, von Bevern befehligten Flügel, um den Rückzug anzuordnen.

Die beſonnenen Maßregeln Beverns zur Deckung des Heeres ermöglichten den Rückzug der Preußen. Das erſte Bataillon Garde unter dem Major Tauentzien erwarb ſich dabei unverwelklichen Ruhm, indem es vier Bataillone und zwei Kavallerieregimenter zurückſchlug. Noch vor Sonnenuntergang brachen die Öſterreicher den Kampf ab. 392 Offiziere und 13376 Mann hatte dem Könige der Tag gekoſtet. Allein auf die Infanterie entfielen davon 329 Offiziere und 11978 Mann, zwei Drittel des ganzen Beſtandes. Es waren ganz ungeheuerliche Verluſte, wohl die ſtärkſten, die verhältnismäßig in rangierter Schlacht das Fußvolk eines Heeres erlitten hat. Das Erſtaunlichſte dabei war, daß die Manneszucht dadurch nicht gelockert wurde. Außerdem verloren die Preußen zweiundzwanzig Fahnen und fünfundvierzig Geſchütze. Auf öſterreichiſcher Seite zählte man insgeſamt 360 Offiziere und 7754 Mann an Toten, Verwundeten und Vermißten.

So heldenmütig ſich die Preußen geſchlagen hatten, der Ruf ihrer Unbeſiegbarkeit war jetzt dahin. Aber das ſchlimmſte Ergebnis des 18. Juni war doch die Tatſache, daß nun das Mißlingen der genialen und glücklich begonnenen Offenſive König Friedrichs im letzten Augenblick beſiegelt worden war. Es iſt heikel, ein einzelnes, verhältnismäßig geringfügiges Moment herauszugreifen und als die Urſache weltgeſchichtlicher Entwickelungen zu bezeichnen. Rein äußerlich betrachtet hat indes allerdings der Angriff der Benckendorffſchen Karabiniers dem Kriege die verhängnisvolle Wendung für Friedrich gegeben.

Ein Jubelruf ging durch das Lager ſeiner Gegner, als ſich die Kunde von Kolin verbreitete. Maria Thereſia nannte ſpäter dieſen Sieg den Geburtstag ihrer Monarchie. In der Freude ihres Herzens ſtiftete ſie den Maria-Thereſia-Orden, den zu beſitzen ſeitdem der Ehrgeiz jedes öſterreichiſchen Offiziers geworden iſt. Wie es recht und billig war, empfing das erſte Großkreuz der, dem es gelungen war, den Bann der Unbeſiegbarkeit König Friedrichs zu brechen, Feldmarſchall Daun. Die Freude des öſterreichiſchen Heeres machte ſich auch im Liede Luft:

Als die Sonn' in Krebs gegangen,
Hat den Krebsgang angefangen
Auch der ſtolze Feind, der Preuß.

Welch gewaltigen Widerhall die Nachricht in Europa hervorrief, zeigt die eine Tatſache, daß in Venedig, wo die Stadt ſich in eine preußiſche, eine öſterreichiſche und eine Mittelpartei geteilt hatte, über fünfhundert Gedichte aus Anlaß der Schlacht von Kolin, der Befreiung von Prag und der verzweifelten Lage Friedrichs danach erſchienen. Man hat gezählt, daß mehr als hundert dieſer Gedichte leidenſchaftliche Preußenfeindſchaft atmen, aber auch ſechzig voller Sympathie, ja voller Begeiſterung für Friedrich waren. Die Pruſſiani in der Lagunenſtadt hatten ſich bereits entzückt an dem Siege von Prag. Aber auch als er jetzt bei Kolin geſchlagen wurde, konnte ein italieniſcher Dichter von Friedrich ſagen: „Er unterlag, aber es werden immer die Siege anderer minderen Ruhmes wert ſein als ſeine Niederlagen.“

Zu den erſchütterndſten Erſcheinungen gehört es, wie die große Seele des Königs von dem Unglück gepackt wurde. Dem gegenüber ſteht die imponierende Größe, mit der er in ſeinem Leide das Ganze zuſammenhielt. An eine Fortſetzung der Belagerung von Prag war nun nicht mehr zu denken. Demgemäß beauftragte der König den Major Grant, ſo ſchnell wie möglich die Nachricht von der Niederlage an die Heerführer vor der Feſtung

und zugleich an seinen Bruder Heinrich die Disposition für den Abmarsch von Prag zu überbringen. Die gerade Straße nach Prag war bereits unsicher. Deswegen war es Gebot der Klugheit, daß der König selbst einen Umweg machte. Vom Schlachtfelde ritt er im Galopp nach Nimburg, begleitet von den Gardes du Korps und einem Trupp Husaren. Bei Nimburg — der auf dem Brunnenrohr sitzende und Kreise zeichnende Friedrich zu Nimburg, den hunderttausend Bilder darstellen, ist Fabel; der König hatte anderes zu tun, als Träumereien nachzuhängen — ging er über die Elbe, dann passierte er die Iser auf einer Furt, um bei Brandeis zum zweiten Mal über die Elbe zu gehen. Düster meinte er auf jenem Ritt zu dem jungen Grafen Friedrich von Anhalt: „Sie wissen wohl nicht, daß jedes Menschen Glück seine Rückschläge haben muß? Ich glaube, daß ich jetzt die meinen haben werde." Ganz löste sich seine Stimmung erst aus, als er im Lager vor Prag nach sechsunddreißigstündigem Ritt eintraf. Dort hatte Major Grant auf direktem Wege bereits die Hiobspost erst an Ferdinand von Braunschweig, dann an Prinz Heinrich überbracht. Ängstlich bewahrten die Generale die Kunde für sich. Aber unter den Truppen schwirrten bald dunkle Gerüchte. Sie glaubten allerdings nicht an eine Niederlage. Denn Friedrichs Unbesiegbarkeit galt ihnen als ausgemacht. Als er nun aber selbst ermattet unter ihnen erschien, da ward das Schreckliche Gewißheit. Er zwang sich zwar zu einer guten Haltung. Jetzt kam es ja mehr wie je darauf an, nach dem Satze zu handeln, den er in seinen Generalprinzipien vom Kriege aufgestellt hat: „In dem Antlitz des Feldherrn liest die ganze Armee, also muß der General wie ein Schauspieler sein, der sein Gesicht allemal in die von der Rolle erforderten Falten legt. Kommt eine schlechte Nachricht, so gibt man sich den Anschein, sie zu verachten." Aber er verriet sich wieder nur zu sehr selbst. Das sonst so leuchtende Auge war umflort und vermied es, aufzublicken. In seinem Quartier angelangt, traf er dort seine Brüder Wilhelm und Ferdinand. Prinz Heinrich (Bild 151) wurde gerufen. Friedrich warf sich todmüde auf einen Strohsack und ließ jetzt endlich seiner Stimmung freien Lauf. Tiefbewegt küßte er seinen Bruder Heinrich, der ihm innerlich in den Jahren fremd geworden war. In dieser Stunde fühlte er sich ihm ganz nahe. Er gestand ihm seine Niedergeschlagenheit und wiederholte mehrmals, daß er sich den Tod wünsche. Erschöpft an Seele und Körper wie er war, betraute er Heinrich mit der Leitung des Abmarsches.

In dieser Stunde fällt ein blitzheller Schein auf das Verhältnis der beiden großen Brüder zu einander. Friedrich ehrte den Prinzen Heinrich persönlich und militärisch durch sein Vertrauen, indem er ihm allein sein Herz erschloß und ihm den Befehl gab. Der Prinz aber hat damals das teuflische Schreiben an seine Schwester Amalie gerichtet, das die Nemesis in die Hände der Österreicher fallen ließ: „Phaeton ist gestürzt, und wir wissen nicht, was aus uns werden wird. Der 18. wird für Brandenburg auf ewig unheilvoll sein. Phaeton hat für seine Person Sorge getragen und sich zurückgezogen, bevor der Verlust der Schlacht völlig entschieden war." Kaum kann ein Schriftstück mehr Bruderhaß atmen. Durch dies hämische Schreiben hat Prinz Heinrich sein Andenken schwer geschädigt. Sein nur zu bekannter Haß gegen seinen großen Bruder hat ihm die Sympathien der Menschen verscherzt, und dadurch ist seine Persönlichkeit auch meist wenig von der Menge beachtet worden. Was weiß selbst der Gebildete heute vom Prinzen Heinrich? Erst seit einiger Zeit beginnt man ihn gerechter zu würdigen, und da kommt denn das überraschende Ergebnis zu Tage, daß dieser Prinz mit dem diabolischen Zuge in seinem Wesen wohl die namhafteste Persönlichkeit gewesen ist, die unter König Friedrich als Militär und Staatsmann gewirkt hat, ein Talent allerersten Ranges voll bewundernswerter Staatsgesinnung. Sein Haß gegen seinen Bruder ist eine traurige Erscheinung in der preußischen Geschichte. Aber man darf dabei nicht vergessen, daß eine starke Persönlichkeit unter dem imperatorischen Wesen König Friedrichs schwer leiden mußte. Man kann es wohl zum Teil Knirschen gegen die Zügel nennen, was sich bei dem Prinzen Heinrich geltend machte. Und dann ist noch der Zug der Bitterkeit in Friedrichs Natur zu beachten, der bei Prinz Heinrich nicht

Fig. Duke, Leicester, last Marquis
Nach einem Gemälde von Wm. Hoare, gestochen von J. B. Morell

ohne Reaktion bleiben konnte, ſo ſehr brüderlich ſich König Friedrich gegen ihn im allgemeinen benahm. Ihr beiderſeitiger Gegenſatz war indes noch mehr bedingt durch Friedrichs ſanguiniſche und ſchwungvolle Art gegenüber der ſchwarzſeheriſchen, bedächtigen und nüchternen Natur des Prinzen. Alle die Jahre, in denen Friedrich und mit ihm der Staat Preußen um das Daſein rangen, durchzieht dieſer Gegenſatz der beiden Brüder, im weſentlichen gekennzeichnet durch Heinrichs hämiſch beobachtende und kritiſierende Haltung gegen den König und ſeine mediſanten Reden, durch die er in ſeinem Hauptquartier unwillkürlich das Anſehen Friedrichs untergrub. Eine ganze Literatur übelwollender Kritiker Friedrichs iſt dank dem Einfluſſe des Prinzen Heinrich emporgeſchoſſen, die freilich der Größe des Königs wenig Abbruch zu tun vermochte. Mehrmals kam es zum offenen Bruch, trotz aller Kunſt des Königs in der Behandlung des Prinzen. Zu Preußens Glück war das Zerwürfnis nie dauernd. Denn das Pflichtgefühl, das auch in dieſem Hohenzollern tief eingegraben war, hat ihn immer wieder getrieben, ſich in des Bruders Dienſt zu ſtellen und ſich in ſeine Ideen einzufügen. Mit den Jahren iſt ihm das immer mehr gelungen, und nach der Beendigung des großen Ringens wächſt er vollſtändig hinein in die Rolle des erſten Mannes neben dem Könige, nicht etwa vermöge ſeines Ranges, ſondern durch ſeine Bedeutung, die ihn befähigt, nicht allein ergänzend zu wirken, wie das ſeine Miſſion als Feldherr im Siebenjährigen Kriege geworden iſt, ſondern auch als geſchickter und einſichtsvoller Staatsmann im gegebenen Augenblick ſelbſt den Dingen die Richtung zu geben.

In ihrer ſchwarzſeheriſchen und übelwollenden Art klagten der Prinz und ſeine Umgebung den König nach Kolin an, er hätte „die Kunſt entdeckt, in ſechs Wochen das Werk von dreißig Jahren, dies unvergleichliche Heer, die ſicherſte Stütze von Preußens Größe, zu zerſtören", und zwar lediglich aus Schlachtendurſt und Ehrgeiz. Einen peinlichen Eindruck machten die gehäſſigen Reden vor allem auf den Vertreter der Preußen verbündeten Macht, auf Mitchell. Kolin konnte allerdings von der Ermattungsſtrategie, zu deren Vertreter ſich Prinz Heinrich mehr und mehr ausbildete, als Haupttrumpf gegen die Strategie, die in der Schlacht die Entſcheidung ſucht, ausgeſpielt werden. Sie war nicht unbedingt nötig geweſen. Friedrich hat ſelbſt ſpäter zugegeben, daß er ſie etwas überſtürzt geliefert hätte. Aber in dem Augenblick, als er ſie ſchlug, da hat er ſie zweifellos als nötig betrachtet. Sein Temperament riß ihn hin. Er konnte nicht anders. Der Ausgang einer Defenſivſchlacht, auf die er es hätte ankommen laſſen können, war ihm vielleicht unſicherer, als der der offenſiven Schlacht.

Waren auch die Errungenſchaften des Offenſivfeldzuges verloren gegangen, ſo war die Lage militäriſch immerhin noch nicht verzweifelt. Friedrich hegte die feſte Abſicht, wie er gegen Moritz von Deſſau äußerte, bei der erſten Gelegenheit die Scharte wieder auszuwetzen. An dieſen Schlachtgenoſſen von Kolin ſchrieb er in jenen Tagen: „Das Herz iſt mir zerriſſen, allein ich bin nicht niedergeſchlagen." Wollte er den wackeren Prinzen ermutigen, ſo war dies nicht nötig. Denn der hatte nur Gefühle des Stolzes über die treffliche Haltung des Fußvolkes inmitten der Niederlage. „Solche Bravour, als die die Infanterie abgeleget, kann man nicht genugſam beſchreiben," meldete er am Tage nach der Schlacht heimwärts. Mit klingendem Spiele und ſtolzer Haltung wurde am 20. Juni in aller Frühe der Abmarſch von Prag angetreten. Bei Melnik wollte ſich der König mit dem Heere Keiths vereinigen. Doch erbeuteten Panduren die Pontons, die dazu gebraucht wurden. So konnte dieſe Vereinigung erſt eine Strecke weiter elbabwärts bei Leitmeritz vollzogen werden. In Leitmeritz nahm der König am 27. Juni für einige Zeit im biſchöflichen Schloſſe ſein Hauptquartier. Er ſtürzte ſich mit Gewalt in die Arbeit, um ſich zu zerſtreuen. Kaum war er einige Tage dort, da traf die Nachricht von dem am 28. Juni im Schloſſe Monbijou erfolgten Tode ſeiner Mutter ein. Sie erſchütterte ihn tief. Mit verdoppelter Wucht erneuerten ſich zugleich die Schmerzen über ſeine Lage. Die Siegesnachricht von Prag hatte er der ſiebzigjährigen Frau noch vom Schlachtfelde aus triumphierend mitgeteilt: „Die Öſterreicher ſind zerſtreut wie die Spreu im Winde." Ob der alten Dame noch die Kunde

von der Niederlage ihres Sohnes zuging? Voller Verzweiflung ſchrieb Friedrich unter dem erſten Eindruck des Verluſtes an ſeine Schweſter Amalie: „Alle Unglücksſchläge treffen mich auf einmal. O meine teure Mutter! O guter Gott, ich ſoll nicht mehr den Troſt haben, euch wiederzuſehen. O Gott, o Gott, welch Verhängnis für mich.“ Troſt allein fand er in dem Gedanken: „Vielleicht hat der Himmel unſere liebe Mutter abberufen, damit ſie nicht das Unglück unſeres Hauſes erlebt.“ Er hatte ſie im Januar zum letzten Male geſehen. Am Tage nach der Trauerkunde entzog er ſich den Blicken des Heeres. Am 3. Juli berichtete der treue Eichel an Podewils: „Die Betrübnis Seiner Königlichen Majeſtät iſt chegeſtern und geſtern ſehr groß und heftig geweſen, hat ſich doch aber dadurch heute in etwas gemindert, da des Königs Majeſtät in Erwägung genommen, was Dieſelbe in gegenwärtigen critiquen Umſtänden Sich, Dero Staat und Armee und Dero höchſtgetreuen Unterthanen ſchuldig ſind, wodurch dann, und durch die deshalb notwendig zu machenden Dispositiones, der Chagrin etwas unterbrochen worden, ob es gleich an ſehr betrübten Moments und Intervalles nicht fehlet.“ Am Abend dieſes 3. Juli ließ der König Mitchell zu ſich kommen und ſchüttete ihm ſein Herz aus unter einer Fülle von Selbſtbekenntniſſen, in denen er ſeinen jugendlichen Leichtſinn ſcharf tadelte und bekannte, den Zorn des Vaters verdient zu haben. Es gewährte ihm offenbar Erleichterung, ſich dem feinempfindenden Manne zu erſchließen. Auf den Geſandten verfehlten dieſe Stunden nicht ihren Eindruck. Seine Aufzeichnungen darüber ſind ein merkwürdiges Aktenſtück zu den Beziehungen zwiſchen England und Preußen.

Aber das Ungemach, das den König jetzt heimſuchen ſollte, hatte ſich noch nicht erſchöpft. Die Wochen nach Kolin zeitigten auch einen Familienzwiſt, der den ſchlimmſten Mißklang in Friedrichs Leben ſeit der Küſtriner Haft darſtellt.

Gleich Prinz Heinrich bekrittelte der Prinz von Preußen fortgeſetzt das Tun und Laſſen des Königs, mit ungleich weniger Berechtigung als Heinrich, deſſen militäriſche Fähigkeiten ſich wieder beim Rückmarſch von Prag in glänzender Weiſe betätigten. Selbſt gegen die Feinde ſeines Landes ſprach Prinz Wilhelm ſich abfällig über König Friedrich aus. Er fürchtete, durch die Politik des Königs um Krone und Land gebracht zu werden, und erklärte, daß er nach einem ſchimpflichen Frieden die Krone nicht annehmen, ſondern alle Rechte ſeinem Sohne übertragen werde. Dies Wort kennzeichnet ſowohl, wie wenig er die Größe ſeines Bruders erfaßte, als auch, wie kleinlich er dachte. Am meiſten kränkte es ihn, daß der König ihm keinen Befehlshaberpoſten übertragen hatte. Friedrich vermied dies, weil er eine ſehr geringe Meinung von der Befähigung des Prinzen Wilhelm zur Heerführung hatte. Den fortgeſetzten Bewerbungen des Prinzen, die insbeſondere durch Mittelsmänner zum Könige gelangten, gab dieſer ſchließlich nach, indem er dem Thronfolger den Befehl über die eine Heereshälfte, die zur Deckung der Lauſitz und Schleſiens beſtimmt wurde, anvertraute. Mit der anderen Hälfte wollte Friedrich ſelbſt Sachſen decken und die Franzoſen nebſt den Reichstruppen abwehren. Es ſollte ſich bald zeigen, daß der Prinz der Aufgabe, vor die er geſtellt wurde, in keiner Weiſe gewachſen war. Sein Wunſch, verwendet zu werden, ehrt ihn in einem gewiſſen Grade, wenn man nämlich von ſeiner Überſchätzung der eigenen Kräfte abſieht. Das üble Los der Prinzen iſt es nur zu häufig, daß ſie im Intereſſe des Staates zu einer Scheintätigkeit zu verurteilen ſind. Welches Unglück wäre vielleicht Öſterreich erſpart geblieben, wäre Prinz Karl von Lothringen nicht immer wieder an die Spitze des öſterreichiſchen Heeres geſtellt worden! Die Hilfloſigkeit, welche der Prinz von Preußen bei der Leitung des Rückzuges ſeines Heeres zeigte, verdient menſchlich faſt Teilnahme, zumal da er ernſthafte Anläufe nahm, Entſchloſſenheit zu entwickeln, und ſeinem Bruder erklärte, den Tod der Schande vorziehen zu wollen. Aber der ganze Rückzug iſt doch ein Bild des Jammers. Wohl war dem Prinzen Winterfeldt beigegeben, der inzwiſchen wieder von ſeiner Wunde geneſen war, aber der Prinz hörte nicht allein auf deſſen Ratſchläge, ſondern auch auf die anderer, und zwar auf die andern, unter denen beſonders der jüngere Schmettau hervortrat, mehr. Es

machte ſich in der Führung des Rückzuges eine derartige Unſicherheit und Ungeſchicklichkeit geltend, daß für das Heer des Prinzen bald das Schlimmſte zu befürchten war. Mit ſteigender Ungeduld ſah der König dem zu. Wie er bereits vor dem Eintreffen der Nachricht vom Tode ſeiner Mutter ſich wieder mit Entſchloſſenheit gewappnet hatte, indem er an Wilhelmine ſchrieb: „Wer nicht dem Unglück zu widerſtehen weiß, iſt des Glückes nicht wert; man muß über den Ereigniſſen ſtehen und ſich nicht über Unglücksfälle beklagen, die allen Menſchen gemeinſam ſind," ſo hatte er auch nach dem erſten Schmerz über den Tod der Mutter eine tapfere Sprache angenommen, indem er an die Königin Ulrike ſchrieb: „In dieſer Lage werde ich meinen zahlloſen Feinden Mut und Entſchloſſenheit entgegenſtellen und ſie ſollen den Staat nur überwältigen, indem ſie ſeine Verteidiger unter den Trümmern ihres Vaterlandes begraben." Noch entſchloſſener ſchrieb er an Marquis d'Argens (19. Juli): „Und ſollte die Welt untergehen, ich werde mich unter ihren Trümmern begraben laſſen mit der Kaltblütigkeit, mit der ich Ihnen ſchreibe." Der unerſchrockene Mann der horaziſchen Dichtung ſchwebte ihm vor. Die Heerführung des Prinzen Auguſt Wilhelm war indes geeignet, ihn wieder aus ſeiner gefaßten Stimmung herauszureißen. Auf die ſich jagenden Bitten des Prinzen um Verhaltungsmaßregeln mußte der König natürlich erwidern, er möge nach den Umſtänden verfahren, da er aus der Ferne die Dinge nicht im einzelnen überſehen könne. Ärgerliche Bemerkungen Friedrichs erhöhten die Sicherheit des Prinzen gerade nicht. Bald war eine verzettelte Abteilung ſeines Heeres bei Gabel durch ſeine Schuld dem Feinde preisgegeben. Der Prinz verlor darüber faſt völlig den Kopf und das Herz. Grimmig äußerte der König zum Prinzen Heinrich: „Ich will rein von der Leber weg ſprechen: ich habe meinen Bruder lieb, aber zum Kommandieren iſt er nicht geſchaffen." Die ſchlechte Führung übte moraliſch die allerſchlimmſte Wirkung auf die Truppen des Prinzen aus. Mutloſigkeit griff Platz. Tauſende deſertierten. Zu dem Unglück von Gabel kam ein zweites, indem der Prinz die Einäſcherung von Zittau, des Schlüſſels der Lauſitz, und die Vernichtung des dortigen großen Magazins, das Vorräte für 40 000 Mann auf drei Wochen enthielt, nicht zu verhindern vermochte. Hätte Karl von Lothringen, der trotz ſeiner Prager Niederlage über Daun, den Beſieger Friedrichs, geſtellt worden war und die vereinigten Heere Öſterreichs befehligte, den Prinzen und deſſen durch Märſche erſchöpftes Heer, das nur noch 18 000 Mann zählte, mit ſeinen 80 000 Mann anzugreifen gewagt, ſo wäre Prinz Wilhelm unfehlbar vernichtet worden. Es war das Glück des Prinzen, daß die Öſterreicher unbeweglich vor ihm ſtanden. „Noch hat der Feind respect vor unß und traut ſich nicht," ſchrieb Winterfeldt. „Sie haben bei Zittau 3 Nächte unſertwegen im Gewehr geſtanden mit der gantzen Armée." Dabei verriet der preußiſche Thronfolger durchaus militäriſchen Blick. Es offenbarte ſich wieder einmal, daß die Einſicht wie bei Staatsmännern ſo bei Feldherren oft ſo gut wie garnichts wert iſt, wenn ſie ſich nicht mit Tatkraft verbunden zeigt. Jetzt erſt wurde die militäriſche Lage Friedrichs ſchlimm, ſodaß ſich die ſchlechte Heerführung des Prinzen verhängnisvoller erwies, als die Niederlage von Kolin, die die Haltung der Truppen nicht zu erſchüttern vermocht hatte. Winterfeldt konnte dem ganzen Treiben ſchließlich nicht mehr zuſehen und ſchrieb dem Könige: „Ew. Königl. Maj. haben die einzige Gnade und machen bald eine Anderung bey dem hieſigen Corps, oder kommen bald zu uns. Es erfordert meine Pflicht darum zu bitten. Bey alle dem Krieges-Rath halten kommet nichts heraus, ſondern es muß einer mit resolution commandiren, ſo iſt noch alles zu redressiren."

Schon ehe dieſer Notruf des trefflichen Generals bei ihm anlangte, hatte ſich der König auf den Weg zu ſeinem Bruder gemacht. Es kochte in ihm. Er ließ ſeiner Ankunft einen Brief an ſeinen Bruder vorausgehen, der etwas Dämoniſches in ſich trägt: „Sie wiſſen nicht, was Sie wollen, noch was Sie tun. Sie werden ſtets nur ein erbärmlicher General ſein. Kommandieren Sie einen Harem, wohlan; aber ſo lange ich lebe, werde ich Ihnen nicht das Kommando über zehn Mann anvertrauen. Wenn ich tot ſein werde, ſo mögen Sie alle Dummheiten machen, die Sie wollen, aber ſo lange ich lebe, ſollen Sie den

Staat dadurch nicht mehr ſchädigen.“ Beim Aufbruch von Leitmeritz ſagte er ſarkaſtiſch: „Wenn ich mich nicht beeile, werde ich meinen Bruder nicht mehr treffen; ich glaube, ſie werden bis Berlin laufen.“ Am 29. Juli traf er mit zwei Reiterregimentern im Lager des Prinzen bei Bautzen ein. Der Huſarenführer Warnery berichtet über dieſen Augenblick: „Da ſah man die Prinzen und die Generale zittern, ſie hätten ſicher vorgezogen, eine Breſche zu ſtürmen, als jetzt vor den König zu treten.“ Der Thronfolger kam ihm mit der Generalität entgegen. Friedrich würdigte ihn erſt keines Blickes, ſondern machte ſich eine Viertelſtunde mit Befehlen an Mannſchaften zu tun. Als ſich endlich der Prinz ein Herz faßte und ſeine Meldung erſtattete, lüftete König Friedrich ein wenig ſeinen Hut und ſchwieg. In ſeiner maßloſen Heftigkeit hat er nachher zu einem der Generale geſagt, ſie verdienten alle geköpft zu werden. Später hat er ſich nicht mehr hierauf zu beſinnen vermocht. Das Wort ſchien ihm ſelbſt ungeheuerlich. Er machte hauptſächlich Schmettau für die Mißgriffe verantwortlich und erteilte ihm den Befehl, augenblicklich das Lager zu verlaſſen. Nun bat der Prinz um ſeinen Abſchied. Er ſähe, daß er nach des Königs Anſicht Ehre und Reputation verloren habe. Friedrichs Zornesſchale hatte ſich noch lange nicht entleert. Seine Antwort lautete noch ſchroffer als ſein erſter Brief: „Sie haben durch Ihre ſchlechte Aufführung meine Angelegenheiten in eine verzweifelte Lage gebracht; wer mich zu Grunde richtet, ſind nicht meine Feinde, ſondern Ihre ſchlechten Maßnahmen. Meine Generale ſind unentſchuldbar, entweder weil ſie Ihnen ſchlecht geraten oder weil ſie Ihre ſchlechten Entſchließungen zugelaſſen haben. Ihre Ohren ſind nur an die Sprache der Schmeichler gewöhnt. Dann hat Ihnen nicht geſchmeichelt, und Sie ſehen die Folgen. Das Unglück, das ich vorausſehe, iſt verurſacht worden zum Teil durch Ihre Schuld. Sie und Ihre Kinder werden den Schaden mehr empfinden als ich.“ Eine Stelle des Briefes verriet die düſtere Stimmung des Königs in dieſem Augenblick, aus der er die Berechtigung herleitete, mit dieſer ſchonungsloſen Härte zu reden: „Wer nur noch einen Augenblick zu leben hat, hat nichts zu verheimlichen.“

Tödlich verwundet verließ der Prinz das Heer, um zunächſt nach Dresden zu gehen. Es wurde ihm verboten, ſich nach Berlin zurückzuziehen. „Ob er den Feiglingen im Heere ein Beiſpiel geben wollte?“ fragte ihn der König, der ſein vernichtendes Urteil über den Bruder zuſammenfaßte in die Worte: „Mangel an Entſchluß und Mangel an Haltung, ſowohl im Privatleben wie an der Spitze des Heeres.“ Der Thronfolger ſchäumte in ohnmächtiger Wut und machte ſeinen Gefühlen in den leidenſchaftlichſten Reden Luft, zum Schrecken des engliſchen Geſandten, der vermittelnd einzugreifen ſuchte. Auch die Königin von Schweden redete auf den Prinzen ein, indem ſie ihm klar machte, daß er im Unrecht ſei, und ihren Bruder Friedrich in Schutz nahm: „Er iſt lebhaft, ſchnell, und die Kümmerniſſe, die er gehabt hat, haben dieſe Erregbarkeit geſteigert, ihr wißt, daß das unſer Familienfehler iſt.“ Es ſchien, als wenn ein gleich erſchütternder Familienkonflikt heraufzöge, wie es einſt der Zwiſt zwiſchen Vater und Sohn geweſen war. Mit Mühe wurde der Prinz von Preußen noch davon abgebracht, eine Verteidigungsſchrift und ſeinen Briefwechſel mit dem Könige zu veröffentlichen. Er war ſeitdem innerlich gebrochen und ſiechte ſchnell dahin. Sein Los aber trug dazu bei, daß Friedrichs Stellung unter ſeinen Geſchwiſtern noch ungleich ſchwieriger wurde. Sie nahmen für den unglücklichen Prinzen Partei, und namentlich Prinz Heinrich ſammelte immer mehr Groll gegen den König an.

Währenddeſſen reiften auch die Dinge auf dem weſtlichen Kriegsſchauplatze einer Entſcheidung entgegen. Hier hatte zunächſt England Gelegenheit, zu zeigen, was es vermochte. Denn es galt nicht nur gemäß dem Abkommen von Weſtminſter die Neutralität der rheiniſchen Beſitzungen Friedrichs zu wahren, ſondern auch das Stammland des engliſchen Königshauſes, Hannover, zu ſchützen. Indes König Georg und die leitenden Staatsmänner, noch mehr aber der aus acht Geheimratsperrücken beſtehende hannoverſche Regentſchaftsrat verſpürten äußerſt wenig Luſt ihren Verpflichtungen nachzukommen. In Hannover machten ſich Strömungen geltend, die einer Nichtbeachtung der Weſtminſterkonvention durch das Kur-

fürſtentum das Wort redeten. Es beſtand ja die feine Diſtinktion bei den klugen Geheimräten, daß der Vertrag von dem König von England und nicht vom Kurfürſten von Hannover abgeſchloſſen ſei. Ehe ſie dieſe Auslegung praktiſch zur Geltung brachten, war es für ſie allerdings wichtig, die Neutralität ihres Landes verbürgt zu erhalten. Zwar erfuhren ſie zunächſt, als ſie ſich deswegen in Wien bemühten, eine Abweiſung, indem ihnen Kaunitz in „lakoniſcher und ſuffiſanter Manier“ eine nichtsſagende Antwort erteilte. Bald darauf beſann man ſich jedoch in Wien eines beſſeren und erbot ſich, Frankreich für die Neutralität zu gewinnen. Es lag dringend im Intereſſe Öſterreichs, dem Kampfe den religiöſen Anſtrich zu nehmen, weil dadurch die Stellung des Kaiſers im Reich unnötigerweiſe erſchwert wurde. Deshalb trachtete Kaunitz darnach, das Bündnis der beiden mächtigſten evangeliſchen Reichsſtände, Preußen und Hannover, zu ſprengen. Den Franzoſen kam dies Anſinnen ihres neuen Bundesgenoſſen höchſt ungelegen. Das war es ja gerade, was ſie König Friedrich nachträglich ſo ſehr verdacht hatten, daß er ihnen den Weg nach Hannover durch die Weſtminſterkonvention verſperrte. Militäriſche Gründe ſprachen jedoch dafür, lediglich Preußen anzugreifen und nicht erſt in Hannover Streitkräfte zu verzetteln. So ließen ſich die Franzoſen zu dem Zugeſtändnis der Neutralität für Hannover herbei. Allerdings verlangten ſie dafür freien Durchmarſch für ihre Truppen durch das hannoverſche Land.

So nahmen die Dinge ein Ausſehen an, als wenn das Defenſivbündnis von Weſtminſter nur Nachteile und nicht den geringſten Vorteil für Friedrich haben ſollte. Allein davor ſollte der König doch bewahrt bleiben.

Zwar war weder Holderneſſe noch der leitende Miniſter Newcaſtle und noch viel weniger König Georg II. auf der Höhe der Situation. Wenn es nach ihnen gegangen wäre, hätten ſie ſich am liebſten garnicht um den König von Preußen gekümmert. Sie hatten keine Ahnung, daß die Sache Friedrichs auch die ihrige ſein könnte. Mit ſchlecht verhehltem Unmute ſahen ſie ſeinem plötzlichen Einmarſche in Sachſen zu. Aber die Tage des Miniſteriums Newcaſtle waren mittlerweile gezählt. Newcaſtle erwies ſich als unfähig in der ſtürmiſchen Zeit des Krieges mit Frankreich die Geſchäfte weiter zu führen. Im November 1756 trat er zurück, und an ſeine Stelle trat jetzt, getragen von einer gewaltigen Volkstümlichkeit, der große Redner William Pitt. Mit jener Sicherheit ergriff er das Ruder, die nur dem Genie eigen iſt. Was Bismarck im September 1862 ſeinem Könige Wilhelm I. hätte ſagen können, weil er es fühlte, das ſprach Pitt damals öffentlich aus: „Ich bin ſicher, daß ich das Land retten kann, und daß ein anderer es nicht retten kann.“ Zur ſelben Zeit, in der ſich dieſer Miniſterwechſel vollzog, war auch König Friedrich nicht müßig geweſen, um ſeinen ſchwerfälligen Bundesgenoſſen bei guter Laune zu erhalten. Er fühlte ſich umſomehr getrieben, Georg II. etwas zu bieten, als ihm mittlerweile die ruſſiſche Gefahr viel ſchlimmer erſchien, als er es berechnet hatte. Am 25. Dezember 1756 faßte er daher in einem Schreiben an ſeinen Oheim für den Fall, daß der Kampf in Deutſchland unter Georgs Mitwirkung günſtig ausginge, Säkulariſationen zur Vergrößerung Hannovers ins Auge, nämlich die Erwerbung des Bistums Paderborn und den dauernden Beſitz von Osnabrück, wo ſchon damals die Biſchofswürde zwiſchen einem geiſtlichen Herrn und einem Laienfürſten aus dem Welfenhauſe zu wechſeln pflegte. Ähnliche Kampfpreiſe hatte er ja bereits früher dem Engländer als Lockſpeiſe hingehalten. Georg gewann nun plötzlich Sinn für die Unterſtützung Friedrichs. Er hoffte auch ſchon auf Hildesheim und das Eichsfeld. Währenddeſſen kam Öſterreich mit dem Anſinnen der Franzoſen, daß für das Zugeſtändnis der Neutralität Hannovers den franzöſiſchen Truppen freier Durchmarſch durch das hannoverſche Gebiet gewährt werden ſollte. Das verſtimmte den König Georg denn doch. Darum wandte er nichts dagegen ein, daß Pitt im Parlament 200000 Pfund für die Verteidigung der Kurlande forderte. Pitt tat das mit einer berechneten Schärfe. Es war der 18. Februar 1757, an dem der engliſche Staatsmann die Stunde für gekommen erachtete, vor Europa ſeine Auffaſſung der politiſchen Lage zu entwickeln. Er erklärte, daß die

FRIDERICUS MAGNUS
REX BORUSSIAE.

AN. Jubilaeo 100 Anno der Preussischen Krone.

Koalition zwiſchen Wien, Verſailles und Petersburg eine europäiſche Gefahr bedeute und daß England die Entſcheidung ſeines Krieges gegen Frankreich in Deutſchland ſuchen müſſe, anſtatt den preußiſchen König ſeinen Feinden preiszugeben. Denn ſonſt würde dieſer wichtige Bundesgenoſſe vernichtet und Frankreich erhielte freie Hand, ſich mit der ganzen Kraft auf Englands verwundbare Stellen zu werfen.

Noch aber waren die Hinderniſſe zu einer rückhaltloſen Betätigung der engliſchen Bundesgenoſſenſchaft nicht ganz überwunden. König Friedrich hatte, wie einſt im erſten ſchleſiſchen Kriege Graf Samuel Schmettau nach München, ſo jetzt den jüngeren Bruder des in Ungnade gefallenen Feldmarſchalls, den General Graf Friedrich Chriſtoph von Schmettau, der kurze Zeit darauf auch die Ungnade des Königs fühlen ſollte, als diplomatiſchen Unterhändler nach Hannover geſandt. Der merkte bald, daß er auf einen äußerſt ſchwierigen Poſten geſtellt war und daß die hannoverſchen Geheimräte alles in Bewegung ſetzten, um die Weſtminſterkonvention zu umgehen. Durch ſeine Berichte wurde König Friedrich aufgeklärt. Er ließ ſich bald verſtimmt gegen Mitchell aus: „Es iſt hart, von eben den Leuten verraten zu werden, die ich gerettet und von denen ich die Waffen Frankreichs auf mich ſelbſt abgelenkt habe; ſicherlich muß der König von ihnen hintergangen ſein; ich verlaſſe mich auf die Ehrlichkeit der engliſchen Nation, aber nie kann ich zu den Hannoveranern Vertrauen haben.“ Ein andermal hat er ſeinem Mißvergnügen über die laue Unterſtützung Englands Ausdruck gegeben mit den Worten: „Inzwiſchen es Mich ſurprenieret, daß da Ich wegen des Königs von Engelland und wegen der hannoverſchen Lande in dieſen ganzen Krieg eigentlich gezogen worden bin, der König von Engelland als Churfürſt Mich abandonniren und Mich dadurch dem ganzen Schwarm der Franzoſen überlaſſen will.“ Er verlangte, daß der Befehl über das von England aufzuſtellende Heer keinem hannoverſchen General anvertraut würde; denn dann würde nichts geſchehen. Es war eine eigene Fügung, daß der König, indem er ſeinem Oheim empfahl, die Führung des Heeres dem Herzoge von Cumberland, Georgs Lieblingsſohne, dem Beſieger der Stuartsanhänger bei Culloden (27. April 1746), zu geben, ſich ſelbſt politiſch und militäriſch auf das empfindlichſte ſchädigte. Die politiſch nachteilige Wirkung des Ratſchlages ſollte ſich gleich zeigen. Er war nur möglich geweſen, weil Friedrich nicht mit den parlamentariſchen Verhältniſſen in England vertraut war. Cumberlands Ernennung, die König Georg um ſo lieber vollzog, als er ſich durch Friedrichs Vorſchlag ungemein geehrt fühlte, bedeutete eine Niederlage des Miniſteriums Pitt, deſſen Gegner Cumberland war. Lord Holderneſſe benutzte ſofort die Gelegenheit, um Pitt zu ſtürzen. Daß dies ein Verluſt für ſeine Sache war, ermaß König Friedrich garnicht. Ihm ſchien Pitt höchſtens ein tüchtiger Redner, aber nichts weniger als ein hervorragender Staatsmann zu ſein.

Cumberlands Heer ſollte aus 47 000 Mann deutſcher Hilfsvölker beſtehen. Davon war im April indes kaum ein Drittel auf den Beinen, während ſich bereits 100 000 Franzoſen zwiſchen Maas und Rhein verſammelt hatten. Friedrich ſchlug vor, engliſche Truppen zu den deutſchen ſtoßen zu laſſen. Bei den Briten war es aber faſt religiöſes Dogma, daß kein engliſches Blut für Hannover fließen dürfe. Dafür verſprach England, was es ſchon auf Friedrichs Begehr im Juli 1756 infolge der erſten ruſſiſchen Rüſtungen zugeſagt hatte, im Falle eines ruſſiſchen Angriffes zur Einſchüchterung der Ruſſen eine Flotte in die Oſtſee zu entſenden. Ein letztes Hindernis, das die Hannoveraner dem Könige bereiteten, war der Einwand: er erteile zwar Ratſchläge, aber tatſächliche Hilfe gäbe er nicht. Es war allerdings für Friedrich nicht möglich, größere Streitkräfte zur Unterſtützung Cumberlands herzugeben. Solange er Rußlands Angriff zu fürchten hatte, konnte er kaum eigene Truppen entbehren. Dieſer Punkt bereitete Schmettau die größten Schwierigkeiten. Sechs Bataillone, die durch die Preisgabe der Feſtung Weſel frei wurden, waren das Einzige, was König Friedrich zu geben vermochte. Aber er ſtellte etwas in Ausſicht, was mehr wert war als ein ſtarkes Heer, indem er Cumberland zu ſeiner Begrüßung auf dem Feſtlande ſagen ließ, er gedenke in etwa ſechs Wochen ſelbſt mit einem Korps zu ihm zu

ſtoßen. Bis dahin müſſe ſich der Herzog allerdings um jeden Preis halten. Am 10. April bezeichnete Friedrich ſogar mit Beſtimmtheit Mitte Mai als den Zeitpunkt, bis zu dem er mit den Öſterreichern fertig zu ſein hoffte. Dann gedachte er ſich gegen die Ruſſen und Franzoſen zu wenden. Die tapfere Verteidigung von Prag vereitelte dieſe Berechnungen. Dann folgte Kolin und der heerzerrüttende Rückzug des Prinzen von Preußen. So fiel es dem Herzog von Cumberland fürs erſte allein zu, die Franzoſen zu beſtehen.

Bald zeigte es ſich, daß Friedrichs Ratſchlag, den Sieger von Culloden mit dem Befehl über die deutſchen Hilfsvölker auszuſtatten, auch militäriſch nicht glücklich war. Zwar ermutigte den Herzog die Ausſicht, binnen kurzem Friedrichs Unterſtützung zu erhalten, derartig, daß er über die Weſer ging. Noch mehr ließ der Sieg von Prag die engliſchen Hoffnungen ſteigen. König Georg zeigte ſich geneigt, einem preußiſchen Entwurfe zu einem Sonderbunde evangeliſcher Reichsſtände ſeine Zuſtimmung zu geben. Selbſt Hannover wurde jetzt unternehmungsluſtig und äußerte in Berlin Wünſche, außer den im Dezember von Friedrich in Erwägung gezogenen Gebietserweiterungen auch noch Hildesheim und das Eichsfeld im Fall des Sieges zu erhalten. Hannovers General, ein alter Herr v. Zaſtrow, gegen deſſen Langſamkeit und Unzuverläſſigkeit ſich König Friedrich ſehr ſcharf ausgeſprochen hatte, wollte jetzt voller Kampfesluſt gleich losſchlagen auf die Franzmänner. Cumberland beſetzte Paderborn, um dies ſchöne Bistum als Fauſtpfand für Hannover zu behalten. Aber dann kam Kolin. Cumberland ſah ein, daß er ſich nicht ohne Unterſtützung in Paderborn halten könnte, und ging bei Nehme über die Weſer zurück. Ihm folgte langſam der franzöſiſche Heerführer Graf d'Eſtrées. Cumberland wagte es, trotzdem er nicht halb ſo viel Truppen als der Gegner hatte, bei Haſtenbeck in der Nähe von Hameln am 26. Juli in einer ſtarken Stellung eine Schlacht anzunehmen. Er hatte tapfere Truppen, vor allem die Heſſen. Nach fünfſtündigem Kampfe gab der Franzoſe ſeine Sache verloren und befahl den Rückzug. Aber jetzt zeigte ſich, welcher Held der Herzog von Cumberland war. Er ſchrak hinterher vor ſeiner eigenen Tat zurück, und als ſich gerade der Sieg ihm zuneigte, leitete er den Abmarſch ein. d'Eſtrées beſaß nun ſeinerſeits die nötige Geiſtesgegenwart und widerrief ſeinen Rückzugsbefehl, um die Wahlſtatt, die Cumberland freiwillig räumte, zu beſetzen. In derſelben Zeit, zu der ſich dieſe ſonderbare Aktion bei Haſtenbeck abſpielte, mußte Mitchell dem Könige Friedrich, der gerade im höchſten Zorne über das zweckloſe Hin- und Hermarſchieren ſeines Bruders war, eröffnen, daß das Parlament nicht nur keine engliſchen Truppen nach Deutſchland ſchicken könne, ſondern auch verzichten müſſe, eine Kriegsflotte in die Oſtſee zu entſenden. Holderneſſe hatte geltend gemacht, daß dies den engliſchen Handel ſchädige. „Wir müſſen den Krieg als Kaufleute führen," lautete die realpolitiſche Loſung des alten Gegners Friedrichs. Aber Subſidien bot die reiche engliſche Nation dem Könige von Preußen. Es war am 27. Juli, als Mitchell dem Könige dieſes Anerbieten überbrachte, zwei Tage vor deſſen Begegnung mit dem Prinzen von Preußen, die zu dem Bruche mit dieſem führte. Jetzt konnte Friedrich die Freigebigkeit Englands nichts nutzen. Er antwortete Mitchell daher bitter, das wäre moutarde après dîner und lehnte dieſe Form der Unterſtützung in dem höflichen Tone ab, der die ſicherſte Gewähr für die Beſtimmtheit der Ablehnung enthält, indem er erklärte, er werde dem Geſandten ſeinen Beſcheid erteilen, wenn es in der Lauſitz zur Entſcheidung gekommen wäre. Falle dieſe gegen ihn aus, ſo benötige es keiner Antwort mehr, dann könne ſelbſt Englands Macht ihn nicht mehr retten. Als bald darauf die Kunde von der Niederlage Cumberlands bei Haſtenbeck eintraf, ſchrieb der König an den Geſandten: „Er hätte alles kommen ſehen. Die Engländer wollen weder zur See ihre Sache kräftig durchführen noch den Krieg auf dem Feſtlande; ich bleibe als der letzte Kämpe unſeres Bundes zum Schlagen bereit, und müßte auf den Trümmern meines Vaterlandes gekämpft werden."

Aber durch die Haſtenbecker Niederlage ſchien ſich ihm ſeine Lage doch mehr wie verzweifelt zu geſtalten. Nach jener Begegnung mit ſeinem Bruder hatte er ſein eigenes, noch bei Leitmeritz ſtehendes Heer mit den Reſten des Lauſitzer Korps vereinigt und alles daran

geſetzt, um mit den noch zur Verfügung ſtehenden Streitkräften einen letzten Verſuch zu machen, die Öſterreicher zu bezwingen. Hatte er in der Erkenntnis, daß er bei Kolin übereilt losgeſchlagen habe, anfangs den Vorſatz gefaßt, in Zukunft vorſichtiger in der Herbeiführung ſolcher Entſcheidungen zu ſein, da jeder Fehler „kapital“ werden könne, ſo war er zu Anfang Auguſt willens, „den letzten Mann daranzuſetzen, um die Sache womöglich wieder in Ordnung zu bringen“. Er erklärte geradezu, es bleibe ihm nichts anderes übrig, als um jeden Preis zu ſchlagen. Sein Glück war es in dieſer Lage, daß er in dem General Retzow, der das Verpflegungsweſen unter ſich hatte, einen geradezu genialen Organiſator dieſes Zweiges der militäriſchen Tätigkeit beſaß. Sein brennender Wunſch, zur Schlacht zu kommen, ging nicht in Erfüllung. Die Öſterreicher blieben unbeweglich in ihrem Lager bei Zittau ſtehen. Friedrich wollte indes nicht von ſeiner Hoffnung laſſen. Er ſpottete über den „ſchweren Schädel“ Leopold Dauns und nahm ſich beſonders den Prinzen Karl, der ſelbſt bei den Venetianern dafür bekannt war, daß er gern trank, zur Zielſcheibe ſeines Witzes: „Prinz Karl ißt, trinkt, lacht und lügt: die Großſprecher da unten teilen ſich in unſere Haut, und man iſt in Wien nur wegen des Gefängniſſes in Verlegenheit, in das man mich zu ſtecken haben wird. O, wie ſüß ſoll es ſein, dieſe anmaßliche und hochmütige Brut tüchtig auszuklopfen.“ Prinz Heinrich ſuchte dem Bruder die Schlachtgedanken auszureden: „Aber, lieber Bruder, Sie ſind dazu jetzt zu ſchwach.“ In der Tat hatte Friedrich nur noch etwa 40 000 Mann und der Gegner mehr als doppelt ſo viel; dabei war die Stimmung der preußiſchen Truppen ſehr niedergeſchlagen. Man marſchierte hin und her, um den Feind aus ſeiner Stellung herauszulocken oder ihm eine Blöße abzugewinnen. Am 15. Auguſt glaubte Friedrich, gewöhnlich mit Winterfeldt an ſeiner Seite, in der Lage zu ſein, den Hauptſchlag zu führen. Im Quartier zu Dittelsdorf, immer noch in der Zittauer Umgegend, ſagte er bei der Abendmahlzeit, die er unter einem Baume einnahm, zu den um ihn verſammelten Offizieren, er würde am kommenden Tage angreifen. Prinz Heinrich warf ſich jetzt zum Wortführer einiger Generale auf und ſtellte ihm vor, daß das Wagnis bei der feſten Stellung des Feindes zu groß wäre. Friedrich wollte heftig werden, hörte den Prinzen indes ſchließlich gelaſſen an und verſprach, nur dann vorzugehen, wenn mit Sicherheit auf Erfolg zu rechnen wäre. Faſt wäre er in der Nacht das Opfer eines Brandes geworden, der durch eine Kohlenpfanne in ſeinem Zimmer entſtand: halb erſtickt trug man ihn ins Freie. In der Frühe des 16. Auguſt überzeugte er ſich, daß der wachſame Daun abermals die nötigen Vorkehrungen getroffen hatte, um einem Angriffe des Königs begegnen zu können. Nun ſtand er von ſeinem Vorhaben ab. Es war einer der ſchwerſten Entſchlüſſe ſeines Lebens. Mit einem gewiſſen Galgenhumor äußerte er: „Daun will ſich nicht mit mir ſchlagen, ſo will ich ein Epigramm auf ihn machen.“ Nur einen ſtrategiſchen Vorteil hatten ihm die letzten Bewegungen eingebracht: er hatte die Verbindung mit Schleſien wieder herſtellen können, die durch das Ungeſchick ſeines Bruders verloren gegangen war. Die Beſetzung von Görlitz ſicherte die Verpflegung des Heeres aus den ſchleſiſchen Magazinen. Jetzt erhielt der Herzog von Bevern den Befehl, mit der einen Hälfte des Heeres dieſe Verbindung aufrecht zu erhalten und Schleſien überhaupt gegen die Öſterreicher zu decken. Mit der anderen Hälfte wandte ſich der König nach Weſten, um den Kampf mit den Franzoſen aufzunehmen und die Scharte Cumberlands wieder auszuwetzen. Beim Abſchied umarmte er Winterfeldt und ſagte zu ihm bewegt, faſt habe er vergeſſen, ihm ſeine Inſtruktion zu erteilen: „Nur dieſe weiß ich für Ihn: erhalte Er ſich mir.“

Er hatte wenig Hoffnungen auf eine Wendung der Dinge. In denſelben Tagen, wo er aus der Lauſitz zum weſtlichen Kriegsſchauplatz aufbrach, marſchierte auch die Reichsarmee unter dem Herzog von Sachſen-Hildburghauſen von Fürth nach Erfurt ab. Sie hatte etwa eine Stärke von 33 000 Mann. Die zweite franzöſiſche Armee, die König Ludwig im Zorn über die Prager Schlacht aufgeſtellt hatte, war am 16. Auguſt unter dem Fürſten Rohan-Soubiſe, allerdings nur 20—24 000 Mann ſtark, in Eiſenach eingetroffen. Bei Greifswald ſammelten ſich 22 000 Schweden. In Oſtpreußen ſah Feldmarſchall Lehwaldt

Erläuterungsblatt

zu dem

Schreiben Friedrichs an den General v. Winterfeldt mit eigenhändiger Nachschrift des Königs

14. September 1757.

Nach der Urschrift im Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

Übertragung der nebenstehenden Nachschrift König Friedrichs zu einem Schreiben vom 14. Sept. 1757 an Winterfeldt.*

Hier gehet alles nach Wunsch, es ist aber eine verlogene Zeitung aus der Lausnitz gekommen, die mihr in großen Sorgen Setzet, ich weis nicht, was ich davon glauben Sol, aus Dresden Schreibet man mihr, er wehre toht, und aus Berlin, er hette einen hib über der Schulter; aus diesem Kan ich mihr nicht vernehmen, der Printz Frantz sei gefangen, und Anhalt thot. Der Hertzog von bevren wirdt mihr gewiß geschrieben haben, der jeger muß Seindt aufgehoben worden, wende der Himel als zum besten

F.

* Winterfeldt hatte bereits am 7. September die Todeswunde empfangen.

Mein lieber General Lieutenant von Winterfeldt.
Ich habe von Ew. wegen Ihr Anfall, da mir mein
Zeughaus ist. Und da es nun schlechterdings meine
gnädige Intention ist; So befehle Ich
Ihr nächst den nun Fürstenfall dasjenige Spezie
Gabi mit sechs Kanonen, die Ihnen Ihr
Quartier zu Bevern anbefohlen Feldt zuruge Ma
Ich bin mit aller Affection Ihr
Lissa bey Olmütz
den 14 Sept. 1757.

Ich gehe alles
es ist aber nun verflogen
der Laufbrief gestanden ein.
Vorgen Nacht, ich Weiß
glauben Bat auch Deutsch
nicht wo Ihnen sagt, und
der Sattel einen sich über
auch einigen Tag ist
der Prinz Franz sein gefan
anfall Hat. Ihnen sagen
nicht genügen geschrieben
und Prinzen aufgehoben
der Kinder alle gen

Seine Generalleutnants v. Winterfeldt.

13. Schwedisch Lappen von Lidwall.
Braun und Schmidt.

1783—1811 vom Regal zum weißen Hause, das vormals in Hof war als ein Haus, wo Gäste wohnten, jetzt aber Wohnung eines Amtmanns war. Nach seinem Tode 1811 ward es Wohnung des Amtmanns Schmidt, der es 1812 niederreißen ließ. „Dieses Haus (das Haus Nr. 1) wurde 1400, wieder in die Mitte des 15. Jahrhunderts, wieder 1600 und 1700 gebaut, und ist das älteste Haus in Hof." Nach Angabe des Bürgermeisters Schulz besaß das „weiße Haus" am Ende des vorigen Jahrhunderts noch: Hinten anstoßend Nr. 2 (Schulz), Nr. 3 (Schmidt), Nr. 4 (Schmidt), Nr. 5 (Schmidt), Nr. 6 (Schmidt), Nr. 7 (Schmidt), Nr. 8 (Schmidt), Nr. 9 (Schmidt), Nr. 10 (Schmidt), Nr. 11 (Schmidt), Nr. 12 (Schmidt), Nr. 13 (Schmidt), Nr. 14 (Schmidt), Nr. 15 (Schmidt), Nr.

Fr. Karl Schäfer
Inspekt. der Lehrerbildung

Schäfer, Karl, am 30. Oktober 1878 in Wiesbaden geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, das er Ostern 1898 mit dem Reifezeugnis verließ. Er studierte von Ostern 1898 bis Ostern 1901 in Marburg.

Schäfer hat sich früh zum Lehrerberuf entschlossen. Schon Ostern 1901 trat er in die Reihen der Lehrer, die sich in Wiesbaden zur Prüfung für das Lehramt an Volksschulen vorbereiten. Nach Ablegung der Prüfung im Herbst 1902 war er kurze Zeit Hilfslehrer an der Mittelschule in Wiesbaden, bis er Ostern 1903 an die Präparandenanstalt in Usingen berufen wurde. Hier wirkte er bis Ostern 1906, um dann an das Lehrerseminar in Usingen überzugehen. Von Ostern 1909 bis Ostern 1911 war er Seminarlehrer in Montabaur, um dann an das Lehrerseminar in Usingen zurückzukehren. Hier wirkte er bis Ostern 1914, um dann als Inspektor der Lehrerbildung nach Hadamar zu gehen.

Schäfer hat sich in seinen Lehrerjahren auch literarisch betätigt. Er ist Verfasser des Buches „Deutsche Sprachlehre für Präparandenanstalten und Lehrerseminare“, das in 2. Auflage 1911 bei Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M., erschienen ist. Ferner ist er Mitarbeiter an dem Buche „Deutsches Lesebuch für Präparandenanstalten und Lehrerseminare“, das in 2. Auflage 1913 bei Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M., erschienen ist. Außerdem hat er Aufsätze in Zeitschriften veröffentlicht.

Schäfer ist Mitglied des Nassauischen Vereins für Naturkunde, des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Wiesbaden, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Usingen, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Montabaur, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Hadamar, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Limburg, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Weilburg, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Diez, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Herborn, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Dillenburg, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Siegen, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Runkel, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Braubach, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Nassau, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Katzenelnbogen, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Idstein, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Königstein, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Hochheim, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Eltville, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Rüdesheim, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Bingen, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Kreuznach, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Simmern, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Trarbach, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Kirn, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Meisenheim, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Birkenfeld, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Oberstein, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Idar, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Koblenz, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Ehrenbreitstein, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Andernach, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Mayen, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Ahrweiler, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Bonn, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Neuwied, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Altenkirchen, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Hachenburg, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Wissen, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Siegburg, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Bensberg, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Gummersbach, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Wipperfürth, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Lennep, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Elberfeld, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Barmen, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Solingen, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Remscheid, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Mettmann, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Ratingen, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Düsseldorf, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Neuß, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Krefeld, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Mörs, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Geldern, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Kleve, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Emmerich, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Wesel, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Duisburg, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Ruhrort, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Essen, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Werden, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Mülheim, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Oberhausen, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Bottrop, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Gelsenkirchen, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Recklinghausen, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Dortmund, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Hamm, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Soest, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Arnsberg, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Siegen, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Olpe, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Meschede, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Brilon, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Paderborn, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Höxter, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Detmold, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Bielefeld, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Minden, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Osnabrück, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Münster, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Lingen, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Meppen, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Aurich, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Emden, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Leer, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Oldenburg, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Bremen, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Hamburg, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Lübeck, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Schwerin, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Neustrelitz, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Rostock, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Stralsund, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Greifswald, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Stettin, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Köslin, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Stolp, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Lauenburg, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Danzig, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Marienwerder, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Thorn, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Graudenz, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Bromberg, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Posen, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Gnesen, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Schneidemühl, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Frankfurt a. O., des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Cottbus, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Guben, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Sorau, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Luckau, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Lübben, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Spremberg, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Forst, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Sagan, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Glogau, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Liegnitz, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Lüben, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Bunzlau, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Görlitz, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Lauban, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Hirschberg, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Schweidnitz, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Striegau, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Breslau, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Oels, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Trebnitz, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Kreuzburg, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Rosenberg, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Oppeln, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Ratibor, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Leobschütz, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Neustadt, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Neiße, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Grottkau, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Ziegenhals, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Falkenberg, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Tost, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Gleiwitz, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Beuthen, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Hindenburg, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Kattowitz, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Königshütte, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Tarnowitz, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Pleß, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Rybnik, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Ratibor, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Leobschütz, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Neustadt, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Neiße, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Grottkau, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Ziegenhals, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Falkenberg, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Tost, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Gleiwitz, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Beuthen, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Hindenburg, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Kattowitz, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Königshütte, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Tarnowitz, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Pleß, des Vereins für Geschichte und Landeskunde in Rybnik,

wandte sich unmittelbar an die Franzosen. Er richtete an den neuen Befehlshaber des bei Hastenbeck siegreichen französischen Heeres, den Herzog von Richelieu, der durch Hofkabale an die Stelle des Marschalls d'Estrées getreten war, ein Schreiben, das die höchste Kunst aufbot, um dieses Ideal eines glänzenden Kavaliers, der noch dazu mit schönem Kriegslorbeer durch die Eroberung von Minorka geschmückt war, einer Friedensvermittelung geneigt zu stimmen.

Noch mehr bestärkt wurde der König zu diesem dritten Versuch, den Frieden einzuleiten, durch die Nachricht von der Niederlage seines Feldmarschalls Lehwaldt bei Großjägersdorf in der Nähe von Insterburg am 30. August. Der tapfere greise Feldmarschall hatte, um der Umzingelung zu entgehen, die überlegenen Russen angegriffen und hatte sich nach anfänglich günstigem Gefecht zurückziehen müssen. Noch bewerkstelligte er den Rückmarsch in guter Ordnung und unverfolgt. Friedrich verheimlichte seinen Truppen die Großjägersdorfer Nachricht, richtete indes den niedergedrückten Lehwaldt auf, indem er ihn bat, sich die Sache nicht so sehr zu Herzen zu nehmen. Eine abgeschlagene Attacke sei noch keine verlorene Bataille.

Während der Anbahnung der Friedensverhandlungen bewegte sich Friedrich mit seinen Truppen immer weiter vorwärts den Franzosen und Reichsvölkern entgegen, ohne ihrer ansichtig zu werden. Dies erregte seine Spottlust: „Viele Leute behaupten, sie gesehen zu zu haben, aber trifft man nicht auch Leute, die Erscheinungen gehabt haben wollen? Also würde ich an der Existenz dieses Heeres zweifeln, wenn anders ich Pferde hier zu Lande gefunden hätte: die aber giebt es nicht, ein Jemand muß sie fortgeführt haben, und dieser Jemand muß dieses unsichtbare Heer sein." Er kam sich wie der „irrende Ritter" Don Quixote vor. Wenig vermochte der begeisterte Empfang, den ihm die thüringische Bevölkerung bei seinem Durchmarsche bereitete, seine trübe Stimmung zu verbessern. Die treuherzige evangelische Bevölkerung sah in dem protestantischen König den Befreier. Beim Durchmarsch durch Erfurt bedeckte die Menge seine Hände, seine Uniform mit Küssen. Am 15. September erschien er vor Gotha. Einst, als Friedrich 1743 die kleinen deutschen Höfe bereiste, um den Fürstenbund im Interesse Karls VII. zu bilden, war eine Begegnung zwischen der Herzogin Luise Dorothee (Bild 154) und dem Könige vermieden worden. Jetzt erwarteten ihn Herzog und Herzogin im Schloßhof inmitten ihres Hofstaates. Angesichts des Volkes speiste der König mit seinen Offizieren an der für die eben eiligst abgezogenen Franzosen zugerichteten Tafel. Die Herzogin und ihre geistreiche Hofdame, Franziska v. Buchwald, waren voll Bewunderung für den zugleich so schlicht und artig auftretenden Helden, seine strahlenden blauen Augen, seine geistvolle Sprache. Selbst „die zwei bedenklichen Linien auf der Stirn zwischen den Augen" störten nicht den harmonischen Eindruck seines Antlitzes, das jetzt noch nicht so unter den Anstrengungen des Krieges gelitten, obwohl Friedrich sich bereits außerordentlichen Strapazen ausgesetzt hatte. Nach beendigter Tafel küßte Friedrich der Herzogin die Hand und nahm sein Nachtquartier in einer Dorfschenke. Vier Tage später wiederholte sich das Schauspiel, daß die gegnerischen Offiziere, um ein Mittagsmahl einzunehmen, ins Gothaer Schloß kamen. Diesmal gedachten Soubise und Hildburghausen selbst dort zu speisen. Schon wollten sie sich zur Tafel niedersetzen, da erschien Seydlitz mit 1700 Reitern. Trotzdem die Verbündeten eine fünffache Überzahl zur Stelle hatten, ergriffen sie doch das Hasenpanier zum Jubel der Herzogin und ihrer Damen, die die Entwickelung der Dinge vom Balkon des Schlosses verfolgt hatten. „Nichts Ruhmvolleres konnte meinen Truppen geschehen," schrieb Friedrich mit artigem Kompliment an Luise Dorothee „als unter Ihren Augen und für Ihre Verteidigung zu fechten."

Ihm war dabei trauriger denn je zu Mute. Unbestimmte Gerüchte drangen an seine Ohren über den am 8. September erfolgten Tod Winterfeldts. Der hatte seinem alten Gegner von Landeshut, Nadasdy (Bild 155), am 7. bei Moys vor Görlitz ein unglückliches Treffen geliefert und war dabei tödlich verwundet und am andern Tage gestorben. Umringt von dem Jubel der lutherischen Bevölkerung Erfurts hatte der König am 14. dem Freunde die

Lic. Georg Paul von Hellwig.

Nach einem Gemälde in der Sakristei der Marienkirche.

alle gut besucht. Auch Herr Superintendent Lic. Hellwig hielt sie, und zwar in der Regel Sonntags nachmittags, wenn der Superintendent Hellwig nach der Predigt in der Kirche Dienst hatte. Es war selbst eine Zeitlang Gebrauch, daß Herr Lic. Hellwig nach seiner Predigt, die Predigt, die er gehalten hatte, noch einmal vor der Gemeinde hielt. Man konnte dann vergleichen, ob sie sich gleich waren oder nicht. Ich habe sie oft verglichen, Superintendent Hellwig hat sie nie verglichen, sondern hat sie immer gleich gehalten.

Sonntags Nachmittags Zeit, wo man in der Regel Vesper hielt, hielt Herr Lic. Hellwig, wie gesagt, seine Predigt, wie sie Sonntäglich gehalten wurde, und wenn sie gleich waren, so konnte sie Jedermann, der sie gehört hatte, bei sich selbst vergleichen. Ich habe sie oft verglichen, Superintendent Hellwig hat sie nie verglichen, sondern hat sie immer gleich gehalten. Sonntags Nachmittags Zeit, wo man in der Regel Vesper hielt, hielt Herr Lic. Hellwig, wie gesagt, seine Predigt, wie sie Sonntäglich gehalten wurde, und wenn sie gleich waren, so konnte sie Jedermann, der sie gehört hatte, bei sich selbst vergleichen. Ich habe sie oft verglichen, Superintendent Hellwig hat sie nie verglichen, sondern hat sie immer gleich gehalten.

Heere zu ſchlagen, das dritte würde mich zermalmen.“ Wilhelmine ſchrieb ihm: „Euer Los wird über das meinige entſcheiden. Euer Unglück und das meines Hauſes überlebe ich nicht.“ Darauf erwiderte ihr Friedrich: „Ich habe nicht den Mut, meine unvergleichliche Schweſter, euch von euren Entſchlüſſen abzubringen. Ihr ſeid es allein in der Welt, an die ich mich noch klammern kann; meine Freunde, meine liebſten Verwandten ruhen im Grabe. Ja, es iſt alles verloren.“

Seinen Generalen wagte er kaum noch Mut zu machen. So bekam Moritz von Deſſau zu hören: „Hier würde ich leichte fertig mit das Krop, das vor mir iſt; aber, aber, die Menge der Feinde macht, daß, wann auch Prinz Eugen ſein Geiſt auf mir ſchwebete, ich doch nicht würde allerwegens Fronte machen können.“ Auf die Reiterſtückchen von Seydlitz vermochte er nichts zu geben. Es kam ihm auf entſcheidende Schläge an. Bitter ironiſierte er ſeine Kriegführung als groß in kleinen Dingen und klein in großen, oder wie er in ſeinem poſſierlichen Latein ſchrieb: „Magnibus in Minibus, et minibus in Maxsimus.“ Seine verzweifelte Stimmung ſtrömte ſich in zahlloſen Verſen aus, und dies gewährte ihm teilweiſe Beruhigung und Erleichterung. Es iſt eine Tatſache, daß König Friedrich niemals ſo viel gedichtet hat als in der Leidenszeit dieſer Sommer- und Herbſtmonate. Er hat es ſelbſt bekannt, wie wohl ihm dieſe Beſchäftigung tat: „Oft möchte ich mich berauſchen, um meinen Kummer zu ertränken, aber da ich nicht trinken mag, ſo zerſtreut mich nichts als Verſemachen, und ſo lange dieſe Ablenkung währt, ſpüre ich mein Unglück nicht. Das hat mir den Geſchmack für die Poeſie wiedergegeben, und ſo ſchlecht meine Verſe ſein mögen, ſie leiſten mir in meiner traurigen Lage den größten Dienſt.“

In der Wonne des Schmerzes ſpielte er auch mit dem grauſigen Gedanken, ſich den Tod zu geben, um dieſen Qualen ein Ende zu bereiten. Für ihn hatte der Tod nichts Schreckendes. Die großen Republikaner des Altertums Cato und Brutus ſchwebten ihm als Vorbilder vor. Wie ſchon in jenem ergreifenden Briefe an Wilhelmine, ſo ſendet er auch dem Marquis d'Argens, dieſem in Verſen, ſeinen Abſchiedsgruß:

Mich ſchreckt nicht das Phantom mit klapperndem Gebein;
Das freundliche Aſyl ſei mir der Sarg,
Das aus des Schiffbruchs Graus und Pein
Roms größte Söhne rettend barg.
Beſiegt, verfolget und verraten
Durcheile flüchtig ich das Land,
Trag' Höllenbrand in meinem Herzen,
Erleide tauſendfach die Schmerzen,
Die einſt Prometheus' Bruſt empfand!
Mit letzter Kraft will ich mich retten,
Was kümmern mich die Mittel noch?
Zerbrechen werd' ich meine Ketten,
Zerſchlagen dieſes Sklavenjoch!
Ade, Argens! Kehrt Frühling wieder,
Bringt Blütenduft und Jubellieder,
Dann ſollſt mit Roſen und Myrten du
Umkränzen des Freundes Grabesruh.

Ja in dieſer Stunde wandte er ſich auch wieder an den alten Abgott ſeines Denkens, an Voltaire, und vertraute ihm ſeine düſteren Gedanken an (Beilage 15).

Mitten in ſolchen Schmerzgefühlen erhielt er von Lehwaldt die Meldung, daß die Ruſſen in Gewaltmärſchen Preußen verließen, und daß die Zarin angeblich geſtorben ſei. Der erſte Sonnenſtrahl ſeit Kolin! Jetzt war der 24. September. Sofort gab der König mit wehmütigem Humor ſeinen ſchwarzen Gedanken den Abſchied. „So ſchön meine Epiſtel iſt, ſo werde ich doch den darin ausgeſprochenen Vorſatz jetzt nicht ausführen“, ſagte er, und

dieſe Wendung zeigt uns, daß es ihm damals kaum voller Ernſt mit ſolchen Plänen war. Zu derſelben Zeit traf die Antwort des Herzogs von Richelieu ein. Der hatte ſofort einen Eilboten nach Verſailles abgefertigt und ſchrieb, daß er, „auf jedem Gebiete dem König weit unterlegen, immerhin beſſer fahren werde, wenn er, ſtatt mit ihm ſchlagen zu müſſen, mit ihm unterhandeln ſolle.“ Aber bald offenbarte es ſich, daß von Verſailles nichts zu hoffen war. „Ich verlange nichts als den Tod“, ſchrieb der König jetzt wieder an die Schweſter. Auch als Valbi dieſelben Vergünſtigungen, auf die der Kammerherr Mirabeau der Pompadour Ausſicht zu machen hatte, im Namen des Königs verſprach, wurde nichts erreicht. Dumpf erklärte Friedrich am 1. Oktober: „Wir ſind zu Grunde gerichtet.“ Entſchloſſener jedoch als der Selbſtmordsgedanke klang es bereits wieder, wenn er fortfuhr: „Aber ich falle den Degen in der Fauſt.“

Er befahl Lehwaldt Preußen zu räumen und zu ihm zu ſtoßen. Im Dezember wollte er mit ihm vereinigt die Franzoſen bekämpfen und ſich dann gegen die Schweden wenden. In helle Wut brachte ihn das Hin- und Hermarſchieren der Reichsvölker und des Soubiſeſchen Heeres, das mit Fleiß vermied, ſich ihm zur Schlacht zu ſtellen. „Geh' ich von hier fort und ſuche etwa den ſtolzen Richelieu irgendwo bei Halberſtadt auf, ſo wird der desgleichen tun, und hier dieſe Feinde, augenblicklich ruhig wie die Steinbilder, werden ſich bald beſeelen und mich irgendwo bei Magdeburg wieder feſtnageln.“ Damals erhielt er Voltaires Antwort auf die gegen dieſen geäußerten Todesgedanken. Aus ſeinem Schweizer Tuskulum Delices richtete der von Friedrich ſo ſchwer in ſeiner Eitelkeit verwundete Mann ein langes Troſtſchreiben an den verzweifelnden König. Es gewährte ihm doch eine ſtolze Genugtuung, dieſem genialen Fürſten ein Beiſtand ſein zu können. „Erſchrecken Sie nicht, Sire, vor einem langen Brief, der einzigen Sache, die Sie erſchrecken kann“, leitete er das ausführliche Schreiben ein, in dem er ihm den Selbſtmordgedanken auszureden ſuchte. Er hielt es für richtig, dem Könige zu Abtretungen zu raten, und knüpfte dabei an den großen Kurfürſten an, der auch Eroberungen zurückgegeben hätte. Dieſes Wortes hatte es bedurft, um Flammen aus der Seele des Königs zu ſchlagen. Sein ganzer Stolz richtete ſich auf, und er erwiderte, anknüpfend an die berühmte Antwort Alexanders an Parmenion, als dieſer ihm riet, ſich mit wenig zu begnügen:

Glaubt mir, wenn ich Voltaire wär',
Ein Menſchenkind, wie andre mehr,
Säh' ich, mit kargem Los zufrieden,
Vom flücht'gen Glück mich gern geſchieden,
Wollt' es verlachen, ganz wie er!
Doch andrer Stand hat andre Pflicht.
Voltaire in ſeiner ſtillen Klauſe,
Im Land, wo alte Treue noch zu Hauſe,
Mag friedſam um den Ruhm des Weiſen werben,
Nach Platos Muſter und Gebot.
Ich aber, dem der Schiffbruch droht,
Muß, mutig trotzend dem Verderben,
Als König denken, leben, ſterben!

Wohl mochte es Eindruck auf ihn machen, was Voltaire ihm zu verſtehen gab, daß ein freiwilliger Tod ſeinem Ruhme nachteilig ſein würde, da das achtzehnte Jahrhundert in dem politiſchen Selbſtmord nicht mehr Heroismus ſah, wie einſt die antike Welt in dem Selbſtmord der Cato und Otho. Unwillkürlich ſtand hier Voltaire, der Bekämpfer des Chriſtentums, unter dem Einfluſſe der chriſtlichen Weltanſchauung und übertrug ihn auf ſeinen Schüler. Indem Friedrich ſo den Gedanken an den Tod abſtreifte, war es ihm zugleich ein wohltuendes Gefühl, dem andern zu zeigen, worin er ſich ihm überlegen fühlte, nämlich in dem Stolzgefühl des Königs von Preußen. So belebte dieſer denkwürdige Briefwechſel die Spannkraft des Königs. Wie jedes echten Preußen Herz ſich an dieſen

Verſen König Friedrichs begeiſtert hat, ſo löſte ſich die düſtere Stimmung bei dieſem ſelbſt dadurch vorübergehend aus.

Rührend iſt, anzuſehen, wie ſich während dieſer Tage Wilhelmine und unter ihrem Einfluſſe ihr Gemahl, Markgraf Friedrich von Baireuth, bemühten, dem Könige nützlich zu ſein. Baireuth hatte ſich in dem Kriege als neutral erklärt. Aber man weiß ja, daß der Begriff Neutralität faſt unermeßliche Ausdehnung zuläßt. In dieſem Falle bedeutete die Neutralität von Anfang an heimliche Parteiergreifung für Preußen. Der kleine Staat konnte auf dieſe Weiſe dem Könige viel mehr helfen, als wenn er ſein kümmerliches Kontingent Preußen zur Verfügung geſtellt hätte. Markgräfin Wilhelmine war der beſte Spion, den Friedrich im Reiche hatte. Sie wußte es zu bewerkſtelligen, daß ihr Gemahl auch nach Kolin keinen Augenblick ins Wanken kam in ſeiner preußenfreundlichen Haltung. Gerade jetzt beſchwor der König ihn vergeblich, nach dem auch für die Politik geltenden Satze zu handeln, während des Sturmes die Segel einzuziehen und ſich nicht aus Liebe zu ihm ins Verderben zu ſtürzen. Wilhelmine warnte den Bruder vor Verrätern und ſeiner nächſten Umgebung. „Man iſt unterrichtet von allen euren Unterhaltungen bei Tiſche.“ Sie ging vollſtändig auf in den Gedanken für den Bruder.

Anders Prinz Heinrich, der den König auf ſeinen Irrfahrten gegen Soubiſe und den „Narren Hipperhauſen“, wie Friedrich den Herzog von Hildburghauſen nannte, begleitete. Der war in ſeiner kühlen Art ganz der Anſicht Voltaires, daß Friedrich ruhig eine Provinz opfern könnte. Er ſähe keinen Grund, die Sache auf die Spitze zu treiben; das hätten andere Fürſten auch ſchon getan. Wie ſchrecklich einſam mußte ſich in dieſer Umgebung der König fühlen. Zum Überfluß wird uns das noch ausdrücklich überliefert. Am 12. Oktober aß er mit Heinrich, Keith und Mitchell in Eckartsberga. Er ſprach, wie es heißt, „nicht vier Worte“. Neue Unglücksnachrichten riefen wieder die verzweifeltſten Stimmungen wach. In Schleſien zeigte ſich, daß Winterfeldt nicht mehr war: Bevern wich hinter die Oder zurück. Von der Markgräfin Wilhelmine kamen Andeutungen, daß das Friedensgeſuch in Verſailles endgültig geſcheitert wäre. „Es ſcheint eine ausgemachte Sache,“ ließ Friedrich ſich gegen die Schweſter aus: „das Schickſal oder ein Dämon haben den Untergang Preußens beſchloſſen, und alles hat dazu zuſammenwirken müſſen: widernatürliche Allianzen, Haß, dem man keinen Nährſtoff geliefert hat, untergeordnete Urſachen und wirkliche Unglücksfälle.“ Aufs neue gefiel er ſich in Selbſtmordgedanken. Das Ende des großen Bithynierfürſten Mithridates ſtieg vor ſeiner Seele auf, das Racine, wie wir wiſſen, von jeher Friedrichs Lieblingsdichter, in einem Drama verherrlicht hat. Indem er, wie von der Straße beobachtet wurde, lange Stellen der Tragödie deklamierte, berauſchte er ſich an ihren Verſen. Am 16. Oktober traf König Ludwigs Antwort ein. Sie war ſo hochmütig ablehnend gehalten, daß der König ſich geradezu verletzt dadurch fühlte. Als Wilhelmine jetzt gerade dringend bat, einen eigenen Unterhändler unmittelbar nach Paris zu ſenden, entgegnete er ihr: „Nicht eine Krone, nicht einen Thron würde ich durch eine Niedrigkeit erkaufen und lieber hundertmal umkommen, als einmal mich dazu herbeilaſſen.“ „Welch ein Jahr!“ klagte er an Heinrich, „glücklich, mein Bruder, ſind die Toten.“

An demſelben 16. Oktober traf aber auch die Nachricht ein, daß König Georg II. der unrühmlichen Konvention ſeines Sohnes von Kloſter Zeven die Genehmigung verweigert habe. Pitts Einfluß, der wenige Monate nach ſeinem Rücktritt doch die Geſchäfte wieder hatte übernehmen müſſen, machte ſich geltend. Schon vorher war von England der Verzicht auf einen Sonderfrieden gefordert und erneut das Anerbieten gemacht worden, dem Könige Subſidien zu zahlen. Nachdem die Unterhandlung mit Frankreich geſcheitert war, konnte der König jetzt die Vorſchläge Englands annehmen, umſomehr, als auch ſeine pekuniären Hilfsmittel ſchnell auf die Neige zu gehen drohten. Preußen lag in dieſer ſchrecklichen Zeit in jeder Beziehung in Agonien: Seinem König ſchwand der Lebensmut, ſeine Heeresmacht zerrann, ſeine finanziellen Kräfte erſchöpften ſich. In ſeiner Not gab Friedrich ſein Widerſtreben gegen die Annahme der engliſchen Subſidien auf. Er war ſogar willens,

den Faden der Unterhandlung mit Frankreich ganz zu zerſchneiden. Prinz Heinrich und Eichel warnten und hatten Erfolg.

Nun aber kam die Nachricht von neuem Unheil. Ebenfalls am 16. Oktober beſetzte der kühne öſterreichiſche Parteigänger Hadik (Bild 156) Berlin, das in General v. Rochow einen unfähigen Kommandanten hatte. Der Hof und die Miniſter flüchteten eilends nach Spandau. Hadik drang indes nur in die Köpeniker Vorſtadt ein und ließ es genug ſein mit einer Brandſchatzung von 215 000 Talern. Auf die Kunde von dem Herannahen des Generals Seydlitz mit ſeinem Küraſſierregiment und den grünen Huſaren hielt er es für geraten, in aller Frühe des 17. ſich wieder aus dem Staube zu machen. Am Abend traf Seydlitz mit ſeinen Reitern in der Stadt ein. Der König hatte inzwiſchen den Öſterreichern, als ſeinen gefährlichſten Gegnern, bereits wieder ſeine Aufmerkſamkeit zugewandt, da er es aufgab, mit Soubiſe und Hildburghauſen noch in dieſem Jahre zur Schlacht zu kommen. Auf die Kunde von der Bedrohung Berlins eilte er der Hauptſtadt zu Hilfe. Sein Eilmarſch hatte zur Folge, daß das Korps des Freiherrn v. Marſchall, dem Hadik vorauseilte, bei Bautzen ſtehen blieb. Vergeblich ſuchte Friedrich Hadik noch abzufangen. Vergeblich bemühte er ſich, Marſchall zum Schlagen zu zwingen. Der Sicherheit wegen ordnete er jetzt wenigſtens an, daß der Hof und die Behörden in Magdeburg ihren Aufenthaltsort nehmen ſollten, damit ſie vor einem abermaligen Handſtreich geſichert wären. Waren doch auch die Schweden mittlerweile bis Prenzlau vorgedrungen.

Des Königs Abzug hatte Soubiſe und Hildburghauſen Mut gemacht. Sie ſetzten ſich daher in ſchleunigen Marſch. Dies hören und ſofort wieder Kehrt machen, um ſich auf ſie zu ſtürzen und die erſehnte Entſcheidung gegen ſie herbeizuführen, war bei Friedrich eins. „Hier ändert ſich ſehr viel an einem Tag," ſchrieb er am 23. Oktober an Moritz von Deſſau, der bei den Operationen zum Schutze Berlins mitgewirkt hatte, und befahl ihm, ſich bei Torgau mit ihm zu vereinigen. In acht Tagen hoffte er, ſich wieder nach Schleſien wenden zu können. Am 28. Oktober war die Vereinigung von Friedrichs Korps mit dem des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig, der ſeit Mitte September zum Schutze Halberſtadts entſandt war, und dem des Deſſauers bei Leipzig vollzogen. Eichel ſtellte freudig feſt: „Gottlob, des Königs Armee iſt von dem beſten Mut, ſo daß ſolche durchgängig nicht fräget, wie ſtark der Feind, ſondern nur, wo er iſt." So war es nach dem Herzen Friedrichs. Der Dichter des Frühlings, Ewald von Kleiſt, der gerade als preußiſcher Garniſonoffizier in Leipzig ſtand und die Stimmung der Truppen aus eigener Beobachtung kennen konnte, ſchrieb damals an Gleim: „Meine Prophezeiung wird wahr werden, daß ganz Europa keine Streuſandbüchſe voll Erde von uns bekommen wird." Die Truppen murrten, als es noch nicht gleich ans Schlagen ging. Soubiſe war doch einigermaßen überraſcht, als er Friedrich plötzlich wieder in Thüringen erſcheinen ſah. Von ſeiner Regierung war ihm inzwiſchen die Vermeidung einer Schlacht ausdrücklich zur Pflicht gemacht, weil es nur zu klar war, daß Friedrich nichts Peinlicheres widerfahren konnte, als wenn er daran gehindert würde, eine Entſcheidung durch Waffengewalt herbeizuführen. Der Befehl wurde Soubiſe in einer köſtlichen Faſſung überliefert: „Der König iſt überzeugt, daß Sie zu viel auf Ihren Ruhm geben, um ohne Not ſich dem zweifelhaften Ausgang einer Schlacht auszuſetzen." Sein Unglück wollte es, daß der Herzog von Sachſen-Hildburghauſen zur Schlacht drängte. Friedrich hätte es leicht haben können, die Reichsarmee noch vor der von Hildburghauſen veranlaßten Vereinigung mit Soubiſe zu zerſprengen. Er hielt es aber für beſſer, daß ſeine durch Märſche ermüdeten Truppen ſich erſt ausruhten. Die Beſiegung Hildburghauſens wäre doch nur ein Teilgewinn geweſen und dann hätte er ſchwerlich den Franzoſen noch faſſen können. Er wollte ganze Arbeit machen.

Auf den Höhen bei Mücheln, mit der Front gegen Merſeburg, erwarteten die Verbündeten Friedrichs Angriff. Soubiſe ſelbſt war jetzt der Anſicht, daß es unrühmlich wäre, dem kleinen preußiſchen Heere auszuweichen. Am Abend des 3. November unterrichtete ſich Friedrich genau über die Stellung der Gegner. In der Frühe des nächſten Tages, um

1 Kön. auf er in Kölleda zu Gaste. Quedlinburg? Da weiß er sich bei Gelegenheit auch mit Gewalt Gehör zu verschaffen. Als gelegentlich einer Jagd auf Hasen und Kaninchen es ihm gelang, einen Hasen zu erlegen, ließ er ihn, ohne ihn zu besehen, in die Küche bringen. Als er dann aber sah, daß es ein Kaninchen war, ließ er den Koch, der ihm das Tier gebracht hatte, ohne weiteres durchprügeln, obgleich dieser sich damit entschuldigte, daß er ihm ja nicht gesagt habe, was für ein Tier es sei. Aber man hat ihm auch Gutes nachgesagt. Seine Bauern klagten über Bedrückungen nur in Jahren, wo Mißernten eintraten. Als Jagdherr, Liebhaber von Pferden und Hunden, war er ein Freund des edlen Waidwerks. Seine Bauern durften ihm Wildschaden ersetzen. Er war ein Freund der Armen und Bedrängten. Als Verbesserer des Landes durch Anlage von Teichen, Dämmen und Deichen, Pflanzung von Obstbäumen und Weinbergen wird er gerühmt. Gelehrsamkeit war ihm geläufige Weisheit.

Dr. Martinus Mod von Mod.
Nach dem Original, das sich im Besitz des Herrn Dr. Mod in Berlin befindet.

Dr. Martinus Mod von Mod, geb. 1. Juli 1544 zu Kölleda, † 1. Juli 1614 zu Kölleda, war ein Sohn des Bürgermeisters Mod zu Kölleda. Er besuchte die Schule zu Pforta, studierte in Wittenberg, Leipzig und Jena, wurde 1570 Doktor der Rechte, 1571 Professor der Rechte in Jena, 1572 Rat des Grafen Wolfgang von Mansfeld, 1573 Rat des Grafen Ernst von Mansfeld, 1574 Rat des Grafen Albrecht von Mansfeld, 1575 Rat des Grafen Ernst von Mansfeld, 1576 Rat des Grafen Albrecht von Mansfeld, 1577 Rat des Grafen Ernst von Mansfeld, 1578 Rat des Grafen Albrecht von Mansfeld,

Unterdes marſchierte das beiderſeitige Fußvolk auf; die Preußen in aller Ruhe, bei den Gegnern entſtand Unordnung. Erſt aus nächſter Nähe feuern die preußiſchen Bataillone. Friedrich reitet an der Spitze der Helden von Prag, des Regiments Alt-Braunſchweig. „Vater, aus dem Wege, daß wir ſchießen können," rufen die braven Leute hinter dem Könige. Aber ſchon hat ſich die feindliche Infanterie zurückgezogen. Beim Weitermarſch ſpaltet ſich das Regiment in einem Hohlwege. Da ſprengt feindliche Reiterei daher. Friedrich gerät in Heftigkeit und befiehlt, die Lücke zu ſchließen: es iſt nicht mehr möglich; aber eine gutgezielte Salve verjagt die Reiter. Nur ſieben von ſechsundzwanzig Bataillonen konnten Feuer geben. Der ganze Kampf des Fußvolkes dauerte kaum eine Viertelſtunde. Das Hintertreffen der Verbündeten hatte zuerſt die Flucht ergriffen, weil es ſich von Seydlitz im Rücken bedroht ſah. Die Bayern warfen ihre Gewehre weg, als die Preußen kaum in Sicht waren. Über die Unſtrutbrücke bei Freyburg wälzte ſich die Nacht hindurch in wilder Flucht das Gros der Reichstruppen und Franzoſen. Wegen des durchſchnittenen Geländes ſchien eine Verfolgung über das Schlachtfeld hinaus nicht ratſam. Zudem wurden ſowohl Prinz Heinrich als Seydlitz verwundet. Auf der Höhe von Obſchütz befahl Friedrich Halt. Die bittere Kälte wurde durch das mit den weggeworfenen Gewehren der Verbündeten angezündete Feuer vertrieben. Weihevoll klang durch die Nacht aus allen Truppenteilen der Geſang von Chorälen.

Friedrich nahm in Burgwerben Nachtquartier. Das Leinenzeug im Schloſſe fand auf ſeine Anordnung als Verbandzeug für die verwundeten Franzoſen Verwendung. Ein Adjutant ging als Siegesbote an die Königin nach Magdeburg. An Wilhelmine aber ſchickte er das ergreifende Billett: „Jetzt werde ich mit Frieden in die Grube fahren, nachdem der Ruf und die Ehre meines Volkes gerettet iſt."

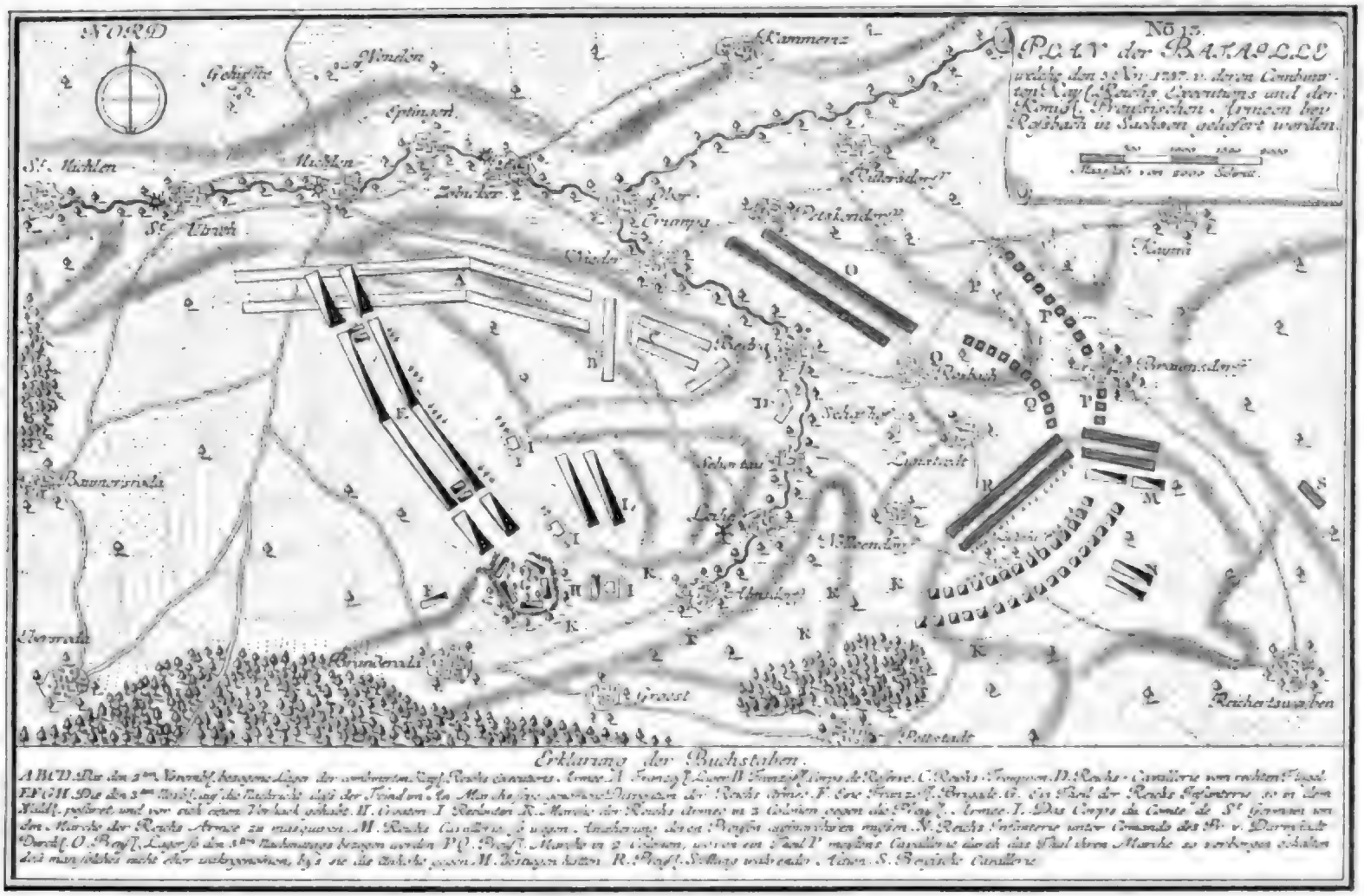
Das war der Tag von Roßbach. Nie hat Friedrich eine Schlacht leichter gewonnen. Keine Waffentat hat ihn in Deutſchland ſo volkstümlich zu machen vermocht, als dieſer Sieg über die Franzoſen. Erſt allmählich überſah er die Größe ſeines Erfolges. Das Laufen der verbündeten Truppen hielt noch tagelang an. Vor einigen preußiſchen Huſaren flüchteten nicht nur geſchlagene Truppen, die von nicht am Kampfe beteiligten aufgenommen waren, ſondern auch dieſe friſchen, trotz ungeheurer Überlegenheit an Zahl, in wildeſter Haſt. Der Befehlshaber des bayeriſchen Kontingents, Graf Holnſtein — ein Nachkomme von ihm erwarb ſich 1870 ein beſonderes Verdienſt um das Zuſtandekommen der deutſchen Einheit —, konnte nicht umhin, laute Klage über dieſes Reißausnehmen zu führen. Noch ſchlimmer als die Flucht der Reichstruppen geſtaltete ſich die der Franzoſen. Soubiſe hatte erſt die kühne Abſicht bekundet, die Unſtrut zu behaupten. Er war es aber dann, der erſt am ſechſten Tage ſtillſtand. Deutſche und Franzoſen liefen gleichſam um die Wette, wie es ſchon einzelnen der Teilnehmer an der Flucht ſelbſt erſchien. Die Krone des Ganzen war aber der Brief, in dem der franzöſiſche Feldherr die Niederlage zu beſchönigen ſuchte. „Unſere Dispoſition war, wie ich meine, ſehr gut," ſchrieb er, „aber der König von Preußen hat uns nicht die Zeit gelaſſen, ſie auszuführen. Vor allen Dingen gilt es jetzt, ſoweit es angeht, die Ehre der Nation zu retten und das Unglück auf die Reichstruppen zu ſchieben." Der preußiſche Verluſt war kaum nennenswert im Verhältnis zu den grauenhaften Verluſten der anderen Schlachten Friedrichs. Er betrug 3 Offiziere und 162 Mann an Toten, 20 Offiziere und 356 Mann an Verwundeten. Schon auf dem Schlachtfelde ließen die Gegner 6—700 Tote, 2000 Verwundete und über 5000 Mann, darunter 5 Generale und etwa 300 Offiziere, an Gefangenen zurück. Außerdem verloren ſie 72 Geſchütze, 7 Fahnen und 15 Standarten. In den darauffolgenden Tagen löſte ſich das Heer Soubiſes und Hildburghauſens, das mit den nicht auf dem Schlachtfeld erſchienenen Truppen dreifach ſo ſtark war als das Friedrichs, großenteils auf. Die Pariſer witzelten über Soubiſe, wie er mit der Laterne ſein Heer ſuchte, das er tags zuvor noch zur Stelle gehabt hätte.

Faſt kein Beiſpiel gibt es, das ſo deutlich wie die Roßbacher Schlacht die tiefen ſittlichen Wirkungen offenbart, die gerade auch in den Schrecken des Krieges zu ſuchen ſind.

Zur auf den Kriegsschauplatz führen, wo bis zum Waffenstillstand, Anfang November 1918, Hindenburg, der unbesiegte Feldherr, die große Heeresgruppenfront von Belgien bis Lothringen befehligte. Ludendorff, sein Stabschef, und Generalstabschef Groener, die verschiedene Ansichten über die Kriegführung und Kriegsziele vertraten, hatten bereits Ende Oktober 1916 Falkenhayn abgelöst. Groener wollte um jeden Preis den Verteidigungskrieg führen, um Zeit zu gewinnen. Ludendorff dagegen wollte den Angriff, um den Krieg zu beenden, bevor die ganze Übermacht der Gegner sich auf Deutschland stürzte. Ludendorff setzte sich durch. Groener mußte gehen. Der Angriff kam nicht.

Gen. Gröner
Nach einer Photographie

Ludendorff hatte sich gründlich verrechnet, wenn er Hindenburg Glauben machte, daß der Krieg noch gewonnen werden könne. Er hatte sich verrechnet in der Kriegführung. Der Krieg hatte sich, wie schon Bismarck befürchtet hatte, zu einem Weltkrieg entwickelt. Jetzt, in den letzten Monaten, kämpften Deutschland und seine Verbündeten gegen die Übermacht der Vereinigten Staaten, die sich Deutschland aufgedrängt hatten. Nun die gewaltigen Kräfte Amerikas, die Ludendorff nicht berechnet hatte, sich auf die Seite der Gegner schlugen, konnte Deutschland gewinnen, wenn es hatte, wenn es hatte, wenn es hatte. Wenn Krieg kann ja gewonnen werden. Aber Krieg kann auch verloren werden. Und Krieg kann auch unentschieden ausgehen. Ein Krieg kann so lange und so blutig geführt werden, bis beide Gegner sich so verblutet haben, daß sie nicht mehr weiterkämpfen können. Dann ist der Krieg unentschieden. Ein Krieg kann aber auch so lange geführt werden, bis der eine Gegner so ausgeblutet ist, daß er nicht mehr weiterkämpfen kann, während der andere noch Kräfte hat, weiterzukämpfen. Dann ist der Krieg für den ausgeblutenen Gegner verloren. Ein Krieg kann aber auch so lange geführt werden, bis beide Gegner so ausgeblutet sind, daß sie nicht mehr weiterkämpfen können, während der dritte Gegner noch Kräfte hat, weiterzukämpfen. Dann sind beide ausgeblutete Gegner geschlagen. Ein Krieg kann aber auch so lange geführt werden, bis alle Gegner so ausgeblutet sind, daß sie nicht mehr weiterkämpfen können. Dann ist der Krieg für alle Gegner verloren. Ein Krieg kann aber auch so lange geführt werden, bis alle Gegner so ausgeblutet sind, daß sie nicht mehr weiterkämpfen können, während ein vierter Gegner noch Kräfte hat, weiterzukämpfen. Dann sind alle ausgebluteten Gegner geschlagen



158. **Plan der Schlacht bei Roßbach**

durch 100000 ſiegreiche Ruſſen verfolgt, von zwei franzöſiſchen Heeren bedrängt, es fertig bekommen hat, allen zu widerſtehen, ſeine Eroberungen zu behaupten und eine der denkwürdigſten Schlachten dieſes Jahrhunderts zu gewinnen. Für die Franzoſen im Ausland iſt gegenwärtig keine gute Zeit. Man lacht uns ins Geſicht."

So ſchied ſich in dieſem denkwürdigen Augenblick Deutſchtum und Franzoſentum.

Es war wirklich ſo geweſen, wie das altberühmte Spottverslein, das bald in verſchiedenen Variationen umlief, beſagte:

Und kommt der große Friederich und klopft
nur an die Hoſen,
So läuft die ganze Reichsarmee, Panduren
und Franzoſen.

Der Sekretär des Prinzen Georg von Heſſen, der ſich unter den Geſchlagenen befand, ein Elſäſſer Namens Mollinger, ſchrieb während der großen Retirade: „Ich wollte dem heiligen Römiſchen Reich unterthänigſt ohnmaßgeblichſt anraten, daß es ſich ja ſo bald nicht wieder mit dem böſen Fritze in ein Handgemeng einlaſſe, da er uns ſo kräftiglich erwieſen hat, daß er das Kriegshandwerk gar viel beſſer als wir verſtehe."

159. **Kalenderblatt**
Geſtochen von D. Chodowiecki

Es traf ſich gerade gut, daß zur ſelben Zeit, wo der paniſche Schrecken vor dem preußiſchen Heer die Kreistruppen oder „Kreißer", wie man auch für Reichstruppen ſagte (franzöſiſch Cercles) und die Böttcher (Tonneliers), wie die Franzoſen dementſprechend hießen, weil ſie die Kreiſe oder Reifen des Reiches zuſammenfügten, in alle Winde hatte zerſtieben laſſen, in Regensburg das Preußentum, wenn auch nur in dem kleinen Rahmen des Reichstages, einen ähnlichen moraliſchen Erfolg davontrug. Dort hatte am 14. Oktober der wackere kurbrandenburgiſche Reichstagsgeſandte Freiherr v. Plotho den kaiſerlichen Notar Aprill, der eine kaiſerliche Vorladung mit der im anmaßlichen Reichsſtil gehaltenen Schlußformel „Darnach weiß Er, Kurfürſt, ſich zu richten" Friedrich hatte „inſinuieren", d. h. zuſtellen wollen, kurzerhand etwas ſehr formlos mit den Worten „Was, du Flegel, inſinnieren?" die Treppe hinunterwerfen laſſen (Bild 159). In den Tagen von Roßbach erſchien nun eine Beſchwerdeſchrift des gekränkten Notars. Sie erzielte aber das Gegenteil von der beabſichtigten Wirkung. Die klaſſiſche Schilderung Aprills von der ihm widerfahrenen Gewalt erregte in ganz Europa unauslöſchliche Heiterkeit, und von Stund an war „der kleine gedrungene Mann mit den ſchwarzen Feueraugen", Friedrichs handfeſter Vertreter, eine der volkstümlichſten Geſtalten im Reiche. Wenn ſieben Jahre ſpäter Jung-Goethe bei der Kaiſerwahl ihm ſeine beſondere Aufmerkſamkeit widmete, ſo war dies nicht zum wenigſten auf den Namen zurückzuführen, den Plotho ſich durch ſein Vorgehen gegen Aprill erwarb. Ein Treppenwitz im wörtlichen Sinne von welthiſtoriſcher Bedeutung war es geweſen. Auch an Druckfehlern ſollte es nicht mangeln, die zu geſchichtlichem Rufe gelangten, indem in einem Bericht aus der „eilenden" Reichsarmee eine „elende" wurde.

Es entſprach Friedrichs Natur, daß die Komik, die bei den Roßbacher Ereigniſſen hervortrat, ihn beſonders reizte. Voltaire hatte richtig prophezeit, wenn er ſchrieb: „Ich verbürge mich dafür, daß er jetzt den Klageliedern Epigramme folgen laſſen wird." Ein

Gedicht „Abſchied des Heeres der Reifen und Böttcher“ behandelte den dankbaren Stoff in draſtiſcher Weiſe, und in ſeinen Briefen wird er nicht müde über ſeine windigen Gegner zu ſcherzen. Freilich war es ihm nicht vergönnt, ſich längere Zeit mit ihrer Verfolgung aufzuhalten. Bis über Weimar hinaus hat er dieſe nicht fortgeſetzt. Es riefen ihn dringende andere Aufgaben ab. Am 12. November trat er von Leipzig aus mit 12000 Mann den Marſch nach Schleſien an.

Dort war, wie der König wußte, der Herzog von Bevern in arger Bedrängnis. Die düſtere Seite des Krieges zeigte ſich wieder. Einer der wichtigſten Plätze, Schweidnitz, wurde ſeit dem 13. Oktober von dem gefährlichen Nadasdy (Bild 155) mit ſtarker Macht eingeſchloſſen und ergab ſich ganz unerwartet an dem Tage, an dem Friedrich von Leipzig aufbrach. Bevern ſelbſt ſtand in ſtarker Stellung bei Breslau am Loheſluß. Er hätte nach Friedrichs Meinung die Öſterreicher angreifen müſſen, während Nadasdy vor Schweidnitz lag, kam aber nicht zum Entſchluſſe. Infolgedeſſen ſah ſich Friedrich zu der Mitteilung an den Herzog veranlaßt: „Ich werde dem Feind gerade auf die Flanke gehen, da Ew. Liebden ihn dann en front attaquieren müſſen, ſodaß wir mit Gottes Hülfe ihn gerade nach der Oder drängen und jagen wollen.“ In dem Augenblick, als er Schleſien wieder betrat, am 24. November, erhielt er die Kunde, daß Bevern einen glänzenden Sieg über die Öſterreicher davon getragen habe. Man ſtelle ſich den ſanguiniſchen, weitblickenden Friedrich vor, wie dieſe Nachricht auf ihn wirken mußte. Kaum konnte er dieſen Glückswechſel faſſen. Er hielt den Krieg für beendigt. Denn jetzt war er in der Lage, dem Feind den Rückzug zu verlegen, ja ihn zu vernichten. Der in Böhmen zurückgelaſſene Feldmarſchall Keith erhielt die Weiſung, mit ſeinem kleinen Korps, wenn möglich, Prag durch einen Handſtreich zu erobern. Während der König voll glücklicher Hoffnungen all die Konſequenzen des Beverniſchen Sieges erwog und nur noch auf deſſen amtliche Beſtätigung wartete, vergingen anderthalb Tage. Als endlich eine Botſchaft Beverns eintraf, war es eine Hiobspoſt. Bevern war am 22. November in blutigem Kampfe geſchlagen worden. Viele tauſend waren gefallen, darunter drei Generale. Reißend griff bei einzelnen Regimentern des Beverniſchen Heeres die Fahnenflucht um ſich. Es war eine grauſame Enttäuſchung.

Aber Friedrichs Entſchluß ſtand feſt. Er wollte auch jetzt noch den Verſuch machen, dem Feind den Rückzug nach Böhmen abzuſchneiden und ihn auf die Oder zu jagen. Bevern erhielt Befehl, die geſchlagenen Truppen dem Könige zuzuſchicken, Breslau aber zu halten und einen Ausfall zu machen, wenn Friedrich die Öſterreicher angriffe. Schon aber waren dieſe Befehle von den Ereigniſſen überholt. Bevern ſelbſt hatte ſich in düſterer Verſtimmung bei einem Erkundungsritt, den er in der Nacht faſt ohne Begleitung unternahm, gefangen nehmen laſſen, und der alte General v. Leſtwitz, der nun den Befehl hatte, verlor den Kopf und übergab Breslau ſelbigen Tages. Die Öſterreicher bezogen darauf dasſelbe vorteilhafte Lager hinter der Lohe, in dem Bevern geſtanden hatte.

Auch jetzt war Friedrich unerſchütterlich in ſeinem Vorſatze, eine große Schlacht zu wagen, ſo niederſchmetternd die neuen Nachrichten wirken mußten. Er wollte angreifen, und wenn die Öſterreicher „auf dem Gipfel des Zobtenberges“ ſtänden.

In Gewaltmärſchen rückte er heran. Am 28. November lagerte er ſich bei Parchwitz an der Katzbach zwei Meilen unterhalb Liegnitz. Von den Schleſiern ausgezeichnet verpflegt und unterwegs mit neuer Kleidung verſehen, durch den Erfolg von Roßbach mit Selbſtbewußtſein erfüllt, zeigten ſich die Truppen voller Kampfesluſt. Über den Zuſtand des Königs berichtet der alte Eichel: „Gott ſei gelobt, er iſt von den vielen Unglücksſchlägen nicht niedergedrückt, ſein Herz iſt zerriſſen, ſein Kopf bleibt friſch und gut.“ Er zeige „eine Feſtigkeit, die faſt übernatürlich und, ohne Schmeichelei geſagt, eben nur ihm ſelbſt ähnlich und eigen“. Die Briefe dieſer Tage beſtätigen Eichels Bericht. Roßbach hatte dem Könige wieder neue Lebenskraft, ſein altes Selbſtvertrauen eingeflößt. Aber er war ſich nur zu klar darüber, daß jetzt alles auf dem Spiele ſtand. Daher ſetzte er am 28. November eine letztwillige Verfügung auf. Eine Niederlage war er gewillt nicht zu überleben. Der Fürſt,

der das Unternehmen gewagt hatte, die Geſtalt ſeines Staates durch die Eroberung Schleſiens zu regeln, hätte dann in dem Augenblicke, als er erkannte, daß er ſeine Eroberung nicht zu behaupten vermochte, vielmehr den Untergang ſeines Staats heraufbeſchworen habe, gewiſſermaßen eine tragiſche Schuld durch ſein Ende zu ſühnen geſucht. Fiel er ſiegend, ſo ſollte nach der letztwilligen Verfügung der Nachfolger trotz des Sieges ſofort einen Friedensunterhändler mit umfaſſenden Vollmachten nach Verſailles abgehen laſſen. Für den Fall der Niederlage hatte er ſeinem Erben nichts mehr zu ſagen.

160. Prinz Ferdinand
Bruder Friedrichs II. in älteren Jahren

Es war anders beſchloſſen. Zwar war die Gefahr, der er ſich ausſetzte, wie ſo oft in ſeinem Leben, ſo bei dem Einbruch in Sachſen, ſo bei Kolin, größer als er annahm. Er ſchlug die Stärke der Öſterreicher geringer an, als ſie war. Es hat etwas Rührendes, wie er ſich die Wahrheit des Gerüchts einzureden ſuchte, daß die Öſterreicher bei Breslau 24000 Mann verloren hätten, und den Verluſt Beverns nur auf 3—4000 Mann berechnen wollte. So hoffte er einen ungefähr gleich ſtarken Gegner vor ſich zu haben. Am 1. und 2. Dezember traf Beverns Heer, das jetzt von Zieten geführt wurde, bei Parchwitz ein. Die geſchlagenen Truppen waren durchaus nicht mutlos. Vom Abmarſch aus Breslau iſt uns ein reizender kleiner Zug überliefert: Ein preußiſcher Küraſſier nahm von ſeinem weinenden Schatz Abſchied mit den Worten: „Laß es gut ſein, liebes Mädchen, in vierzehn Tagen ſind wir wieder hier.“ Die Gegenwart des Königs trug das Weitere dazu bei, um die Mannſchaften zu beleben. An den Generalen Leſtwitz, Katte und Kyau, die die ſchmachvolle Übergabe von Breslau verſchuldet hatten, ſtatuierte der König ein Exempel, indem er ſie verhaften ließ und ihnen ein Kriegsgericht ankündigte. Das Geſchrei, das ſich darüber bei den ihm Übelwollendenden erhob, ließ ihn völlig kalt. Um ſo mehr wandte er den tapferen Soldaten ſein Wohlwollen zu. Sie wurden wegen ihres Verhaltens belobt und beſonders gut verpflegt. Sein jüngſter Bruder Ferdinand (Bild 160), damals 27 Jahre alt, wurde zum Generalleutnant ernannt, weil er an der Lohe die Fahne im blutigſten Kampfe vorausgetragen hatte. Am 3. Dezember, am Tage vor dem Aufbruche von Parchwitz, beſchied er die Generale und Stabsoffiziere zu ſich, um ihnen den Ernſt der Lage zu vergegenwärtigen und ſie anzuſpornen, ihr Beſtes zu tun. „Ich bin nicht für die Reden“, hat er geſagt. Diesmal aber machte er eine Ausnahme. Er hat damit Wunder gewirkt.

Schon die äußere Erſcheinung des Königs wirkte ergreifend auf dieſe Verſammlung tapferer und vornehmer Männer. Die letzten Monate mit ihren Strapazen und noch mehr mit ihren ſeeliſchen Erſchütterungen hatten ihn merklich altern laſſen. Der bald darauf vom Könige zum Vorleſer berufene Schweizer de Catt, der mit ihm 1755 in Holland zuſammengetroffen war, erkannte ihn nur an ſeinem leuchtenden Blicke wieder. So war des Königs Äußeres verändert. Da ſtand er nun vor ſeinen Getreuen, im blauen, ſchadhaften Rock mit dem Ordensſtern, und heftete ſeine großen Augen ernſt auf ſie, um ſie dann, wie er ſelbſt berichtet hat, „mit Kürze und Nachdruck“ bei „ihrem Ehrgefühl zu packen“. Nicht einer dieſer harten Krieger, der nicht tief erſchüttert geweſen wäre durch die Worte, die er mit ſeiner wohllautenden, weichen Stimme an ſie richtete. Er gemahnte, des Preußen-

namens eingedenk zu ſein, und forderte Einſatz des Lebens für den Tag, an dem über Preußens Daſein die Würfel fallen würden. Wer aber die preußiſche Sache verloren gäbe, der ſolle ungehindert, ohne Vorwurf ſeiner Wege gehen. Da platzte ihm ein biederer Pommer, der Major v. Billerbeck, mit einem derben Worte in die Rede: „Das müßte ja ein infamer Hundsfott ſein, jetzt wäre es Zeit“ Der wackere Haudegen hat ſich durch dies ehrliche, laut gedachte Wort ſelbſt ein Denkmal geſetzt. Wie er empfand, empfand der ganze Kreis. Friedrich ſelbſt faßte den Eindruck ſeiner Rede ſpäter in die Worte zuſammen: „Man war gerührt.“

Den Truppen wurde bekannt gemacht, daß Seine Majeſtät den Feind angreifen würden, wo ſie ihn fänden, und zu Ihrer Armee das Zutrauen hätten, ſie würde, wie Seine Majeſtät dem Feind mit der Abſicht entgegenziehen, zu ſiegen oder zu ſterben. Für jede eroberte Kanone wurde ein Preis von hundert Dukaten ausgeſetzt. Wie Friedrich ermunternd durch die Reihen ritt, da durfte er ſich an der guten Stimmung freuen. Bei dem Feinde wären „keine Pommern“, hieß es. „Du weißt ja wohl, was die können!“

An dieſem Tage ſchrieb der König an Ferdinand von Braunſchweig: „Ich hoffe noch alles wieder gut zu machen, obgleich ich nicht leugnen kann, daß es mir ſehr viel Mühe koſten wird, und daß ich hier die ſchwierigſte und gewagteſte Unternehmung vor mir habe, die ich trotzdem mit dem Beiſtand des lieben Gottes zu bewältigen hoffe.“ Es war, als wenn der fromme Geiſt, der in ſeinen Kriegern lebte, ſich jetzt auch auf den König übertrug. Noch mehrmals in dieſen Tagen ſuchte er ſeine Hilfe bei Gott.

Am Morgen des 4. Dezember ſetzte ſich das Heer in Marſch. Es iſt überliefert, daß die Truppen, zumeiſt Landeskinder, auf dem Wege fromme Geſänge anſtimmten. Beſonders erſcholl hier Johann Heermanns Lied: „O Gott, du frommer Gott.“ Als geſungen wird namentlich die zweite Strophe angeführt:

Gib, daß ich tu mit Fleiß,
Was mir zu tun gebühret,
Wozu mich dein Befehl
In meinem Stande führet,
Gib, daß ich's tue bald,
Zu der Zeit, da ich ſoll,
Und wenn ich's tu, ſo gib,
Daß es gerate wohl.

Aber auch die vierte paßte hierher:

Find't ſich Gefährlichkeit,
So laß mich nicht verzagen,
Gib einen Heldenmut,
Das Kreuz hilf ſelber tragen,
Gib, daß ich meinen Feind
Mit Sanftmut überwind',
Und wenn ich Rat bedarf,
Auch guten Rat erfind'.

Günſtige Ausſichten gab es, als die Nachricht eintraf, daß die Öſterreicher ihre feſte Stellung hinter der Lohe aufgegeben hatten. Friedrich frohlockte: „Der Fuchs iſt aus ſeinem Bau gekrochen, nun will ich ſeinen Übermut ſtrafen.“ Prinz Karl von Lothringen hatte zwar eben den Sieg von Breslau erſtritten. Vor dem von ihm beſiegten Heere, das nur wenig Verſtärkung durch Friedrichs Truppen erhalten hatte, hatte er indes jetzt einen heilſamen Reſpekt, weil König Friedrich den Befehl übernommen hatte. Er war nicht geneigt, in die Spottreden ſeines Lagers über die heranziehende Potsdamer Wachtparade einzuſtimmen. Aber er hatte von ſeinem Hofe beſtimmte Weiſung, Liegnitz zu behaupten. Darum beſchloß

Erläuterungsblatt

zu dem

eigenhändigen Briefe Friedrichs an Voltaire

vom 9. September 1757.

Für das Geheime Staatsarchiv zu Berlin angekauft aus der Autographensammlung von Feuillet de Conches zu Paris.

Nach der Abbildung im Hohenzollernjahrbuch III. Jahrgang (1899) S. 140.

Überſetzung des nebenſtehenden Briefes König Friedrichs an Voltaire.

Den 9. Auguſt.

. . . . . Ich bin bis jetzt ebenſo ruhig wie Sie mich nur je in Sansſouci geſehen haben. Ich las ſoeben Zadig[1] dem Abbé[2] vor und ich denke, daß die ſeltſame Verſettung der Nebenumſtände nicht den Verſtand eines Mannes verwirren wird, der entſchloſſen denkt.

Ich bin ein Menſch, das ſagt genug, und zum Leiden geboren,
Den Härten des Schickſals ſetze ich meine Beſtändigkeit entgegen.

Aber mit dieſen Geſinnungen bin ich weit entfernt Cato oder den Kaiſer Otho zu verurteilen, von denen der letztere keinen ſchöneren Augenblick erlebt hat als den ſeines Todes: es gilt für ſein Vaterland zu kämpfen und zu ſterben, wenn man es retten kann, und wenn man es nicht kann, iſt es ſchmachvoll, es zu überleben.

Ich befinde mich in der Lage, in der ein anſtändiger Bürger wäre, gegen den ſich die Brinvilliers[3], Cartouche[4] und der König der Nacht verſchworen hätten. Wenn das Gift verſagt, muß das Schwert zum Ziele führen.

Wenn mir das Glück den Rücken zukehrt und man mich nach dem heißen Wunſche der heutigen Staatsmänner vernichtet, wird Ihnen mein Sturz nicht nur einen ſchönen Stoff zu einem Trauerſpiel liefern; dieſes unheilvolle Ereignis wird nur das Verzeichnis der Bosheiten und der Treuloſigkeiten dieſer Klaſſe von Männern oder Weibern vergrößern, die die gebildeten Völker Europas in einem Jahrhundert regieren, wo ein kleiner Privatmann lebendig gerädert werden wäre, der auch nur den hundertſten Teil des Böſen getan hätte, das dieſe Herren der Erde ungeſtraft tun.

Ich würde zu viel ſagen, wenn ich mehr ſchreiben würde. Leben Sie wohl. Sie werden bald von mir gute oder ſchlechte Nachrichten erhalten.

Fr.

Quant on a tout perdu, qu'ant on a plus d'Espoir
La vie est un opprobre et la mort un devoir[5]

Sie werden mir zugeben, daß es ein ſeltſamer Grund wäre, nur zum Vergnügen der 13 Kantons zu leben.

Der Herzog von Richelieu beginnt den Herzog von Cumberland im Bremer Lande ſo zu behandeln, wie einſt Stenbock in der Nähe behandelt wurde.[6]

---

[1] Roman von Voltaire.
[2] Abbé de Prades, Friedrichs damaliger Vorleſer.
[3] Eine Giftmiſcherin.
[4] Ein Mordbrenner.
[5] Citat aus der Merope von Voltaire:
Iſt alles verloren, iſt keine Hoffnung mehr,
Iſt das Leben ein Schimpf und der Tod eine Pflicht.
[6] Friedrich ſpielt auf die Kapitulation des ſchwediſchen Feldmarſchalls Stenbock am 20. Mai 1713 bei Tönningen an.

Inhaltlich iſt das Stück beſonders wertvoll, weil es uns in die verzweifelnde Stimmung des Königs in den Wochen vor Roßbach hineinverſetzt und weil uns hier zum erſten Male deutlicher Selbſtmordgedanken Friedrichs und die Anſätze zu einer Verteidigung des Selbſtmords begegnen. Ausführlich unternahm er dieſe Verteidigung in einem Schreiben vom 17. September 1757 an die Markgräfin Wilhelmine und am 24. September in der poetiſchen Epiſtel an d'Argens. Die Datierung „9. Auguſt" iſt falſch, wie Reinhold Koſer nachgewieſen hat. Es muß „9. September" heißen. Zu den mit Tintenſtrichen überzogenen, nicht zu entziffernden erſten anderthalb Zeilen bemerkt Koſer: „Der König hat mitunter in ſeine Briefe an Voltaire Bemerkungen einfließen laſſen, die dem Empfänger nicht angenehm ſein konnten und ihn verhindern ſollten, den Brief unberufenen Dritten zu zeigen. Vielleicht lag ein derartiger Fall hier vor, und Voltaire hat dann die Worte des Ärgerniſſes unleſerlich gemacht. Möglich aber wäre auch, daß der Briefſchreiber ſelbſt aus irgend einem Grunde den Anfang ſeines Schreibens getilgt hat." In ſeiner Lebhaftigkeit ſchrieb Friedrich oft Dinge nieder, die ihm gefährlich werden konnten. Er ſelbſt fühlte das bisweilen rechtzeitig. So ermächtigte er ſeine Schweſter Wilhelmine am 12. Auguſt 1757 zu einer Streichung in einem ſeiner Briefe, falls ihr die Stelle bedenklich vorkäme, und Wilhelmine ſchnitt denn auch die betreffenden Zeilen des von ihr zu beſtellenden Briefes weg.

er mit dem Kriegsrat, dem Könige entgegenzuziehen, ehe dieser sich verschanzen könnte. So kamen sich die beiden Heere an diesem 4. Dezember ganz nahe. Es war klar, daß am nächsten Tage die Entscheidung fallen mußte.

In der Dämmerstunde des 5. Dezember erkannte die Vorhut bei dem an der Straße von Neumarkt nach Lissa gelegenen Dorfe Borna im Nebel eine größere Reitermasse. Die Reiter der Vorhut, fünfundfünfzig Schwadronen, griffen an. Es zeigte sich, daß sie die Überzahl hatten. Zwei österreichische Regimenter zogen sich gleich zurück. Die sächsischen Chevauxlegers aber, drei Regimenter, just dieselben, die bei Kolin das Zünglein der Wage gebildet hatten, zeigten auch hier wieder die alte Kampflust. Sie wurden geschlagen, und ihr Führer fiel. Sie verloren drei Standarten und 550 Gefangene. Im stürmischen Kampfeseifer wollten die preußischen Husaren weitersprengen auf die Hauptmasse der Österreicher. Doch Friedrich hielt sie noch glücklich zurück.

Das Gelände war ihm vom Manöver wohl vertraut. Von einem Hügel bei Heidau übersah er die feindliche Stellung, die sich über eine Meile ausdehnte, von Nippern über Frobelwitz und Leuthen bis Sagschütz, wo sie nach Gohlau und zu der Niederung, wo das Schweidnitzer und Striegauer Wasser zusammenfließen, einen Haken machte. Bei Sagschütz befehligte Nadasdy, bei dem auch die bayerischen und württembergischen Hilfsvölker, die unter dem Eindruck von Prag erst nicht zum österreichischen Heere gestoßen waren, ihre Aufstellung gefunden hatten. Hier beschloß Friedrich anzugreifen. Brach er durch, so war der linke österreichische Flügel verloren. Außerdem schnitt er hier den Österreichern die natürliche Rückzugslinie nach Schweidnitz und Böhmen ab.

Wie bei Prag und Kolin bewegte sich das preußische Heer, um die geplante Angriffsbewegung auszuführen, in weitem Parallelmarsche an der österreichischen Aufstellung vorbei. Zwei Umstände waren diesmal indes günstiger für Friedrich: einmal hatte die Richtung des Anmarsches bei den Österreichern die Vorstellung erweckt, daß ihr rechter Flügel den Angriff würde bestehen müssen, und dann hatten sie jetzt nicht eine so beherrschende Stellung, daß sie die Bewegungen des preußischen Heeres genauer verfolgen konnten. Infolgedessen richteten sie sich nicht mit der Verteilung ihrer Streitkräfte, wie bei Prag und Kolin, entsprechend ein. Zum Teil glaubten sie, ihr Gegner trete den Rückzug an. Daun soll geäußert haben: „Die guten Leute paschen ab, lassen wir sie in Frieden ziehen.“ Wer beschreibt nun ihr Erstaunen, als die Preußen plötzlich bei Sagschütz mit bewundernswerter Geschwindigkeit und Ordnung sich zum Angriffe formierten. An Gegenbewegungen konnten Prinz Karl und Daun nicht mehr denken. Um die bei Prag und Kolin durch Aufmarsch der Truppen nebeneinander entstandenen Fehler zu vermeiden, befahl Friedrich staffelförmigen Aufmarsch. Der Frontalangriff, der bei Kolin den Verlust der Schlacht herbeigeführt hatte, war so kaum möglich.

So war die Schlacht bei Leuthen unter den günstigsten Umständen eingeleitet. Es sollte sich jetzt zeigen, ob die 35000 Mann starke preußische Armee die 70000 Mann, die ihr gegenüberstanden, wirklich aus ihrer Stellung vertreiben könnte. Die österreichische Streitmacht war doch von anderer Qualität, als die Gegner bei Roßbach.

Berliner Truppen eröffneten den Angriff: Regiment Meyerinck und ein Bataillon Itzenplitz. Der allgegenwärtige Friedrich ritt heran zum Fahnenträger von Meyerinck und rief ihm zu: „Junker von der Leibkompanie, siehet Er wohl, auf den Verhack soll Er zumarschieren, Er muß aber nicht zu stark avancieren, damit die Armee folgen kann.“ Selbst der Front die Richtung gebend, feuerte er nun auch die Truppen an: „Burschen, sehet ihr dorten wohl die Weißröcke? Die sollt ihr aus ihrer Schanze wegjagen, ihr müßt nur stark auf sie anmarschieren und sie mit dem Bajonett daraus vertreiben, ich will euch alsdann mit fünf Grenadierbataillons und der ganzen Armee unterstützen. Hier heißt es siegen oder sterben, vor euch habt ihr den Feind und hinter euch die ganze Armee, daß ihr also auf keiner Seite, zurück oder vorwärts, anders als siegend Platz findet.“

Wedell hieß der Oberst, der diesen Sturm eröffnete. Ehe sie sich's versahen, waren

161. Nach einem Stich von J. D. Philippin

die Verteidiger des Sagschützer Kiefernberges — es waren wackere Schwaben — bereits überrumpelt. Nur wenige Salven konnten sie abgeben, da sahen sie die Bajonette der preußischen Musketiere in unmittelbarer Nähe vor sich aufblitzen. Die Württemberger flohen mit großen Verlusten. Wedell nahm gleich darauf die Höhe hinter Sagschütz, auf der eine Batterie stand. Währenddessen vertrieben sechs andere Bataillone, die mit denen Wedells das Fußvolk der Vorhut bildeten, ungarische Infanterie aus einem Busch, wo sie gefährlich hätte werden können, und zwangen einige feindliche Schwadronen, die erfolgreich gegen preußische Reiter vorgegangen waren, zum Rückzuge. Nun holte sie mit richtigem Blicke Moritz von Dessau (Bild 161) heran, um mit ihnen und Wedells Truppen Nadasdy von Gohlau zu verjagen. Schnell war das geschehen, und nun konnte sich in freiem Gelände Zieten mit der Kavallerie entfalten. Ein blutiges Reitergefecht entspann sich. Wieder siegten die Preußen. Nadasdys Korps begann zu fliehen. 2000 seiner Leute wurden gefangen. Die Verwirrung wurde bei dem Korps allgemein.

Durch die Niederlage auf dem linken Flügel und durch die jetzt bewerkstelligte Vorziehung ihres rechten hatte sich die österreichische Aufstellung um ihre Achse gedreht. Das Dorf Leuthen war Mittelpunkt einer von Nordwesten nach Südosten gerichteten Front geworden.

Dieses Dorf ersah sich nunmehr der rechte preußische Flügel und die Vorhut als das Ziel eines konzentrischen Angriffes. Um der Bewegung aus nächster Nähe folgen zu können, stellte sich Friedrich an dem Gehölz von Radaxdorf, eine Weile ziemlich gefährdet, auf. Es entspann sich ein blutiger Kampf der Gardebataillone um den Leuthener Kirchhof. Der spätere Feldmarschall Möllendorff, damals noch Hauptmann, entwickelte dabei unvergleichliche Bravour. Die Österreicher wehrten sich tapfer. Als sie Leuthen nach einer Stunde verloren hatten, schlossen sie sich dahinter wieder zusammen. Im Nahgefecht hatten sich die Verbände der preußischen Infanterie gelockert. Es wurde das zweite Treffen eingesetzt, sogar schon einige Bataillone des linken, zurückgehaltenen Flügels. Dieser selbst war durch Verschiebungen dem Feuer der zahlreichen feindlichen Kanonen ausgesetzt worden, was für eine zur Untätigkeit bestimmte Truppe das allerschlimmste ist. Schon wankten einige Reihen. Um eine bedenkliche Wendung zu verhüten, ging der junge Retzow, nachmals ein Historiker dieses Krieges, der Sohn des berühmten preußischen Heeresintendanten, der diesen linken Flügel unter sich hatte, mit seinem Bataillon zum Angriffe vor und riß den ganzen linken Flügel mit.

Dadurch war abermals, wie bei Prag und Kolin, Friedrichs Schlachtplan erheblich

gestört. Der österreichische Reitergeneral Graf Lucchese, der schon bei Prag sich Verdienste erwarb, glaubte in der richtigen Erkenntnis der gefährdeten Lage des preußischen Heeres durch einen Angriff auf den linken Flügel die Entscheidung herbeiführen zu können. Er hatte nicht berechnet, daß hinter dem Fußvolk preußische Reiterei hielt, die diesmal nicht versagen sollte, wie bei Kolin. Verdeckt durch eine Bodenwelle bei Radaxdorf, paßt der Führer der preußischen Reiter, General v. Driesen, den richtigen Augenblick ab, um einzugreifen. Trotz seiner sechzig Jahre und großer Beleibtheit von jugendlicher Lebendigkeit, sprengt er jetzt mit fünfzig Schwadronen über die Bodenerhebung und saust den Hang hinab in Luccheses Flanke. Mit ihm reitet General Krockow, trotz einer Wunde am Fuß und trotz seines Fiebers, die Attacke mit. Lucchese fällt. Seine Reiter werden in alle Windrichtungen zersprengt. Nun wendet auch die österreichische Infanterie. Die preußische mit gefälltem Bajonett hinterdrein. Zuletzt arbeiten die Kolben. Die Baireuther Dragoner geben einigen Truppenteilen, die noch einmal Halt machen wollen, den Rest.

Die Österreicher waren aufs Haupt geschlagen. Nur Nadasdys Vorkehrungen war es zu danken, daß ihnen nicht der Rückzug abgeschnitten wurde, indem er die Brücken über die Weistritz deckte. Die Nacht sank herab. Unter dem Abendhimmel vollzog sich nun jener unwillkürliche Dankgottesdienst, der fortan von Geschlecht zu Geschlecht die Gemüter ergriffen und erhoben hat. Begeistert denkt seiner später bei ähnlichem Anlaß der katholische Gneisenau: „Ist es nicht wie bei Leuthen?“ Schon bei Roßbach war der Choral „Nun danket alle Gott“ am Abend angestimmt worden. Lauter und inbrünstiger noch stieg er bei Leuthen, von Trupp zu Trupp sich fortpflanzend, zum Firmament empor.

König Friedrich eilte währenddessen mit den Seydlitz-Kürassieren und einigen andern Truppen nach Lissa weiter. Es galt den Feind nicht zu Atem kommen zu lassen. Der Krugwirt von Sahra mußte ihm in der Stockfinsternis mit der Laterne leuchten. Um 7 Uhr kam er zum Schloß des Freiherrn v. Mudrach, wo er eine große Schar österreichischer Offiziere überraschte. Die Geistesgegenwart, die er dabei bewies, indem er sie höflich-launig begrüßte: „Bon soir, Messieurs! gewiß sind Sie mich hier nicht vermuten! Kann man hier auch noch mit unterkommen?“ ist eins der beliebtesten Stücklein aus Friedrichs Leben geworden (Bild 162). Genau läßt sich der Vorgang, der eine Zeit lang ins Reich der Fabel verwiesen war, nicht mehr feststellen. Ungefähr aber wird er sich, wie angedeutet, abgespielt haben. Das Schloß war mit Verwundeten angefüllt. Der König schlief auf einer Streu. In der vorhergehenden Nacht hatte Karl von Lothringen, der nun zum fünften Mal von Friedrich besiegt worden war, unter demselben Dache geschlafen.

Mit fünfundfünfzig Schwadronen und elf Bataillonen nahm Zieten am nächsten Tage die Verfolgung auf. Doch der treffliche Reiterführer entwickelte nicht die erwünschte Schnelligkeit. Vergeblich spornte ihn Friedrich an: „Ein Tag Fatigue in diesen Umständen, mein lieber Zieten, bringet uns in der Folge 100 Ruhtage. Nur immer dem Feind in die Hessen gesessen.“ „Hier kommt wahrhaftig die Wohlfahrt des ganzen Landes darauf an“. „M. l. Zieten. Nur immer dichte an dem Feind. „Er muß dem Feind besser auf die Hacken sitzen. Dabei muß nicht gezaudert werden“ (Beilage 16). So ging es einen Tag nach dem andern. Es konnte dem Könige nicht genug geschehen. Immerhin trieb Zieten den Feind über die Berge nach Böhmen hinein. Nur die Hälfte des österreichischen Heeres wurde gerettet, und diese war wieder zur Hälfte krank. Schon wenige Tage nach der Schlacht, als die Verfolgung noch nicht beendigt war, konnte Friedrich als Ergebnis des Tages 21800 Gefangene, 131 Kanonen, 51 Fahnen und Standarten verzeichnen. 7500 Österreicher bedeckten tot oder verwundet das Schlachtfeld. Demgegenüber hatten die angreifenden Preußen diesmal nur 1141 Tote und 5018 Verwundete. Am 20. Dezember ergab sich die Festung Breslau mit 17635 Mann. Auch Liegnitz fiel. Bald war ganz Schlesien mit Ausnahme von Schweidnitz frei von den Österreichern. Der Feldzug war für sie völlig verloren.

Die Schlacht bei Leuthen ist kriegsgeschichtlich selbstverständlich von ungleich größerer

Schloß Ehrenberg bei Füssen, gezeichnet von Rudolf Reinhardt.

Ehrenberg, ehr. bei Füssen. Schloß. Das alte Prämonstratenserkloster Ehrenberg, 1147 gegründet, 1803 aufgehoben, 1806 an Bayern, 1810 an Österreich, 1814 an Bayern, 1817 an Thurn und Taxis, 1826 an Bayern, 1836 an Thurn und Taxis, 1848 an Bayern, 1852 an Thurn und Taxis, 1867 an Bayern, 1871 an Thurn und Taxis, 1872 an Bayern, 1875 an Thurn und Taxis, 1876 an Bayern, 1877 an Thurn und Taxis, 1878 an Bayern, 1879 an Thurn und Taxis, 1880 an Bayern, 1881 an Thurn und Taxis, 1882 an Bayern, 1883 an Thurn und Taxis, 1884 an Bayern,

163. Nach einem Stich von D. Chodowiecki

Adjutanten läßt ermeſſen, wie ſehr der König in ſeinem Eifer die eigene Perſon gefährdete: „Der König iſt beſtändig im größeſten Feuer geweſen; es war nicht möglich, ihn zurückzuhalten, ob ich mich zwar alle erſinnliche Mühe gegeben.“ Friedrich ſchrieb an ſeine Miniſter Podewils und Finckenſtein: „Wenn jemals Preußen Anlaß gehabt hat, das Tedeum anzuſtimmen, ſo iſt es bei dieſer Gelegenheit. Ich hoffe, Sie werden mit meiner Heerfahrt zufrieden ſein; niemals habe ich ſo viele Hinderniſſe angetroffen, wie bei dieſer Gelegenheit. Der Himmel ſei gelobt, daß es uns geglückt iſt.“ Seine Freude ſpiegelt ſich auch in dem zärtlichen Ton ſeines erſten Schreibens aus Liſſa an den Prinzen Heinrich: „Adieu, mein Herz, ich umarme euch.“ Den Fürſten Moritz von Deſſau, der vor der Schlacht Preußens Sache als verloren angeſehen hatte und, eingeſchüchtert durch die Drohungen des Reichshofrats, um ſeinen Abſchied eingekommen war, ernannte er großmütig angeſichts der von jenem bewieſenen Tapferkeit noch auf dem Schlachtfelde zum Feldmarſchall. Vor Neujahr gönnte er ſich und den Truppen keine Ruhe. „Das nenne ich eine Campagne, die gleich dreien gilt“, rief er am 26. aus, „ich kann nicht mehr, meine Körperkräfte nutzen ſich ab, ich bin krank und habe jede Nacht viel von Koliken auszuſtehen.“ Die großen Aufregungen und Anſtrengungen hatten zur Folge, daß ihm plötzlich Schlaf und Eßluſt verſagten. Aber glücklich, wie er war, focht ihn das nicht an. Den

Digitized by Google

Weiter schreibt sie an die „Frau Rat“:

Unser Lieber, wie ber jungfräuliche Sohn, ist ganz Ihr Kind, ganz Ihr Bruder.“ Da sind zwei Menschen, die sich gefunden haben, die sich verstehen, die sich in einander hineinleben, die sich ganz angehören. Und doch ist noch eine, die mehr als sie alle, die Mutter des Liebchens, die Tochter des Hauses, die Schwester, die Freundin, die Geliebte, die Verlobte, Goethes ganzes Leben, Dichten und Trachten ausfüllt, Charlotte Buff. Charlotte Buff, die Jugendgeliebte, die Lotte Werthers, die Lotte Goethes, die Lotte Kestners, die Lotte Jerusalems, die Lotte Schillers, die Lotte Hölty's, die Lotte Bürgers, die Lotte Reichardts, die Lotte Lavaters, die Lotte Jacobis, die Lotte Merks, die Lotte Wielands, die Lotte Herders, die Lotte Gleims, die Lotte Klopstocks, die Lotte Matthissons, die Lotte Voß', die Lotte Hahns, die Lotte Hennings, die Lotte Schmidts, die Lotte Hebels, die Lotte Jean Pauls, die Lotte Hölderlins, die Lotte Tiedges, die Lotte Hufelands, die Lotte Schlossers, die Lotte Hardenbergs, die Lotte Schlegels, die Lotte Schellings, die Lotte Hegels, die Lotte Hauffs, die Lotte Uhlands, die Lotte Schwabs, die Lotte Kerners, die Lotte Gustav Schwabs, die Lotte Rückerts, die Lotte Immermanns, die Lotte Grabbes, die Lotte Heines, die Lotte Mörikes, die Lotte Gutzkows, die Lotte Freiligraths, die Lotte Hebbels, die Lotte Scheffels, die Lotte Storms, die Lotte Keller's, die Lotte Ferdinand Meyers, die Lotte Wilhelm Raabes, die Lotte Fontanes, die Lotte Wilhelm Jordans, die Lotte Wilhelm Buschs, die Lotte Ludwig Anzengrubers, die Lotte Hermann Sudermanns, die Lotte Gerhart Hauptmanns, die Lotte Richard Dehmels, die Lotte Detlev von Liliencrons, die Lotte Hermann Hesses, die Lotte Thomas Manns, die Lotte Heinrich Manns, die Lotte Rainer Maria Rilkes, die Lotte Stefan Zweigs, die Lotte Arnold Zweigs, die Lotte Alfred Döblins, die Lotte Franz Werfels, die Lotte Ernst Lissauers, die Lotte Walter Bloems, die Lotte Ernst Wiechert's, die Lotte Hans Carossas, die Lotte Ernst Penzoldts, die Lotte Hans Grimms, die Lotte Ernst Jüngers, die Lotte Wilhelm Schäfers, die Lotte Rudolf Alexander Schröders, die Lotte Hans Friedrich Blunck's, die Lotte Hans Leips, die Lotte Hans Henny Jahnns, die Lotte Wilhelm Lehmanns, die Lotte Josef Weinheber's, die Lotte Hans Carl Artmanns, die Lotte Paul Celans, die Lotte Ingeborg Bachmanns, die Lotte Günter Eichs, die Lotte Wolfgang Borcherts, die Lotte Heinrich Bölls, die Lotte Hans Werner Richters, die Lotte Siegfried Lenz', die Lotte Martin Walsers, die Lotte Günter Grass', die Lotte Uwe Johnsons, die Lotte Peter Weiss', die Lotte Max Frischs, die Lotte Friedrich Dürrenmatts, die Lotte Rolf Hochhuths, die Lotte Peter Handkes, die Lotte Thomas Bernhards, die Lotte Wolfgang Hildesheimers, die Lotte Ingeborg Drewitz', die Lotte Hans Erich Nossacks, die Lotte Arno Schmidts, die Lotte Wolfdietrich Schnurres, die Lotte Alfred Andersch',

3. Schrecken ohne Ende. 1758—1760

taunend vernahm Europa die Kunde von Friedrichs neuem Siege. Ein Jahr mit so unerhörten Wechselfällen wie das, dem die Kanonen von Leuthen das Grablied sangen, war noch niemals gewesen. Der überwältigende Eindruck, den Friedrichs Persönlichkeit machte, geht am besten aus den Äußerungen seiner Feinde hervor. Eine venezianische Stimme, die der Kaiserin Maria Theresia freundlich gesonnen war, ließ sich vernehmen: „Ein einziger Arm, ein einziges Haar Friedrichs sei mehr wert, als der ganze Eisenfresser Karl.“ Unter dem Eindruck von Kolin schrieb der schwedische Graf Tessin, der Friedrich nicht wohl wollte: „Ich gebe der Wahrheit die Ehre, indem ich ihn als einen der größten Männer anerkenne, die jemals gelebt haben. Man kann nicht besser Geist und Waffen vereinigen, wie er es versteht.“ Die stärkste Wirkung riefen die letzten Erfolge der preußischen Waffen in Frankreich hervor. Die für Eindrücke so empfänglichen Pariser begeisterten sich jetzt für Friedrich. Das bezeugt der Enzyklopädist d'Alembert in einem Briefe an Voltaire: „Unseren Parisern ist jetzt durch den König von Preußen der Kopf verdreht; fünf Monate ist es her, daß sie ihn in den Schmutz zogen.“ Mißvergnügt und prophetisch zugleich bemerkte Voltaire dazu: „Die Pariser bringen ihre Zeit damit hin, Statuen zu errichten und wieder zu zerbrechen.“ Nicht minder fein, aber objektiver war sein Ausspruch: „Wohl sei es an dem, daß Friedrich kurzsichtige Augen und einen heißen Kopf habe; zugleich aber habe er das erste aller Talente für das Spiel, das er spiele: die Schnelligkeit.“ „Der Kern seines Heeres ist seit länger als vierzig Jahren geschult: nun ermeßt, wie diese gleichmäßigen, kraftvollen, kriegsgewohnten Maschinen kämpfen mögen, die ihren König alle Tage sehen, die von ihm gekannt werden, und die er, Hut in der Hand, ermahnt, ihre Pflicht zu tun.“ Am meisten Besorgnis vor Friedrichs Erfolgen erfüllte den Abbé Bernis, der das Versailler Bündnis zu verantworten hatte. Schon nach Roßbach ließ er sich vernehmen: „Die Vorteile, die sich für uns ergeben können, sind ungewiß, unsere Unkosten sind reell. Wir setzen unsere eigenen Besitzungen ein, um die unserer Verbündeten zu verteidigen.“ Nach Leuthen schrieb der Prälat mit dem „feisten, kupferroten Antlitz“ an den Botschafter Stainville in Wien: „Der Wiener Hof habe in zehn bis zwölf Tagen dreiviertel seiner Soldaten und Offiziere verloren, auf Rußland sei kein Verlaß — wer bleibe da auf der Bühne noch übrig?“ Es sei doch gefährlich, den Krieg gegen diesen König von Preußen fortzusetzen, den „größten Mann der Welt“, wie sein Urteil über Friedrich nach einer Mitteilung der Markgräfin Wilhelmine aus dieser Zeit lautete. Auch gegen den Gesandten in Wien meinte er, der König wäre „ohne Widerrede der größte Kapitän unseres Jahrhunderts, das tatkräftigste und unternehmendste Genie und verbände mit der Begabung für den Krieg die Grundsätze einer ausgezeichneten Verwaltung, einer scharfen Zucht und einer nie einzuschläfernden Wachsamkeit.“ Wilhelmine hörte, daß Bernis ihn über Cäsar stellen wollte, wenn er Europa jetzt den Frieden gäbe. In der Tat erklärte der Abbé dem Vertreter seines Hofes in Wien, daß er jetzt für den Frieden stimmen müsse.

Die Fürstin, auf die diese Ausführungen berechnet waren, dachte indes keineswegs daran, einzulenken. Als sie den seit dem Sommer in Wien beglaubigten französischen Gesandten, den damals achtunddreißigjährigen lothringischen Grafen Stephan Franz von Stainville, den nachmaligen allmächtigen Minister Frankreichs Choiseul, am Neujahrstage empfing, sagte sie zwar schmerzlich bewegt zu ihm, sie sehe wohl, daß die Vorsehung sie dazu bestimmt habe, ihr unglückseliges Geschick in Geduld zu tragen, sie sei bereit, wenn

es ſein ſollte, ſich zum beſten der gemeinen Sache zu opfern. Dieſe verſöhnliche Stimmung ſchlug aber um, als Stainville, ſelbſt ein glühender Feind Friedrichs, einige Wochen nachher die ängſtlichen Äußerungen des leitenden franzöſiſchen Miniſters zu ihrer Kenntnis brachte. Mochte ſie es ſchon bereuen, kleinmütig geweſen zu ſein, ſo geriet ſie jetzt in einen heiligen Eifer für die Fortführung des Kampfes. Kaunitz beſtärkte ſie darin. In ſeltſamer Autoſuggeſtion ſah ſie, die über die Weſtminſterkonvention ſo triumphiert hatte, weil ihr dadurch die Verſchwörung gegen Friedrich erleichtert wurde, die Dinge in einem ganz verkehrten Spiegel. Am 28. Januar erklärte ſie Stainville in leidenſchaftlicher Erregung: „Die ganze Nacht habe ſie kein Auge geſchloſſen; nicht das Verlangen nach Schleſien reize ſie zur Fortſetzung des Krieges, lediglich für die Ruhe Europas und ihre eigene habe ſie geſtrebt, die Macht des Ungeheuers zu verringern, das ſie unterdrückte; ſie ſtelle es Gott anheim, ſie an dem König von Preußen zu rächen, da die Menſchen nichts gegen dieſen Fürſten vermöchten.“ Kaunitz unterſtützte ſie, indem er, ſonſt der gemeſſenſte von allen, zornig äußerte, ſein Hof ſei nicht gewohnt, einen Vertrag zu ſchließen und ihn dann fallen zu laſſen.

Schon änderte aber auch Bernis ſeine Haltung. Seine Gönnerin, des Königs Maitreſſe, verriet eine andere Auffaſſung der Lage wie er. Gleich nach Leuthen gelobte ſie ſich, nicht eher zu ruhen, als bis ſie dieſen Attila des Nordens zu Staub zermalmt hätte, und König Ludwig ſchrieb der Kaiſerin, er werde jetzt 24000 Mann für den böhmiſchen Kriegsſchauplatz ſtellen. Der kluge Abbé hielt es unter dieſen Umſtänden für geratener, ſeine Haltung wieder zu wechſeln. Hatte er eben noch dem „Einziehen der Segel“ das Wort geredet, ſo ſagte er jetzt Ja und Amen zu den kriegeriſchſten Maßregeln ſeines Hofes.

Allein die Franzoſen hatten nun einmal Unglück im Felde. Als jetzt für den Herzog von Richelieu, der gar keine Zucht unter ſeinen Truppen zu halten vermocht hatte, als Befehlshaber der Franzoſen der Graf Clermont, ein Enkel des großen Condé, bei dem Hauptheere in Niederdeutſchland erſchien, begann gerade der hier anſtelle Cumberlands zum Oberbefehlshaber ernannte Ferdinand von Braunſchweig, Friedrichs damals ſiebenunddreißigjähriger Schwager, eine friſch-fröhliche Jagd. Schon vorher hatte er die Franzoſen bis zur Aller zurückgedrängt und Harburg eingenommen. Nach kurzer Winterraſt brach er Mitte Februar, unterſtützt durch eine Diverſion des Prinzen Heinrich ins Braunſchweigiſche, mit 26000—27000 Mann, unter denen ſich jetzt auch fünfzehn Schwadronen Lehwaldts befanden, in die franzöſiſchen Quartiere und jagte Clermont aus Hannover hinaus. Verden, Hoya, Bremen, Nienburg und Minden fielen in raſcher Folge in ſeine Hände. Das verbreitete eine ſolche Mutloſigkeit unter den Franzoſen, daß ſie Deutſchland bis zum Rheine räumten. Im April waren ſie ſämtlich über den Strom zurückgegangen.

Nun verlor Bernis abermals den Mut. Er inſtruierte Stainville: „Wir dürfen heute den Krieg nicht mehr für unſere Vergrößerung führen, weil wir dieſes Ziel nur durch einen langen Krieg erreichen könnten, den wir nicht auszuhalten vermögen. Der bevorſtehende Feldzug muß alſo dem alleinigen Geſichtspunkte dienen, einen Frieden auf vernünftige Bedingungen zu erhalten.“ Unter „vernünftigen Bedingungen“ verſtand er Rückgabe Sachſens und Mecklenburgs durch Friedrich. Schleſien ſollte bei Preußen verbleiben. Der öſterreichiſche Botſchafter in Verſailles, Graf Starhemberg, bemerkte ſarkaſtiſch zu dieſem Hin und Her, man werde in Wien glauben, er ſei vom Wechſelfieber befallen, da er heute Kriegsluſt, morgen Friedensſtimmung zu melden habe. Maria Thereſia ließ ſich aber durch dieſe Schwankungen nicht beirren, ſondern meinte: „Ludwig XV. ſei ein guter Fürſt, er habe ſicher weder Kaiſer Karl VII. noch den ſtuartiſchen Prätendenten im Stich laſſen wollen, und dennoch ſeien alle beide das Opfer ſeiner Politik geworden. Man müſſe daher vorgehen, als wenn die Franzoſen nicht vorhanden wären, und die einzige Hilfe bei Rußland ſuchen.“ Eine Ignorierung Frankreichs paßte indes nicht in das Syſtem des Grafen Kaunitz. Die Geldmittel und die Streitkräfte Frankreichs durfte man ſich doch nicht verſcherzen. Er wandte mit berechneter Feinheit ein: So wankelmütig die Franzoſen auch

wären, ſie hätten doch eine anſtändige Politik im Gegenſatz zu dem treuloſen England. Dies weckte trübe Erinnerungen in Maria Thereſias Seele; ſie konnte es England nicht verzeihen, daß es ſich mit Preußen verbündet hatte. Kaunitz ſchien ihr recht zu haben, wenn er Frankreich im Gegenſatz dazu für ehrenhaft erklärte. Ohne gerade auf die Friedensideen Frankreichs einzugehen, traf der Wiener Hof demgemäß eine Verſtändigung mit dem Verſailler, die dieſen hoffen ließ, daß der Krieg bald beendigt werden ſollte.

Maria Thereſias Hoffnungen waren damals ganz auf Rußland gerichtet. Als die Ruſſen nach ihrem Siege bei Großjägersdorf Preußen ſchleunigſt wieder geräumt hatten, glaubte ſie ſich von ihnen verraten. Aber der Rückzug hing garnicht mit der Erkrankung der Zarin und einem bevorſtehenden Syſtemwechſel zuſammen. Er war ſchon von dem ruſſiſchen Heerführer Apraxin beſchloſſen, als der beunruhigende Ohnmachtsanfall Eliſabeths bekannt wurde. Das Heer konnte ſich nicht mehr halten, weil es zuſammenſchmolz, nicht genügenden Pferdebeſtand und nur noch wenig Lebensmittel hatte. Das Land ſelbſt wurde geſchont, weil man es für ſich zu behalten gedachte. Es iſt möglich, daß der alte Ränkeſchmied Beſtuſhew etwas die Hand im Spiele gehabt hat, um die Schnelligkeit dieſes Rückzuges zu erhöhen. Vor ſeinen Umtrieben ſollte die Welt jedoch bald ſicher ſein. Denn der Kanzler, der es bereits mit der Gemahlin des Großfürſten-Thronfolger hielt und deren Pläne, ihren Gatten um ſein Erbrecht zu bringen, unterſtützte, wurde am 25. Februar auf Betreiben des gekränkten Großfürſten Peter, des begeiſterten Freundes Friedrichs, geſtürzt. Schon vorher hatte die ruſſiſche Kriegspartei ſich wieder zu energiſchen Maßregeln aufgerafft. Apraxin wurde vor ein Kriegsgericht geſtellt. An ſeiner Stelle übernahm Graf Fermer die Führung, der alsbald vorrückte und am 22. Januar Königsberg beſetzte. Da Lehwaldt mit ſeinem Korps gegen die Schweden operierte, war ganz Oſtpreußen und Pommern frei. Ungehindert konnten die Ruſſen bis zur Neumark vordringen. Bis dahin hoffte Maria Thereſia ſich in der Verteidigung behaupten zu können. Sie durfte ſich daher des Sturzes des unzuverläſſigen Beſtuſhew freuen. Im übrigen widmete ſie ihm einen kurzen, höchſt treffenden Nachruf, in dem ſich zugleich eine gewiſſe Bewunderung für den unerfreulichen Mann ſpiegelt: „Beſtuſhew war ein Schurke, aber fähig.“

Dieſer Haltung Maria Thereſias entſprach es, daß ſie ſich völlig ablehnend verhielt, als der durch die Übergabe von Breslau in Gefangenſchaft geratene Fürſt Auguſt Lobkowitz ihr Friedrichs Geneigtheit zum Frieden zur Kenntnis brachte. Ein Fühler, den der König nach Frankreich ausſtreckte, hatte dasſelbe Ergebnis. Nach den Erfahrungen, die er im Herbſt in Verſailles gemacht hatte, verſpürte er keine Neigung dazu, wieder mit Frankreich Einleitungen zu Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Sein Stolz war damals zu tief verwundet worden. Mit entſchiedenen Worten wehrte er ſich gegen einen ſolchen Gedanken, als er ihm von Wilhelmine nach Roßbach nahegelegt wurde. Nicht einen Küchenjungen würde er nach Frankreich ſchicken, ſchrieb er ihr. Immerhin beurlaubte er einen gefangenen franzöſiſchen General nach Paris, der vom Prinzen Heinrich die Verſicherung mitnahm, daß ſowohl der Prinz als der König aufrichtig den Vergleich mit Frankreich wünſchten. Indes auch aus Verſailles klang die Antwort gänzlich ablehnend.

So mußte ſich Friedrich in den Gedanken ſchicken, daß er ſein Daſein weiter zu verteidigen habe. Er hatte jedoch von vornherein auch während der Friedenshoffnungen für alle Fälle Anſtalten zur Fortſetzung des Krieges getroffen, indem er erwog: „Es iſt große Ausſicht vorhanden, daß wir bei der Zerrüttung der Öſterreicher im Frühjahr den Frieden haben werden, aber ſelbſt wenn man deſſen ſicher wäre, müßte man darum nicht mindere Anſtrengungen machen, um ſich in eine formidable Situation zu verſetzen, da das Argument der Gewalt das einzige iſt, was ſich gegen dieſe Hunde von Königen und Kaiſern anwenden läßt.“ Als er nun Ende Februar aus Frankreich Mitteilungen erhielt, die ihn belehrten, daß von dort nichts zu hoffen war, meinte er erbittert und launig zugleich: „Obgleich ich keine Luſt habe, auf dem Seile zu tanzen, dieſe Halunken von Königen und Kaiſern zwingen mich dazu, und es bleibt mir kein anderer Troſt, als nach ein Paar Kapriolen

Bildnisse der regierenden Herzoge sämtlicher sächsischer Linien.

Nr. 1. Ernst, Herzog zu Sachsen-Gotha. 2. Friedrich August, Herzog zu Sachsen-Coburg. 3. Bernhard, Herzog zu Sachsen-Meiningen. 4. Wilhelm Ernst, Herzog zu Sachsen-Weimar. 5. Albert, Herzog zu Sachsen-Coburg. 6. Georg, Herzog zu Sachsen-Meiningen. 7. Carl Alexander, Herzog zu Sachsen-Weimar. 8. Ernst II., Herzog zu Sachsen-Coburg.

ihnen mit der Balancierſtange eins auf die Naſe zu geben.“ Es war das Gefühl ruhiger Kraft, das ihn nach ſeinen glänzenden Erfolgen beherrſchte. Er fühlte ſich jetzt wieder ſtark, der Welt zu begegnen, und hoffte nach einigen weiteren Anſtrengungen, bald fertig mit ſeinen Gegnern zu ſein. Ein willkommener Zeuge über ſeine Stimmung in dieſen Tagen iſt wieder Mitchell. Der fand ihn am 8. Januar 1758 zufrieden und glücklich, aber nicht aufgebläht nach ſeinen Errungenſchaften; „er erzählte von dem 5. Dezember und deſſen Folgen mit der Beſcheidenheit eines Helden, deſſen Hochſinnigkeit weder durch das Lächeln noch durch das Stirnrunzeln des Glücks berührt wird.“ In denſelben Tagen ſandte Friedrich ſeinem Bruder Heinrich einen Plan der Schlacht bei Leuthen mit dem Verſprechen, daß dies ſein letztes Wort über das Ereignis ſein ſollte, „ſonſt werdet ihr mich für eben ſo närriſch halten wie Cicero, der nicht aufhörte von ſeinem Konſulat zu reden“. Doch ließ er es ſich diesmal gefallen, daß ſein Geburtstag in Breslau, wo er den Winter verbrachte, feſtlich begangen wurde. Im vorigen Jahre hatte er ſich das verbeten. Voller Freude empfing er den Beſuch ſeiner Schweſter Amalie (Bild 167), des Marquis d'Argens und des Geſandten Knyphauſen. In vollen Zügen genoß er einige Wochen wieder jene douce société, die er ſo ſehr liebte. Er verglich ſich mit einem Manne, der lange auf dem Meere geweſen iſt und ſich freut, für einige Zeit wieder im Hafen und an Land zu ſein.

So trefflich ſich der Geiſt der Schleſier im allgemeinen im preußiſchen Sinne bewährt hatte, ſo hatte Friedrich doch Urſache, über einige Erſcheinungen zu klagen. Beſonders die katholiſche Geiſtlichkeit hatte ſeinen Zorn erregt. Verdächtige hatte er, wie ſchon im zweiten ſchleſiſchen Kriege, ſofort bei Ausbruch des Kampfes nach Magdeburg ſchaffen laſſen, ſo durch ausdrücklichen Befehl an den Oberpräſidenten Schlabrendorff den Weihbiſchof Graf Almesloe. Ebenſo hatte er gegen die Glatzer Jeſuiten gleich zu Anfang Maßnahmen treffen laſſen. Es war nicht nach ſeinem Sinne, ſich auf Einzelheiten einzulaſſen und kleinere Symptome ſchlechter Geſinnung zu ahnden. Vielmehr gab er die Abſicht kund, mit dem katholiſchen Klerus „ganz ſummariſchen Prozeß zu machen und Exempel zu ſtatuieren“. Fürs erſte ließ er den Fürſtbiſchof Schaffgotſch, ſeinen einſtigen Günſtling, ſeinen Zorn fühlen. Der hatte ſich zu Anfang ganz vorwurfsfrei gehalten. Aber nach Kolin gab er Preußens Sache, wie mancher andere, verloren, und Schlabrendorff, der den Katholiken ohnehin nicht gerade ſonderlich wohlwollend gegenüberſtand, hielt es für geraten, den König vor ihm zu warnen. Erſt verhielt ſich dieſer abwartend. Plötzlich jedoch wurde ihm das nichtige Weſen dieſes Mannes, das er bisher nicht hatte gelten laſſen wollen, klar. Im September 1757 bekam der Biſchof einen drohenden Brief des Königs: „Vous avez la tête légère. Ihre Schurken von öſterreichiſchen Bedienten und Prieſtern mißbrauchen das. Hüten Sie Sich vor einer Dummheit. Sie könnten ſie Ihr Leben lang bereuen.“ Als Schaffgotſch nach Leuthen über die Grenze floh und während des Krieges ſeinen Aufenthalt in Rom nehmen zu wollen erklärte, galt es für Friedrich als ausgemacht, daß der ehemals von ihm verhätſchelte Mann ihn verraten habe, während Schaffgotſch tatſächlich mehr den Kopf verloren hatte, als ungetreu geweſen war. Das Bistum Breslau wurde jetzt für erledigt erklärt. Eine zweite Maßregel, die noch nachhaltigeren Eindruck machen ſollte, war die Hinrichtung eines jungen Geiſtlichen. Der Pater Andreas Faulhaber zu Glatz ſollte nach der Angabe eines Deſerteurs in der Beichte dieſen zur Fahnenflucht ermuntert haben. Der Vizekommandant von Glatz, ein aus Piemont ſtammender Katholik d'E., gelangte zu der Auffaſſung, daß der Pater ſchuldig ſei, während doch das Zeugnis höchſt unſicher war, und berichtete demgemäß an Friedrich und Schlabrendorff. Friedrich, wohl beſtärkt durch den eifrig evangeliſch geſinnten Fouqué, erklärte ſich damit einverſtanden, daß Faulhaber den Tod durch den Strang fände, und beging dadurch einen ſchweren Mißgriff, weil der unglückliche Pater durch ſeine Hinrichtung am 30. Dezember 1757 zum Märtyrer geſtempelt wurde. Von weiteren Strafmaßregeln wurde abgeſehen. Nur die Jeſuiten blieben zunächſt noch aus Breslau verbannt. Die evangeliſche Kirche aber erhielt ein wertvolles Geſchenk, indem die läſtige Verpflichtung der proteſtantiſchen Bevölkerung in Schleſien zur

17. Maria Elisabeth von Bentheim Tecklenburg Rheda.

Nach einem alten Kupferst.

Zeitung der Großfürstin an die katholische Confession aufgenommen wurde. Friedrich Karl schenkte 1766, bei der Anwesenheit Katharinens in Livländ, Sie Mar. bei der Gelegenheit ihrer Vermählung mit Peter III. 1745 ein Kleinod, das sie auf ihrer Reise nach und von Petersburg aufgenommen.

Ihre Tochter Sophie Dorothea Augusta Luise, geboren 14. Oktober, übergab Katharina Alexiewna 1776 dem Großfürsten Paul, Sohn von Peter und Zarin Katharina II.

Ihr Sohn Friedrich Karl Alexander, geboren 24. Dezember 1735, folgte seinem Vater. Er war durch die Gnade seines Lehnsherrn Friedrich II. bei Eintritt Mündigkeit 1757 in den Besitz der Grafschaft Sayn-Wittgenstein gekommen. Am 1. August 1760 geboren, war er noch 1 Jahr Kind in Rheda. Die Zeitung bei seiner Geburt war eine große. Die Kanonen donnerten, die Glocken läuteten, und es wurden drei verschiedene Freudenfeuer gehalten. Eine Medaille mit der ungefähr Größe, wie Nummer 1 und 16 zum 24. März 1760, 1760/1761 Taler. Die Prägestempel schickte Friedrich II. aus Berlin. Sie sind noch vorhanden. Ein Exemplar der Medaille befindet sich im Besitz des Herrn Grafen Karl Alexander Wilhelm von Sayn-Wittgenstein-Berleburg.

der König einſtweilen auf Verwenden Schlabrendorffs zufrieden gab. Trotz aller Bemühungen konnte das mit der Verwaltung des beſetzten Sachſens betraute Oberkriegsdirektorium in Torgau 1756 und 1757 nicht mehr als 4 100 000 Taler von den fälligen ſächſiſchen Jahreseinnahmen aufbringen. Dafür wurden außerordentliche Erhebungen in Sachſen veranſtaltet, die 1 271 808 Taler und Naturallieferungen im Werte von 1 900 000 Talern einbrachten. Wie ſchon 1745, ſo wanderten Ende 1757 königliche Prunkgeräte zum Einſchmelzen in die Münze. In das Jahr 1758 trat Friedrich mit einem Beſtande von etwa 1¾ Millionen. Kontributionen in Mecklenburg, Schwediſch-Pommern, Sachſen ſicherten ihn einſtweilen vor gänzlicher Ebbe. Nichtsdeſtoweniger mußte er die größten Verlegenheiten befürchten, wenn der Krieg ſich noch länger hinzog. Er war daher geneigt, das zur Zeit der ſchlimmſten Verlegenheit im Herbſt angenommene Anerbieten Englands, Subſidien zu gewähren, jetzt nicht zurückzuweiſen. Mitchell hatte bereits nach Leuthen geglaubt, er würde wieder ſeine Abneigung gegen die Rolle des Almoſenempfängers hervorkehren. Friedrich überſah zu ſehr die Verhältniſſe, um dies zu tun. Seine augenblickliche günſtige Stellung und die Ausſicht auf neue Kontributionen ſetzten ihn jedoch in die Lage, England mit dem alten Stolze gegenüberzutreten. Er äußerte gegen Mitchell den Wunſch, den ganzen Betrag der Subſidien auf einmal ausgezahlt zu erhalten, und zugleich forderte er abermals die Entſendung einer Flotte in die Oſtſee, ſowie britiſcher Truppen nach Weſtdeutſchland. Der Engländer verlangte indes als Gegenleiſtung für das Hilfsgeld die Entſendung eines preußiſchen Korps auf den weſtdeutſchen Kriegsſchauplatz. Da entgegnete Friedrich: Er wäre der Anſicht geweſen, daß das angebotene Geld ihm zur Entſchädigung für ſeine ungeheuren Verluſte ſeit Abſchluß der Weſtminſterkonvention gezahlt werden ſollte, zum Zeichen, daß England wenigſtens etwas für ihn beiſteuern wolle. Denn bisher hätte England ihm weder zu Waſſer noch zu Lande genützt. Nun komme man zu ihm mit dem Verlangen einer militäriſchen Leiſtung für das Geld. Unter dieſen Umſtänden müſſe er die Subſidien ablehnen. Mit Mühe gelang es Mitchell, der Ablehnung eine milde Form zu geben. Friedrich erklärte, er wünſche, ſeinen Verbündeten ſolange als möglich nicht zur Laſt zu fallen.

Es ſtand ſo, daß ſein Stolz dem Könige faſt einen ſchlimmen Streich geſpielt hätte. Vor allem das Verdienſt William Pitts (Bild 168) iſt es geweſen, die Einigung in dieſer Frage bewirkt zu haben. Friedrich würdigte Pitts Perſönlichkeit noch immer nicht. Seinem Vertreter in London, dem Waadtländer Louis Michell, war das Verſtändnis für die Größe des Miniſters neuerdings aufgegangen. Michell konnte Pitts preußenfreundliches Auftreten nicht genug rühmen. Friedrich verhielt ſich dagegen kalt und meinte, es komme nicht auf Komplimente, ſondern auf Realitäten an, und ſpöttiſch ſchrieb er ihm anläßlich ſeiner Begeiſterung für den engliſchen Staatsmann: „Ihre Berichte ſind wie von einem Sekretär des Herrn Pitt und nicht wie von einem Geſandten des Königs von Preußen.“ Während Friedrich ſich ſo mißtrauiſch gegen England verhielt, ſchwärmte das engliſche Volk für ihn. Die Nation ſchenkte viel weniger den Erfolgen der eigenen Waffen, die gerade damals in Oſtindien errungen wurden, als den Siegen Friedrichs Beachtung. In Indien wurde damals, am 26. Juni 1757, der Sieg bei Plaſſey über die Franzoſen gewonnen und damit die britiſche Herrſchaft in dem unermeßlich reichen Lande recht eigentlich begründet. Dies Ereignis würdigten die Engländer aber garnicht nach Gebühr. Sie lauſchten vielmehr den Nachrichten von Roßbach und Leuthen. Das Unterhaus bewilligte, was noch niemals geſchehen war, die für den Krieg verlangten Gelder einſtimmig, und nun ſchlug Friedrich die Unterſtützung aus! Das verſtanden die Engländer nicht. Pitt erfaßte die Sachlage ſofort richtig, indem er dem preußiſchen Geſchäftsträger erklärte, daß ein Beharren Friedrichs bei der Ablehnung das ganze Bündnis ſprenge. Denn die Subſidien für das hannoverſche Heer ließen ſich vor dem Parlament nur rechtfertigen, wenn ſie als durch den Vertrag mit Preußen bedingt erſchienen. Allmählich lenkte Friedrich ein. Er erkannte auch, daß bei weiterem Drängen auf Entſendung britiſcher Truppen nach Deutſchland Pitts Stellung ge-

Bischof Gerlach, und nachdem Rolf den Herzog Richard von der Normandie zum Frieden und zum treuen Lehnsmann gewonnen hatte, da ließ auch der Bischof von Chartres sich dazu herbei, und Rolf leistete ihm den Lehnseid. Nun war Rolf Herzog der Normandie. Herzog, so oft sich auch die Lehnsherrschaft verändern konnte, bis zu dem Tage, wo Wilhelm der Eroberer, Rolfs Enkel, England, die Insel Albion, eroberte und sich selbst zum König machte. Rolf, der Ganger, hatte sich nicht um die Krone Englands gekümmert. Er hatte sich mit der Normandie begnügt, und diese Provinz wurde unter ihm ein Paradies. Rolf, der Ganger, war ein Mann von Geist und Herz. Er liebte und beförderte die Wissenschaften, und Männer, welche in sie tief eingedrungen waren, wie Dudo von St. Quentin, Wilhelm von Jumièges, Benedikt von St. Maur, Wilhelmsbischof, waren an seinem Hofe hochgeehrte Männer. Rolf ist es, der die Normandie zu einem Lehrsitze der Wissenschaften machte. Er starb in seinem Schlosse Rouen, wo sein Grab in der Kathedrale sich befindet, im Jahre 931.

Rolf, der Ganger.
Nach einem Gemälde von M. Lehnen.

Rolf hatte mit Poppa, der Tochter des Grafen Berengar von Bayeux, drei Söhne: Wilhelm Langschwert, Richard und Robert. Wilhelm Langschwert folgte seinem Vater in der Herrschaft der Normandie. Richard, geboren 933, starb, nach Rouen in Normandie zurückgekehrt, im Jahre 996. Robert, der dritte Sohn Rolfs des Gangers, wurde Bischof von Evreux, und starb 1037. Wilhelm Langschwert, der Nachfolger seines Vaters, war ein Mann von Geist und Herz, wie sein Vater. Er liebte und beförderte die Wissenschaften. Er liebte Recht, gründlich, wenn Jemand Recht verdrehte. Er liebte Gott, gründlich, wenn Jemand Gott verdrehte. Er liebte Frieden, gründlich, wenn Jemand Frieden störte. Er liebte Ordnung, gründlich, wenn Jemand Ordnung störte. Er liebte Gerechtigkeit, gründlich, wenn Jemand Gerechtigkeit beugte. Er liebte Treue, gründlich, wenn Jemand Treue brach. Er liebte Wahrheit, gründlich, wenn Jemand Wahrheit verdrehte. Er liebte Tugend, gründlich, wenn Jemand Tugend verdrehte. Er liebte Gott, gründlich, wenn Jemand Gott

Feldzug verlief durchaus nicht den großen Erwartungen Friedrichs entſprechend. Zunächſt erfüllte Lehwaldt in Schwediſch-Pommern nicht die Hoffnungen, die der König auf ihn geſetzt hatte. Der alte Feldmarſchall fand nicht den Entſchluß, über das Eis nach Rügen überzuſetzen, wodurch Friedrich eine Entwaffnung des ſchwediſchen Heeres herbeizuführen gedachte. Ein zweites Heer war dann nicht ſo leicht, von der ſchwediſchen Regierung auf die Beine zu bringen. Es gehört zu den intereſſanteſten Erſcheinungen, wie der König die Seele auch bei den Operationen auf ſo entfernten Kriegsſchauplätzen wie Schwediſch-Pommern und Niederdeutſchland blieb. „Jetzt aber wird es unumgänglich nötig ſein, daß Ihr dort mit etwas Vivacité agiret und den Feind pouſſiret," trieb er den Feldmarſchall am 8. Januar an. Er verzehrte ſich in Ungeduld wegen der Unſchlüſſigkeit, die ihm Lehwaldt zu zeigen ſchien. „Lehwaldt zaudert, und das ſchadet mir ſehr", klagte er an Keith. Bald erkannte er, daß der greiſe Mann nicht mehr die Elaſtizität hatte, die er verlangte, und enthob ihn gnädig ſeines Poſtens. Für ihn übernahm Graf Dohna den Befehl in Schwediſch-Pommern. Aber auch dieſer machte es dem Könige nicht recht. Bald erfuhr auch er, und in viel ſchroffererer Weiſe, eine ungnädige Kritik ſeines Herrn: „Wenn Ich unterhandeln wollte, würde Ich Miniſters geſendet haben. Ich habe aber Generals geſendet, damit ſie als Militärs handeln und nicht unterhandeln." Die Schweden behaupteten am Ende doch Stralſund und Rügen, ſodaß die ſchwediſche Regierung den Mut fand, den Subſidienvertrag mit Frankreich zu erneuern. Anſtatt 20000 Mann wurde die Aufſtellung von 30000 Schweden verſprochen. Die erhoffte Lahmlegung Schwedens war alſo von Friedrich nicht erreicht. Vielmehr ſchien die von dorther drohende Gefahr nur noch größer zu werden.

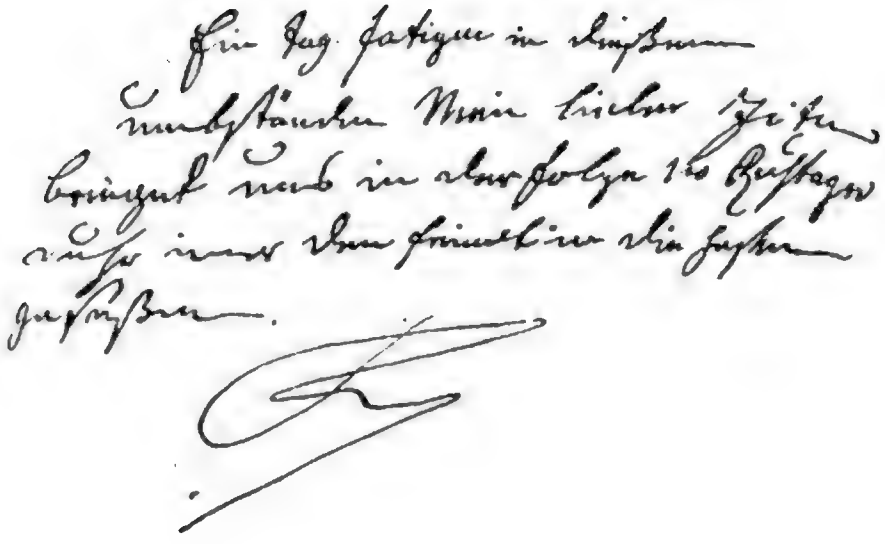
Ungleich glücklicher war Ferdinand von Braunſchweig bei ſeinen militäriſchen Unternehmungen in Niederdeutſchland. Auch ihn ſpornte der König unabläſſig an. Noch im April, als die Franzoſen ſchon über den Rhein zurückgegangen waren, ſchrieb er ihm: „Ich ſchüre das Feuer, damit Ihre ſchläfrige Armee Sie nicht abkühlt, und als alter Praktikus nehme ich mir die Freiheit, Ihnen einige Ratſchläge zu geben." Als er dann aber Kenntnis von der Vertreibung der Franzoſen erhielt, kargte er auch nicht mit ſeinem Lobe: „Hoch, mein lieber Ferdinand! Das geht ja wunderbar. Sehen Sie, die Offenſive iſt mehr wert als die Defenſive!"

Offenſiv wollte er auch ſelbſt um jeden Preis vorgehen. Die alte Lieblingsidee, den Krieg nach Mähren zu ſpielen, wodurch er den ſtärkſten Druck auf Öſterreich auszuüben hoffte, wurde jetzt wiederum verwirklicht. Von einem Angriff auf Wien, der ſonſt ins Auge gefaßt worden iſt, ſpricht der König allerdings nicht. Der Gedanke daran lag aber in der Luft. Als die Markgräfin ihn deswegen ſondierte, indem ſie ſchrieb: „Unſere Propheten verſichern, daß ihr Wien nehmen werdet; alle Welt ſchwört darauf wie aufs Evangelium," gab er eine launige Antwort, die ſeine Abſichten im Dunkeln ließ: „Ich weiß nicht, ob wir Wien belagern werden; das ſcheint mir ſehr prophetiſch." Es iſt, als ob er die Auffaſſung gehabt hat, daß es gar nicht mehr nötig wäre, die Waffen ſo weit zu tragen, um Öſterreich zum Frieden zu nötigen, und pſychologiſch ganz richtig rechnete, daß eine Bedrohung Wiens bei Maria Thereſia wie ſchon 1741 eine Anſpannung der Kräfte bis aufs äußerſte zur Folge haben würde. Aber er dachte daran, in Ungarn einen Aufſtand zu entfachen. Und Prinz Heinrich ſollte nach der Einnahme von Olmütz, die als Einleitung zur Beſetzung Mährens gedacht war, von Sachſen aus eine oft von Friedrich erwogene Parallelaktion ausführen, durch die Prag genommen und Böhmen beſetzt wurde.

Die Dinge ließen ſich zunächſt durchaus günſtig für Preußen an. Der Ruhm der preußiſchen Waffen und die perſönliche Beliebtheit des Königs bei dem gemeinen Mann förderten die Werbungen ganz außerordentlich. Niemals hatte ein Fürſt und ein Feldherr ſo durch das perſönliche Beiſpiel im Felde eingewirkt. Der Tapferſte von allen, teilte er auch die Entbehrungen und Strapazen mit ſeinen Kriegern. Es iſt dies für uns um ſo imponierender, als wir wiſſen, welchen Genuß Friedrich im Wohlleben finden konnte. Und wie ſchlicht trat er auf! Welch Stolzgefühl es den Soldaten bereitete, unter ihm zu dienen,

Eigenhändige Nachschrift des Königs zu einem Briefe an den mit der Verfolgung der Österreicher nach der Schlacht bei Leuthen beauftragten Zieten.

9. Dezember 1757.



Übertragung:

Ein tag fatigue in diesen umbständen Mein lieber Zieten bringet uns in der Folge 100 Ruhtage muhr immer dem feindt in die hessen [= auf den Fersen] gesetzen. F.

Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin

Digitized by Google

und wie ſeine Leutſeligkeit ihm die Herzen gewann, zeigen die Kriegslieder jener Tage. Damals entſtand das bekannte Lied: „Der gefangene Huſar“. Ein Totenkopfhuſar geriet in die Hände des franzöſiſchen Feldmarſchalls Clermont, der ihn zu ſich führen läßt und ihn über Friedrichs Heer auszufragen ſucht. Die treffenden und ſtolzen Antworten des Gefangenen erfüllen ihn mit ſolcher Achtung vor dem gemeinen Manne, daß er ihm eine Offiziersſtelle in ſeinem Heere anbietet. Doch lachend weiſt der Huſar dieſe Ehre zurück. Selbſt als Gemeiner Friedrichs dünkt er ſich mehr als ein franzöſiſcher Offizier. Dies war in der Tat der Geiſt, den Friedrich in ſeinen Truppen zu erziehen ſich beſtrebte.

Ein anderes Lied aus dieſem Jahre lautete:

Friederikus weiß es wohl,
Was Soldaten müſſen haben,
Denn er zahlet guten Sold
Und verſtehet uns zu laben.
So ein König ſoll noch kommen,
Der im Frieden und im Feld
Uns wie Kinder aufgenommen,
Und es mit Soldaten hält.
Darum ſetzen wir das Leben
Vor ihn ein, ihm Sieg zu geben,
Ob ſich auch die ganze Welt
Uns aufs neu entgegenſtellt.

Friſche Mannſchaften bezog der König jetzt aus Sachſen, Anhalt, Mecklenburg, Schwediſch-Pommern und aus den Kantons. Zudem ſtrömten die Freiwilligen in hellen Haufen herbei. Am berühmteſten waren die preußiſchen Huſaren geworden. So wurde um dieſe Zeit in Holland ein Holzſchnitt verbreitet, der einen preußiſchen ſchwarzen Huſaren zeigte mit der Unterſchrift: „Dein ſchneidig Schwert kann Friedrich nicht entbehren.“ In Leipzig, wo der Werbungsplatz des neugebildeten Bellingſchen Huſarenregimentes aufgeſchlagen war, war der Zudrang ungeheuer. Die Landsmannſchaft der Moſellaner an der Univerſität zu Jena gelobte ſich, in Friedrichs größter Not ſeine Huſaren zu werden und ihm alles Land bis zur Moſel erobern zu helfen. Mächtig regte ſich auch die Vaterlandsliebe in Berlin. Ladendiener, Handwerksgeſellen, Schüler, alles wollte geworben ſein, auch hier natürlich am liebſten bei den Huſaren. Die Huſarenregimenter wurden auf 1300 Mann gebracht. Ein Freiregiment wurde faſt ganz aus Franzoſen errichtet. Von den zehn ſächſiſchen Regimentern blieben freilich nur noch drei beſtehen. Im März war der König ſicher, daß er ungefähr ebenſoviel Truppen haben würde wie im Vorjahre. Das hatte er ſelbſt nicht erwartet.

Nicht ohne Widerwillen zog der König ins Feld. Das vergangene Jahr hatte ihn nicht nur die Wechſelfälle des Glückes durchkoſten laſſen, ſondern ihm das fürchterliche Kriegselend allzu nahe gebracht. „Welche Menſchenopfer!“ ſchrieb er im Februar an Wilhelmine. „Welche entſetzliche Schlächterei! Ich denke daran nur mit Schaudern.“ Mit friſcher Tatkraft machte er ſich aber ans Werk. Sehr bald fiel der erſte Schlag, indem nach vierwöchentlicher Belagerung der einzige ſchleſiſche Platz, der noch in den Händen der Öſterreicher geblieben war und deſſen Entſatz dem neuen Oberbefehlshaber des öſterreichiſchen Heeres, Daun, von Maria Thereſia zur

169. Kloſter Grüſſau

Pflicht gemacht worden war, Schweidnitz, am 16. April nach Erſtürmung eines Forts mit 3200 Mann und 250 Offizieren übergeben wurde. Nun eilte Friedrich vom Kloſter Grüſſau (Bild 169) vor Schweidnitz, wo er während der Belagerung ein Hauptquartier „wie in Lappland" gehabt hatte, nach Neiße, um von hier aus mit dem inzwiſchen verſammelten Heere das Unternehmen auf Olmütz ins Werk zu ſetzen.

Er war äußerſt gut gelaunt. Einen Einblick in ſeine Stimmung gewähren die Aufzeichnungen des jungen Schweizers, den er 1755 auf ſeinem Abſtecher nach Holland kennen gelernt hatte und der ſeit kurzem das beſcheidene Amt eines Vorleſers bei ihm verſah, Henri de Catt. Er iſt der bekannteſte unter den Vorleſern des Königs geworden. Früher hatte dieſen Poſten eine Weile der Sekretär des franzöſiſchen Geſandten Valory verſehen, jener Darget, der bei einem Anſchlage der Öſterreicher auf Valory im Jahre 1745 dieſen durch ſeine Geiſtesgegenwart rettete, indem er ſich für den Vertreter Frankreichs ausgab und als ſolcher in Gefangenſchaft geriet. Dieſer Zug der Treue gefiel Friedrich ſo, daß er Darget in ſeine Dienſte nahm. Später trat an die Stelle dieſes Mannes der Abbé de Prades. Dieſer, der im Herbſt 1757 Friedrichs Seelenqualen mit erlebte, unterhielt verräteriſche Verbindungen mit den Franzoſen, die nach der Schlacht bei Roßbach entdeckt wurden und die Abführung des Abbés auf die Feſtung Magdeburg veranlaßten. Catt trat im März 1758 in Friedrichs Dienſte. Er hat ſorgfältig über ſeine Unterhaltungen mit dem Könige während des Krieges Buch geführt und ſie ſpäter außerdem noch überarbeitet und Ergänzungen eingefügt; er iſt ſo einer der wichtigſten Gewährsmänner für die Geſchichte Friedrichs geworden. Allabendlich ließ der König den jungen Mann, bei dem er Gewandtheit, Beleſenheit und Schicklichkeitsgefühl gefunden hatte, mehrere Stunden zu ſich kommen, weniger um ſich vorleſen zu laſſen, als um ſich mit ihm zu unterhalten. Der fromme Schweizer, dem die Freigeiſterei des Königs ſehr wenig behagte, der aber ſeinem religiöſen Standpunkt nichts vergab, war ganz bezaubert von der Liebenswürdigkeit des Monarchen. „Je mehr ich dieſen Fürſten ſehe, um ſo mehr Gründe finde ich, ihn zu lieben und zu verehren," zeichnete er auf dem Marſche nach Mähren auf. Die Liebenswürdigkeit Friedrichs zeigte ſich auch in ganz kleinen Zügen. Einmal gab er de Catt ein entliehenes Buch

zurück mit den Worten: „Sehen Sie, wie pünktlich ich bin; ich hoffe, daß Sie mir auch ferner leihen werden.“ Ein andermal ſchickte er mitten in der Nacht einen Lakaien zu de Catt mit dem Titel einer Oper, auf den beide in der vorausgegangenen Unterhaltung nicht hatten kommen können, damit der Vorleſer nicht um ſeinen Schlaf beim Nachſinnen darüber käme. Der Vorleſer durfte dem König nicht die Tabaksdoſe holen; das mußte ein Lakai beſorgen: nicht die geringſte Dienſtleiſtung ſollte er verrichten. Friedrich unterhielt ſich mit ihm über alles, Literatur, Kunſt, Perſönlichkeiten, Ereigniſſe, wiſſenſchaftliche Dinge, die tiefſten Probleme des Lebens. Nicht ſelten wurde eifrig über religiöſe Fragen diskutiert. Rührend iſt der auch von de Catt aufbewahrte Zug, daß der Sieger von Leuthen im Lager vor Olmütz dem Vorleſer ein Menuett vortanzte. Der Rembrandtdeutſche hat treffend hervorgehoben, daß ſich hier bei Friedrich die gerade den größten Germanen, wie Luther, Shakeſpeare, Leſſing, Goethe, Bismarck, eigentümliche Kindesnatur offenbart. Noch war dieſe glückliche Kindesnatur in Friedrich nicht erſtorben. Er kam ſich ſelbſt drollig vor bei dieſer Szene und rief: „Welch Schauſpiel für Daun und den Prinzen Karl, ſähen ſie ihren Beſieger von Liſſa in einer Bauernſtube Entrechats machen und Catt lehren, wie man ſich nach Regeln und mit Grazie bewegt.“

Noch glücklicher wurde er geſtimmt, als dauernd gute Nachrichten von anderen Heeresabteilungen eintrafen. Prinz Heinrich teilte fortwährend „Naſenſtüber“ an die jetzt unter dem Prinzen von Zweibrücken ſtehenden Reichstruppen aus, ſodaß ſie ſich nicht aus der Nordweſtecke von Böhmen vorwagten. General v. Drieſen brandſchatzte in Heinrichs Auftrage mit einem fliegenden Korps die Gegend von Bamberg und Würzburg. Prinz Ferdinand von Braunſchweig ging unterhalb von Emmerich bei Tolhuys über den Rhein, um die Mahnung Friedrichs zu befolgen: die Franzoſen mit den Initialen des Weſtfäliſchen Friedens zu zeichnen. „Ein wenig Geduld, und wir werden über alle Schwierigkeiten triumphieren,“ ſchrieb der König im Mai an Wilhelmine. Kurz darauf verſicherte er ihr: „Der Krieg wird ſo oder ſo in dieſem Jahre beendigt werden.“ Dasſelbe glaubte er auch noch am 8. Juni ſeiner Schweſter Ulrike ſagen zu können. Mit Verachtung verfolgte er die Großſprechereien der Franzoſen. „Sie führen dieſelbe Sprache wie zur Zeit Ludwigs XIV.; aber ſie haben keine Turennes und keine Condés mehr.“ Schon glaubte er ſich kräftig genug, um ſelbſt eine hohe Sprache führen zu können. Den Prinzen Heinrich ließ er in Sachſen ausſprengen, daß Preußen nicht Frieden ſchließen werde ohne eine außerordentliche Genugtuung für den ihm aufgezwungenen Krieg, und ſollte dieſer Krieg ſich auch noch vier Jahre hinziehen. Auch Pitt ſollte, wie er ihn erſuchen ließ, eine ſolche Sprache führen. Doch erläuterte er dies gleich darauf etwas milder: „Wir müſſen alle Anträge als an uns gemeinſam gerichtet behandeln; wir müſſen keine Begierde nach Frieden verraten, aber auch die uns gemachten Anträge nicht hochfahrend zurückweiſen.“ Er wollte aber einen dauernden Frieden haben: „Meine Umſtände erlauben mir nicht, einen Waffenſtillſtand ſtatt eines Friedens zu ſchließen. Eben deshalb mache ich alle Anſtrengungen, um den Krieg abzukürzen, indem ich unſeren Feinden Abbruch zu tun ſuche, ſoviel ich nur kann.“ Er meinte ſehr zutreffend, daß Frankreichs Neigungen, eine Friedensvermittlung zu übernehmen, der Kaiſerin Maria Thereſia höchſt läſtig wären und ſie vielleicht dem Gedanken an einen Sonderfrieden willfähriger machen würden, auf den er gern eingehen würde. „Ich habe kein Verlangen, mit dieſer Fürſtin in Zwiſt zu leben, vorausgeſetzt, daß ſie kein zu großes Übergewicht erlangt; auf dem Fuße der Gleichheit will ich von Stund an ihr Freund ſein.“

In dieſe Ausführungen miſchte ſich ſchon etwas das Gefühl der Beunruhigung darüber, daß ſich die Belagerung von Olmütz immer mehr in die Länge zog. Friedrichs alter Sanguinismus, der ihn vor Pirna und vor Prag bereits ſo bedeutende Friſtunterſchätzungen begehen ließ, verleugnete ſich auch vor Olmütz nicht und ſpielte ihm wieder einen Streich. Am 25. Mai geſtand er Keith: „Unſer Glück beſteht in der ſchlechten Lage unſerer Feinde, aber auf die Dauer ändert es ſich damit.“ Viel ſorgenvoller klang es bereits am 7. Juni: ‚Wir verlieren Leute, wir brauchen alle Futtervorräte auf, und der ſchlimmſte Verluſt iſt

der Zeitverluſt.“ Olmütz wurde ausgezeichnet von dem ſechsundſiebzigjährigen Feldmarſchalleutnant v. Marſchall verteidigt. Voller Achtung geſtand das Friedrich: „Der Kommandant verteidigt ſich wie ein geſchickter Mann und beſſer als ich es ſonſt bei öſterreichiſchen Kommandanten erlebt habe.“ Sehr zornig war er über die Ungeſchicklichkeit ſeiner Ingenieure: „O! Wenn Cochorn und Vauban wieder erwachten, ſie würden denen, die heute in ihr Handwerk pfuſchen, eine Mütze mit Eſelsohren verehren.“

Seine Sorge, daß die langſamen Fortſchritte bei der Belagerung den Öſterreichern Zeit geben würden, Gegenmaßregeln zu treffen, täuſchte ihn nicht. Mit ſchwerem Herzen hatte Maria Thereſia, nachdem Vorſtellungen ihres Gemahls, ſeinen Bruder zu einem freiwilligen Rücktritt zu bewegen, ohne Erfolg geblieben waren, durch ein ſchonendes Schreiben den Prinzen Karl von Lothringen ſeines Poſtens als Oberbefehlshaber des öſterreichiſchen Heeres enthoben und ihm als Pflaſter für den Sieg über Bevern bei Breslau das Großkreuz des Maria Thereſia-Ordens verliehen. Auch Daun, der am 12. März für Karl den Befehl übernahm, hatte ſeit der letzten Niederlage nicht mehr ganz das Vertrauen ſeiner Gebieterin. Die Geſchlagenen von Roßbach und Leuthen, der von Maria Thereſia auch immer noch ſehr geachtete Hildburghauſen und Karl ſelbſt, ſcheuten ſich nicht, hochmütige Kritik an den jetzt von Daun getroffenen Maßnahmen zu üben, und die ſtolze Fürſtin wurde bereits ganz kleinmütig. Rührend ſind die Bekenntniſſe ihres Frauengemüts aus dieſen Tagen. Sie erklärte, daß ſie vor den Zuſtänden im Innern mehr in Sorge ſei, als „vor dem Preußen ſelbſten, wiewohlen ihme garnicht verachte“. Ihr Innerliches, ſchrieb ſie an Hildburghauſen, konfundiere ſie, „weillen an allem ſelbſten Schuld bin, mithin auch vor Gott und in mein Gewiſſen nicht ruhig ſein kann“.

Hatte Dauns Langſamkeit den Entſatz von Schweidnitz verhindert, zum Entſatze von Olmütz ſollte es nun wenigſtens kommen. Friedrich wollte nicht in den Fehler von Kolin verfallen und die Belagerung durch den unſicheren Ausgang eines Angriffs auf Dauns Entſatzheer aufs Spiel ſetzen, ſondern gedachte Daun in ſtarker Stellung vor der Feſtung zu erwarten und es auf einen Angriff des Gegners ankommen zu laſſen. Aber bald zeigte es ſich, daß er in mehr als einer Hinſicht im Nachteil gegenüber Dauns Heere war. Den Angriff wagte Daun ſeiner Natur gemäß nicht. Dafür beläſtigten die leichten Truppen der Öſterreicher Friedrich auf das empfindlichſte. Darin waren ſie den Preußen doch immer noch weit überlegen.

Inzwiſchen trat im Schloſſe zu Oranienburg bei Berlin am 12. Juni der Tod des Thronfolgers ein. Die Donnerworte ſeines Bruders im Sommer des vergangenen Jahres hatten ihm die Lebenskraft gebrochen. Zum Siege von Leuthen hatte er noch ſeinem Bruder ſeinen Glückwunſch aus ſeiner Einſamkeit ausgeſprochen und ſich dann bitter beklagt, daß der König ihm ſo wenig Achtung bezeuge. Friedrich fühlte ſich nicht bewogen, ihm freundlicher entgegenzukommen, da der Prinz von Preußen, wie er ihm in kühlen Worten mitteilte, durch ſein Benehmen ſeine Achtung verſcherzt hätte. Die Nachricht von dem Hinſcheiden des Bruders ergriff ihn jedoch. Die alte Liebe, die er für Auguſt Wilhelm von früh auf gehegt hatte, brach wieder durch. Auch mochte er ſich jetzt vielleicht die Härte vorwerfen, mit der er ihn behandelt hatte. Daß der Tod ſo bald zwiſchen ſie treten würde, hatte er nicht erwartet. Dem Prinzen Heinrich geſtand er: „Ich bin über den Tod umſomehr betrübt, da ich ihn immer zärtlich geliebt habe und da ich alle Kümmerniſſe, die er mir verurſacht hat, als eine Folge ſeiner Schwäche, ſchlechten Ratſchlägen zu folgen, und als eine Wirkung ſeines choleriſchen Temperaments, deſſen er nicht immer Herr war, angeſehen habe.“ Ebenſo klagte er gegen Wilhelmine: „Mein armer Bruder von Preußen iſt tot. Ihr vermögt zu beurteilen, welchen Schmerz mir das bereitet.“ Auch an Feldmarſchall Keith, der ihm in dieſen Wochen vor Olmütz der nächſte Vertraute war, ſchrieb er: „Man teilt mir aus Berlin den Tod meines Bruders mit. Ermeſſen Sie meinen Kummer.“ Noch wiederholt brach der Schmerz im Sommer laut bei ihm durch: „Es iſt wahr,“ ſchrieb er an Wilhelmine am 20. Juli, „er hat ſich im vergangenen Jahre ſehr

Schule gegen alle Neuerungen, und bei dem steten Zwange der Not, unter dem sie lebte, war sie nicht imstande, in Kunst und Wissenschaft Großes zu leisten.

Energischer wurde im Herzogtum Preußen, das ja in engerer Verbindung mit dem Land und der Universität Wittenberg, der Hochburg des Lutherglaubens, stand, der Bruch mit der alten Kirche vollzogen. Der erste Herzog von Preußen, Albrecht von Brandenburg-Ansbach, war ein Neffe des Hochmeisters Friedrich von Sachsen, der 1511 in Preußen eingefallen war, um die Ordensherrschaft wieder aufzurichten, und war mit Sophie, der Tochter des polnischen Königs Kasimir, vermählt. Albrecht hatte sich, wie Friedrich, dem Luthertum zugewandt und war 1525 Herzog geworden. Durch Luther, seinen Freund und Ratgeber, wurde Albrecht veranlaßt, in seinem Lande die Reformation einzuführen.

Dr. Johannes von Eisenberg.
Nach einem Holzschnitt.

Er berief den Reformator Johannes Briesmann nach Preußen. Mit ihm hielt er am Glaubenssatz, die Heilige Schrift sei die größte Zauberformel, Gebete, Messen, Fasten, Wallfahrten, Heiligenverehrung, Ablaß und Fegefeuer seien Erfindungen des Teufels, und Luther sei der Theologe, der die Wahrheit gefunden habe.

Im Jahre 1544 wurde, wie im Jahre zuvor Albrechts geistiger Ratgeber Briesmann, so auch Albrechts Kanzler, Dr. Johann von Eisenberg, der Vertreter der Reformation in Preußen, vom Papste gebannt. Eisenberg war ein Sohn des Bürgermeisters von Saalfeld, hatte hier gegen zehnhundert Gulden Zinsen, Grundstücke und Häuser besessen, war aber, als er sich der Reformation anschloß, seiner Güter beraubt, hatte sie verkaufen und Saalfeld verlassen müssen, um in Preußen sein Glück zu suchen. Dieses suchte er, wie Briesmann, in Königsberg, wo er Professor wurde. Später wurde er Kanzler des Herzogtums Preußen.

Eisenberg war ein Mann von großer Bildung und Gelehrsamkeit. Er hatte Philosophie, Medizin und Theologie studiert, war Doktor der Medizin und Professor der Physik und Mathematik gewesen, ehe er Kanzler wurde. Er war ein Mann von großer Energie und Tatkraft, ein Mann, der sich durch nichts einschüchtern ließ, der sich durch nichts beirren ließ, wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hatte. Er war ein Mann, der sich durch nichts bestechen ließ, der sich durch nichts bestechen ließ, der sich durch nichts bestechen

Nun hatte er indes keine Zeit mehr zu verlieren, um den Ruſſen entgegenzugehen. Er marſchierte mit dem Heere nach Schleſien ab, „weil ſie mir ſo viel wegen der Ruſſen in die Ohren ſchreien“, wie er an den Oberpräſidenten Schlabrendorff ſchrieb. Ihm war wieder ſo weh ums Herz wie nur je. Der Anblick des Regiments ſeines Bruders Wilhelm rief ſchmerzvolle Erinnerungen an jenen in ihm wach. Nun machte Heinrich auch noch ſeinem Groll gegen ihn über den Tod des Bruders Luft. Ernſt bedeutete ihn der König, daß jetzt nicht die Zeit ſei zu Familienzwiſtigkeiten: „Wir haben genug auswärtige Feinde. Es handelt ſich gegenwärtig darum, den Staat zu erhalten und alle erſinnlichen Mittel anzuwenden, um uns gegen unſere Feinde zu behaupten. Eine ſchreckliche Prüfungszeit für unſere arme Familie und alles was preußiſch heißt. Wenn das andauert, muß man ſich mit einem Herzen von Stahl wappnen, um zu widerſtehen. Aber trotz allem, was ich empfinde, mache ich gute Miene zum böſen Spiel und verſuche, ſoviel an mir iſt, Leute, die man durch Hoffnung und edles Selbſtvertrauen dirigieren muß, nicht zu entmutigen.“ Die Nachrichten über das Befinden der Markgräfin ließen ihn das Schlimmſte befürchten. Schon bei der Trauer um den Tod des Bruders hatte er die arme Kranke beſchworen: „O erhaltet ihr euch mir, die ihr mich am meiſten ins Herz geſchloſſen habt, damit ich wenigſtens den Troſt habe, an eurer Bruſt meine Tränen zu vergießen.“ Jetzt, als die Nachrichten ſchlimmer lauteten, klagte er ſtürmiſch: „Ich werde Mittel finden, mich von meinen Feinden zu befreien, ich werde den Staat, wenn es dem Himmel gefällt, aus der Not ziehen; aber wenn ich euch verliere, dieſer Verluſt würde mir unerſetzlich ſein.“ Mit dem Hauptteil des Heeres blieb Markgraf Karl von Schwedt — Keith war erkrankt — bei Landeshut. Friedrich ſelbſt brach mit vierzehn Bataillonen und achtunddreißig Schwadronen am 10. Auguſt in Eilmärſchen nach der Neumark auf. In zwölf Tagen legte er mit ſeinen braven Leuten bei ſengender Hitze und zum Teil durch tiefen Sand dreiunddreißig Meilen zurück. Vom König geführt, waren die Truppen trotz allem frohen Mutes.

Graf Fermor, der ruſſiſche Feldherr, hatte inzwiſchen eine furchtbare Beſchießung Küſtrins eröffnet. Seine Mannen hatten ſelbſt für dieſe harte Zeit unerhörte Greuel in märkiſchen Landen verübt. Sogar hohe Offiziere, wie der General Demikoff, hatten ſich nicht geſcheut, Frauen und Kinder zu ſchänden. Die Kirchen wurden in der roheſten Weiſe entweiht, die Grabgewölbe geöffnet und die Gerippe umhergeſtreut, ſo der Leichnam des Generals v. Schlabrendorff. Jetzt ſollte dieſen Unholden Vergeltung werden. „Meine Deviſe iſt ſiegen oder ſterben“, ſchrieb Friedrich aus Liegnitz an Dohna, „wer nicht eben ſo denkt, ſoll nicht über die Oder gehen, ſondern ſich zu allen Teufeln ſcheren.“ Im Lager vor Küſtrin beſtimmte er: „Ich will, daß nach meinem Tode keine Umſtände mit mir gemacht werden. Man ſoll mir nicht öffnen, ſondern ſtill nach Sansſouci bringen und in meinem Garten begraben laſſen.“ Die märkiſchen Bauern waren glückſelig, wie ſie ihren König ſahen, als er das Gelände erkundete. Mit Weib und Kind umdrängten ſie den „Vater und Befreier“, um ihm womöglich den Rockzipfel zu küſſen (Bild 171). Mitten zwiſchen zwei ruſſiſchen Heeren bewerkſtelligte der König den Übergang auf das rechte Oderufer, ohne gehindert zu werden, und ſchnitt dadurch große Detachements von dem ruſſiſchen Hauptheere ab.

Graf Fermor war nicht wohl zu Mute bei dem Gedanken gegen Friedrich fechten zu müſſen. Er verriet große Unſicherheit in ſeinen Entſchlüſſen, hob jedoch nunmehr die Belagerung von Küſtrin auf und nahm am 24. Auguſt in dem Eck zwiſchen Oder, Warthe und Mietzel zwiſchen Quartſchen und Zicher, mit der Front nach der Niederung der Mietzel, eine feſte Stellung ein. Das Heer bildete ein langes, unregelmäßiges Karree. Am Abend des 24. ſtieg Friedrich in der an der Mietzel gelegenen Dammühle ab. Hierhin beſchied er ſeine Generale und eröffnete ihnen, daß er am nächſten Tage durch den Wald von Maſſin, an deſſen Rand die Mühle lag, zu marſchieren und die Ruſſen in der rechten Flanke zu umgehen gedenke. Als Mitchell bat, der Schlacht beiwohnen zu dürfen, ſcherzte der König in Anſpielung darauf, daß Pitt zeitweilig mit Mitchell wegen der geringen Erfolge ſeiner Verhandlungen mit Friedrich nicht zufrieden geweſen war: „Sie könnten getötet werden,

Verlorener Sohn. Relief.

21. Nach einer alten Elfenbeintafel.

und fand nichts. Jetzt Klopfenden werden aber neue und immer neue Klopfgeister geboren!" Schlicht heißt, daß der Klang nicht Klopfgeistern zuzuschreiben ist, sondern einer Ursache, die jedem Menschen bekannt ist. Schlicht heißt, daß der Klang nicht durch Geister hervorgebracht wird, sondern durch Menschen. Ich habe noch Beispiele in genügender Zahl, die zeigen, daß Klopfgeister nicht Geister sind, sondern durch Menschen hervorgebrachte Klänge. Ich habe sie Klänge durch Geister genannt, weil man diese Klänge in Verbindung bringt, mit dem Geisterglauben.

Ich habe Klänge durch Geister, und Klänge durch Menschen, die Klopfgeister sind, die Klopfgeister, die man sich so vorstellt, daß die Geister durch sie mit Menschen sprechen. Ich habe Klänge durch Geister, die Klopfgeister sind, die Klopfgeister, die durch Geister hervorgebracht werden, und die man Klänge durch Geister nennt, weil man sie in Verbindung bringt mit dem Geisterglauben. Ich habe Klänge durch Menschen, die Klopfgeister sind, die Klopfgeister, die durch Menschen hervorgebracht werden, und die Klopfgeister sind, weil man sie in Verbindung bringt mit dem Geisterglauben.

Jemand, dem schlicht eine Klopfgeister-Erscheinung durch die Mitteilung eines Freundes bekannt geworden war, hatte sich vorgenommen, diese Erscheinung zu untersuchen. Er begann seine Untersuchungen mit dem Vorsatze, sich nicht durch Vorurteile beeinflussen zu lassen. Er wollte sich nicht durch Vorurteile beeinflussen lassen, weil er sich sagte, daß Vorurteile Hindernisse sind, die Erkenntnis von Tatsachen verhindern. Er wollte sich nicht durch Vorurteile beeinflussen lassen, weil er sich sagte, daß Vorurteile Hindernisse sind, die Erkenntnis von Tatsachen verhindern können.

Jemand, der schlicht, dem Klopfgeister begegnet, daß sie nur sind, wenn sie Klopfgeister werden? Schlicht heißt, daß sie Klänge werden, Klopfgeister-Klänge, die durch Menschen hervorgebracht werden, und die man Klänge durch Geister nennt, weil man sie in Verbindung bringt mit dem Geisterglauben.

zum Angriff. Der rechte ſollte zurückgehalten werden, die Reiterei erſt zur Verwendung kommen, wenn der Feind ins Wanken kam. Die große Maſſe dieſer Waffe wurde dem linken Flügel zugeteilt. Um die Ruſſen in Verwirrung zu bringen und ihre Artillerie nicht zur Entfaltung kommen zu laſſen, ließ der König den Kampf durch eine ſtarke Kanonade aus ſechzig ſchweren Geſchützen eröffnen. Er wußte, daß ſich bei ſeinen Mannſchaften ſeit Beverns Niederlage bei Breslau Kanonenfieber gezeigt hatte. Dem wollte er zuvorkommen. Er erreichte in der Tat, daß durch ein zweiſtündiges Geſchützfeuer der ruſſiſche rechte Flügel erſchüttert wurde. Als nun die Infanterie, meiſt Oſtpreußen, zum Angriffe vorging, wurde derſelbe Fehler wie bei Kolin begangen, indem der linke Flügel neben der Vorhut, ſtatt hinter ihr, aufmarſchierte. Das Vortreffen war infolgedeſſen zu ſchwach, um ſtandzuhalten, als es beim ſtürmiſchen Vorgehen von Kavallerie angegriffen wurde. Es machte kehrt und riß die ganze übrige Infanterie des Angriffsflügels mit ſich. Eine wilde Flucht auf Zorndorf und Wilkersdorf zu fand ſtatt. Die Panik graſſierte jetzt einmal auch im preußiſchen Heere. Sechsundzwanzig Kanonen gingen verloren.

Da half die Reiterei. Moritz von Deſſau kam mit Dragonern. Aus dem Zabergrund ſprengte Seydlitz mit den Huſaren von Zieten und Malachowski und ſeinen Küraſſieren heran. Gardes du Corps und Gendarmen wirkten mit. Der rechte ruſſiſche Flügel wurde in die Flucht geſchlagen.

So war der Kampf zum Stehen gekommen. Aber die Maſſe der Ruſſen hatte noch garnicht eingegriffen und machte jetzt Miene dazu. Friedrich mußte den Reſt ſeiner Truppen einſetzen. Er konnte einſtweilen nicht daran denken, den zurückgehaltenen Flügel für den Fall des notwendigen Rückzuges, wie das ſonſt ſtets in ſeinem Plan lag, zu ſchonen. Daher ſprengte er jetzt zum rechten Flügel. Moritz v. Deſſau ritt ihm dort, den Hut ſchwenkend, entgegen. Aus dem Jubelgeſchrei der Truppen glaubte Mitchell entnehmen zu können, daß der Sieg erfochten ſei. Höflich empfing Friedrich ſeinen Glückwunſch, im Weiterreiten flüſterte er ihm zu: „Mein Freund, die Sachen ſtehen ſchlecht auf der Linken, ich werde Ordnung ſchaffen, aber folgen Sie mir nicht."

Als ruſſiſche Reiter das knapp geordnete Fußvolk des linken Flügels wieder zum Teil zuſammenritten, retteten abermals die Reiter die Sache und ſchlugen den angreifenden General Demikoff in die Flucht. Nun rückte aber auch die ruſſiſche Infanterie mit gefälltem Bajonett vor. Tapfer hielten die von Friedrich mitgebrachten Märker, die Regimenter Forcade, Aſſeburg, Prinz von Preußen und Kalckſtein, ſowie das Grenadierbataillon Wedell ſtand. In einem ſchlimmen Augenblick ergriff Friedrich ſelbſt eine Fahne und trug ſie zum Angriffe voran. Er freute ſich ſeiner wackeren Brandenburger. Dagegen flohen die pommerſchen Regimenter Bevern und Fürſt Moritz, die ſeit Kolin noch nicht wieder auf die alte Höhe gekommen waren, und vor allem die Oſtpreußen abermals. Nun ſchien der Tag ein zweites Kolin zu werden.

Da waren es litauer Dragoner, zwei Regimenter, die ſich den Verfolgern entgegenwarfen und ſie hemmten.

Währenddeſſen brachte Seydlitz größere Reitermaſſen heran. Der größte Reitergeneral, den die preußiſche Geſchichte kennt, fand jetzt Gelegenheit, ſein größtes Werk zu vollbringen. Wie er ſchon vorher mehrmals in dem heißen Ringen ſofort den richtigen Augenblick erfaßt hatte, wo er mit ſeinen Kentauren Hilfe bringen konnte, ſo zeigte er ſich auch in dieſem ſchickſalsſchweren Augenblicke der Lage gewachſen. Faſt ſagenhaft klangen die Stücklein, die man ſich von dem früheren Pagen des tollen Markgrafen von Schwedt, der noch in ſpäteren Jahren unter ſauſenden Windmühlenflügeln hindurchzureiten wagte, zu erzählen wußte. Dort in Schwedt war ihm die Unternehmungsluſt anerzogen worden, die er in den Schlachten Friedrichs in ſo unvergleichlich glorreicher Weiſe betätigen ſollte. Das Volkslied hat es feſtgehalten, wie er jetzt im Augenblick der Gefahr herankam:

Der Seydlitz gleich der kühne Held
Schnob wie ein Löwe durch das Feld.

Fig. 1. Plan von Potsdam und Sanssouci

Der furchtbarſte Teil der Tagesarbeit begann. Seydlitzens Scharen richteten ein entſetzliches Blutbad unter den Ruſſen an. Jetzt wurde auch deren linker Flügel zerſprengt. Freilich ſtanden dieſe ruſſiſchen Musketiere vielfach wie die Mauern. Sie ließen ſich lieber in Stücke hauen, als daß ſie wichen, und klammerten ſich zum Teil an die Geſchütze an. Pardon gaben die Reiter diesmal nicht. Zu groß war der Grimm über die Greueltaten, die dieſe Horden verübt hatten. Der Lärm des Kampfes wurde erhöht durch das Auffliegen der Pulverwagen. Mit Mühe retteten einzelne Generale ihr Leben, indem ſie durch Sümpfe ritten. Das Grauenhafte des Schauſpiels erreichte ſeinen Gipfel, als ſich die abgeſchnittenen ruſſiſchen Truppen auf das Gepäck und die Branntweinfäſſer warfen und ſich viehiſch betranken. Der Schwede Armfelt, der dabei war, hat berichtet: „Sie betrugen ſich wie die Raſenden, Freund und Feind waren ihnen gleich, ſie ſchoſſen auf jeden, der ihnen entgegenkam.“

Noch hielten einige ruſſiſche Regimenter im Buſch bei Quartſchen ſtand. Sie wurden von Brandenburgern und Schleſiern zurückgedrängt. Aber auch die preußiſchen Truppen vergaßen ſich jetzt und vergeudeten Zeit mit dem Plündern der Kriegskaſſe. Dadurch konnten ſich die Reſte der Ruſſen im Quartſchener Gehölz behaupten. Die Nacht brach herein Munitionsmangel war eingetreten. Es wäre bedenklich geweſen, wenn die Ruſſen in der Nacht die ziemlich gelockerte preußiſche Infanterie hätten angreifen können. Aber dazu fühlte ſich Fermor viel zu ſchwach. Er lagerte ſich hinter dem Galgengrunde, zum Teil auch hinter dem Zabergrunde. Ihm war für immer die Luſt vergangen mit den Preußen anzubinden.

Am andern Morgen ließ Friedrich antreten und in der Richtung auf Zorndorf und den Galgengrund vorgehen, gewillt den Kampf, der den ganzen 25. Auguſt hin und her getobt hatte, fortzuſetzen. Auch die Ruſſen marſchierten ihm entgegen. Wieder begann ein großer Geſchützkampf, bei dem Friedrich in Lebensgefahr geriet. Um Mittag zogen ſich die Ruſſen indes abermals hinter den Zabergrund zurück. Der Mangel an Schießbedarf machte es Friedrich unmöglich, ihnen durch einen letzten Angriff den Reſt zu geben.

Es hatten 42 000 Ruſſen gegen 36 000 Preußen gefochten. Die Preußen büßten faſt ein Drittel ein, 11 337 Mann, darunter über 3500 Tote und 1400 Vermißte, nicht ſo viel wie bei Kolin und bei Prag, aber doch eine außerordentliche Zahl. Unter den Gebliebenen beklagte der König am meiſten ſeinen Flügeladjutanten v. Oppen. Er brach in Tränen aus, als er fiel. „Ich hatte ihn erzogen, er hatte ſich ganz an mich geſchloſſen, ich vermag mich nicht zu tröſten,“ lautete der Nachruf, den er ihm in einem Briefe an Wilhelmine widmete. Ungleich ſtärker als die preußiſchen waren die ruſſiſchen Verluſte. Über die Hälfte war kampfunfähig geworden, ein faſt beiſpielloſer Fall in der neueren Kriegsgeſchichte. Im amtlichen Berichte wurden 10 886 Tote und Vermißte und 12 788 Verwundete aufgezählt. In der erſten Ziffer waren 8400 Mann und 82 Offiziere, die in Gefangenſchaft gerieten und auch eine Anzahl Verſprengter, die ſich ſpäter wieder beim Heere einfanden. Außerdem büßten die Ruſſen 103 Geſchütze und 24 Fahnen und Standarten ein.

Der blutige Tag von Zorndorf iſt der größte Ruhmestag der preußiſchen Reiterei. Friedrich war glücklich über ſie und erklärte, dieſe Waffe habe faſt alles getan und den Staat gerettet. Er ließ die Reiter antreten, umarmte einzelne, klopfte andern auf die Schulter und ſprach ihnen allen ſein höchſtes Lob aus. Von den drei Rittmeiſtern der Gardes du Corps beförderte er Wakenitz zum Oberſtleutnant, die beiden andern zu Majoren. Von Seydlitz ſagte er, als Mitchell ihm am Abend wirklich ſeinen Glückwunſch ausſprechen konnte: „Ohne den würde es ſchlecht um uns ausgeſehen haben.“ Er ſah glänzend beſtätigt, was er im Juni zu Catt über dieſen jüngſten General des Heeres geſagt hatte: „Er iſt der einzige, den ich bisher geſehen habe, der ſeine Kavallerie ganz in der Gewalt hat, geſchaffen, um jederzeit helfend einzuſpringen.“ Konnte die Beliebtheit des genialen Reiterführers, den ſein König nach Roßbach ſchon als Generalmajor mit dem Schwarzen Adler-

sehen aufgeschaut hat, bis sie in Tränen ausbrach, gänzlich zerfloss, in was es sich verwandelte. Ich sah es, ich sah es, ich sah es,

von Maupertuis begleiteten Schweſter Amalie gehabt hatte — „das erſte Vergnügen ſeit ſechs Monaten," ſagte er —, traf er am 11. September in Dresden mit ſeinem Bruder zuſammen. Faſt ein Jahr, ſeit Roßbach, hatten die beiden ſich nicht geſehen. Seiner Natur gemäß war Friedrich entſchieden für den Angriff, „vorausgeſetzt, daß die dicke Excellenz von Kolin den Kragen hergibt". Zu ſeinem Truppenteil war inzwiſchen Markgraf Karl von Landeshut her mit einem Korps geſtoßen. Der König hoffte in kurzem die Entſcheidung herbeiführen zu können. „Ich fange an, zu glauben, daß uns alle vierzehn Tage eine Schlacht von nöten iſt, nicht anders, als man einen ſchwammigen Körper regelmäßig purgiert. Aber, großer Gott, welch Blutvergießen, und noch dazu wie koſtbar dieſes Blut!" Von den Höhen der Elbe überſah man die Streitkräfte, die einander gegenüber ſtanden; auf dem rechten Ufer Friedrich und Daun, auf dem linken die Reichsarmee und Prinz Heinrich. Bald erkannte Friedrich, daß es wieder einmal mit einer Schlacht nichts wäre: Daun hütete ſich, aus ſeiner feſten Stellung herauszutreten, und dieſe anzugreifen, konnte Friedrich nicht wagen. Mißmutig meinte er: „Man ſollte annehmen, daß der Kaukaſus, der Pic von Teneriffa oder die Cordilleren die Heimat der öſterreichiſchen Generale wären: ſobald ſie einen Berg ſehen, ſind ſie oben; ſie ſind in die Felſen und Schluchten verliebt bis zur Narrheit."

Vierzehn Tage vergingen ſo in Untätigkeit. Wieder erfaßten den König trübe Stimmungen. Der Ausſprache bedürftig, klagte er dem ihm immer mehr entfremdeten Bruder ſein Leid: „Wäre es nicht der point d'honneur, ich hätte längſt getan, was ich Ihnen vorig Jahr oft geſagt habe. Nun, Hiob und ich ſind verpflichtet, Geduld zu üben; derweil verſtreicht das Leben, und alles betrachtet und erwogen, iſt es nichts als Not, Mühſeligkeit, Sorge und Trübſal geweſen. Verlohnte es die Mühe geboren zu ſein? Ich will Ihre Phantaſie nicht noch trüber machen; ich glaube, ſie iſt traurig genug, auch ohne daß mein Kummer mit dem Ihren ſich zuſammentut und ihn vergrößert."

Am 26. September entſchloß er ſich, den Verſuch zu machen, den unbeweglichen Feind aus ſeiner Stellung durch Bedrohung ſeiner Magazine bei Zittau und ſeiner Rückzugslinie nach Böhmen herauszumanövrieren. In der Tat gelang es ihm, Daun durch einen Marſch auf Bautzen zum Verlaſſen der Stolper Stellung zu bewegen. Aber der Öſterreicher erwies wieder ſeine Virtuoſität in der Ausfindigmachung von unangreifbaren Stellungen, indem er am 7. Oktober zwiſchen der Hochkircher Bergkette und dem Löbauer Waſſer dem Könige den Weg verſperrte. Er konnte dies, da der Intendant, General v. Retzow, der die Vorhut befehligte, es verſäumt hatte, den beherrſchenden Punkt bei Weißenberg zu beſetzen.

Wieder wollte Friedrich gleich angreifen. Aber wiederum erwies ſich die Stellung Dauns als zu feſt. Nun dachte er daran, den Feind zu umgehen und ſich zwiſchen ihn und Görlitz zu ſchieben, um den Weg nach Schleſien frei zu behalten, wo Neiße bedroht war. Verpflegungsrückſichten zwangen ihn, den Aufbruch bis zum 15. Oktober hinauszuſchieben. Um ſeine Marſchabſichten nicht zu enthüllen, blieb er in der für ihn gefährlichen Stellung bei Hochkirch ſtehen. Die alte Tradition, daß er ſie aus Übermut nicht verlaſſen habe, iſt durchaus irrig.

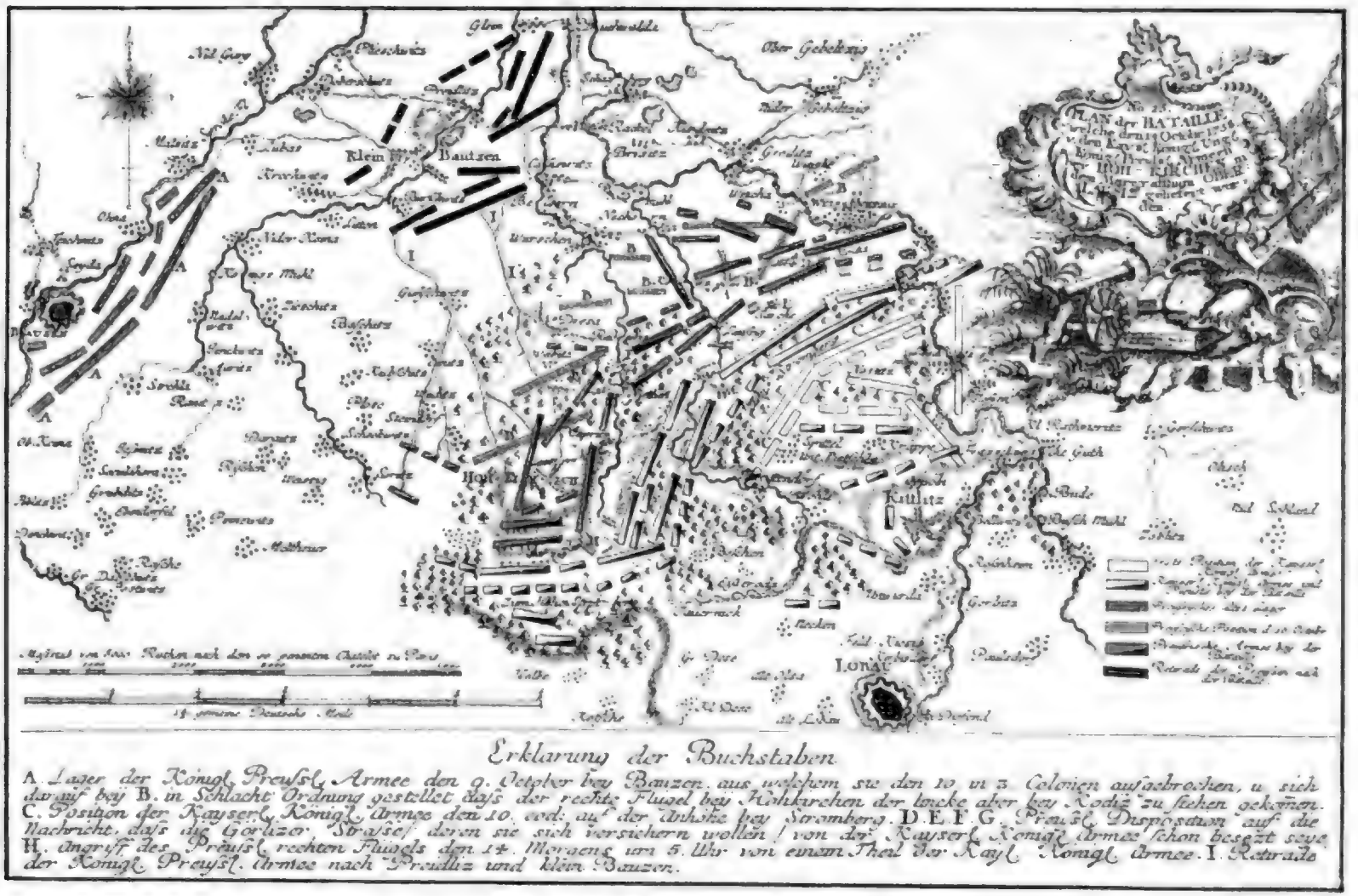
Bedenklich ſchüttelten Friedrichs Vertrauteſte den Kopf über die Lage. In einem Halbbogen umgaben die Öſterreicher das Heer Friedrichs, das die Sehne dazu bildete. Überall waren die Öſterreicher im Vorteil. Feldmarſchall Keith machte den König darauf aufmerkſam. „Laſſen ſie uns hier in Ruhe, ſo verdienten ſie gehängt zu werden," ſoll er zu Friedrich geäußert, und Friedrichs Antwort ſoll gelautet haben: „Wir müſſen hoffen, daß ſie ſich mehr vor uns, als vor dem Galgen fürchten." Eichel meinte gedrückt: „Man muß es in der That der göttlichen Vorſicht zuſchreiben, wenn man ſiehet, was dergleichen Leute des Königs Majeſtät und Dero Affaires zuweilen vor vieles Böſe ohne Risque noch ſonſtige Umſtände hätten zufügen können, wenn ſie nicht ganz geblendet geweſen wären."

Friedrich hatte den öſterreichiſchen Feldherrn ganz richtig geſchätzt, wenn er annahm, er würde nicht einen Angriff unternehmen. Er ahnte indes nicht, daß Daun wagemutige

Geiſter um ſich hatte, die ihn zum Angriffe fortriſſen. Noch kürzlich hatte er in einem Briefe an ſeine Schweſter Amalie über einen „gewiſſen Laudon“ geſpottet, den er in einem Gefecht beſiegt hatte. Dieſer Laudon, und mit ihm General Lacy, beſtimmten Daun, die günſtige Lage auszunutzen, da ſich der preußiſche rechte Flügel „von hinten nehmen ließ“. So überfiel Daun noch in der Nacht des 14. Oktober von Steindörfel her das preußiſche Lager von Hochkirch im Rücken. Der Glockenſchlag der Kirche von Hochkirch um 5 Uhr morgens gab das Zeichen zum Angriff. Bei der Schloſſerſchenke eröffnete ſich General Laudon mit ſtarker Streitmacht die Straße von Steindörfel nach Hochkirch. Gleich zu Anfang wurde der Unteroffizier Tempelhoff, der nachmals die Geſchichte dieſes preußiſchen Daſeinskampfes ſchrieb und ihm zuerſt den Namen des Siebenjährigen gab, durch einen Kolbenſchlag von hinten verwundet.

Als die nächtlichen Schüſſe von Hochkirch her gehört wurden, traten die Regimenter ſofort in Reih und Glied. Viele Leute waren angekleidet geblieben. Friedrich ſchritt auf der Höhe von Rodewitz die Front des Regiments Wedell ab. Er glaubte noch nicht recht an Gefahr: „Burſche, geht nachs Lager, das ſind Panduren.“ Aber der Kampflärm ſchwoll an. Jetzt donnerten auch die Kanonen ins Lager hinein. „Burſche, nehmt das Gewehr in der Hand,“ kommandierte da Friedrich, und ordnete an, daß dem bedrohten rechten Flügel drei Brigaden zu Hilfe eilten. Zugleich rief er nach ſeinem Pferde.

Eins der ergreifendſten Schauſpiele der Kriegsgeſchichte entſpann ſich jetzt. Der Weg war den Bataillonen in der Finſternis gewieſen: Ihr Ziel war das brennende Hochkirch. Die auserwählteſten Truppen, die Friedrich hatte, wurden eingeſetzt, großenteils dieſelben Märker, die bei Zorndorf die Ehre des Fußvolkes gerettet hatten. Feldmarſchälle und Prinzen ſetzten ſich an die Spitze, um ſie in den Tod zu führen. Kurz vor Hochkirch wird der Ausblick durch dichten Nebel, den gewaltigen Qualm des Feuers und durch den Pulverdampf völlig behindert. Den heranrückenden Truppen ſchließen ſich die des überrumpelten Flügels wieder an. Ein fürchterlicher Kampf um das Dorf entſpinnt ſich. Markgraf Karl von Schwedt, begleitet von ſeinem Mohren Pietro, führt ein zurückgedrängtes Bataillon wieder vor. Da wird Moritz von Deſſau aus nächſter Nähe in den Leib geſchoſſen. Am Dorfeingang reißt eine Kanonenkugel den Feldmarſchall Keith vom Pferde. Es fällt ein Bruder der Königin von Preußen, Franz von Braunſchweig. Der gewaltigſte Kampf entbrennt um den Kirchhof. Major v. Langen mit dem zweiten Bataillon Markgraf Karl wehrt ſich hier mehrere Stunden wie ein Löwe. Aber der Kirchhof geht verloren. Als der Tag mehr hereinbricht, ſprengen Zieten und Seydlitz mit ihren Reitern in die Öſterreicher. Sie erringen Erfolge. Aber immer neue Maſſen läßt Laudon aus dem Walde von Steindörfel los. Unterdes hat König Friedrich eine Linie gebildet, die zum Angriff auf den Wald bei Steindörfel vorgeht, aus dem die Maſſen unaufhörlich hervordringen. Er ſelbſt hat ſeinen Standpunkt hinter dem zweiten Bataillon Wedell. Die Öſterreicher ſchießen gut. Neben dem König wird ein Major durch den Arm geſchoſſen. Major v. Schmelinski reitet heran und wagt einzuwenden: „Ew. Majeſtät, ich bitte Ihnen um alles in der Welt, ſchonen Sie Ihre höchſte Perſon und reiten wenigſtens aus dem kleinen Gewehrfeuer, ſehen Sie, wie die Leute neben Ihnen fallen.“ „Ich will nur erſt ſehen, wie dieſe Bataillons vor uns vertrieben werden“, lautet die Antwort des Königs. Der wackere Offizier redet weiter auf ihn ein: „Ich bitte Ihnen um Gottes willen, ſchonen Sie Ihre hohe Perſon, Hochkirch iſt verloren und der Feind kommt uns am Ende im Rücken — Euer Majeſtät Pferd iſt bleſſiert.“ „Ich?“ fragt Friedrich, der kaum hinzuhören ſcheint. „Das Pferd, es wird ſich verbluten und umfallen.“ Nun wechſelt der König ſein Pferd und begibt ſich aus der Gefahr, indem er zwiſchen Pommritz und Rodewitz einige friſche Bataillone in Schlachtordnung ſtellt, in der Mitte das Regiment Alt-Braunſchweig, und ſie vorführt. Ihm begegnet der Leutnant v. Barſewitſch vom zweiten Bataillon Wedell mit einigen Leuten und drei Fahnen. „Wo ſeint die andern?“ erkundigt ſich der König. — „Hier bringe ich die Fahnen, ſo ſeint gerettet, die andern ſeint gefangen, und dieſe 15 Mann ſeint die



174. Plan des Kampfes bei Hochkirch

Nach einer zeitgenössischen Darstellung

letzten." — „Gebe Er die Fahnen an Unteroffiziers." — „Euer Majestät, ich habe nicht einen mehr." — „So gebe Er sie an Soldaten und stelle Er die Leute in Glieder." Allmählich gelingt es noch 150 vom Regiment Wedell zusammenzuraffen.

Unterdessen war auch der linke preußische Flügel zwischen Rodewitz und Kotitz überrumpelt worden, da der dichte Nebel nichts erkennen ließ. Ein Grenadierbataillon wurde genötigt, die Waffen zu strecken. In grimmigem Kampfe wurden den Preußen 22 schwere Geschütze abgenommen. Nur die Vorhut unter Retzow bei Weißenberg kämpfte mit Erfolg und brachte dann den geschlagenen Truppen Hilfe.

Um neun Uhr etwa brachen die Österreicher den Kampf ab. Der Nebel war gefallen, heiter lachte die Sonne. Aber elf brennende Ortschaften und die Leiber von tausenden gefallener Helden kündeten dem Tage, was in Nacht und Nebel geschehen war. Auf der Höhe von Rodewitz hielt König Friedrich mit Seydlitz und Markgraf Karl beim Regiment Alt-Braunschweig und betrachtete durch sein Fernglas die Stätte des Kampfes und die österreichische Stellung. Der Oberstleutnant v. Saldern läßt durch seinen Adjutanten v. Klitzing fragen, ob er mit seiner noch frischen Brigade angreifen solle. In düsterem Schweigen blickt Friedrich die beiden Generale an. Auch der kecke Seydlitz wagt nichts zu sagen. Kurze Pause. Dann erteilt der König dem Adjutanten Bescheid: „Der Angriff muß ja noch nicht erneuert werden, sehe Er hier, da liegt Bautzen vor uns, ich werde auf die Anhöhen marschieren, dahin soll mir Saldern langsam folgen und jenseits des Baches stehen bleiben."

In stolzer Haltung und musterhafter Ordnung vollführte das preußische Heer im Angesicht der Österreicher nunmehr seinen Rückzug und bezog nur dreiviertel Meilen vom Schlachtfelde bei Bautzen ein neues Lager. Hatten sich die Preußen mit bewundernswerter Tapferkeit geschlagen, noch imponierender fast war ihr Abmarsch. Friedrich selbst zwang sich zur Heiterkeit, um den müden, von allem entblößten Leuten wieder Zuversicht einzuflößen. Jene wunderbare Gabe, auch in den verzweifeltsten Lagen den richtigen Ton mit den kleinen Leuten anzuschlagen, zeigte er hier wieder in ihrem schönsten Lichte. „Kanoniers, wo habt ihr eure Kanonen gelassen?" fragt er die armen Gesellen. „Der Teufel hat sie bei der Nachtzeit geholt," schallt es zurück. „So wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen," versetzt der König, und das glückliche Wort ist natürlich alsbald in aller Munde. Seinem Adjutanten Wobersnow, der Dohna beigegeben war, ließ er sagen: „Ich hätte hier eine tüchtige Ohrfeige bekommen, da ich bei Nacht wäre attaquieret worden; ich würde sie aber nach alter Gewohnheit in wenig Tagen auswischen."

Der schaurigschöne Kampf von Hochkirch kostete Friedrich über 9000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen, 67 Geschütze, 35 Bataillonsstücke, 30 Fahnen und Standarten, fast alle Zelte und fast alles Gepäck. Hauptsächlich hatte das Fußvolk seines 40 000 Mann starken Heeres gelitten. Dann hatte von 70 000 Mann 6000 verloren. Wieder war dem Könige einer seiner nächsten Freunde entrissen worden. Wiederholt bezeichnete er den Tod des Feldmarschalls Keith als „einen Verlust für das Heer und die menschliche Gesellschaft". Er widmete ihm eine Elegie und hat ihm nachmals ein Standbild gesetzt. Auch der andere Feldmarschall beim Heere, Fürst Moritz, war für ihn verloren. Mit seinen schweren Wunden fiel er Panduren in die Hände. Wohl suchten ihn Husaren zu befreien, aber sein Ehrenwort hielt ihn (Bild 175). Er verfiel bald darauf in schweres Siechtum, indem ein Krebsleiden ihn heimsuchte. Mit ihm schied das letzte Mitglied desjenigen deutschen Fürstengeschlechts, das am meisten an den Taten Friedrichs beteiligt war, aus den Reihen der Kämpfer. Nur gegen 3000 Mann wollten die Österreicher ihn freigeben. Als jedoch Friedrich im Dezember den alten Sünder Seckendorff, der trotz seines hohen Alters das Ränkespinnen nicht lassen konnte, auf seinem Gute Meuselwitz im Altenburgischen hatte aufheben lassen, wurde Moritz gegen diesen eingelöst. Bald darauf ist der kranke Mann gestorben. Kurz vor seinem Tode empfing er noch vom Könige ein Handschreiben: „Ich wehre Sie mein tage nicht vergessen, nuhr thuet es Mihr leidt, das ich ihnen meine Erkenntlichkeit vor alle ihre Mühe und fleis nicht habe Erkennen können."

Während der König nach Hochkirch äußerlich die größte Gelaſſenheit zu zeigen ſich bemühte, war ſein Inneres ſchmerzdurchwühlt. „Ich kann die Tragödie enden, wenn ich will,“ ſagte er düſter zu Catt und zeigte ihm Gift, das er ſeit längerer Zeit bei ſich führte.

Nun aber kam der ſchwerſte Schlag. In derſelben Stunde, da der König mit den Prinzen und Feldmarſchällen zuſammen wie der geringſte Mann ſein Leben einſetzte, hatte Markgräfin Wilhelmine von Baireuth ausgerungen. Als ihn Prinz Heinrich jüngſt mit dem Gedanken vertraut zu machen geſucht hatte, daß die leidende Frau bald ſterben würde, ſchrieb Friedrich ihm: „Ich beſchwöre Sie, rauben Sie mir nicht die Hoffnung, den einzigen Troſt der Unglücklichen. Bedenken Sie, daß ich mit meiner Schweſter geboren und erzogen bin, daß dieſe erſten Bande unlösbar ſind, daß zwiſchen uns beiden die innigſte Zärtlichkeit nicht die geringſte Abſchwächung erlitten hat, daß wir getrennte Körper, aber nur eine Seele haben. Bedenken Sie, daß nach ſo vielen Unglücksſchlägen aller Art, die mir das Leben verleiden müſſen, gerade noch dieſer Schlag mir zu fürchten übrig bleibt, um mir das Daſein unerträglich zu machen.“ Als die Nachricht vom Tode gleich nach Hochkirch eintraf, da ſtand die nächſte Umgebung des Königs ſchwere Sorge um dieſen aus. Eichel ſchrieb: „Dieſer Todesfall embaraſſiere ihn wegen des Königs mehr als alle Kriegsoperationes.“ Da Eichel gerade nicht anweſend war, mußte der zweite Kabinettsbeamte, Kriegsrat Cöper, den Gebieter ſchonend vorbereiten. Er nannte die Wirkung unbeſchreiblich: er glaube nicht, daß ein Schmerzausbruch noch weiter gehen könne. Aber bald bezwang Friedrich ſich. Nicht einmal die Wohltat konnte er ſich gewähren, ſeinen Tränen freien Lauf zu laſſen. „Ich habe keine Zeit, den Tod meiner Schweſter zu beweinen,“ ſagte er trübe. Ihm war auf dieſer Welt alles gleichgültig geworden: „Ich glaube, es könnte der Himmel die Erde erdrücken und der Boden unter meinen Füßen einſinken, ohne daß ich darauf achten würde,“ ſagte er. Nur der dumpfeſte Schmerz kann ſo ſprechen. Seit jenen Tagen begann ſein Herz zu vereiſen.

Aber die Liebe zu ſeinem Volk hielt ihn aufrecht. Noch auf dem Marſche zur Zorndorfer Schlacht hatte er es Catt bekannt, daß der Wunſch, ſein Volk glücklich zu machen, der ſtärkſte in ihm wohnende Trieb ſei. Er ging von neuem an die Ausführung ſeines Planes, die Verbindung mit Schleſien herzuſtellen. Trotz der Niederlage wollte er es, wenn nötig, auf eine zweite Schlacht ankommen laſſen. Es ſah ſo aus, als würde Daun ſich dazu herbeilaſſen, denn er gab dem Belagerungskorps vor Neiße ſein Wort, daß er jeden Entſatzverſuch verhindern würde. Friedrich, inzwiſchen durch den Prinzen Heinrich mit einigen Truppenteilen verſtärkt, alſo im Notfall nicht gar zu ſchwach gegenüber Daun, umging dieſen indes durch einen geſchickten Marſch und beſetzte am 25. Oktober Görlitz. Dadurch war er trotz ſeiner Niederlage ſtrategiſch der Meiſter über Daun geblieben. Denn nun war dieſer von Schleſien abgeſchnitten und konnte ſein Wort nicht einlöſen. Nur ein neuer Sieg über Friedrich hätte dies ermöglicht. Er wäre aber nicht Daun geweſen, hätte er jetzt angegriffen. Er verſchanzte ſich vielmehr.

Während nur ſchwache Streitkräfte in Sachſen zurückblieben, deren Befehlshaber General Finck der König die Mahnung hinterließ, recht wachſam und tätig zu ſein: „Eſſen, Trinken und Nichtsthun iſt die Deviſe der Mönche, aber nicht der Soldaten,“ marſchierte Friedrich nunmehr eilig nach Neiße. Es war ihm bedenklich, nur wenig zum Schutze der übrigen Provinzen tun zu können. „Ich ſehe mich zu ſeltſamen Schritten genötigt,“ ſchrieb er, „aber in meiner Lage muß man den Stamm retten und nicht die Zweige.“ Neißes Verluſt, ſo fürchtete er, würde den Breslaus, ja ganz Schleſiens nach ſich ziehen. Als er in Münſterberg eintraf, erhielt er die Meldung, daß die Belagerung von Neiße eilig aufgehoben worden war. Von Koſel kam gleich darauf dieſelbe Nachricht. Oberſchleſien war damit befreit, und Friedrich konnte mit ſeinem Entſatzheere zurückeilen. In Sachſen hatten unterdes Finck und der in Dresden befehligende Schmettau geſchickt und energiſch operiert. Schmettau hatte, um einer Überrumpelung Dresdens durch Daun vorzubeugen, am 10. November die Vorſtädte zum Teil niederbrennen laſſen. Das bedrohte Torgau

175. Nach einem alten Kupferstich

rettete der aus der Uckermark auf Befehl des Königs zum Entsatz herbeieilende Wedell. Ebenso hielt sich Leipzig. Als die Kunde kam, daß König Friedrich wieder auf dem Rückwege sei, hob Daun am 16. November sich von Dresden hinweg und marschierte nach Böhmen, um dort die Winterquartiere zu beziehen.

Was Friedrich will,
Muß alles wohl ergehen

sangen die preußischen Krieger. Am 20. war der König in Dresden und söhnte sich öffentlich mit Schmettau wieder aus, der sich im Juli 1757 als Berater des Thronfolgers seine Ungnade zugezogen hatte. Diesmal nahm er nicht, wie 1756, im Brühlschen Palais, sondern in den Gemächern König Augusts im Schlosse Wohnung. Sarkastisch empfing er am Abend Catt: „Hier ist, glaub' ich, noch nie eine Tragödie gelesen worden."

Auch auf den übrigen Kriegsschauplätzen war das Glück Friedrichs Waffen günstig. Die bis nach Fehrbellin vorgedrungenen Schweden wurden schließlich von Graf Dohna wieder auf Stralsund und Rügen beschränkt. Die Festungen Anklam und Demmin ergaben sich den Preußen mit 2700 Mann. Das von den Russen belagerte Kolberg, das ein Veteran von Hohenfriedeberg, Major v. d. Heyde, mit rühmenswerter Tapferkeit verteidigte, entsetzte der von Dohna entsandte General Wobersnow. Am 29. hoben die Russen die Belagerung auf. Graf Fermor bezog im November Winterquartiere hinter der Weichsel. Auch im Westen konnte Ferdinand von Braunschweig, den der König für den Sieg von Krefeld zum Feldmarschall ernannte, Hannover, Hessen und Westfalen, nachdem er endlich auch durch 12000 Mann britischen Blutes verstärkt war, trotz aller Anstrengungen der

Franzoſen behaupten. Zwar war Kleve in den Händen der Franzoſen und Oſtpreußen in ruſſiſcher Gewalt, aber dieſe Nachteile wog der Beſitz Sachſens und der weſtfäliſchen Bistümer hinreichend auf.

Mitleidig durfte König Friedrich am Ende des Feldzuges ſpotten: „Von all den furchtbaren Heeren, die während dieſes Jahres das Feld gehalten haben, kann man ſagen:

La montagne en travail enfanta un souris.“

Nach Hochkirch hatte der König mit einer Art Galgenhumor bemerkt: „Ich bin wie jemand, der den Schluß eines Epigrammes ſucht und ihn nicht findet, ich ſehe nicht, wie ich das Ende meines Feldzuges finden ſoll.“ Dies war ihm doch über alles Erwarten gut gelungen. Die gerühmte methodiſche Meiſterſchaft des Ermattungsſtrategen Daun hatte es gerade zu Wege gebracht, daß der Schlachtenſtratege trotz einer ſchlimmen Niederlage und trotzdem es nicht wieder zur Schlacht kam, überall von Erfolg zu Erfolg eilte. So war auch der dritte Feldzug dieſes Krieges für Friedrich ſiegreich. Aber der Ausblick in die Zukunft blieb düſter. Der Schluß des Epigrammes der Weltgeſchichte, das Friedrichs Daſeinskampf bezeichnet, war noch nicht gefunden, weil der König von Preußen nicht zu einem entſcheidenden Schlage gegen die Öſterreicher hatte ausholen können.

Friedrich fühlte nur zu wohl, daß die Widerſtandskraft ſeines Staates erlahmte. Seine Kerntruppen lagen auf den Schlachtfeldern. Schrecklich hatte der Tod unter den hohen Offizieren gehauſt. Und auch der Erſatz für die unteren Offiziersſtellen wurde ſchwierig. Zu tauſenden hatten ſich die märkiſchen und pommerſchen Junker geopfert. Die langen Reihen der Liſten der gefallenen Offiziere, die nach den Schlachttagen in den Zeitungen erſchienen, redeten eine ergreifende Sprache. Demgegenüber entfalteten ſich unter den Öſterreichern eine Anzahl neuer Talente. Friedrich konnte nicht umhin, die Fortſchritte dieſer ſeiner Hauptfeinde in der Kriegführung anzuerkennen. Das Schlimmſte war im preußiſchen Heere die eingeriſſene Diſziplinloſigkeit. Sie artete bei den Freibataillonen oft in Zügelloſigkeit aus. Eins der beſten Talente für dieſe Truppengattung, den Oberſt v. Mayr, büßte Friedrich gerade jetzt durch den Tod ein. Wenn der König, um der um ſich greifenden lockeren Diſziplin zu ſteuern, empfahl, Stockprügel anzuwenden und Spießruten laufen zu laſſen, ſo ſprach bei dieſen eiſernen Maßregeln unleugbar auch die Herbigkeit ſeines Weſens mit, die ſich ſeit Ende 1758 mehr und mehr bei ihm zeigt. Düſter meinte er über den Abgang von hohen Offizieren: „Meine Generale nehmen den Acheron im vollen Galopp, bald wird kein Menſch mehr übrig ſein;“ wüßte er einen Fähnrich in ſeinem Heere, der die Eigenſchaften eines Prinzen Eugen beſäße, ſo würde er ihn auf der Stelle zum Feldmarſchall machen. Die alte Truppenſtärke, die er noch im Vorjahre erreicht hatte, erzielte er jetzt nicht mehr; kaum daß er ſein Heer auf 110000 Mann brachte. Das meiſte und beſte Material fand er im eigenen Lande; jetzt trug die Schonung der Kantons ihre guten Früchte. Sehr zu ſtatten kamen ihm die im Sommer 1757 von den einzelnen Provinzen aus eigenen Mitteln ausgerüſteten Landwehren, erſt 16000, dann 9000 Mann, indem er ſie als Erſatzkaders verwertete. Die oſtpreußiſche Infanterie hatte ſich ſeit Zorndorf die Gunſt des Königs für immer verſcherzt. Bei ihr ſchob er das Avancement der Offiziere eine Weile hinaus, bis ſie „erſt recht anbeißen;“ die Truppen ſollten lernen „auf Preußiſch und als rechtſchaffene, brave Leute denken“. Da die Öſterreicher ihm beſonders durch ihre Artillerie Schaden zugefügt hatten, ſo vermehrte er auch die ſeinige bis auf 536 ſchwere Geſchütze und Haubitzen. Nur mit Widerſtreben verſtand er ſich dazu. „Wenn dieſe Mode noch einige

Jahre anhält," meinte er mit komiſchem Grimm, „ſo wird man ſchließlich Abteilungen von 2000 Mann mit 6000 Kanonen marſchieren laſſen". Im Frühjahr 1759 wurde in Preußen die reitende Artillerie eingeführt. In einer Beziehung war die Lage für Friedrich noch günſtig: vermöge der engliſchen Subſidien litt er keinen Geldmangel; dank Pitt blieb in England die Anſicht vorherrſchend, daß es die klügſte Politik ſei, Frankreichs Kräfte auf dem Feſtlande zu feſſeln und demgemäß Friedrichs geniale Kraft widerſtandsfähig zu erhalten. Allmählich lernte der König Pitt nun würdigen. „Herr Pitt iſt ein Ehrenmann und feſt, meine Intereſſen ſind in ſeiner Hand ſicher", ſagte er im Mai 1759 zu Mitchell. Er rang ſich ſchließlich zur Bewunderung des Mannes durch, indem er im Gefühl des Dankes, den er ihm ſchuldete, in die Worte ausbrach: „England hat lange in ſchweren Wehen gelegen, aber endlich hat es einen Mann geboren." In ſeiner Geſchichte des Siebenjährigen Krieges hat er dem „großen Commoner" ein Denkmal geſetzt, wie kaum einem zweiten Manne. „Seine Beredſamkeit", ſagt er von ihm, „und ſein hoher Geiſt machten ihn zum Abgott ſeiner Nation. Er hatte das Unterhaus durch die Kraft ſeines Wortes beſiegt, er herrſchte darin und war ſozuſagen deſſen Seele. Ans Staatsruder gelangt, bot er ſein ganzes Genie auf, ſeine Nation zur Beherrſcherin der Meere zu machen, und als großer Mann denkend, war er über den Vertrag von Kloſter Zeven empört". Wiederholt hat der König ihm eigenhändig in den wärmſten Worten ſeinen Dank für ſein Eintreten für ihn bezeugt. Größeres Lob konnte Friedrich, der in der antiken Denkweiſe das Höchſte erblickte, nicht ſpenden, als indem er dem engliſchen Miniſter ſagte, er zeigte den „Charakter eines echten Römers".

Seine finanziellen Hilfsmittel wußte der König außerdem noch dadurch zu verſtärken, daß er mit der Ausprägung geringwertiger Münzen begann.

Aber es war ihm klar, daß es ſchlecht mit ihm ſtand, wenn er nicht noch anderweitige Hilfsmittel ausfindig machen konnte. Seine Gedanken gingen noch immer auf ein Eingreifen der Türkei, obwohl ſein Verehrer, Großweſir Ali Paſcha, inzwiſchen geſtorben war. An ſeinen Vertreter in der Türkei ſchrieb er im Anfang des Jahres 1759: „Ich muß Euch im Vertrauen ſagen, daß, wenn es nicht geſchiehet, daß die Pforte im kommenden Jahre entweder mit denen Ruſſen oder mit denen Öſterreichern bricht, als welches Mir einerlei iſt, Ich endlich ſuccombiren und übern Haufen gehen muß, da dann demnächſt die Pforte es ſich ſelbſt wird zuſchreiben müſſen, wenn ſie ſich ſolange einſchläfern laſſen, bis man Mich erſt überwältigt hat, und alsdann die Ruſſen ſowohl als die Öſterreicher ihr deſto freier zu Halſe gehen und ſie, wo nicht ganz, ſo doch größeſten Theils aus Europa treiben werden." Es mag viel an der Perſönlichkeit ſeines Abgeſandten gelegen haben, daß nichts zuſtande kam. Als ſeine Hoffnungen auf die Türkei in nichts zerrannen, erkannte Friedrich, daß ihm bei ſeinen Kräften nichts übrig blieb, wie ſich auf die Defenſive zu beſchränken, ſo ſehr das ſeiner ganzen Natur widerſprach. Er wartete der Dinge, die da kommen würden, um im geeigneten Augenblick durch einen Vorſtoß die Abſichten der Gegner zu durchkreuzen. Er drückte das aus mit den Worten: „Ich bilde die Reſerve der Armee, bereit, dahin mich zu kehren, wo die dringendſte Gefahr mich hinziehen wird." Mußte er ſich freilich von den Gegnern das Geſetz des Handelns vorſchreiben laſſen, ſo konnte doch vielleicht dieſe bei ihm ungewohnte Methode die andern unſicher machen, aus dem Gleichgewicht bringen, wie er ganz richtig berechnete. Gerade „dieſer unerträglich langweilige Daun" ließ ſich durch die ſtrategiſche Defenſive verbunden mit der taktiſchen Offenſive noch am erſten verblüffen. Außerdem ermöglichten dem Könige die beabſichtigten Vorſtöße die Ausnutzung des Vorteils der inneren Operationslinien, die ſpäter Napoleon I. in ſo genialer Weiſe betrieb. Jedenfalls war er gewillt, die ihm gebliebene Kraft bis auf den letzten Reſt einzuſetzen. „Ich warte auf meinen Augenblick, und dann werde ich das bißchen Öl, das noch auf meiner Lampe geblieben iſt, nutzen", ſchrieb er an d'Argens. Indem er das Gefühl hatte, daß er dadurch noch etwas erreichen würde, kehrte ſein Humor wieder: „Ich bin wie ein Stachelſchwein, das nach allen Seiten ſeine Spitzen richtet."

Die gewaltige Widerſtandskraft, die er im Jahre 1758 abermals entwickelt hatte, mehrte ſeinen Ruhm, wie ſich's verſteht, in hohem Maße. Nicht nur der Freund Marquis d'Argens nannte ihn den modernen Herkules. Auch in holländiſchen Liedern wurde er als ſolcher gefeiert:

— t Is Pruiszen de Koning
Die met zijn Leger Magt
In het Veld zijn Wooning
Houd bij Dag en Nagt
Er met veel Dapperheid
Als een Hercules strijd.

Durch die Völker ging ein Ahnen, daß dieſem fridericianiſchen Staate die Zukunft gehöre. Damals richtete der däniſche Miniſter Bernſtorff an einen franzöſiſchen Staatsmann das prophetiſche Wort: „Alles was Sie heute unternehmen, um zu verhindern, daß ſich in der Mitte Deutſchlands eine ganz kriegeriſche Monarchie erhebe, deren eiſerner Arm bald die kleinen Fürſten zermalmen wird — das Alles iſt verlorene Arbeit!“ Inſtinktiv fühlten Öſterreich und Frankreich dasſelbe, und ihnen geſellte ſich eine dritte Macht bei, die bisher ſorgfältige Zurückhaltung geübt hatte. Als Benedikt XIV., der in einem ſeiner letzten Schreiben ſogar zum erſten Male dem Könige Friedrich den königlichen Titel in vollem Maße hatte zukommen laſſen, im Mai 1758 geſtorben war, wurde in der Perſon Clemens XIII. (Bild 176) ein Papſt gewählt, der leidenſchaftlich gegen das Haupt der Ketzer, das Friedrich darſtellte, Partei ergriff. Eine ſeiner erſten Maßregeln war, daß er den Prälaten, der ſeinerzeit ſo eifrig für den Krieg eingetreten war, Abbé Bernis, zum Kardinal erhob. Nur traf er es damit unglücklich. War doch Bernis inzwiſchen ſehr dem Frieden geneigt geworden, und in dem Augenblick, wo er den Gnadenbeweis des Papſtes empfing, mußte er gerade geſtürzt werden. Bitter bemerkte Friedrich dazu: „Seine unklugen Handlungen haben ihn erhöht, ſeine verſtändigen Abſichten ſtürzten ihn.“ Der neue Papſt beeilte ſich ferner, Friedrichs Schriften auf den Index zu ſetzen. Aus Anlaß des Tages von Hochkirch ſprach er ſeine Freude über die Erfolge des Bündniſſes der beiden großen katholiſchen Höfe aus. Zugleich forderte er den Kaiſer auf, ſeines Amtes als Schirmvogt der Kirche gegen die Akatholiſchen zu warten, und ermächtigte zu der Erhebung außerordentlicher Steuern von den geiſtlichen Gütern zu Nutz und Frommen des heiligen Krieges. Es war nach dem Vorangegangenen durchaus glaubwürdig, als im März 1759 in holländiſchen Zeitungen, die dabei aus einem Münchener Blatte ſchöpften, gemeldet wurde, der Papſt habe dem Sieger von Hochkirch einen Hut und einen Degen, beides von ihm geweiht, zum Ehrengeſchenk gemacht. War doch noch vor garnicht ſo langer Zeit Prinz Eugen derſelben Ehre wegen ſeiner Siege über die Ungläubigen teilhaftig geworden, und in früheren Zeiten hatte Herzog Alba eine ſolche Auszeichnung genoſſen. Alle Welt war daher davon überzeugt, daß dem ſo ſei, und vor allem Friedrich ſelbſt hegte nicht den mindeſten Zweifel daran. Er war anfangs geradezu verſtimmt über dieſe Parteinahme des Papſtes gegen ihn. Als indes d'Argens ihm den Rat erteilte, die Sache ins Lächerliche zu ziehen, beſann er ſich, daß hier in der Tat ein Feld war, um die Waffe des Spottes mit gewaltiger Kraft zu gebrauchen. Selten hatte der Freigeiſt Friedrich eine ſolche Gelegenheit gefunden, dem kirchlichen Zopf einen Streich zu verſetzen. Sehr bald erſchien eine Satire aus ſeiner Feder in der Form eines päpſtlichen Verleihungsbreves für Daun, der die Miſſion habe, wie Karl der Große das nördliche Deutſchland durch Maſſakers zu bekehren. Hineinſpielte Friedrichs tiefer Haß gegen den großen Erneuerer des abendländiſchen Kaiſertums wegen ſeiner nichts weniger als chriſtlich humanen ſächſiſchen Blutpolitik. Durch dieſe grimmige Satire errang er einen großen moraliſchen Erfolg. Alle Welt höhnte den armen Daun. Im preußiſchen Feldlager wurden komiſche Szenen aufgeführt, die den Gnadenakt veranſchaulichten. Wie damals, als der Notar Aprill die Treppe herunterfiel, ging ein Hohngelächter nicht nur durch das evangeliſche Europa. Eine Weile ſahen die Beteiligten dem betreten zu. Als

bat Schiller ihn oft aufgesucht. Als Schiller 1787 in seine Wohnung kam, fand er Herder mit seiner Frau und seinem Kind. Herder war ihm schon früher bekannt geworden. Da war im Schauspiel „Die Mitschuldigen" ein Ausdruck, der ihn ärgerte. Er schrieb ihn an den Rand und machte seine Bemerkungen. Als Schiller kam, sah er gerade zu jenem Ausdruck. Er sagte: Ich habe Ihre Bemerkungen mit Freuden gelesen und Ihnen den Ausdruck geändert. Herder sagte:

Joh. Gottfried Herder.
Nach einem Stich von H. Hess.

Ich habe ihn nicht geändert.

Schiller sah Herder an. Herder hatte recht. Er hatte ihn nicht geändert. Er hatte ihn ausgestrichen. Und Schiller konnte ihn nicht wieder hineinschreiben. Er hatte ihn ausgestrichen, weil er ihn ärgerte. Schiller hatte ihn nicht geändert, weil er ihn nicht ärgerte. Herder war ein Mann, der sich nicht ärgerte. Er war ein Mann, der sich nicht ärgerte, weil er ein Mann war, der sich nicht ärgerte. Er war ein Mann, der sich nicht ärgerte, weil er ein Mann war, der sich nicht ärgerte, weil er ein Mann war, der sich nicht ärgerte, weil er ein Mann war

haben.“ An den Gewinn einer ſolchen entſcheidenden Schlacht wie Leuthen wagte Friedrich nicht mehr zu denken. Er erklärte, zufrieden ſein zu wollen, wenn er „nur etwas“ erreichte.

Rüſteten ſich doch Öſterreich und Frankreich mit verdoppelter Kraft, um im kommenden Feldzuge endlich den König von Preußen zu demütigen. Maria Thereſias Gelübde, den letzten Mann und den letzten Rubel daran ſetzen zu wollen, um dies zu erreichen, brachte auch das Blut des ſenſiblen Ludwig XV. in edelmütige Wallung. Er wollte nicht hinter der ſtolzen Frau zurückſtehen und erklärte feierlich, er werde eher den letzten Sou und den letzten Mann aufwenden, als ſich von ſeinen Verbündeten trennen. Nachdem Bernis wegen ſeiner Friedensliebe geſtürzt war, übernahm der bisherige Geſandte in Wien, Stainville, zum Herzog von Choiſeul (Bild 177) ernannt, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten am Verſailler Hofe. Ludwigs Wahl konnte auf keinen kriegsluſtigeren Mann und auf keinen ärgeren Feind Friedrichs fallen. Choiſeul brachte am 31. Dezember 1758 einen neuen Vertrag zuſtande, dem Bernis entſchieden widerſprochen hatte. Das Intereſſe Frankreichs forderte unleugbar eine Beendigung des Krieges mit Friedrich; denn ſein Kampf zur See gegen England ſtand ſchlecht. Es wäre alſo nur klug geweſen, wenn Frankreich ſeine ganze Kraft für den Seekrieg frei gemacht hätte. Statt deſſen verpflichtete ſich der Verſailler Hof abermals zur Aufbietung gewaltiger Hilfsmittel gegen Preußen. Freilich, an die einſt verſprochenen Leiſtungen war unter den ungünſtigen Verhältniſſen nicht mehr zu denken. Dementſprechend wurde der Vertrag vom 1. Mai 1757 feierlich für null und nichtig erklärt. Auch konnte König Ludwig die Wiedereroberung Schleſiens nicht mehr als unerläßliche Bedingung des Friedens gelten laſſen. Er mußte dafür ſeinerſeits auf den Gewinn der Niederlande, der ſeinerzeit den realpolitiſchen Grund abgegeben hatte, um die Allianz mit Öſterreich einzugehen, verzichten. Die Subſidienzahlung von 12 Millionen Gulden jährlich wurde ihm erlaſſen, ebenſo die Stellung eines Hilfskorps von 24 000 Mann zum öſterreichiſchen Heere. Von dieſer Verpflichtung hatte ihn Maria Thereſia bereits nach der franzöſiſchen Niederlage bei Krefeld losgeſprochen. Dafür übernahm König Ludwig die Zahlung von monatlich 288 000 Gulden, den Unterhalt der ſächſiſchen Truppen und die Subſidienzahlung für Schweden, und ſchließlich, was das wichtigſte war, die Fortſetzung des Krieges mit 100000 Mann. Man kann ſich kaum ein Bündnis denken, wo die Vorteile ungleicher verteilt ſind, als dies dritte Bündnis zwiſchen Verſailles und Wien. Frankreich trug ganz allein die Laſten, und zwar ungeheure Laſten, zu einer Zeit, wo es jeden Sou und jeden Mann anderswo beſſer verwenden konnte. Kaunitz hatte alle Urſache, mit dieſem neuen Vertrage zufrieden zu ſein. Der Staatskanzler trug ſich in ſeiner Siegeszuverſicht mit kühnen Gedanken. Wie einſt Karl V. und Ferdinand II. auf der Höhe ihrer Erfolge ſich über alles Recht hinwegſetzten, ſo wollte auch Kaunitz unter Nichtbeachtung der Reichsgeſetze durch Mehrheitsbeſchluß die Acht über Friedrich verhängen laſſen. Bis in den Sommer 1759 hinein hat er dieſe Abſicht gehegt. Als Friedrich davon Kenntnis erhielt, eröffnete er ſeinen Miniſtern, in dieſem Falle ſei es ſein unweigerlicher Entſchluß, den kaiſerlichen Thron für erledigt zu erklären und eine Neuwahl einzuberufen zur Schirmung der Freiheiten des Reiches.

Noch einmal hat er in dieſem Jahre ſolche deutſchnationalen Schwingungen in ſeiner Seele empfunden, als er an Ferdinand von Braunſchweig jene Ode richtete, die nach dem Worte Treitſchkes „an die Klänge der Befreiungskriege gemahnt“:

Bis in ſeine tiefſte Quelle
Schäumt der alte Rhein vor Groll,
Flucht der Schmach, daß ſeine Welle
Fremdes Joch ertragen ſoll.

Die große Aufgabe, die Friedrich im neuen Feldzuge zufiel, war wenn möglich die Vereinigung zwiſchen den Ruſſen und Öſterreichern, die Maria Thereſia im Vorjahre ver-

41. Herzog von Sachsen
Kupferstich Wenzels von Jabelbauer-Hildesheim
Nach einem Gemälde von H. Tischbein

gebildet, schloß Anton, der ältere Bruder, sich seinem Studium an, und beide, Beide beim Herzog Ernst Augustus von Braunschweig-Lüneburg, dem Gemahle der Prinzessin Sophie, dem Sohne der Kurfürstin Sophie von Hannover, dem Vater Karls VI., Georg Ludwig, dem nachmaligen König Georg I. von England, in Gunst und Vertrauen, Beide Kriegsgefährten des Prinzen Eugen, Beide Theilnehmer an dem Feldzuge gegen die Türken, Beide Sieger vor Belgrad, Beide Generale, Beide Feldmarschälle, Beide Ritter des Goldenen Vließes, Beide Gouverneure der Niederlande, Beide Statthalter in Brüssel, Beide Gegner des Marschalls von Sachsen, Beide Verlierer der Schlacht bei Fontenoy, Beide Gönner und Förderer der Künste und Wissenschaften, Beide Freunde und Gönner Winckelmanns.

Anton Wilhelm, Prinzen von Sachsen, Herzog zu Sachsen-Barby, Administrator des Erzstiftes Magdeburg, Fürst von Querfurt und Herr von Barby, Gemahl

zwang ſich zur Beherrſchung, um Ferdinand nicht zu entmutigen, und riet ihm, die Sache als Bagatelle zu behandeln: dann werde ſie das wirklich werden. Ein Streifzug Fouqués und ein ſolcher Friedrichs ſelbſt zur Zerſtörung öſterreichiſcher Magazine blieb ergebnislos. Nur ein Unternehmen des Prinzen Heinrich hatte Erfolg. Der Prinz zerſtörte oder erbeutete eine Anzahl Magazine in Böhmen. Das genügte dem Könige aber nicht, ſondern er meinte, für einen anderen würde das ausgezeichnet ſein, für Heinrich aber nicht. Er verlangte entſcheidendere Schläge: „Sie haben dem Feinde für 6 oder 700 000 Taler Magazine vernichtet, das ſtört ſie für den Augenblick vollſtändig, aber glauben Sie etwa, daß die Königin von Ungarn nicht wieder 700 000 Taler auftreiben kann, um in Öſterreich und Ungarn neue Vorräte anzukaufen und ſie nach und nach vorwärts ſchaffen zu laſſen bis auf dieſelben Punkte, an denen Sie die früheren vernichtet haben? Ich bitte Sie, ſehen Sie ab von den übrigen Kriegen, die nicht mit den unſrigen übereinſtimmen.“ Auch während er ſich auf die Defenſive beſchränkte, war es ihm um die Vernichtung des Gegners zu tun. Widerwillig ging Heinrich nun wenigſtens an die Zerſtörung der Magazine der Reichsarmee in Franken. Unter den Soldaten herrſchte beim diesjährigen Ausmarſch eine freudloſe, bange Stimmung:

Wenn wir in das Feld marſchieren,
Schätzchen, heißt's: Adche, adche!
Denn der Feind tut avancieren,
Friedrich ſoll das Spiel verlieren
Gleich wie jetzt der Winterſchnee.

So viel Stern' am Himmel ſtehen,
So viel als am Meere Sand,
So viel Feinde auf uns gehen,
Daß man meint, es muß geſchehen,
Daß wir fallen alleſamt.

Bald ſollte Friedrich merken, wie unerträglich es für ihn war, in der Defenſive zu bleiben. Anſtatt anzugreifen, ſtand Daun bei Münchengrätz und wurde nicht müde Rekruten zu drillen, während Friedrich im Lager von Landeshut vor Ungeduld ſchier vergehen wollte. „Das ſind die Folgen eines Defenſivkrieges,“ bekannte er mit verzweifeltem Humor, „hier ſtehen wir wie die Hammels gegeneinander, keiner will beißen. Ich hatte mir 20 Pfund Blei hinterwärts beigeſteckt, um den Feind zu deroutieren mit einer gegen die Vorjahre ganz veränderten Haltung, aber Daun hat 60 Pfund ſitzen.“ „Ich habe mit einem Manne zu tun, auf dem der päpſtliche Segen ruht und den der heilige Geiſt langſam inſpiriert.“ „Er verſteht die Kunſt, ſeine Überlegenheit nicht auszunutzen.“ Er fühlte, wie er körperlich immer mehr herunterkam. An d'Argens ſchrieb er: „Wenn Sie mich ſähen, würden Sie nur noch die Spuren deſſen erkennen, was ich ehedem war. Sie würden einen ergrauenden, der Hälfte ſeiner Zähne beraubten Greis ſehen.“ Seinem Vorleſer zeigte er, daß die nach Zorndorf angelegte neue Uniform ihm wiederum zu weit geworden war.

Da — ein Hoffnungsſchimmer! Anfang Juli begann Daun ſich vorwärts zu bewegen. Im Lager von Schmottſeifen, von dem aus er die Straßen aus der Lauſitz nach Schleſien beherrſchte, ſtellte ſich Friedrich erwartungsvoll in Poſitur. Mit 44 000 Mann dachte er den Zauderer mit ſeinen 77 000 zu bezwingen. Aber wieder hoffte er vergebens auf die Schlacht. Daun verſchanzte ſich am Queiß. Er beabſichtigte nur, Friedrich an einem Angriff auf die Ruſſen zu behindern. Nichts lag ihm ferner als zur Offenſive überzugehen.

Den Ruſſen mußte der König nun allerdings bald ſeine ausſchließliche Aufmerkſamkeit zuwenden. Ihnen hatte General Wobersnow bereits im Februar die Magazine zerſtört. Sie fanden aber noch genug Zeit, ſich wieder zu verſorgen. Lebhaft drängte Friedrich

Dohna zur Entfaltung von Energie gegen dieſe „Schurken“. Man müßte ihnen die Luſt für immer benehmen, nach Preußen zu kommen. Auch poetiſch machte er ſeinen Gefühlen den Moskowitern gegenüber Luft:

O möchten ſie in das Schwarze Meer mit einem Sprunge ſich verſenken
Köpflings, den Hintern hinterher, ſich ſelber und ihr Angedenken.

Als Wobersnow einen Plan entwickelte, wie man die „Barbaren“ aus ihrer feſten Stellung im Poſenſchen locken könnte, um ſie im offenen Felde zu beſiegen, ſchmeichelte das Friedrichs Kühnheit. Er trug ſich ſtets mit den weiteſtausſehenden Hintergedanken. Schon im Mai wies er ſeinen Reſidenten Reimer in Danzig an, ganz insgeheim feſtzuſtellen, wie viel Kähne oder Schiffe man auf der Weichſel für drei bis vier Wochen nach Danzig hin bekommen könnte für den Fall, daß er ſie „gleich haben müſſe“. Er dachte alſo den Krieg unter Umſtänden ins polniſche Preußen hineinzutragen. So hieß er jetzt Wobersnows Ideen gut und träumte bereits davon, daß die Heerkörper der Ruſſen einzeln geſchlagen werden würden. Er befahl: „Dasjenige, ſo der Generalmajor Wobersnow ſaget, ſoll angeſehen werden als ob es in Höchſtdero Namen geſchehe.“

Aber Dohna und Wobersnow hatten kein Glück und zeigten auch wenig Geſchick. Friedrich ſchalt, daß Dohna „nach Schildkrötenart“ marſchiere. Ärgerlich ſchrieb er am 2. Juli: „Dieße Sache iſt verdorben, hätte aber excellent gehen können, wenn ſie mit Vivacität und mehre Vorſicht wäre executiret worden.“ Seine üble Laune ſteigerte ſich raſch. Durch zweckloſes Hin- und Hermarſchieren und ſchlechte Verpflegung kam Dohnas Korps in die übelſte Verfaſſung. Am 16. Juli herrſchte Friedrich ſeinen bisherigen Günſtling Wobersnow, von dem es hieß, er ſolle Winterfeldt bei dem Könige erſetzen, in einem Briefe an mit den Worten: „Nunmehr äußern ſich die Folgen Eures übel ausgeführten Projekts. Um ſolches zu bewerkſtelligen hättet Ihr nicht wie die drei Könige aus Morgenland umherziehen müſſen, und müßte es nunmehr mit den Ruſſen ſchon aus ſein. Eure ſchlechten Anſtalten haben es aber ſo lange verzögert, daß die Ruſſen Zeit gewonnen, ſich bis über die Zähne zu retranchiren.“ Immer mehr übermannte ihn ſein Ärger. Wie vor zwei Jahren gegen ſeinen Bruder, ſo ſchüttete er jetzt gegen den unglücklichen Wobersnow die Schale ſeines dämoniſchen Grimmes aus. „Ihre polniſche Campagne meritiret gedruckt zu werden, vor ein ewiges Exempel. Alle Sottiſen, die man im Krieg thun kann, haben Sie gethan.“ „Ein mediocrer General, der betrunken, die Armee nicht toller kommandiern könnte.“ Noch eben hatte er ſeine Gunſt an den wackeren General verſchwendet, und nun dieſer Umſchlag. Noch nie war er ſo bitter geweſen. Dohna, von dem der König ſeit ſeinen geringen Erfolgen bei Stralſund Anfang 1758 nicht viel gehalten hatte, erhielt den Rat, aus Geſundheitsrückſichten den Abſchied zu nehmen. Generalleutnant v. Wedell wurde mit außerordentlichen Vollmachten zu Dohnas Heeresabteilung, die eine Stärke von 27 000 Mann gegenüber 40000 Ruſſen hatte, abgeſchickt. Vier Generale, die ſämtlich älter waren als Wedell, wurden dieſem untergeordnet. Er ſollte das ſein, „was ein Diktator bei der Römer Zeiten vorſtellete“. In der Wedell mitgegebenen Inſtruktion hieß es, er ſolle „denen Officiers bei Caſſation das Lamentiren und niederträchtige Reden“ unterſagen und „nach meiner Manier attaquiren“. Auch in Briefen an Heinrich machte er ſeinem Ingrimm über die Generale Luft: „Dohna und ſeine Offiziere haben den Kopf verloren Großer Gott, was ſind die Menſchen für eine traurige Race!“ Er hoffte, daß Wedell, der Held von Leuthen, bald wieder Ordnung ſchaffen würde. Unter den obwaltenden Umſtänden blieb auch dieſem „Diktator“ nichts anderes übrig, als um jeden Preis zu ſchlagen. Kein Sterblicher hätte es gewagt, dem Könige wieder unter die Augen zu treten, ohne alles daran geſetzt zu haben, um es ihm recht zu machen. Am 23. Juli griff Wedell bei Kay in der Nähe von Züllichau die Ruſſen an und verlor die Schlacht. Wobersnow hatte den Tod geſucht und gefunden. Außerdem koſtete der Tag den Preußen 7000 Mann.

Inzwiſchen war die Hitze des Königs verflogen. Am 24. ſchickte Friedrich dem Diktator einen Befehl hinterher: „Sollten die Ruſſen ſo ſtehen, daß man ſie nicht attackieren

kann, ſo tut Ihr ganz recht, ſie da ſtehen zu laſſen.“ Zu ſpät. Unmittelbar darauf erhielt er die Hiobspoſt von Kay. Mit vollkommener äußerlicher Ruhe empfing er ſie. Kein Wort des Tadels gegen Wedell wurde laut. Seine ſchmerzliche Bewegung ſpiegelte ſich aber in dem Brief, den er dem Geſchlagenen ſchrieb: „Ihr könnet wohl glauben, daß Mich das Unglück ſehr afficiret. Mir hat es geahnet, das Ding würde ſchief gehen, dann die Leute waren verblüfft. Nun nur nicht mehr daran gedacht. Es iſt Seine Schuld nicht, daß die Schurken ſo ſchändlich davonlaufen.“

Dohna, Wobersnow, Wedell — alle drei hatten nacheinander ihre Kraft eingeſetzt mit immer größerem Mißerfolg. Die Steigerung des Dramas, das ſich mit dem Verſuch der Abwehr der Ruſſengefahr beſchäftigte, ſollte noch nicht erſchöpft ſein. Die, denen er am meiſten Vertrauen geſchenkt hatte, hatten nicht Rat zu ſchaffen gewußt; jetzt ſetzte ſich der König ſelbſt ein, nachdem er einen Augenblick daran gedacht hatte, Prinz Heinrich den Moskowitern entgegenzuſtellen. Heinrich übernahm den Befehl in Schmottſeifen, während Friedrich am 30. Juli mit Heinrichs Truppen von Sagan zur Oder aufbrach. Er wollte Abrechnung mit den Ruſſen halten, „die Affaire mit den Ruſſen abſolut deciſiv machen“. „Halte Er ſich nur unbeſchädigt,“ ermutigte er Wedell, „bis wir heran ſind; dann ſoll Zahlwoche gehalten werden und der Feind ſich nicht lange ſeines Glückes zu freuen haben.“

Er unterſchätzte die Ruſſen nicht. Ihm war ihr „blinder Gehorſam“ als eine höchſt ſchätzenswerte Eigenſchaft nicht entgangen, den bekanntlich auch Bismarck ſo hervorhebt und von dem Carlyle geſagt hat: „Ein vollkommener beſtändiger Gehorſam iſt in dieſen Menſchen; ſie ſind gehorſam zu jeder und zu allen Zeiten, wo nötig bis zum Tode und mit einem Schweigen, mit einer Feſtigkeit wie der Felſen.“ Als Friedrich auf dem Marſche zur Oder die Kunde von Herzog Ferdinands glänzendem Siege über die Franzoſen unter Contades bei Minden am 1. Auguſt hörte, ſchrieb er an den Miniſter Finckenſtein nach Berlin: „Ich wünſche von ganzem Herzen Ihnen demnächſt eine ebenſo gute Nachricht geben zu können; aber meine Urſomanen ſind keine Franzoſen, und Saltykows Artillerie iſt hundertmal mehr wert, als die von Contades. Ich muß vorſichtiger und zugleich unternehmender ſein denn je, binnen kurzem werdet Ihr entweder ein De profundis oder ein Te Deum ſingen.“

Daun entſandte den kecken Hadik mit 25000 Mann, um ſich Friedrich in den Weg zu ſtellen; Friedrich war indes ſchneller wie dieſer Parteigänger. Aber eine zweite, von Daun unter Laudon (Bild 178) zur Verſtärkung der Ruſſen abgeſandte Heeresabteilung holte der König nicht mehr ein, trotz furchtbarer Märſche durch den märkiſchen Sand. Laudon ſtieß bei Frankfurt zu den Ruſſen. Ein geborener Livländer, hatte der aus ſehr armen Verhältniſſen hervorgegangene Sieger von Hochkirch, von Rußland kommend, 1742 preußiſche Dienſte nehmen wollen, war aber in Berlin abgewieſen worden und hatte nun ſeine zweite Heimat in Öſterreich gefunden, wo er ſpäter auch zum Katholizismus übertrat. Der verſchloſſene Mann, über deſſen Weſen ein Hauch von Trübſinn lag, war als unternehmender Kopf und als Kenner der ruſſiſchen Verhältniſſe und Sprache der berufene Berater Saltykows. Durch die Vereinigung mit Laudon ſteigerte ſich die von den Ruſſen drohende Gefahr noch mehr.

Um ſich möglichſt ſtark zu machen, zog Friedrich noch den gegen Hadik entſandten General Finck mit neuntauſend Mann an ſich: „Was hier wird decidiert werden, iſt von der größten Importance und kann alſo nicht mit genuger Force angefangen werden“, erklärte er mit dem Wagemut des Spielers, der alles auf eine Karte ſetzt. Saltykow traute ſich nicht über die Oder. Der dadurch entſtehende Zeitverluſt war Friedrich ſehr unerwünſcht. Am 9. ſtieß Finck zu dem Könige, der inzwiſchen die Wedellſche Heeresabteilung mit ſich vereinigt hatte. Das preußiſche Heer zählte jetzt 53121 Mann mit 114 Geſchützen, außer den Bataillonsſtücken. Seit Prag hatte Friedrich nicht eine ſolche Streiterzahl zu einer Schlacht vereinigt. Freilich wehte nicht mehr der friſche, ſiegesgewiſſe und fromme Geiſt in den Truppen, wie vor Roßbach und Leuthen. Mißtrauiſch ſah Friedrich ſelbſt auf ein-

Lit. Samuel Gottlieb
Regierungs-Präsident von v. Jagow, geboren am 2. Juli 1813 zu Neu-Trebbin.

gefor Stift bei Magdeburg. Hier war Schleiermacher sein Lehrer und Freund, welch letzterer ihn auch in das Predigerseminar zu Wittenberg aufnahm. Nachdem Gottlieb hier 1836 ein Jahr lang Studien gemacht hatte, ging er nach Berlin, um sich dort für das Predigeramt zu vollenden. Hier wurde er Mitglied des Lehrervereins für praktische Theologie und Katechetik, welcher unter Leitung von Dr. Strauß stand. Hier erhielt Gottlieb 1838 Ordination. Als Hilfsprediger in Zerbst ist ihm während seiner Amtsführung ein Sohn geboren worden.

Im Jahre 1839 wurde Gottlieb nach Berlin berufen, um die Katechetik und die Homiletik auf der Hochschule zu lehren. Im Jahre 1840 wurde Gottlieb zum Konsistorialrat und Mitglied des Konsistoriums der Provinz Brandenburg ernannt. Ein Jahr später wurde er zum Oberhofprediger, Generalsuperintendenten und Konsistorialrat ernannt. Gottlieb hatte sich in Berlin einen großen Ruf als Redner erworben. Er war ein Liebling der Berliner, welche ihn begeistert bei Predigten und Kirchenfesten zuströmen sahen.

Der Angriff begann glänzend am 12. Auguſt um Mittag. In kurzer Zeit war der Mühlberg erſtürmt. Fünfzehn ruſſiſche Bataillone ergriffen die Flucht. Die Preußen erbeuteten vierzig Geſchütze und hatten nur wenig Verluſte. Nun aber verurſachte der Kuhgrund, eine Schlucht von etwa vierhundert Fuß Länge und bis zu vierzig Fuß Tiefe dem Vordringen der Angreifer ein böſes Hindernis. Hinter dieſer Geländefalte ſtellten ſich dichtgedrängt friſche Truppen der Gegner auf und ſetzten dem Vorſtürmen ein Ziel; beſonders ſtark wurde der an den Grund anſtoßende Kirchhof beſetzt. Vergebens mühten ſich die braven Preußen ab, emporzuklettern. „Das Würgen war auf beiden Seiten entſetzlich," heißt es in einem Berichte, „weil die Truppen an manchen Orten nicht fünfzig Schritte auseinander ſtanden und das kleine Gewehr in ſeiner vollen Stärke wirkte." Das zu Hilfe eilende Regiment Knobloch erſtürmte indes ſchließlich den Kunersdorfer Kirchhof.

Nun nahmen die Ruſſen und Öſterreicher eine neue Stellung weiter zurück ein, die die Heeresleitung inzwiſchen ausgewählt und durch Schanzen verſtärkt hatte. Sie war beſonders durch die Anlehnung an den großen Spitzberg von außergewöhnlicher Feſtigkeit. Um dieſe Stellung entſpann ſich ein Kampf von noch nicht dageweſener Heftigkeit. Faſt gelang es den Regimentern Knobloch, Prinz Heinrich und Finck, auch die letzte Schanze des Spitzberges zu nehmen: Da führte Laudon im letzten Augenblick, als das preußiſche Fußvolk nur noch 150 Schritt von der ſchon verlaſſenen Batterie auf der Höhe entfernt war, Reſerven heran und kartätſchte aus nächſter Nähe in die Angreifer hinein.

Jetzt beſchloß der König auch die Einſetzung des bisher zurückgehaltenen linken preußiſchen Flügels wie bei Leuthen und Zorndorf. Zwei Drittel der feindlichen Stellung waren erobert. Es bot ſich die größeſte Ausſicht auf den entſcheidendſten aller Siege, wenn Friedrich die vereinigten Ruſſen und Öſterreicher auch aus ihrer letzten Stellung vertrieb. Darum war es eines kühnen Geiſtes würdig, daß er alle Reſerven einſetzte, um den ſtockenden Angriff fortzuführen. Der Hiſtoriker des Krieges, Tempelhoff, der in der Schlacht verwundete General Hülſen und der Reitergeneral Platen haben dem Könige darin ſpäter durchaus Recht gegeben. Die Ermattungsſtrategen, geführt vom Prinzen Heinrich, hatten für ſolch einen Wagemut indes kein Verſtändnis, obwohl Generalmajor v. Platen ſchon fünf Tage nach der Schlacht den Mut hatte, gegen den Prinzen Heinrich Friedrich zu verteidigen. Eine dem König feindliche Tradition, daß alle Generale mit Ausnahme des einzigen Wedell Friedrich von dem Angriffe abgeraten hätten, auch Seydlitz, wird durch dieſe drei gegenteiligen Stimmen bereits erſchüttert. Von Seydlitz iſt es ſehr fraglich, ob er in jenem Augenblick zur Stelle war. Die ganze Tradition macht den Eindruck einer Erfindung zum Schaden von Friedrichs Ruhm. Der Phaetonscharakter des Königs ſollte wieder einmal beleuchtet, ſein grenzenloſer Leichtſinn gebrandmarkt werden. Denn dieſer letzte Angriff entſchied den ſo glänzend begonnenen Tag von Kunersdorf zu ungunſten Friedrichs. Von einem Franzoſen mußten ſich die preußiſchen Nörgler und Kritiker in ihrer Weisheit die Wahrheit ſagen laſſen, von dem geiſtvollen franzöſiſch-ruſſiſchen Militärſchriftſteller und General Jomini. Der hat hierüber geſchrieben: Es ſei lächerlich, einem General nachträglich vorzuwerfen, daß er den Sieg habe verfolgen wollen — wie dürfe man einen großen Mann tadeln, wenn er die Hälfte eines verſchanzten Lagers in ſeine Gewalt gebracht, daß er den Reſt über den Haufen zu rennen geſucht habe.

Bevor der linke Flügel angriff, ritt Seydlitz zum Standort des Königs, der ſich auf dem rechten Flügel auf dem Kuhberge befand, um vorzuſtellen, daß ein Reiterangriff in dem Gelände nicht ſtattfinden könne. Während der große Reiterführer neben dem Könige hielt, wurde ihm durch eine Kugel der Degengriff in die Hand getrieben. Das war vielleicht der verhängnisvollſte Vorfall während des ganzen Tages. Denn nun fehlte Seydlitzens ſtürmiſcher Reitergeiſt bei den Kavallerieattacken des Tages, der dieſe zu Orkanen zu geſtalten wußte. Das preußiſche Fußvolk mühte ſich in ſieben Attacken ab, die Schanzen zu nehmen. Todmüde gab es die Verſuche endlich auf. Sofort brach Laudon mit Reitermaſſen durch ſein eigenes Fußvolk vom Hänkerbuſch her in die erſchütterten Reihen der preußiſchen

Bataillone hinein und trieb ſie über den Kuhgrund zurück. Die Haubitzen der Ruſſen feuerten hinterdrein. Die Schlacht war für Preußen verloren.

Der König ſuchte noch einmal durch ſein perſönliches Beiſpiel die Leute anzufeuern. Zwei Pferde hatte er unter dem Leibe verloren. Ein goldenes Etui bewahrte ihn vor dem ſicheren Tode, indem daran eine Flintenkugel abprallte. Als man ihn aus dem Feuer entfernen wollte, entgegnete er: „Wir müſſen hier alles verſuchen, um die Bataille zu gewinnen und ich muß hier wie jeder andere meine Schuldigkeit tun“ (Bild 179). Auf dem Mühlberg, der zuerſt gewonnenen Stellung, gelang es ihm, einige Truppenteile, darunter das ſchleſiſche Regiment Leſtwitz, wieder zu ordnen und, unterſtützt von einer Batterie, einen neuen ſtürmiſchen Angriff zu eröffnen. Nun aber fehlte die Reiterei. Nach einer matten Attacke war ſie zurückgegangen, um bald darauf von feindlichen Schwadronen überfallen und geſchlagen zu werden. Bei dieſem letzten Vorgehen des Königs griffen nur wenige Regimenter ein: General Puttkamer mit den ſogenannten weißen Huſaren, Leibküraſſiere und Krockowdragoner. Sie waren zu ſchwach, um eine günſtige Wendung herbeizuführen. Puttkamer fiel.

Nun mußte Friedrich den Rückzug antreten. Wie bei Kolin zögert er ſelbſt bis faſt zuletzt. „Kann mich denn keine verwünſchte Kugel treffen?“ kommt es unwillkürlich von ſeinen Lippen. Apathiſch reitet er langſam hinweg. Da ſprengen Koſaken heran. König Friedrich iſt in Gefahr, gefangen zu werden. „Prittwitz, ich bin verloren,“ redet er den die ihn begleitenden Zietenhuſaren befehligenden Rittmeiſter an. „Nein, Ihre Majeſtät, das ſoll nicht geſchehen, ſolange noch ein Atem in uns iſt“, entgegnet der treue Schleſier. Ein letzter Heldenakt ſchließt die Schlacht: Prittwitz weiß, daß er König Friedrich II. zu retten hat. Wie eine Mauer umſchließen die Leibhuſaren ihren königlichen Herrn und weiſen alle Angriffe der Verfolger ab (Bild 180). Nie hat Friedrich ihnen das vergeſſen.

Der Gegner ſtellte die Verfolgung des preußiſchen Heeres bald ein. Aber die preußiſchen Truppen waren aufgelöſt und wälzten ſich in der Angſt vor den Koſaken, zumeiſt ohne Halt zu machen, bis zu den Brücken bei Ötſcher. Der König nahm am Oderufer Quartier. Dort berichtete er das Geſchehene an Finckenſtein und ſchloß: „Von einem Heer von 48000 Mann habe ich nicht mehr 3000. In dem Augenblick, da ich dies ſchreibe, flieht alles, und ich bin nicht mehr Herr meiner Leute. Man wird in Berlin wohl daran tun, an ſeine Sicherheit zu denken. Es iſt ein grauſamer Schlag, ich werde ihn nicht überleben, die Folgen der Affaire werden ſchlimmer ſein, als die Affaire ſelbſt. Ich habe kein Hilfsmittel mehr, und, um nicht zu lügen, ich glaube alles verloren. Ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Adieu für immer!“ (Beilage 17.)

Er war zuſammengebrochen. Zu gewaltig waren die Schickſalsſchläge auf ihn eingeſtürmt. Das Glück ſchien ihn zu äffen. Erſt lockten die großen Hoffnungen, die ruſſiſchen Korps einzeln zu ſchlagen, und als dieſe zerronnen waren, ſchien ihm das Siegesglück am 12. herrlicher denn je zu lächeln, und im letzten Augenblick entglitt es ihm hohnlachend. Schier übermenſchlich waren die Anſtrengungen, die er ſich in dieſen Wochen zugemutet hatte. Seine Nerven waren völlig zerrüttet. Es gab für ihn kein Hoffen mehr. Die Abſicht, die er noch eben gegen d'Argens geäußert hatte für den Fall eines Unglücks, das ihn träfe, wollte er jetzt verwirklichen: nun wollte er dies qualvolle Daſein enden. Am 13. nahm er ſein Hauptquartier in dem gräflich Finckenſteinſchen Schloſſe zu Reitwein bei Küſtrin. Dort empfing er den leicht verwundeten General Finck und übertrug ihm den Oberbefehl. Er übergab ihm eine eigenhändige Inſtruktion, in der er ſeine letzten militäriſchen Dispoſitionen zu treffen gedachte: „Der General Fink krigt eine Schwehre Comission. Die unglükliche armée So ich ihm übergebe, iſt nicht mehr im Stande mit die Rußen zu Schlagen, Hadek wirdt nach Berlin Eillen, villeicht Laudon auch, gehet der general Fink dieße beide nach, So kommen die Rußen ihm im Rüken, bleibt er an der Oder Stehen, So krigt er den Hadek diß Seit, in deßen So glaube das wen Laudon nach Berlin wolte, Solchen könte er unterwegens attaquiren und Schlagen, Solches, wohr es gut gehet, gibt dem ungelük einen anſtandt und hält die ſachen auf, Zeit gewonnen iſt Sehr vihl bei

Figure 1: Ecce Homo, Antonio Ciseri, 1871

Ecce Homo (Latin for "Behold the man") is a phrase used in Christian theology to refer to Jesus Christ during the Passion, when he was presented to the people by Pontius Pilate, wearing a crown of thorns and a purple robe. The phrase is taken from the Vulgate translation of John 19:5, which reads: "Exivit ergo Jesus portans spineam coronam et purpureum vestimentum et dicit eis Pilatus ecce homo" ("Then Jesus came forth, wearing the crown of thorns and the purple robe. And Pilate said unto them, Behold the man!"). The scene has been frequently depicted in art, and the phrase has been used as the title of numerous paintings, sculptures, and other works of art.

Fig. 1. Ruins of the Temple of Jupiter Olympius, Athens.

Mr. Wilkins, in his Atlantica, has given a plan of the Temple of Jupiter Olympius, which is the largest temple in Greece, and was one of the most magnificent buildings of antiquity. It was begun by Pisistratus, but was not completed till the time of Hadrian, who dedicated it to Jupiter, and placed in it a statue of himself. It was of the Corinthian order, and had a double row of columns, which were 60 feet high, and 6 feet in diameter. Of these columns 15 are still standing, and 8 lie prostrate on the ground. The temple was 354 feet long, and 135 feet broad. Fig. 1 represents the ruins of this temple.

Berauſchung der Truppen durch Branntwein wollte er greifen, um ihnen zum Angriff auf die Ruſſen Mut zu machen. Denn es galt, der Vereinigung Sſaltykows mit Daun zuvorzukommen.

Da wandte ſich plötzlich das Blatt. Die Ruſſen gaben ihren Marſch auf Berlin auf; Sſaltykow war mißtrauiſch gegen die Öſterreicher geworden. Es kam ihm ſo vor, als wollten ſie ſich ſchonen und ihn die Arbeit verrichten laſſen. Er dachte aber genug geleiſtet zu haben mit den beiden Siegen bei Kay und Kunersdorf. Nun war ſeiner Auffaſſung nach an Daun die Reihe zu zeigen, was er könne. Die Verſuche Lacys, den Daun zu ihm geſchickt hatte, um ihn zum Marſch nach Schleſien zu beſtimmen, blieben erfolglos. Sſaltykow dachte nicht daran, ſeinen friſchen Ruhm, wie die Öſterreicher es wünſchten, wieder aufs Spiel zu ſetzen. Auch eine Beſprechung zwiſchen Sſaltykow und Daun ſelbſt am 22. Auguſt zu Guben brachte den Ruſſen nicht von ſeinem Eigenſinn ab. Daun ſeinerſeits verſpürte auch keine Luſt, Friedrich anzugreifen, um ſich den Weg nach Berlin zu bahnen. Die beiden Heerführer verſtändigten ſich ſchließlich dahin, Beobachtungsſtellungen einzunehmen.

Schier unfaßbar kam Friedrich dieſes Verhalten ſeiner Gegner vor. „Ich verkünde Ihnen das Mirakel des Hauſes Brandenburg," meldete er am 1. September an Heinrich, „in der Zeit, da der Feind nach dem Übergang über die Oder durch den Entſchluß zu einer zweiten Schlacht den Krieg beendigen konnte, iſt er von Müllroſe nach Lieberoſe marſchiert!"

Auch der Geiſt der preußiſchen Truppen wurde wieder beſſer. Sie ſangen:

Malheur, Malheur! Wir ſeynd geſchlagen!
Man waget es ſich kaum zu ſagen —
Friederikus, ſey man doch nicht bange!
Es währet ſolch Malheur nicht lange
Den Laudon kriegen wir ſchon noch.

Und ein anderes Soldatenlied dieſes Jahres lautete:

Friedrich, ob auch ſchon was krumm
Geh'n im Felde unſer Sachen,
Annoch ſtürzt nicht alles um,
Und wird ſchon ſich beſſer machen.
Glaube dieſes ſicherlich:
Kommt es wiederum zum Schlagen,
So verſchaffen wir dir ein' Sieg,
Daß dir ſoll das Herze lachen.

Friederikus, König, Herr,
Wovor wären wir die Preußen,
Wenn wir nicht verſtänden mehr
Unſer Feinde zu zerſchmeißen?
Mohrentauſendelement
Thu du uns nur kommandieren,
Wie man auf ein' Hochzeit rennt,
So woll'n wir an'n Feind marſchieren! —

Trotz der ſchlimmen Lage Friedrichs billigte Maria Thereſia das Verhalten Dauns und Sſaltykows. Zu furchtbar erſchien auch ihr der König trotz ſeiner Niederlage. Sie gab den Befehl, eine Schlacht mit ihm unbedingt zu vermeiden.

Während Daun und Sſaltykow die Hände in den Schoß legten, raffte ſich die Reichsarmee endlich einmal zu einer Tat auf. Wieder verproviantiert, drang ſie in das von

Erläuterungsblatt

zu dem

eigenhändigen Schreiben des Königs an den Minister Graf Finckenstein

am Abend nach der Schlacht bei Kunersdorf

12. August 1759.

Nach der Urschrift im Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

Digitized by Google

Übersetzung.

Ich habe heute morgen um 11 Uhr den Feind angegriffen. Wir haben sie bis zum Judenkirchhof bei Frankfurt getrieben. Alle meine Truppen sind ins Gefecht gekommen und haben Wunderdinge verrichtet. Aber dieser Kirchhof hat uns eine Unmenge von unseren Leuten gekostet. Sie sind in Verwirrung geraten. Ich habe sie dreimal gesammelt. Zum Schluß dachte ich selbst gefangen zu werden und war das Schlachtfeld zu räumen gezwungen. Mein Rock ist total durchlöchert, zwei Pferde sind mir getötet worden, mein Unglück ist es noch zu leben. Unser Verlust ist sehr bedeutend. Von einem Heer von 48000 Mann habe ich nicht mehr 3000. In dem Augenblick, da ich dies sage, steht alles und ich bin nicht mehr Herr meiner Leute. Man wird in Berlin gut tun an seine Sicherheit zu denken. Das ist ein grausamer Umschlag. Ich werde ihn nicht überleben. Die Folgen der Schlacht werden schlimmer sein als die Schlacht selbst. Ich habe keine Hilfsquelle mehr und, um nicht zu lügen, ich glaube alles verloren. Ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Adieu für immer!

Friedrich.

ce 12 prmb: g. 16ten Aug: 1759.

J'ai attaqué ce matin a 11 heures L'Ennemy
nous les avons poussé jusqu'au Cimetiere des
Juifs auprès de francfort, toute mes troupes
ont donné et ont fait des prodiges, mais ce Cimetiere
nous a fait perdre un prodigieux monde nos gens
se sont mis en Confusion je les ai ralliés trois
fois a la fin j'ai pensé etre pris moy meme
et j'ai été obligé de Ceder le Champ de bataille
mon habit est Criblé de coups, j'ai deux chevaux
de Tué, mon malheur est de Vivre encore
Notre perte est tres Considerable d'une
armée de 48 mille hommes je n'en ai pas 3. dans
Le moment que je parle tout fuit, et je ne
Suis plus Maitre de mes Gens, on fera bien
a berlin de pourvoir a la Surété C'est un
Cruel revers, je n'y Survivrai pas, les Suites
de t'affaire seront funestes que l'affaire meme
je n'ai plus de ressource, et a ce point meme
je Crois tout perdu, je ne Survivrai point
a La perte de ma patrie, adieu pour jamais.

Federic

Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin

Mark Twain, Hannibal, Missouri, 1885

Mark Twain, Hannibal, Missouri, 1885

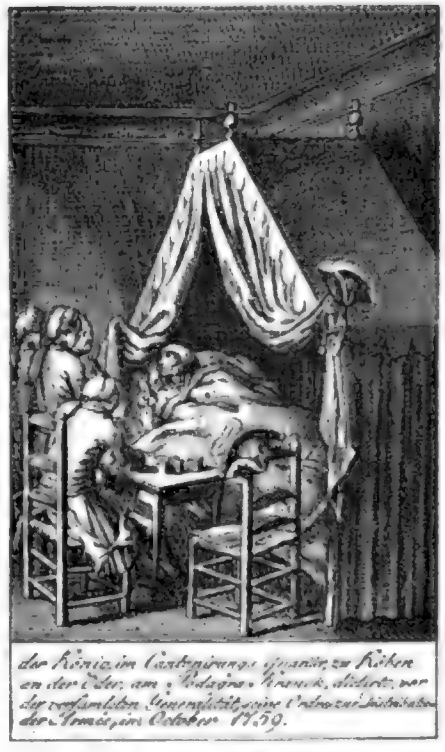
Die Schweden, die ſich aufs Neue vorgewagt hatten, wurden zur Peene zurückgetrieben. Auch eine Schlappe, die Hauptmann v. Köller als Kommodore einer kleinen, durch Kauffahrteiſchiffe und Küſtenfahrzeuge gebildeten Flottille mit 550 Mann Beſatzung am 10. September bei Neuwarp in ſiebenſtündigem Kampfe gegen vierzehn ſchwediſche Galeeren erlitt, bedeutete einen moraliſchen Erfolg der preußiſchen Sache. Offenbarten ſich hier doch vor allem Regungen des preußiſchen Nationalſinnes. Die Poeſie dieſer preußiſchen Seeſchlacht wird noch erhöht durch das fröhliche Nachſpiel, das ſie hatte, indem 160 Gefangene auf der Fahrt nach Schweden die ſchwediſche Bedeckungsmannſchaft überwältigten und nun in der Lage waren, ein ſchönes Schiff als Beute nach Kolberg zu führen.

In Sachſen befreite Wunſch auch bald Leipzig. „Gratulire zu die ſchöne Priſe," ſchrieb Friedrich dem General. Den Löwenanteil an der günſtigen Wendung der Dinge hatte Prinz Heinrich. In dieſer Lage, wo die preußiſchen Kräfte zu ſchwach waren, entſcheidende Schläge zu führen, bewährte ſich die methodiſche Kriegführung des Prinzen glänzend. Er wußte ſie mit unübertrefflicher Geſchicklichkeit zu handhaben. Daun hatte zuverſichtlich damit gerechnet, ihn zu vernichten. Als der Öſterreicher nach der Einnahme Dresdens ſich doch noch zum Marſch nach Berlin aufraffen wollte, nahm Heinrich ihm die Magazine in Böhmen weg und bewirkte dadurch, daß Daun eiligſt ſeinen Plan fahren ließ und umkehrte. Mittlerweile erhielt Heinrich vom Könige die Weiſung, dem General Wunſch, der noch zu ſchwach war, um der Reichsarmee Widerſtand leiſten zu können, zu Hilfe zu ziehen. Nun erfolgte der berühmte Marſch des Prinzen von Görlitz auf Torgau. Durch geſchickte Bewegungen wurde Daun überliſtet. Er ſah ſich genötigt, zur Rettung Dresdens herbeizueilen, und mußte infolgedeſſen den Plan, den er mit Sſaltykow verabredet hatte, Schleſien zu beſetzen, aufgeben. Sſaltykow, durch 12 000 Öſterreicher verſtärkt, fühlte ſich moraliſch noch zu einer Unternehmung gezwungen und gedachte daher Glogau zu nehmen. Dies wollte Friedrich um jeden Preis verhindern und kam, in Eilmärſchen herbeieilend, noch rechtzeitig an, um ſich ihnen bei Neuſtädtel in den Weg zu legen. Mit 21 000 Mann erwartete er am 25. September den Angriff von 50 000. Den Ruſſen war nicht geheuer zu Mute. Kaum glaublich kam es dem Könige vor, als er ſie ſeine Stellung erkunden ſah. „Dieſe Herren müſſen uns noch für fürchterlich halten," ſpottete er. Sie wagten richtig nicht anzugreifen. „Dieſer glückliche Tag iſt mir mehr wert als der glänzendſte Sieg," ſchrieb Friedrich hocherfreut. Am 26. Oktober zog Sſaltykow ſchließlich zur Weichſel ab, wodurch Laudon, von Friedrich höchſt witzig des „heiligen römiſchen Reiches Erzbärenführer" getauft, in eine üble Lage kam, da er den Rückmarſch auf Umwegen, gleichſam wie ein Geſchlagener, antreten mußte. Laudon war es freilich im Grunde ganz recht, daß die Ruſſen nicht nach Schleſien kamen, denn er war, wie Daun, entrüſtet über die ruſſiſche Kriegführung. Er hat kein Hehl daraus gemacht, daß die ſchleſiſche Bevölkerung, wenn die Ruſſen in ihre Provinz kämen und das Land nach ihrer Gewohnheit in eine Wüſte verwandelten, ſich immer mehr Öſterreich entfremden würde.

Nun war Schleſien gerettet. Es blieb dem Könige nur noch übrig, Dresden zurückzuerobern, um das Jahr nicht mit einer Gebietseinbuße abzuſchließen. Dann ſollte, ſo hoffte er, der Friede nicht mehr fern ſein: „Iſt der Feind einmal aus Sachſen ausgetrieben, ſo wird der Reſt nur einige Federſtriche koſten, das wird ſehr ſchnell gemacht ſein," ſchrieb er. Noch vor Kunersdorf hatte er in England ſeinen Wunſch nach Frieden ausdrücken laſſen. Jetzt merkte er, daß ſich auch in London Friedensabſichten regten. Schon rechnete er wieder mit Landgewinn, der ihm als unentbehrlicher Ausgleich für die Kräfteverluſte vorſchwebte. „Wäre ich Privatmann," ſchrieb er damals an d'Argens, „ſo gäbe ich für den Frieden alles hin; allein man muß den Geiſt ſeines Staates annehmen".

Die namenloſen Strapazen, denen er ſich unterworfen hatte, begannen jetzt ihre Wirkung zu äußern. Die Gicht lähmte ihm die linke Hand, den rechten Fuß und das rechte Knie. Oft war er Fieberanfällen ausgeſetzt. So ſchien es ihm erſt unmöglich, ſelbſt zur Befreiung Dresdens auszuziehen. An ſeiner Stelle wurde General Hülſen abgeſchickt,

und der König beſchäftigte ſich einſtweilen mit einer Arbeit über Karl XII. Seine Verwegenheit, bei Kunersdorf alle Reſerven einzuſetzen, hatte ihn hinterher ſelbſt nachdenklich geſtimmt. So wurde ihm dieſe Schrift von dem Gedanken, ſich zu prüfen, eingegeben. Er nahm ſich vor, fortan vorſichtiger mit dem Einſatz ſeiner Kräfte zu ſein. Lange ließ es ihn indes nicht in der militäriſchen Untätigkeit, die er ſich auferlegte. „Ich werde zu Ihnen fliegen auf den Flügeln der Vaterlandsliebe und der Pflicht, aber Sie werden nur ein Skelett, angefüllt mit gutem Willen, kommen ſehen," kündigte er dem Prinzen Heinrich an. In einer Sänfte getragen, brach er nach Sachſen auf. Am 13. November übernahm er, noch in der kläglichſten Körperverfaſſung, aber wenigſtens von der Lähmung befreit, wieder den Befehl über die vereinigte preußiſche Heeresmacht bei Meißen. Noch hatte er 50 000 Mann. In ſeiner feinen geiſtreichen Weiſe ſpendete er dem Bruder hohes Lob für ſeine geſchickten Manöver und ſiegreichen Gefechte: „Finden Sie nicht, daß ich zu Ihnen wie Pompejus komme? Lukullus hatte Mithridates faſt bezwungen, als Pompejus eintraf und ihm die Ehre ſeines Feldzuges raubte. Aber ich bin gerechter als jener hochmütige Römer und weit entfernt, Ihrem Ruhm zu ſchaden." Freilich hätte er es gern geſehen, wenn Heinrich eine Schlacht geliefert hätte, und darüber war es abermals zu einem gereizten Briefwechſel gekommen. Wer niemals wage, würde auch nichts Entſcheidendes erreichen, meinte Friedrich. Bitter, aber mit angenommener Ruhe, entgegnete der Prinz: „Ich bin ſehr ruhig, ich bemühe mich meine Pflicht zu tun, ich habe zu viel Zeugen, um die Ungerechtigkeit zu fürchten, und Mut genug, um die Verleumdung zu verachten."



182. Kalenderblatt von D. Chodowiecki

Daun verließ jetzt die Ebene bei Dresden. Friedrich dachte, er würde Sachſen überhaupt räumen, und hoffte, dann binnen kurzem Dresdens kleine Beſatzung zur Übergabe nötigen zu können. Vorerſt aber wollte er den Fabius Kunktator noch einmal gründlich zauſen, „Verwirrung, Beſtürzung und den Geiſt des Irrtums und Taumels in den Ratſchlag und die Entſchließungen der feindlichen Heerführer hineintragen."

Zu dieſem Zwecke ſollte eine Heeresabteilung unter dem General Finck Dauns Abzug durch einen Flankenmarſch beunruhigen. Der König ſelbſt wollte in einem Nachhutsgefecht den geweihten Mann „mit großen Tritten vor ſein Hinterteil hinausgeleiten". Prinz Heinrich entwarf den Plan zum Flankenmarſch, der vom König ſehr beifällig aufgenommen wurde. Friedrichs Maßnahmen waren ſämtlich von der höchſten Siegesgewißheit diktiert. „Wir haben gewankt und waren im Begriff zu fallen, aber trotz aller unſerer Unglücksfälle ſtehen wir wieder aufrecht da und befinden uns am Ende eines von Gefahren ſtarrenden Feldzuges, und zwar in derſelben Lage wie vor einem Jahre. Dieſes Wunder wird lediglich dem Ungeſchick und all den groben Fehlern unſerer Feinde gedankt." Noch am 21. November, rechnete er, müßte Daun aus Sachſen heraus ſein. Schon kündigte er Voltaire an, daß er ihm wieder ſchreiben würde, wenn er in Dresden einzöge. An d'Argens erging ein Brief voller Siegeszuverſicht mit einem Spottgedicht auf Daun.

Da aber kamen dunkle Gerüchte. Vor genau zwei Jahren war die Lage höchſt ähnlich, als Bevern bei Breslau geſchlagen wurde. Jetzt hieß es plötzlich, Finck ſei mit ſeinen

ſämtlichen Leuten in Gefangenſchaft geraten. Aus allen Hoffnungen jäh herausgeſchleudert, rief der König: „Mein Gott, iſt es möglich! ſoll ich denn mein Unglück mit mir nach Sachſen gebracht haben!“ Bald beſtätigte Fincks Bericht die Nachricht. Am 21. November 1759 hatte General v. Finck mit 14 923 Mann bei Maxen die Waffen geſtreckt.

Friedrichs Waffen war ein furchtbarer Schimpf widerfahren. Der Zorn des Königs war grenzenlos. Er ſchrieb dem General Finck: „Es iſt bis dato ein ganz unerhörtes Exempel, daß ein preußiſches Corps das Gewehr vor ſeinem Feind niedergeleget, von dergleichen Vorfall man vorhin gar keine Idee gehabt. Von der Sache ſelbſt muß Ich annoch Mein Judicium ſuspendiren, weil Ich die eigentlichen Umſtände, ſo dabei vorgegangen, noch gar nicht weiß.“ Selbſt Kaiſer Franz war das Verhalten Fincks unfaßbar: „Es iſt unbegreiflich,“ ſagte er, „daß ein ſolches Korps mit allen ſeinen Generalen ſich auf die Art ergeben hat; das iſt höchſt ſchimpflich für ſie und gleicht nicht den Preußen von früher.“

Zum Verſtändnis des Ereigniſſes und zur Entlaſtung Fincks muß hervorgehoben werden, daß der König den General ſelbſt durch allzu hoffnungsfreudige Berechnungen in eine ſchlimme Lage gebracht hatte. Zum mindeſten hätte Friedrich die Bewegungen Fincks mehr unterſtützen müſſen. Ungeſchicklichkeiten des Generals vergrößerten die Gefahr. Der mangelhafte Nachrichtendienſt der Zeit und die ſchlechten Verbindungen beſchleunigten es, daß Finck vollſtändig umzingelt wurde. Als Daun in eigener Perſon zum Angriff vorging, verlor der begabte preußiſche General, auf den auch Friedrich die größten Hoffnungen geſetzt hatte, ſtatt ſich grimmig zur Wehre zu ſetzen, Herz und Kopf. Mit ſeinen 15 000 Mann hätte er ſich wohl durch die 25 000 des Gegners durchſchlagen können. Auch ohne die Kapitulation hätte das Korps kein ſchlimmeres Los als die Kriegsgefangenſchaft ereilen können. Finck wurde ſpäter vor ein unter dem Vorſitz Zietens zuſammentretendes Kriegsgericht geſtellt, kaſſiert und zu einjähriger Feſtungshaft verurteilt, weil er es an der nötigen Umſicht und Entſchloſſenheit hätte fehlen laſſen.

Niemals hatten die Nörgler im Heere ſo viel Oberwaſſer als jetzt. Waren ſie doch überzeugt, daß lediglich der König an dem Unglück von Maxen die Schuld trage. Schwarzgallig ſchrieb Prinz Heinrich über ſeinen Bruder: „Von dem Tage an, da er zu meinem Heere geſtoßen iſt, hat er Unordnung und Unglück verbreitet; all meine Mühe in dieſem Feldzug und das Glück, das mich begünſtigt hat, alles iſt verloren durch Friedrich.“ Er ſprach von dem unzuverläſſigen Charakter des Königs und beſchuldigte ihn wiederum, der Urheber des entſetzlichen Krieges zu ſein: „Er hat uns in dieſen grauſamen Krieg geworfen, nur die Tapferkeit der Generale und der Soldaten kann uns wieder herausziehen“ (Beilage 18).

Die Waffenſtreckung bei Maxen war das ſchwerſte Unglück, das Friedrich im Siebenjährigen Kriege ereilt hat. Selbſt Kolin und Zorndorf hatten ihm nicht ſolchen Verluſt an Streitkräften verurſacht, und Friedrichs blutigſte Niederlage, die von Kunersdorf, hatte dem preußiſchen Waffenruhme ſchließlich nicht ſo ſehr geſchadet, als es erſt das Ausſehen hatte. Strategiſche Nachteile des Kunersdorfer Tages waren glücklich vermieden worden. Ja, Friedrich hatte trotz Kunersdorf Hoffnungen auf einen günſtigen Frieden und Gebietserwerb faſſen können. Am 12. Oktober hatte er ſeinen Geſandten in London beauftragt, eventuell die Abtretung der Niederlauſitz zu fordern, wofür der Kurfürſt von Sachſen mit Erfurt entſchädigt werden ſollte. Als eine andere etwaige Forderung bezeichnete er das polniſche Preußen bei Ableben des Königs von Polen. Am 30. Oktober regte er bei ſeinen Miniſtern Podewils und Finckenſtein wiederum Säkulariſationen für Preußen und Hannover an. Hannover ſollte Münſter und Osnabrück, Preußen Hildesheim erhalten. Er erwog Kleve, Geldern und Mörs, die ihm wegen ihrer Entfernung unſichere Beſitzungen waren, gegen Mecklenburg einzutauſchen, und abermals ſprach er ſeinen Wunſch aus, die Niederlauſitz zu erhalten, wofür Sachſen mit dem Eichsfeld und Erfurt entſchädigt werden ſollte.

All dieſe kühnen Erwartungen, Hoffnungen und Träume waren jetzt durch Maxen jählings zerſtört. Herzzerreißend waren die Klagen des Königs. Bekümmert hörten ihnen

Mitchell und Catt zu: „Das Unglück hat mich immer verfolgt, ich bin glücklich gewesen nur in Rheinsberg. Ich habe das Gefühl, als ob ich Ketten trüge.“ Am Tage des Eintreffens der Nachricht schrieb er an Finckenstein: „Ich habe das Herz so voller Amertume und Chagrin, daß es mir ganz ohnmöglich ist, heute etwas en chiffres zu schreiben.“ Gegen d'Argens ließ er sich aus: „Seit vier Jahren mache ich mein Fegefeuer durch; wenn es ein anderes Leben gibt, so wird der himmlische Vater mir das, was ich in diesem Leben gelitten habe, zu gute halten müssen.“

Wenn aber die Gegner sich jetzt Hoffnungen machten, daß Friedrich Sachsen räumen würde, so ließen sie den entscheidenden Faktor in der Tragödie dieses Krieges außer Rechnung: Friedrichs Standhaftigkeit. Darin lag großenteils das Geheimnis der Wunderkraft Friedrichs, auf die der englische Gesandte trotz aller Fährnisse seine Hoffnungen setzte. Mitchell weilte in den schlimmsten Tagen dieses Jahres in der Umgebung des Prinzen Heinrich, und ihn verdroß dort nicht wenig die Kritikasterei des schwarzsehenden Prinzen und seiner Adjutanten. „Indes,“ so schrieb er nach Hause, „der König von Preußen lebt, und so lange er lebt, wird er fortfahren Wunder zu tun.“ Die Entscheidung über den Feldzug lag für den König schon längst in der Magenfrage. Schon zu Anfang Oktober hatte er hoffnungsvoll erklärt: „Wir werden den letzen Scheffel Getreide und den letzten Taler haben.“ Auch jetzt vertraute er noch darauf: „Das letzte Bund Stroh und der letzte Bissen Brot sollen darüber entscheiden, wer von uns beiden in Sachsen bleiben wird!“

Ein neues Unglück bei Meißen, das dem General Diericke trotz entschlossener Gegenwehr zustieß, veranlaßte den König, sich von dem glücklicheren Herzog Ferdinand von Braunschweig Verstärkungen zu erbitten. Dieser sandte dreizehn Bataillone und neunzehn Schwadronen hannoverscher, braunschweigischer und hessischer Truppen unter dem Befehl des schon rühmlich hervorgetretenen Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig (Bild 183), des Sohnes der Schwester Friedrichs, Philippine Charlotte (Bild 184), die dem Sohne beim ersten Abschied die stolzen Worte mit auf den Weg gegeben hatte: „Ich verbiete Euch, wieder vor meine Augen zu treten, wenn Ihr nicht Taten getan habt, die Eurer Geburt und Eurer Verwandtschaft würdig sind.“ Mit den Verstärkungen vereinigt wollte Friedrich trotz der Bedenklichkeiten Heinrichs wieder zum Angriffe übergehen. Als er hörte, daß Daun um keinen Preis Sachsen räumen würde, meinte er noch gelassen: es sei besser, „eine unangenehme Wahrheit als eine angenehme Lüge zu erfahren“, und traf doch seine Anstalten zum Vorgehen gegen die feste Stellung Dauns bei Dippoldiswalde. Aber Schnee und Eis machten den Angriff unausführbar. Die armen preußischen Truppen mußten infolgedessen nach den beispiellosen Strapazen dieses Feldzuges auch noch schlechte Winterquartiere in den Kauf nehmen. Seiner Gemahlin schrieb Friedrich über die Aussichten: „Unsere Lage ist nicht anmutig und hat nicht den Anschein, es zu werden. Wir werden genötigt sein, den ganzen Winter einen Fuß im Steigbügel zu behalten, und folglich nicht ausruhen können.“ Dicht gedrängt wurden die Truppen in Dörfern zwischen Freiberg und Meißen untergebracht, und außerordentliche Vorkehrungen wurden getroffen, um eine Überrumpelung zu verhüten. Das Hauptquartier wurde in Freiberg aufgeschlagen. Daun bezog freilich noch engere Quartiere hinter dem Plauenschen Grunde und dem Tharandter Wald.

Des Königs Hauptaufmerksamkeit war jetzt auf den Fortgang der Friedensverhandlungen gerichtet, die mittlerweile angebahnt waren. Seine Sachen lagen in dieser Beziehung in den denkbar besten Händen. Denn die preußischen Vertreter in London, wo das entscheidende Wort fallen mußte, Knyphausen und Michell, waren Männer von Einsicht, Entschlußkraft und Verantwortlichkeitsgefühl, und noch stand der englische Staatsmann am Ruder, der mit freiem Blick die Verhältnisse übersah und mit dem realpolitischen Sinne eine vornehme Denkweise vereinigte. Schon im Mai, drei Monate vor Kunersdorf, hatte Friedrich in London vorstellen lassen, daß er auf einen Vertrag mit dem Sultan verzichten wolle, wenn England sich verbürgen wollte, im Laufe des Jahres einen „allgemeinen, ehren-

Fig. 1. Ganesha, Nepal, 11th century.

Ganesha, the elephant-headed god, is the son of Shiva and Parvati. He is the god of wisdom and learning, and is invoked at the beginning of any undertaking. He is also the god of obstacles, and can remove them or put them in the way. He is usually depicted with four arms, holding a rosary, an axe, a bowl of sweets, and a broken tusk. His vehicle is the mouse.

Sir Joseph Banks, Bart. K.B.

Born at Revesby Abbey, Lincolnshire, 1743. Died at Isleworth, 1820.

Banks was a wealthy landowner who had accompanied Cook on his first voyage in the Endeavour. He was President of the Royal Society for forty-two years and was a great patron of science. He was also a friend of George III and was responsible for the establishment of Kew Gardens as a botanical garden.

neutralen Boden Hollands durch den Prinzen Ludwig von Braunſchweig, der England ſowohl wie Preußen gleich ergeben war, den im Haag beglaubigten Vertretern Frankreichs, Öſterreichs und Rußlands der Antrag Großbritanniens und Preußens auf Einberufung eines Friedenskongreſſes überreicht. Den Text zu dieſer diplomatiſchen Note lieferten der Siegesjubel der Engländer über die lang erwartete Einnahme von Quebec am 13. September und die jetzt eben, am 20. November, erfolgte Vernichtung der letzten franzöſiſchen Flotte bei Quiberon.

In die Fanfaren von Quebec und Quiberon ſchallten nun aber dumpf die Chamadeſchläge von Maxen. Am ſelben Tage, wo Frankreichs Flotte bei Quiberon erlag, erlebte Öſterreich den Triumph des Finckenfangs.

Hohnlachend wies der ruſſiſche Kanzler Woronzow, der mit leidenſchaftlichem Eifer in Beſtuſhews Fußſtapfen als Schürer des Kriegs getreten war, unter dem Eindruck von Maxen den Gedanken des Friedenskongreſſes zurück. Öſterreich ſchwieg zunächſt. Frankreich jedoch, gedemütigt wie es war, verſtand ſich zu Flötentönen. Pitt ſchien es unter dieſen Umſtänden geraten, daß Friedrich direkt mit Verſailles anknüpfte, und Friedrich befolgte dieſen Rat.

Schon vorher war er über den Frieden mit Voltaire in eine Diskuſſion geraten. Voltaire hatte wieder einmal ſeine guten Dienſte als Vermittler angeboten. Darauf erging eins jener Schreiben Friedrichs an ihn, bei denen man nicht weiß, was reizvoller iſt, der überlegene Sarkasmus, mit dem er den aufdringlichen Mann höhnt, oder die Schmeichelei, mit der er deſſen Eitelkeit ſeinen Zwecken dienſtbar zu machen weiß: „Sie eifern für den Frieden, es würde Ihnen mehr geziemen, mit dieſer edlen Impertinenz, die Ihnen ſo wohl anſteht, gegen die zu ſchreiben, welche den Friedensſchluß verzögern, gegen alle dieſe Leute, die ſich in Konvulſionen und im Delirium befinden. Es wäre für die Geſchichte ein eigenartiger Zug, wenn man im neunzehnten Jahrhundert erzählte: Dieſer berühmte Voltaire, der zu ſeiner Zeit ſo viel gegen die Fanatiker und gegen den ſchlechten Geſchmack geſchrieben, er habe mit ſeiner Feder den Fürſten ihren Krieg ſo nachdrücklich verwieſen, daß er ſie zu einem Frieden beſtimmt und die Friedensbedingungen diktiert habe. Virgil begleitete den Mäcenas auf der Reiſe nach Brundiſium, wo Auguſt ſeinen Frieden mit Antonius ſchloß, und Voltaire, wird man ſagen, wurde der Lehrer der Könige wie der Lehrer von Europa, und zwar ohne daß er zu reiſen brauchte.“ Voltaire ſchrieb darauf an Choiſeul, und Choiſeuls ermutigende Antwort gab der Dichter an Friedrich weiter. Ganz artig, wie er geworden war, kleidete er ſein Vorgehen in die beſcheidenſte Form, indem er ſich mit der Maus verglich, die den Löwen aus der Schlinge errettete. Friedrich entgegnete zunächſt — es war im Oktober — der Wahrheit gemäß: „Meine Lage iſt nicht ſo verzweifelt, wie meine Feinde es ausſprengen.“ Er gab zu verſtehen, daß er ſich niemals zu Gebietsabtretungen herbeilaſſen würde: „Ich habe Ehre für zehn.“ Er würde ſich entehrt fühlen, wenn er eine ſolche Handlung beginge. Ein zweiter Brief Choiſeuls, in dem er noch deutlicher ſeine Friedensgeneigtheit bekundete, wurde von Friedrich mit dem Hinweis auf die zu Ryswijk zu erwartende Deklaration mit den Worten beantwortet: „Die Tür iſt geöffnet, wer da will, kann ins Sprechzimmer eintreten. An den Franzoſen, die von Natur beredt ſind, iſt es, zu ſprechen; uns ziemt es, ſie mit Bewunderung zu hören und in ſchlechtem Kauderwelſch, ſo gut wir es vermögen, zu antworten.“

Aber nach Maxen ſchwieg ſich Choiſeul Preußen gegenüber aus. Der Tag machte auf der ganzen Linie Friedrichs Hoffnungen zu nichte.

Als nun Pitt dem Könige den Rat erteilte, doch ſelbſt ſein Heil mit Frankreich zu verſuchen, entſchloß ſich Friedrich, den neunzehnjährigen Freiherrn v. Edelsheim, der ihm zu dieſem Zwecke von der Herzogin von Gotha empfohlen wurde, im Februar mit einem Schreiben an einen ihm bekannten Würdenträger nach Paris zu ſchicken, in dem er auseinanderſetzte: „Frankreich kann ſich mit Ehre und Vorteil aus ſeiner verdrießlichen Lage herausziehen, wenn es mit uns, England und unſeren Verbündeten einen Sonder-

and does not, as a rule, exceed 1 in. in length. The head is small, and the eyes are placed on the sides of the head. The mouth is small, and the lips are thin. The body is covered with a thin, smooth skin, which is usually of a dark colour. The fins are small, and the tail is forked. The dorsal fin is placed near the middle of the back, and the anal fin is placed near the tail. The pectoral fins are small, and the ventral fins are placed near the anal fin. The lateral line is distinct, and runs from the head to the tail. The scales are small, and are arranged in regular rows. The number of scales in the lateral line is usually about 30. The number of scales in the dorsal fin is usually about 10. The number of scales in the anal fin is usually about 10. The number of scales in the pectoral fin is usually about 10. The number of scales in the ventral fin is usually about 10. The number of scales in the tail is usually about 10. The number of scales in the head is usually about 10. The number of scales in the body is usually about 30. The number of scales in the whole fish is usually about 100.

Fig. 1.—Common Stickleback.

rung auf Einstellung der englischen Subsidienzahlung an Preußen aufgenommen wurde. Damit war bei der Haltung, die Pitt einnahm, die Friedensverhandlung gescheitert. Selten hat ein großer Staat eine sinnlosere Politik geführt, als das vom Grafen Kaunitz gegängelte Frankreich Ludwigs XV. Der üppigste aller Höfe sah sich gezwungen, wie der arme König von Preußen in den Tagen der äußersten Not, im Herbst 1757, aus finanzieller Bedrängnis sein Silbergerät in die Münze zu schicken. Selbst die schwelgerischen Grandseigneurs von Paris fühlten sich auf Veranlassung ihres Königs genötigt, von irdenem Geschirr zu speisen. Lange hielten sie es freilich nicht aus. Sogar die Pompadour war für den Frieden gewesen. Dem österreichischen Staatskanzler war der Verderb des Bundesgenossen, dessen Friedensbedürfnis er vollkommen anerkannte, höchst gleichgültig, wenn nur Preußen gedemütigt wurde. Mehr als die bloße Demütigung König Friedrichs heischte Rußland. Das war nach dem Unfall von Maxen am übermütigsten geworden und ging jetzt mehr wie je auf die Zerstückelung Preußens aus, die Österreich und Frankreich im dritten Versailler Vertrage vom 31. Dezember 1758 notgedrungen schon hatten fahren lassen. In einer an den französischen Gesandten gerichteten Note gab Elisabeth ihren festen Willen kund, nicht eher vom Kriege abzustehen, als bis der König von Preußen vernichtet sei. Rußland verlangte jetzt offen Ostpreußen, und der österreichische Botschafter in Petersburg, Esterhazy, war verwegen genug, am 1. April 1760 auf eigene Faust einen Vertrag zu unterzeichnen, durch den der Gebietsanspruch der Zarin anerkannt wurde. Schweren Herzens entschloß sich Maria Theresia zur Genehmigung des Schrittes ihres Vertreters. Nur wollte sie nun beim Frieden auch wirklich in den Besitz von Schlesien und Glatz gelangen, was nicht mehr ausdrückliche Bedingung im Versailler Vertrage vom 31. Dezember 1758 gewesen war.

Es war aber nicht so leicht, die Energie, die die Staatsmänner der Koalition gegen Preußen beseelte, auf die Feldherren zu übertragen. Entsprechend der von ihm verfolgten Politik verlangte Kaunitz von den Heerführern die Offensive. Ihm ergab es sich folgerichtig aus seiner politischen Tätigkeit, daß in der Kriegführung das einzige Mittel, um seinen Willen beim Gegner durchzusetzen, allemal die Vernichtung der feindlichen Streitmacht sei. Doch Daun war nicht geneigt, anzugreifen. Noch weniger Entschlossenheit verriet sein Generalquartiermeister Lacy. Der einzige österreichische General von Unternehmungsgeist war Laudon. Der machte geltend, daß das preußische Heer zwar immer noch besser sei als das österreichische, daß es aber nicht mehr mit dem von früher zu vergleichen wäre, und im übrigen hätte man jetzt eine so große numerische Überlegenheit. Er trat für Offensive ein, und seine Meinung drang durch.

Friedrich sah sich, nachdem er sich kein Hehl mehr daraus machen konnte, daß der Krieg weiter gehen würde, nach neuen Bundesgenossen um. Kein Mittel wollte er unversucht lassen, um sich dadurch zu stärken. Den Türken versprach er den Gewinn des Banats im Süden Ungarns mit seiner deutschen Bevölkerung für den Fall ihrer Beteiligung am Kriege. Aber auch diesmal war die Pforte nicht zu bewegen. Ebenso entzog sich Dänemark einer Teilnahme. Dort war die Strömung durchaus friderizianisch. Fouqué, der ja einst in dänischen Diensten gestanden hatte, hoffte schon im Juni des Jahres 1759 auf Parteinahme des Kopenhagener Hofes. Damals machte sich Friedrich indes noch keine Rechnung auf Hilfe von dort. Als nun aber Rußland seine Absicht auf Ostpreußen bekundete, wurde dem leitenden dänischen Minister, Bernstorff, unbehaglich zu

Mute. Darauf bot Friedrich den Dänen Subsidien und unter Umständen auch Begünstigung der dänischen Absichten auf den gottorpischen Anteil von Holstein, der sonst an den russischen Thronfolger fallen würde. Ihm schien es das kleinere Übel zu sein, wenn Holstein den Dänen, als wenn es den Russen gehörte. Da aber England sich auch damals nicht zu der Entsendung einer Flotte in die Ostsee verstehen wollte, fand Dänemark nicht die Kraft zu einem herzhaften Entschlusse.

In England selbst war Friedrichs Volkstümlichkeit arg im Sinken, seitdem das Glück nicht mehr an seine Fahnen geheftet war. Einst hatte Horace Walpole von Friedrich gesagt: „Es ist unglaublich, wie populär König Friedrich ist; außer einigen Leuten, die ihn und Pitt für ein und dieselbe Person halten, ist er auch dem Geringsten bei uns bekannt.“ Derselbe Walpole spottete nach Kunersdorf, Friedrich sei zu einem König von Küstrin herabgesunken, und gar nach Maxen erklärte er den König für Englands Unglück. Noch aber hatte Pitt die Macht. Herzog Ferdinands Heer wurde auf mehr als 90 000 Mann gebracht. Davon entfielen auf Hannover 37 000, Braunschweig 9300, Hessen 23 200, Schaumburg-Lippe 1190, und England selbst stellte ein ansehnliches Korps von 22 000 bis 23 000 Mann auf deutschem Boden. Da Englands Küsten nicht mehr bedroht waren, konnten die Truppen im Lande entbehrt werden.

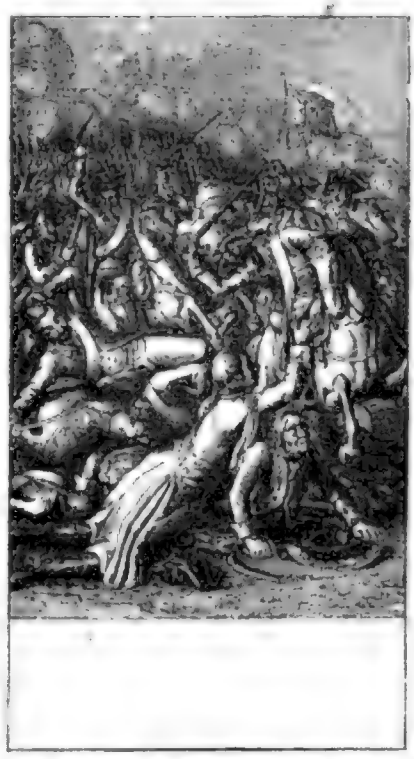
Friedrich seinerseits machte verzweifelte Anstrengungen, um sein eigenes Heer wieder auf eine achtunggebietende Höhe zu bringen. Er dachte für den Feldzug von 1760 außer den 40 000 Mann Garnisontruppen 120 000 Feldsoldaten aufzustellen. Es gelang ihm jedoch kaum wieder, die im Vorjahre noch erzielte Stärke von 110 000 Mann zusammenzubringen. Er hatte zu Anfang des Jahres wegen der zerrütteten finanziellen Verhältnisse in Frankreich stark auf Beendigung des Krieges gerechnet, und noch im März hoffnungsfreudig an Finckenstein geschrieben: „Es zeigt sich ein Schimmer von Hoffnung, der die ägyptische Finsternis durchdringt, und ich mache mich darauf gefaßt, daß der gute Genius, der über Preußen waltet, irgend ein Wunder vollbringt.“ Dann aber schwanden ihm alle Aussichten wieder, und er hielt seine Sache für verloren, weil die Kriegskunst und die Einsicht nichts gegen die Menge der Feinde vermöchte. Aber er wollte seine Pflicht tun und sein Leben so teuer wie möglich verkaufen. Mißmutig fand er sich darein, wiederum aus Mangel an Kräften in der Defensive bleiben zu müssen. Trotzdem glaubte er der Schlachten nicht entraten zu können, und gedachte die Gegner dazu wiederum zu zwingen, um nicht „sich auszuzehren und lebendigen Leibes zu verdorren“. Aus Kunersdorf hatte er sich die Lehre gezogen, daß es geboten sei, möglichst sparsam mit dem Menschenblute zu schalten. Dennoch eröffnete er jetzt seinen Generalen, „daß er in diesem Jahre mehr als gewöhnlich genötigt sein würde, starke Märsche zu machen, um den Feind zur Schlacht zu stellen“. Mit komischer Verzweiflung klagte er: „Der ewige Jude, wenn er je gelebt hat, hat nicht ein solches Landstreicherleben geführt wie ich. Man wird schließlich wie die Dorfschauspieler, die nicht Haus noch Herd haben; wir ziehen hin in alle Welt, um unsere blutigen Tragödien aufzuführen, wo es unseren Feinden gefällt, die Bühne aufzuschlagen.“ Er war geneigt, über das Truppenmaterial, das ihm zur Verfügung stand, sehr geringschätzig zu urteilen. Zu seiner Überraschung legten die Mannschaften aber bald Proben ihrer Bravour ab, so pommersche Musketiere in Oberschlesien. Er fühlte sich bewogen, den Tapferen seine Anerkennung auszusprechen, und schrieb dem Generalleutnant v. d. Goltz, der sich in dieser Zeit sein besonderes Vertrauen erwarb: „Mache Er die Officiers von Manteuffel ein Compliment in meinem Namen. Sie haben nach unserer alten Art agiret, wor Ehre bei ist, und nicht nach denen modernen infamen Exempels, die ich leider zur Schande von der Nation und der Armee habe erleben müssen.“ Am nächsten unter den Heerführern stand ihm damals Fouqué, der mit einer Abteilung von 10 000 Mann vor Landeshut postiert war. Ihm vertraute er ganz seine Gedanken über seine schlimme Lage nach Maxen und seine militärischen Pläne an. Bald sollte er auch der Mithilfe dieses alten Freundes beraubt sein. Als Laudon im Juni mit überlegener Streitkraft einen Vorstoß gegen ihn unternahm,

hielt es Fouqué für geraten, ſich behutſam in der Richtung auf Breslau zurückzuziehen. Friedrich, der noch immer keine beſondere Meinung von Laudons Kühnheit und Feldherrngabe hatte, war höchſt aufgebracht über Fouqués Abmarſch, zumal da der Oberpräſident Schlabrendorff ſich für ſeine Schleſier verwandte, die ein lautes Wehklagen darüber erhoben, daß man ſie dem Feinde preisgebe. In ſchroffer Weiſe wurde Fouqué angewieſen, Landeshut wieder zu nehmen. Eigenhändig ſchrieb der König dem alten Gefährten die bitteren Worte: „Meine Generale tun mir mehr Unbill als der Feind, weil ſie immer der Quere manövrieren.“ Fouqué kehrte ſofort um und ſuchte Friedrichs Befehl mit buchſtäblichem Gehorſam zu erfüllen. Nachgeſandte Direktiven des Königs, die ihm freieren Spielraum ließen, erreichten ihn nicht mehr, ähnlich wie die Weiſungen Friedrichs an Wedell vor Kay und die an Finck vor Maxen zu ſpät kamen. Er griff mit ſeinen 10 000 Mann die mehr als dreifache Übermacht Laudons am 23. Juni bei Landeshut an und wurde, wie natürlich, geſchlagen. Umringt, zeigte er ſich doch ganz anders als Finck, der zudem nicht entfernt ſolcher Übermacht gegenüber ſtand, ſondern ſetzte ſich mit Löwenmut acht Stunden hindurch zur Wehre. Seinen Reitern, ſechzehn Schwadronen, gelang es, ſich durchzuſchlagen. Aber fünfzehn Bataillone mit 68 Geſchützen wurden gefangen genommen, darunter der ſchwer verwundete Fouqué ſelbſt, deſſen Reitknecht Trautſchke ihn mit ſeinem Leibe gedeckt hatte (Bild 186).

So ließ ſich der neue Feldzug wieder höchſt unglücklich an. Immer mehr ſchien Friedrichs Stern zu ſinken. Der neue ſchwere Schlag beugte den König tief. Den Tag, an dem er die Nachricht empfing, war er vor Schmerz unfähig zu ſchreiben. Hatte er noch vor kurzem, als General Lacy ſeiner Umgarnung und einem Maxen entgangen war, halb ſcherzend in ſeinem Unmut zu Catt geſagt: „Ich hätte Luſt mich aufzuhängen! Haben Sie nie dieſe Luſt geſpürt? Sehen Sie mein Unglück, es verfolgt mich überall,“ und dem Vorleſer beim Weggehen lächelnd zugerufen: „Bringen Sie mir morgen einen Strick mit,“ ſo wiederholte er jetzt mit mehr Ernſt ſeine Geneigtheit, ſeinem Leben ein Ende zu machen. „Aber,“ ſo fügte er ſich bezwingend hinzu, „es gilt den fünften Akt bis zum Schluß zu ſpielen.“ Anfangs wollte er Fouqué Schuld geben; indes bald wurde er ihm gerecht. Wie einſt den Helden von Selmitz, ſo feierte er Fouqué als den preußiſchen Leonidas, der die Ehre der preußiſchen Waffen gewahrt habe. „Ich wünſche, Meſſieurs,“ erklärte er ſeinen Generalen, „daß wir alle bei ähnlicher Gelegenheit uns ebenſo benehmen mögen wie Fouqué!“

Durch die Vernichtung von Fouqués Abteilung war Schleſien von Truppen entblößt. Friedrich entſchloß ſich daher, mit der Hauptmacht ſeines eigenen Heeres aus Sachſen nach Schleſien zu marſchieren. Daun folgte ihm. Es gelang nicht, den Kunktator zum Schlagen zu bringen, vielmehr gewann Daun einen großen Vorſprung vor Friedrich. Die Ausſicht, das vereinzelte Korps Lacys vernichten zu können, veranlaßte Friedrich nunmehr, ſich gegen dieſen zu wenden. Doch Lacy ging auf Dresden zurück und ſtellte ſich hinter dem Plauenſchen Grunde auf. Jetzt lockte Friedrich der Gedanke, Dresden zu nehmen, deſſen Glacis frei geworden war. Aber die Stadt wurde tapfer verteidigt; trotz einer heftigen Beſchießung, bei der die Kreuzkirche einſtürzte und weitere vier Kirchen und über vierhundert Häuſer verbrannten, hielt ſie ſich. Der Kommandant wußte, daß Daun wieder zum Entſatz umkehrte. So ſah ſich Friedrich am 29. Juli gezwungen, die Belagerung aufzuheben. Ein neuer Unglücksſchlag war der Fall von Glatz am 26. nach nur fünftägiger Belagerung. Mit düſterer Gelaſſenheit meinte Friedrich zu ſeinem Vorleſer: „Das wird noch einen Monat ſo gehen, und dann werde ich den Purzelbaum ſchlagen.“ Aus den Denkwürdigkeiten, die er hinterlaſſe, würde ſeine Familie die Gründe ſeines Handelns erſehen. „Wenn ich Fehler gemacht habe, ſo bin ich eben ein Menſch. Um über einen Menſchen richtig zu urteilen, muß man ſich die ganze Lage, in der er ſich befindet, wohl vergegenwärtigen: man wird viel gelten laſſen, man wird viel verzeihen.“ Damals ſtarb auch ſein alter Podewils, mit dem er ſo viel durchgemacht und der ihm ſo treu gedient hatte. „Ich bedaure ſehr den armen Grafen Podewils,“ lautete ſein Nachruf auf ihn, den ein Brief an Finckenſtein enthält, „das war

ein Ehrenmann und ein guter Staatsbürger.“ Eichel bezeugt uns, daß das „Absterben“ des Miniſters dem Könige „ſehr nahe gegangen“ ſei. Durch das Unternehmen auf Dresden hatte Friedrich drei Wochen verloren. Er nahm nun den Marſch nach Schleſien wieder auf. General v. Hülſen blieb mit einer Abteilung bei Meißen zurück. Dem Könige folgten zwei öſterreichiſche Heere, Daun vor, Lacy hinter ihm, vorſichtig es vermeidend, dem ſchlagluſtigen Gegner zu nahe zu kommen.



186. Der Reitknecht Trautſchke deckt mit ſeinem Leibe den General Fouqué

Kalenderblatt von D. Chodowiecki

In Schleſien wurde währenddeſſen Breslau von Laudon belagert. In der Stadt befehligte General Tauentzien (Bild 187), der bei Kolin mit der Garde ſo mannhaft den Rückzug gedeckt hatte. Auch jetzt bewies er eine heroiſche Feſtigkeit, die ſeinen Sekretär Gotthold Ephraim Leſſing mit Bewunderung für ihn erfüllte. So konnte Prinz Heinrich, der mit einem Korps in der Neumark zur Beobachtung der ruſſiſchen Bewegungen ſtand, einem Befehle Friedrichs folgend, zum Entſatze der ſchleſiſchen Hauptſtadt herbeieilen. Anfangs hatte der Prinz gezögert, als er den Befehl erhielt, von Landsberg an der Warthe aufzubrechen. Da ſchrieb ihm Friedrich: „Unter den gegenwärtigen Umſtänden beſchwöre ich Sie noch einmal um Gottes Willen, Ihren Entſchluß zu faſſen und dann feſt dabei zu bleiben.“ Im Angeſichte der Gefahr war des Prinzen Entſchloſſenheit und Kühnheit gewachſen; ſeine große Umſicht und Geſchicklichkeit kamen hinzu und ſo manövrierte er ſich, ohne angegriffen zu werden, durch Sſaltykow und Laudon hindurch, auf Breslau. Laudon hielt es für geratener, trotzdem er allein dem Prinzen überlegen geweſen wäre, die Belagerung aufzuheben und ſich auf Daun zurückzuziehen. Daun, Laudon und Lacy zählten zuſammen allein 90000 Mann, denen Friedrich nur 30000 entgegenzuſtellen hatte. Mit dieſer Übermacht anzubinden verſpürte auch Friedrich nicht beſondere Neigung. Wie ſchon vor Kolin und vor Soor verlangte Maria Thereſia unter ſo vorteilhaften Umſtänden eine Schlacht und ſprach Daun wie bereits im Juni 1757 von aller Verantwortung frei. Daun war aber ängſtlicher wie je und durch allerhand Befehle aus Wien aus der Faſſung gebracht. Jedoch Laudon wurde angewieſen, den Feldherrn zum Entſchluß zu bringen, und Daun mußte ihm eingeſtehen, daß eine günſtigere Lage ſich kaum zu bieten vermochte. „Jetzt oder nie,“ konnte für die Öſterreicher die Loſung nur lauten. Zum erſten und letzten Mal in dieſem Kriege ſuchten ſie daher die Schlacht, um durch ſie Friedrich zu vernichten.

Die Stimmung im preußiſchen Lager war nicht gerade roſig. Man ſprach von einem Maxen, das nun dem König ſelber drohe. Auch Friedrich war entſcheidungsſchwer zu Mute. „In wenigen Tagen, glaube ich, wird der Hader zwiſchen Rom und Karthago entſchieden ſein,“ ſchrieb er an Finckenſtein, der nun allein die Geſchäfte eines auswärtigen Miniſters verſah. Durch Kreuz- und Quermärſche ſuchte er die Gegner in Verwirrung zu bringen. In der Frühe des 15. Auguſt dachten die öſterreichiſchen Feldherren indes den König in ſeinem Lager bei Liegnitz umgarnen zu können. Sie beſchloſſen ihn alle drei gleichzeitig anzugreifen, Daun in der Front, Lacy in der rechten und Laudon in der linken Flanke. Diesmal ließ es Friedrich nicht zu einem Hochkirch kommen. Er hatte auch ſeine

187. **General von Tauentzien**
Nach einem alten Kupferſtich

Marſchrichtung zu verdecken wie damals, denn es war für die Öſterreicher ganz klar, daß der König ſich mit dem Prinzen Heinrich zu vereinigen ſuchte und daher in der Richtung auf Breslau marſchieren mußte. Außerdem zwang der Mangel an Vorräten den König ſein Lager zu ändern. Noch ohne Kenntnis von dem Vorhaben ſeiner Gegner, wollte er abmarſchieren, als ihm am Nachmittag des 14. ein Überläufer verriet, daß Daun und Lacy ihn am nächſten Tage angreifen würden. Von Laudon erfuhr er nichts. Die Meldung veranlaßte ihn am Abend des 14. aufzubrechen, um die Straße nach Breslau zu gewinnen und ſich um jeden Preis in der Richtung nach Parchwitz durchzuſchlagen. Huſaren, von Bauersleuten unterſtützt — hier war man ja unter den treuen Schleſiern — mußten die Nacht hindurch Wachtfeuer unterhalten, um die Gegner zu täuſchen. Während des Aufmarſches der Truppen legte ſich der König hinter Pfaffendorf vor dem Grenadierbataillon Rathenow am Wachtfeuer, in ſeinen Mantel gehüllt, zur Ruhe nieder. Da kommt der Major v. Hundt angeritten und meldet, der Feind ſei da, in großer Stärke, wo man ihn gar nicht vermutet hatte (Bild 188). Es muß Laudon ſein.

Der war es denn auch. Mit 32000 Mann ſtieß er unverſehens auf Friedrichs ganzes Heer, das ihm annähernd gleich an Stärke war. Da der König aber auch einen Angriff Dauns mit dem Hauptheere zu gewärtigen hatte, ſo mußte er eine doppelte Front bilden. Zieten erhielt Befehl, mit dem rechten Flügel ſtehen zu bleiben, um nötigenfalls Daun den Übergang über das Schwarzwaſſer ſtreitig zu machen. Der König ſelbſt vollzog mit dem linken Flügel ſchnell eine Linksſchwenkung auf den Rehberg bei Bienowitz zu, um dem Gegner die Flanke abzugewinnen. Die Schnelligkeit ſeines Entſchluſſes entſchied den Tag. Hätte er gezögert, ſo wäre das preußiſche Heer überrannt worden. So aber waren Friedrichs Truppen aufgeſtellt, ehe Laudon ſeine Schlachtordnung formieren konnte.

Laudon griff an, da er auf Dauns Unterſtützung rechnete, und konnte dem ihm entgegentretenden linken preußiſchen Flügel eine große Übermacht entgegenſtellen. Ein harter Kampf, bei dem Reiter und Fußvolk auf preußiſcher Seite ſich gegenſeitig wirkſam unterſtützten, entbrannte bei Bienowitz. Doch wurde die preußiſche Linke etwas zurückgedrängt. Die preußiſche Schlachtlinie bildete ſo ſchließlich einen ſtumpfen Winkel mit dem Scheitel bei dem Dorfe Panten. Hier hielt Graf Karl zu Wied die preußiſche Sache, indem er die Regimenter Wedell und Altbraunſchweig — es waren Märker und Magdeburger — zum Ausharren an dem bedrohten Punkte anſpornte. Wäre hier die preußiſche Linie durchbrochen worden, ſo hätte es Friedrich ſchlimm ergehen können. Auch die preußiſchen Geſchütze wirkten gut. Schließlich gelang es dem Oberſtleutnant v. Möllendorff mit einem Bataillon Garde, das Dorf Panten in Brand zu ſtecken und dadurch dem Vordringen der Öſterreicher an dieſer Stelle Halt zu gebieten. Auch bei Bienowitz gaben die Öſterreicher bald den Kampf auf. An eine Verfolgung konnte Friedrich nicht denken, da er auf der Hut vor den beiden andern Heeren ſein mußte.

Daun war nicht zum Angriff geſchritten. Als er das preußiſche Lager nachts um zwei Uhr leer fand, hatte er nach Beſetzung von Liegnitz über das Schwarzwaſſer gehen

Fig. 1. Ultrasonic image of the fetal head in the transverse plane. The arrow indicates the midline echo.

Fig. 2. Ultrasonic image of the fetal head in the transverse plane. The arrow indicates the midline echo.

Vaterland!“ (Bild 190.) Den König übermannte die Rührung bei dieſen Worten. Mitchell, der wieder bei der Schlacht zugegen war, meinte, daß der Sieg ein Werk der Vorſehung ſei. Friedrich, der ſich öfter mit ihm über das Thema des Waltens der Vorſehung unterhalten hatte, lächelte und meinte: „Ich ſehe, daß wir in dieſem Punkte nicht völlig einig ſind, aber da Sie es wollen, ſo mag dem jetzt alſo ſein.“ An d'Argens aber ſchrieb er: „Gott iſt in den Schwachen mächtig: dieſe Worte wiederholte uns der alte Bülow jedesmal, wenn er uns die Schwangerſchaft der Kurprinzeſſin von Sachſen ankündigte, und ich wende dieſes ſchöne Diktum auf unſere Armee an. Fürwahr ein großer Vorteil, den wir uns nicht verſprechen durften. Mir ſind der Rock und meine Pferde verletzt, ich ſelbſt bin bis jetzt unverwundbar. Niemals haben wir größere Gefahren beſtanden, niemals ärgere Strapazen gehabt.“ In einem Briefe an Ferdinand von Braunſchweig gedachte er gleichfalls des Wortes des ſächſiſchen Geſandten in Berlin, Grafen Bülow.

Wie ſo oft, ſo hatte auch bei Liegnitz die ſchnelle Entſchlußkraft des Königs den Preußen den Sieg verſchafft. Ähnlich wie bei Roßbach hatte er durch ſeine ſchnelle Gegenbewegung die feindliche Umgehung abgewehrt und die Gegner in ungünſtige Lage gebracht. Der ſtrategiſche Gewinn des Tages war die Freilegung des Weges nach Breslau. Moraliſch erſtritt der König aber einen noch viel größeren Erfolg. Denn jetzt ſchrieb er den Gegnern trotz deren ungeheurer Überlegenheit nicht nur die Bewegungen vor, ſondern vor allem war der Unternehmungsgeiſt, den Daun bei Liegnitz gezeigt hatte, völlig erloſchen.

Noch einmal gab es indes einen furchtbar aufregenden Augenblick für den König gleich nach der Schlacht. In Parchwitz erhielt er die Kunde, daß der ruſſiſche General Tſchernyſchew mit einem Korps von 20 000 Mann die Oder überſchritten hätte. Da das öſterreichiſche Heer ihm auf den Ferſen folgte, ſo geriet Friedrich in die Gefahr, zwiſchen zwei Feuer genommen zu werden. Sein erfinderiſcher Geiſt ſuchte ſich durch eine Kriegsliſt zu helfen, indem er den Koſaken Tſchernyſchews einen Bericht mit übertriebenen Angaben über die Niederlage der Öſterreicher in die Hände ſpielen ließ. Deſſen hätte es aber garnicht mehr bedurft. Denn ſobald als Tſchernyſchew erfahren hatte, daß Laudon geſchlagen ſei, machte er ſich ſo ſchnell wie möglich wieder auf das rechte Ufer der Oder und brach die Brücke hinter ſich ab. Nun zog ſich auch die geſamte öſterreichiſche Macht in der Richtung nach dem Gebirge zurück.

Am 18. Auguſt reichte Friedrich ſeinem Bruder bei Breslau die Hand. Die Bevölkerung jubelte und bewirtete ſeine Truppen feſtlich. Der Zweck des Zuges aus Sachſen war glänzend erreicht: die Truppen verſorgt, Schleſien gerettet und die Vereinigung der Ruſſen und Öſterreicher verhindert. Noch zu Ausgang des Feldzuges von 1758 hatte der franzöſiſche Militärbevollmächtigte im öſterreichiſchen Hauptquartier, General Montazet, gemeint, der König von Preußen ſei lediglich ein tollkühner Haudegen, deſſen Stärke nur in ſeinem Heere liege; man würde ihn nur durch den Angriff auf ſein Heer in offener Schlacht kampfunfähig machen oder der Krieg könnte noch zehn Jahre dauern. Jetzt war der kecke Franzoſe ſchon etwas anders geſtimmt. Elektriſiert von der Perſönlichkeit des Königs, ſchrieb er drei Tage nach Liegnitz aus Dauns Hauptquartier: „Man hat gut reden, daß der König von Preußen ſchon halb zu Grunde gerichtet iſt, daß ſeine Truppen nicht mehr dieſelben ſind, daß er keine Generale hat: alles das kann wahr ſein, aber ſein Geiſt, der alles belebt, bleibt immer derſelbe, und unglücklicherweiſe bleibt der Geiſt bei uns auch immer derſelbe.“ Im Lager der Koalition äußerte ſich der lebhafteſte Unwille gegen Daun. Auch Laudon ſchalt heftig. Spottbilder und Pasquille auf den Zauderer erſchienen. Aber Maria Thereſia und Kaunitz verteidigten den Feldmarſchall. Die Namen Kolin, Hochkirch und Maxen waren der Kaiſerin-Königin ſtolze Erinnerungen, und ſie hielt darum feſt an dem, dem ſie ſie verdankte. Immerhin ſuchte ſie Daun zu neuen Unternehmungen anzufeuern. Fiel doch gerade zu dieſer Zeit ein Brief Friedrichs an d'Argens in die Hände der Öſterreicher, in dem der König ſich überaus peſſimiſtiſch ausließ: „Ehedem“, ſagte er darin, „würde die Begebenheit vom 15. Auguſt viel entſchieden haben; jetzt

Erläuterungsblatt

zu dem

eigenhändigen Briefe Friedrichs an seinen Bruder Heinrich

vom 14. Dezember 1759

und Prinz Heinrichs eigenhändiger Bemerkung dazu.

Nach der Reinschrift im Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

Übersetzung des nebenstehenden Briefes Friedrichs an seinen Bruder Heinrich.

Mein lieber Bruder! Ich kann die von Ihnen getroffenen Maßnahmen nur billigen. Den Soldaten muß Erleichterung geschaffen werden soweit dies in unsrer Macht steht. Hier ist Schnee in solchen Massen gefallen, daß er unübersteigbare Barrieren gegen das Fortwüten dieses grausamen Krieges aufrichtet. Wenn das so anhält, wird kein Mensch vordringen können. Die mir zugegangenen Nachrichten sind so unbestimmter Art, daß ich es gar nicht wage, sie Ihnen mitzuteilen, aber das glaube ich versichern zu dürfen, daß es bei diesem Zufalle dem Feinde unmöglich sein wird, sich ungeschwächt in Sachsen zu behaupten. Die Notwendigkeit, die stärker ist als der Hofkriegsrat zu Wien, wird ihn zwingen, die Position aufzugeben. Man könnte in der Lage, in der wir uns befinden, die Geduld verlieren, aber das würde zu nichts führen und so bleibt nichts weiter übrig als sich in Geduld zu fassen.

Ich erwarte Ihre Antwort auf meinen Brief von heute morgen und bin in größter Zuneigung, mein lieber Bruder,

Ihr getreuer Bruder und

Diener

Friedrich

Übersetzung der nebenstehenden eigenhändigen Bemerkung des Prinzen Heinrich auf obigem Brief des Königs.

Dieser Brief, der wie immer von einem chiffrierten Briefe begleitet war, wurde am 13. Dezember aus Freiberg geschrieben, wo der König war. Ich habe ihn in Unkersdorf empfangen, wo mein Quartier war. Ich traue diesen Nachrichten in keiner Weise; sie sind immer widerspruchsvoll und ungewiß wie sein Charakter. Er hat uns in diesen grausamen Krieg geworfen, die Tapferkeit der Generale und Soldaten allein kann uns da heraus ziehen. Seit dem Tage, an dem er zu meinem Heere gestoßen ist, hat er Unordnung und Unglück verbreitet; alle meine Mühen in diesem Feldzuge und das Glück, welches mir beigestanden hat, alles ist verloren durch Friedrich.

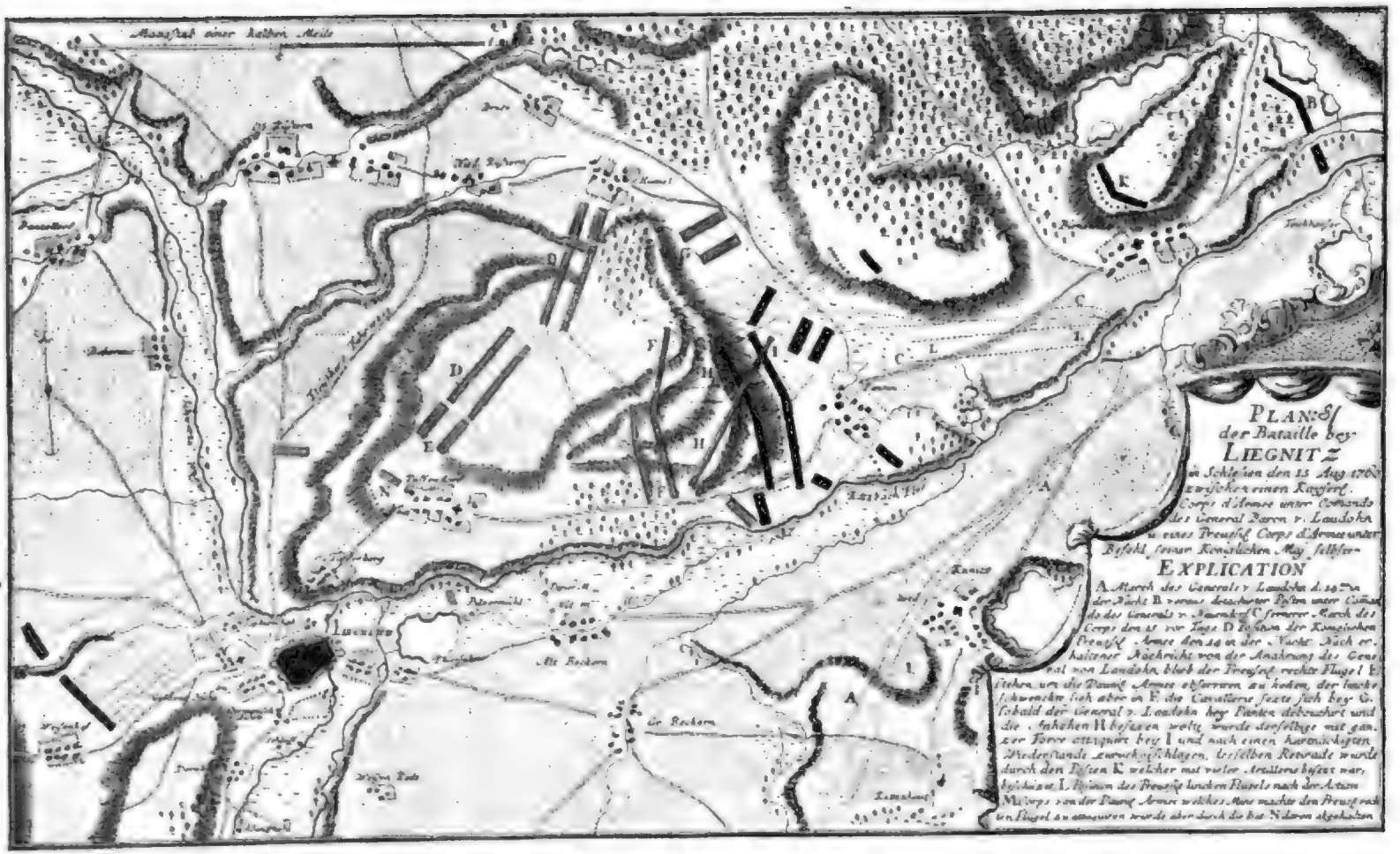
Mon cher frere. Je ne puis qu'approuver les Mesures que vous avez pris, il faut soulager le Soldat autant que cela depend de nous, la Neige est tombée ici en si grande abondance qu'elle met des barrieres Insurmontables aux acharnement cruel de cette Guerre, si cela Continües personne ne pourra avancer, j'ai des Nouvelles si incertenes que je n'ause pas vous les Comuniquer, cependant j'ause vous assurer qu'il Sera Impossible a L'Enemy de se maintenir en force en Saxe depuis La chute des Neges, La Neccessité plus forte que le Conseil de Guerre de Vienne les obligera a quitter la partie, il n'y a rien de plus simple que de s'impatienter dans la Situation ou nous nous trouvons, mais cela ne sert de rien, et il n'en faut pas Moins avoir patience.
J'attens Votre reponse sur ma lettre de ce matin, et je suis avec La plus tendre estime

Mon cher frere

Votre fidele frere
et serviteur
Federic

Cette lettre a été jointe dans cette enveloppe avec une lettre en chiffre qui arrivé le 16 de Juillet de Fraiberg en Misnie. Le Roi se trouvait à Meissen et a mis à cheval pour aller à la rencontre de la Reine, elle vint toujours contre d'Elsnitz, est ainsi tout a fait manqué

Digitized by Google



189. Plan der Schlacht bei Liegnitz

Nach einer zeitgenössischen Darstellung

190. Nach einer Zeichnung von C. Hampe, gestochen von Ringk

ist dieses Treffen nur eine leichte Schramme. Eine große Schlacht ist erforderlich, um unser Schicksal zu bestimmen. Nie in meinem Leben bin ich in einer so kritischen Lage gewesen, als in diesem Feldzuge. Es sind Herkulesarbeiten, die ich endigen soll, und zwar in einem Alter, wo die Kräfte mich verlassen, wo die Kränklichkeit meines Körpers zunimmt; und, um die Wahrheit zu sagen, wo die Hoffnung, der einzige Trost des Unglücklichen, selbst anfängt mir zu fehlen." Diese Verzweiflung des Königs an der Überwindung der Hindernisse, die ihm jetzt selbst als Herkulesarbeiten erschienen, gab dem Wiener Hofe Mut. Unter dem Vorsitz Maria Theresias entschied sich ein Kriegsrat dahin, daß noch in diesem Jahre die Lage durch eine mutige Unternehmung auszunutzen sei. Dann erkannte an, daß „decisive Operationes" erforderlich wären, und beteuerte: „Gott weiß, daß ich Tag und Nacht danach strebe; mithin wolle nur seine Barmherzigkeit mich mehrers als bishero dazu erleuchten, wozu ich Tag und Nacht seine Allmacht anrufe."

Auch Friedrich dachte im Kampfe gegen die Österreicher die Entscheidung herbeizuführen, während Prinz Heinrich der Ansicht war, daß mehr auf die Russen zu achten wäre. Es kam darüber zu einer Auseinandersetzung zwischen dem Könige und seinem Bruder, die damit endigte, daß der Prinz sich verstimmt vom Heere zurückzog und zu längerem Aufenthalte nach Breslau ging. Es verwundete Friedrich auf das tiefste, daß der einzige seiner nächsten Blutsverwandten, der fähig war, ihm zu helfen, sich in dieser Notlage versagte. Statt Heinrichs wurde der Generalleutnant v. d. Goltz mit dem Befehl über ein Beobachtungskorps von 10—12 000 Mann gegen die Russen zurückgelassen. Mit der Hauptmasse der preußischen Truppen, etwa 50 000 Mann, wandte sich Friedrich nach Schweidnitz und bezog, nachdem er vergeblich während des Marsches eine Schlacht herbeizuführen ge-

hofft hatte, am 3. September ein Lager zwiſchen Bunzelwitz und Striegau. In der Nähe dieſes Aufenthaltes fand er abermals Sammlung. Er wappnete ſich mit neuer rückſichtsloſer Entſchloſſenheit. Damals entfloß ſeiner Feder in einem Briefe an d'Argens der erhabene Satz: „Es iſt nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Schuldigkeit tue und für mein Vaterland kämpfe, um es, womöglich, noch zu retten.“ Ein neues Hochkirch, das ihm die öſterreichiſchen Generale nach langer Scheu vor einer Schlacht zu bereiten gedachten, wußte er abermals glücklich zu vermeiden. Daun, dem von allen Seiten lebhaft zugeſetzt war, daß er „große, herzhafte und vigoureuſe“ Entſchlüſſe faſſen ſollte, fürchtete bereits, daß ihm in dieſem Jahre kein Schlag mehr gelingen würde. Da wurde ihm aus dem ruſſiſchen Hauptquartier der Vorſchlag gemacht, mit ruſſiſchen Truppen zuſammen Berlin zu überrumpeln. Jetzt zeigte ſich, daß Prinz Heinrich recht gehabt hatte, als er ſeinen Bruder vor den Ruſſen warnte, die unmöglich den Feldzug mit dem Abzug von Breslau beendigen würden. Der öſterreichiſche Feldmarſchall griff den Gedanken der Ruſſen mit Eifer auf. So wurden Totleben und Tſchernyſchew mit 23 000 Ruſſen und Lacy mit 18 000 Öſterreichern zu einer Bewegung auf die preußiſche Hauptſtadt ausgeſchickt. Da Daun Laudon haßte, ſo gönnte er ihm nicht die Ehre des Unternehmens, obwohl Laudon geeigneter geweſen wäre, als Lacy.

Am 3. Oktober erſchien Totleben mit ſeinem Vortrabe vor dem Kottbuſer Tor auf den Rollbergen. Diesmal war die Verteidigung Berlins in guten Händen. Denn hier heilte gerade noch Seydlitz ſeine Kunersdorfer Wunde aus, und außerdem war der Feldmarſchall Lehwaldt zur Stelle, der gelobte, „den Reſt ſeiner alten Tage“ für Berlin und den König einzuſetzen. Als Totleben zur Übergabe aufforderte, bekam er eine kecke Antwort zu hören, die nach Seydlitz klingt. Mit drei Garniſonbataillonen und vierzig Huſaren wurde ein Sturmverſuch der Ruſſen am Halliſchen und Kottbuſer Tor abgeſchlagen. Eine Beſchießung in der Nacht zum 4. Oktober ſchadete nicht viel. Unterdes eilten aus Pommern Prinz Friedrich Eugen von Württemberg (Bild 191), von der Elbe das Hülſenſche Korps zur Unterſtützung herbei: bald waren 16 000 Preußen in Berlin vereinigt. Aber die Angreifer verfügten mittlerweile über mehr als 40 000 Mann. Außerdem drohten die Schweden, die Reichsarmee bei Treuenbrietzen und die ruſſiſche Hauptarmee bei Landsberg an der Warthe. Vom Könige hatte man keine Nachricht. Es ſchien alſo unſinnige Verwegenheit, wollte man den Widerſtand noch fortſetzen. Schwer fügten ſich die tapferen Führer dieſer Erkenntnis. Der Prinz von Württemberg wollte bis zum letzten Augenblick noch angreifen. Um die Garniſon zu erhalten, marſchierten die Generale mit dieſer in der Nacht zum 9. nach Spandau. Dem zurückbleibenden Kommandanten, General Rochow, der bei Hadiks Handſtreich vor drei Jahren eine wenig rühmliche Rolle geſpielt hatte, blieb das Odium, die Stadt zu übergeben. In der Frühe des 9. Oktober rückten die Ruſſen ein. Totleben benahm ſich menſchlich. Der Bürgerſchaft wurde eine Kontribution von 1 700 000 Talern auferlegt, die Friedrich ihr ſpäter erſetzte. Daß die Summe nicht höher ausfiel, war zum Teil der Verwendung Gotzkowskys zu danken: nützlich erwieſen ſich auch die Vorſtellungen des holländiſchen Geſandten bei dem ruſſiſchen Befehlshaber zur Schonung der Stadt. Immerhin kam es doch zu einigen Plünderungen ſeitens der Ruſſen. So wurde vor allem das Zeughaus ausgeräumt. Schlimmer benahmen ſich die Öſterreicher. Sie ſind es geweſen, die die Zimmer der Königin zu Schönhauſen und vor allem das Charlottenburger Schloß in der roheſten Weiſe vor den Augen ihrer Offiziere verwüſteten. So gingen die hier aufgeſtellten Stücke der herrlichen Polignacſchen Sammlung antiker Bildwerke zu grunde, ſo wurden die reizvollen Bilder Watteaus und Lancrets daſelbſt zerſtört oder geraubt. Aber nur wenige Tage währte der ſchreckliche Beſuch. Es erſcholl die Kunde: König Friedrich kommt! Da zogen am 11. Oktober die Öſterreicher, am 12. und 13. die Ruſſen davon.

In der Tat war der König auf die Meldung, daß Berlin bedroht ſei, am 7. Oktober aufgebrochen, um der Hauptſtadt eiligſt Hilfe zu bringen. Bei Lieberoſe erfuhr er am 15.

daß die unholden Gäſte wieder abgezogen ſeien, und nun wandte er ſich nach Sachſen. Daun war ihm, wie ſich's verſteht, auf dem Fuße gefolgt und vereinigte ſich am 22. Oktober mit Laey bei Torgau. Friedrich zog dafür Hülſen bei der Mündung der Mulde in die Elbe an ſich. Er war wieder in der trübſeligſten Stimmung; noch ehe er von der Bedrohung Berlins wußte, hatte er an Heinrich geſchrieben: „Wenn wir unterliegen, ſo haben wir unſern Untergang von dem infamen Maxener Abenteuer herzuſchreiben.“ Die Verſtimmung zwiſchen den beiden Brüdern wurde immer bekannter und machte den peinlichſten Eindruck. Verwundert notierte Catt: „Die Menſchen ſind ſeltſam, es bereitet ihnen ein Vergnügen, den König herabzuſetzen, um den Prinzen in die Höhe zu heben, und umgekehrt.“ Eichel ſchrieb über die Umgebung des Prinzen nach den Berliner Ereigniſſen: „Es kann ſein, daß Leute dorten ſeind, die aus einem beſondern Mécontentement des Königs Sachen ſchon lange als verloren angeſehen haben und daher deren vermeintliche Pénétration flattiret ſehen, wenn die Sachen übel gehen.“ Dem Marquis d'Argens, der den König zu tröſten verſuchte, antwortete Friedrich am 28. abweiſend: „Ich für mein Teil betrachte den Tod als Stoiker. Niemals werde ich den Augenblick erleben, der mich zwingen ſoll, einen unehrenhaften Frieden zu ſchließen; keine Unterredung, keine Beredſamkeit können mich dahin bringen, meine Schande zu unterzeichnen. Entweder werde ich mich begraben laſſen unter den Trümmern meines Vaterlandes, oder, wenn dem Unglück, das mich verfolgt, dieſe Tröſtung noch zu ſüß erſcheint, ſo werde ich ſelber meinen Leiden ein Ziel ſetzen, wenn es nicht mehr möglich ſein wird, ſie zu ertragen. Ich habe gehandelt und werde zu handeln fortfahren nach dieſer inneren Stimme und dem Ehrgefühl, die alle meine Schritte lenken; mein Verhalten wird zu jeder Zeit mit dieſen Grundſätzen übereinſtimmen. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, mein reiferes Alter meinem Vaterlande geopfert habe, glaube ich das Recht erworben zu haben, über mein Alter frei zu beſtimmen. Ich habe es Ihnen geſagt und wiederhole es: nie wird meine Hand einen demütigenden Frieden unterzeichnen. Und ſo will ich dieſen Feldzug beenden; entſchloſſen, alles zu wagen und die verzweifeltſten Dinge zu verſuchen, um zu ſiegen oder ein Ende mit Ruhm zu finden.“

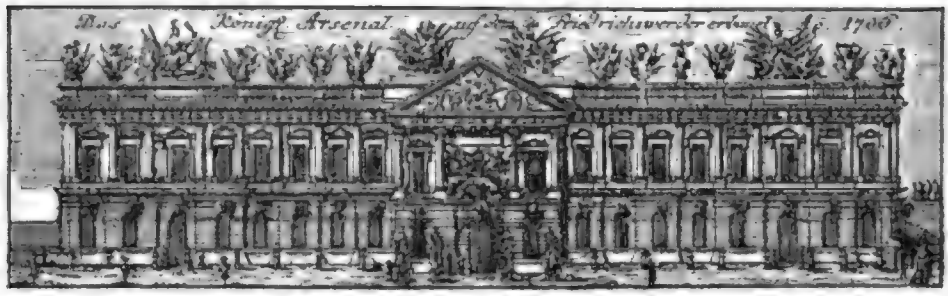
In dieſer verzweifelten Stimmung ſchickte ſich König Friedrich der Zweite zu ſeinem letzten großen Schlage an. Am 2. November erfuhr er, daß Daun ſich auf den Süptitzer Höhen bei Torgau, das zu Friedrichs Kummer Ende September wieder in die Hände der Öſterreicher gefallen war, gelagert habe. Hier, ſo war Friedrich ſofort entſchloſſen, ſollte der tödliche Streich gegen Öſterreichs Heer geführt werden. Nicht ſchreckte ihn die Stärke der Stellung, die Heinrich 1759 gegen Daun und jetzt eben noch Hülſen gegen die Reichsarmee mit ihren ſchwachen Streitkräften innegehabt hatten, ohne daß der ſo ſehr überlegene Gegner an Angriff gedacht hatte. Friedrich wollte Daun von vorn und im Rücken gleichzeitig angreifen, zermalmen und in die Elbe jagen. Da die Stellung nur eine geringe Tiefe hatte, ſchien ihm der Plan nicht ausſichtslos. Die Stimmung ſeiner Truppen war gut, da ſie der König führte. In einem Liede aus dieſem Jahre heißt es hoffnungsvoll:

Preußen wird nicht untergehen,
Friederikus kommandiert,
Alſo wird friſch attakiert.

Am Hubertustage, dem 3. November des Jahres 1760, ſollte das große Jagen geſchehen. Zu dem Umgehungsplan bedurfte der König eines Helfers von ungewöhnlicher Einſicht, Beſonnenheit und ſchneller Entſchlußkraft, eines Militärs, der ſich ganz in ſeine Ideen hineinzuverſetzen vermochte. Aber an ſolchen Männern war großer Mangel: Schwerin und Winterfeldt waren gefallen, auch Moritz von Deſſau war tot, Fouqué gefangen, Seydlitz noch nicht wieder hergeſtellt, Prinz Heinrich ſchmollend, Ferdinand von Braunſchweig und der Erbprinz, an deſſen militäriſcher Tüchtigkeit Friedrich ſich im Winter begeiſtert hatte, ebenſo Goltz anderswo nötig, auch Wunſch mit Finck gefangen. Da fiel Friedrichs Wahl auf den alten Huſarenhelden Zieten (Bild 193), der ſo manchesmal durch Schneidig-

Fig. 48. Ventral view of the head of *Ophiocoma scolopendrina*, showing the mouth-frame, the jaws, the oral plates, the adoral plates, the oral tentacle-scales, the oral shields, the first arm-joint, and the first ventral arm-plate.

Fig. 49. Ventral view of the head of *Ophiocoma scolopendrina*, showing the mouth-frame, the jaws, the oral plates, the adoral plates, the oral tentacle-scales, the oral shields, the first arm-joint, and the first ventral arm-plate.



192. Das Zeughaus in Berlin

infolge des Unwetters gerade herrſchenden Dunkelheit nicht; ſie ſahen nur, wie Dauns Kanonen furchtbar in ihren Reihen hauſten. Als ſich der Himmel gleich darnach aufklärte, waren ſie dem Gegner ganz nahe. Zwei Generale ſtürzten, mit ihnen vier Bataillonskommandeure von zehn. „Alles geht heute ſchlecht," rief der König zu dem neben ihm hinter der Angriffslinie befindlichen Grafen Friedrich von Anhalt, „meine Freunde verlaſſen mich, eben meldet man mir den Tod Ihres Bruders." Die großen Verluſte brachten die Grenadiere zum Weichen, noch ehe ſie einen Schuß abgegeben hatten.

Nun rückten dreizehn neue Bataillone für die Avantgarde vor, von Batterien unterſtützt. Sie drangen ein in die öſterreichiſche Stellung, mit ihnen drei friſche Grenadierbataillone. Aber die Reiterei ließ auf ſich warten. Sie befehligte der Prinz Georg Ludwig von Holſtein-Gottorp, der ſich ſo langſam zeigte, wie einſt Prinz Schönaich bei Prag und Pennavaire bei Kolin. Unterdes zog Daun Verſtärkungen auf den bedrohten Punkt. Die preußiſche Infanterie wurde aus der gewonnenen Poſition wieder bis zum Neidener Holz vertrieben. Dort nahm ſie das zweite Treffen, elf Bataillone, auf und ſchlug die Öſterreicher zurück. Friedrich geriet in höchſten Zorn über das Ausbleiben der Reiterei und das Phlegma des Holſteiner Prinzen. Er ſchickte ihm den Grafen Friedrich von Anhalt mit dem Befehl, endlich einzugreifen. Der Graf entledigte ſich des Auftrages mit göttlicher Grobheit gegen den Prinzen. Nun ſetzte ſich die Reiterei in Trab, aber faſt ſauſt ſie an der bedrohten Stelle vorbei. Noch im rechten Augenblick ſprengt der Generaladjutant Kruſemarck heran und nimmt zwei Küraſſierregimenter und die Baireuther Dragoner aus der Kolonne heraus, um ſie an die richtige Stelle zu führen. Mit gewaltigem Sturmritt ſetzen die Reiter unmittelbar vor dem König hinein in die feindlichen Reihen und reiten Bataillon auf Bataillon nieder. Aber ſie werden von öſterreichiſcher Reiterei zurückgetrieben. Auch die elf Bataillone des zweiten Treffens hatten kein Glück. Nur noch vier Bataillone blieben zum Einſatz übrig, als die Öſterreicher, Fußvolk und Reiterei, ſich wieder zurückzogen. Nun vereinigte ſich die Reiterei mit den vier Bataillonen an der Neidener Waldecke, und dahinter ordneten ſich die geſchlagenen Bataillone notdürftig.

Während die preußiſche Infanterie faſt aufgerieben wurde, hatte auch Friedrich ſich ſchonungslos dem Feuer ausgeſetzt. Es war jene Handlungsweiſe, die den Gemütern am meiſten imponiert. Payer de sa personne, war Friedrichs Formel dafür in allen Lebenslagen. Um ihn her ſank faſt alles zuſammen. Eine Kartätſchenkugel traf auch ihn vor die Bruſt und ſtreckte ihn hin. Aber wie bei Kunersdorf, ſo brach ſich die Kraft des Schuſſes an der Kleidung. Diesmal zwar verwundet, gelangte er doch gleich wieder zur Beſinnung. „Ce n'est rien," rief er und führte den Oberbefehl weiter.

Inzwiſchen neigte ſich der Novembertag dem Ende zu. Friedrich glaubte darum von weiteren Angriffen abſtehen zu ſollen. General Hülſen erhielt den Befehl, das Defilé zu halten. Der König erkannte richtig, daß der Feind ſehr ſtarke Verluſte erlitten habe, und nahm an, daß Daun ſich, Zieten im Rücken, nicht vorwagen würde. Unterdeſſen ſammelten

Sir Thomas Wyatt. From a painting by Holbein in the collection of the Duke of Rutland at Belvoir Castle.

Wyatt's life was a stormy one. He was born in 1503, the son of Sir Henry Wyatt, who was a favourite of Henry VII. and was imprisoned by him in the Tower. Thomas Wyatt was educated at St. John's College, Cambridge, and at the age of twenty-one married Elizabeth Brooke, daughter of Lord Cobham. He was a favourite at court, and was employed on many diplomatic missions. He was imprisoned in the Tower on a charge of high treason, but was released after a few months. He died in 1542 at the age of thirty-nine, from a fever contracted while riding post-haste on the king's business.

Wyatt's poems were published posthumously in 1557 in a collection called *Tottel's Miscellany*. He was the first English poet to write sonnets, and he introduced the Italian forms of verse into English literature. His poems are chiefly love-poems addressed to Anne Boleyn, whom he had known before she became queen.

Wyatt's sonnets are not always regular in form, but they are full of passion and feeling. He was a friend of Henry Howard, Earl of Surrey, who was also a poet and who was executed by Henry VIII. in 1547.

Fig. 1. Portrait of Mrs. Siddons as the Tragic Muse, by Sir Joshua Reynolds, 1784. Huntington Library, San Marino, California.

Fig. 2. Portrait of Mrs. Siddons, by Thomas Lawrence, 1804. National Gallery of Art, Washington, D.C.

Fig. 3. Portrait of Mrs. Siddons, by Thomas Lawrence, 1804. Dulwich Picture Gallery, London.

Fig. 4. Portrait of Mrs. Siddons, by Thomas Lawrence, 1804. Private collection.

Fig. 5. Portrait of Mrs. Siddons, by Thomas Lawrence, 1804. Private collection.

Fig. 6. Portrait of Mrs. Siddons, by Thomas Lawrence, 1804. Private collection.

Fig.

195. Plan der Schlacht bei Torgau

Nach einer zeitgenössischen Darstellung

196. General von Saldern

Nach einem Stich von D. Berger

197. General von Werner

Nach einem Stich von D. Berger

jedoch nur im Vertrauen und allein ſchreibe, iſt dieſe, damit dieſer gute und würdige Mann, wenn er an mich ſchreibet oder auch ſonſten, von denen Sachen, ſo Ich ihm geſchrieben und anbefohlen, nicht etwa was davon vergeſſen möge, als dergleichen ich ſchon verſchiedentlich angemerket habe, und auf welchen Fall Ihr ihn daran erinnern müſſet."

Die Hauptfreude für den König an dem Tage von Torgau war die unvergleichliche Tapferkeit ſeines Fußvolks, die im weſentlichen doch die Wirkung der begeiſternden Perſönlichkeit Friedrichs war. Auch ſonſt konnte er ſich einiger kleiner Erfolge erfreuen. So war ihm beſonders die Befreiung Kolbergs durch den Huſarengeneral Paul v. Werner (Bild 197) von den ruſſiſchen Belagerern am 18. September eine Genugtuung. Werner wurde nach der Schlacht bei Liegnitz zur Entſendung nach Pommern beſtimmt und brach am 7. September aus Schleſien mit 3800 Mann auf, legte in 13 Tagen 48 Meilen zurück und verbreitete durch ſein plötzliches Erſcheinen paniſchen Schrecken unter den Ruſſen. Sogar die vor Kolberg liegende ruſſiſche Flotte trat eilig den Rückzug an. Solch ſchnelles keckes Handeln wie das Werners war recht nach dem Herzen Friedrichs. Zum Zeichen ſeiner großen Zufriedenheit ließ er zwei große goldene Medaillen ſchlagen, die eine für den Oberſten v. d. Heyde, den tapferen Verteidiger Kolbergs, und die andere für Werner, den Befreier der Feſtung. Werner hatte ſeitdem einen beſonderen Stein bei ihm im Brette.

Nicht ſo glücklich war der Feldzug auf dem weſtlichen Kriegsſchauplatz. Dort eroberte Broglie, der tüchtigſte General der Franzoſen in dieſem Kriege, Heſſen. Am Niederrhein verlor der Erbprinz von Braunſchweig das Gefecht bei Kloſter Campen. Infolgedeſſen mußte er die Belagerung von Weſel aufgeben. Aber die Ebbe in den franzöſiſchen Kaſſen zwang Choiſeul doch, dem Frieden energiſcher denn je das Wort zu reden. Nach Liegnitz erklärte er: „Wir haben kein Geld, keine Hilfsmittel, keine Marine, keine Soldaten, keine Generale, keine Köpfe, keine Miniſter." Er weigerte ſich, noch einen Feldzug zu unternehmen.

198. Allegorie auf die Friedenshoffnungen

Anonym erschienen. 1761

4. Das Verglimmen des Feuers. 1761—1763

Die Erschöpfung Frankreichs legte auch der Kaiserin Maria Theresia den Gedanken an den Frieden wieder nahe. Als die Klagen des leitenden französischen Ministers nach Liegnitz zu ihr gelangten, da wies sie solche Gedanken noch weit von sich. Anders war es nach dem Schlage von Torgau. Dieser wirkte um so niederschlagender, als erst eine noch von Daun abgefertigte Siegespost eintraf. Maria Theresia dachte erst daran, ein Kriegsgericht niederzusetzen. Davon riet Daun entschieden ab. Der tief gebeugte Mann meinte: „Gott hat es absolut so haben wollen, sonsten wäre es nicht möglich, daß es so unglücklich hätte endigen können, Gott ist gerecht.“ Er erbot sich zu mündlichem Bericht, „wenn Ew. Majestät noch ein so unglückseliges Tier, wie ich bin, vor Ihren allerhöchsten Augen werden ertragen oder leiden können.“ Choiseul forderte nun noch lauter den Frieden; Kaunitz konnte ihm keinen Widerstand mehr entgegensetzen. Wie weit war er doch schon von seinen kühnen Erwartungen zurückgekommen! Von einer Zerteilung Preußens war ja schon seit Ende 1758 nicht mehr die Rede, aber auch an die Rückgewinnung Schlesiens dachte er jetzt nicht mehr. Kaum wagte der Staatskanzler noch darauf zu hoffen, daß seine Gebieterin im Frieden wieder in den Besitz von Glatz gelangen

würde. So wurde endlich der Friedenskongreß beſchloſſen. Petersburg, Stockholm und Warſchau willigten ein. Am 26. März 1761 wurde dem am 25. November 1759 von England und Preußen geſtellten Antrage ſtattgegeben, indem Rußland die Einladung zu einer Zuſammenkunft der Diplomaten Europas erließ. Im Juli ſollte der Kongreß in Augsburg zuſammentreten.

Während ſich ſo die Dinge für Friedrich günſtig zu geſtalten ſchienen und die Hoffnungen auf baldigen Frieden wuchſen, bereitete ſich bereits eine andere Wendung vor, die zum Unheile des Königs ausſchlagen ſollte. Am 25. Oktober 1760 war ſein Oheim König Georg II. ſiebenundſiebzigjährig aus dem Leben gegangen. Die Nachricht erreichte Friedrich gleich nach ſeinem Siege bei Torgau. Die letzten Jahre gemeinſamen Kampfes hatten die tiefwurzelnde Abneigung zwiſchen den beiden Königen, die Friedrich noch von ſeinem Vater überkommen hatte, einigermaßen ausgeglichen. Friedrich iſt bemüht geweſen, in ſeinen Schriften das ſpöttiſche Urteil, was er früher über ſeinen Ohm gehabt hatte, zu mildern. Da wollte es das Unglück, daß im letzten Lebensjahre des greiſen Georg noch einmal ein ſchriller Mißklang in das beiderſeitige Verhältnis zu kommen drohte. Von jenen Gedichten, die Friedrich im Jahre 1750 unter dem Titel Oeuvres du philosophe de Sanssouci in einigen Exemplaren für ſeine Freunde hatte drucken laſſen, erſchien im Anfang des Jahres 1760 ein Nachdruck in Paris. Der Verdacht, hier einen Vertrauensbruch begangen zu haben, hat ſtets auf Voltaire gelaſtet, und er iſt nicht von der Hand zu weiſen. Der diaboliſche Mann hatte noch eben eine nicht für die Öffentlichkeit beſtimmte Ode an Prinz Ferdinand von Braunſchweig, in der Friedrich mit König Ludwig, ſeiner Maitreſſe und den Franzoſen überhaupt nicht glimpflich verfuhr, dem Miniſter Choiſeul in die Hände geſpielt. An dem Nachdruck der Gedichte Friedrichs ſcheint er aber unſchuldig geweſen zu ſein. Es iſt erwieſen, daß ein Spezialiſt in ſolchem Gewerbe, ein franzöſiſcher Leutnant Bonneville, dieſe pikante Lektüre geſtohlen und den Nachdruck veranſtaltet hat; von einem Zuſammenhang zwiſchen Bonneville und Voltaire fehlt indes einſtweilen jede Spur. Die Veröffentlichung Bonnevilles mußte nun aber für Friedrich im höchſten Grade peinlich ſein, insbeſondere deswegen, weil er in ſeinen Gedichten die Perſönlichkeit ſeines Oheims mit dem ſchonungsloſeſten Spotte gegeißelt hatte. Er hatte nichts Eiligeres zu tun, als ſofort eine Neuausgabe der Gedichte mit Auslaſſung der anzüglichen Stellen unter dem Titel Poésies diverses zu veranſtalten, bei der abermals der Grabſtichel ſeines bewährten Stechers Georg Friedrich Schmidt zur Verwendung kam, und ließ öffentlich erklären, daß die Oeuvres du philosophe de Sanssouci ein untergeſchobenes, entſtelltes Machwerk und die Poésies diverses eine echte Ausgabe wären. Seinen Vertrauten gegenüber nannte er demgegenüber freilich die Poésies diverses Baſtarde. Aber das Unheil ging nun ſeinen Lauf. Choiſeul hatte ſelbſt den Nachdruck begünſtigt und beutete die Gelegenheit nach Kräften aus, um dem Könige zu ſchaden. Seine Neigung zur Satire ſpielte dieſem jetzt wiederum einen ſchlimmen Streich. Die Freunde des Königs hatten ſich immer wegen der möglichen üblen Wirkungen dieſer Beſchäftigung Friedrichs geſorgt, aber Friedrich konnte nicht davon laſſen: Sie erquickte ihn, machte ihm ſein Los erträglicher. „Wiegenlieder, mit denen ich mein Kind am Schreien verhindere und einſchläfere," ſagte er von ſeinen Verſen. Als es bekannt wurde, daß zu Ende des Jahres 1759 zwiſchen der tugendhaften Maria Thereſia und der Pompadour ein Briefwechſel ſtattgefunden hatte, da trieb es ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt, eine Satire darauf erſcheinen zu laſſen im Stile des päpſtlichen Breves an Daun. Er hatte, wie er im Gefühl ſeines vornehmen Blutes an Voltaire ſchrieb, als König von Preußen keine Urſache, eine Mademoiſelle Poiſſon zu ſchonen. d'Argens warnte vor den unangenehmen Folgen, die ſolche Schriftſtellerei nach ſich ziehen könne, da ſie perſönlich verbittere. Friedrich entgegnete: „Nicht mein Schreiben der Frau von Pompadour an die Königin von Ungarn iſt es, was den Krieg ewig werden läßt; die Pompadour hat keine Ahnung davon, daß ich der Verfaſſer bin, und niemand in Paris hat mich im Verdacht." Er entſagte den Verſen und der ſatiriſchen Proſa ebenſowenig inmitten der Kriegsdrangſale, als er während dieſer Zeit davon abließ, ſeine

Kunſtſammlungen zu vermehren, vielmehr Gotzkowsky mit Aufträgen zu Ankäufen wertvoller Gemälde verſah, ja ſeine Anweſenheit in Meißen benutzte, um in das Geheimnis der dortigen Porzellanfabrikation zu bringen und dieſem Zweige der Induſtrie in der Heimat wichtige Anregungen zu geben. Als nun jedoch der Nachdruck der Gedichte erſchien, war er tief indigniert. Es widerſtrebte ihm, nach dem Schuldigen zu fahnden. Als König von Preußen dünkte er ſich dazu zu hoch. Aber auch er hatte Voltaire im Verdacht und gab dem Dichter, der einer der erſten war, die den Nachdruck erhielten und darüber die hellſte Schadenfreude verriet, das mit den Worten zu verſtehen: „Man begnügt ſich nicht damit, den König in mir zu verfolgen, man verfolgt auch den Autor; der, welcher meine „Werke“ veröffentlicht hat, verrät damit ſeine ehrloſe Geſinnung. Ich klage niemand an, aber der Schuldige verdient die Strafe der Heiligtumsſchänder.“

Nicht ſowohl die britiſche Regierung, als die öffentliche Meinung in England ließ ſich durch die echten Gedichte beeinfluſſen. Nun kamen ſie alle wieder mit der Sprache ihres Herzens heraus, die geheimen Widerſacher des Königs, die widerſtrebend unter der allgemeinen Begeiſterung des Volkes für Friedrich die Größe des Mannes bewundernd anerkannt hatten, voran Horace Walpole. Der ſchmähte: „Dieſer Philoſoph von Sorgenfrei, oder vielmehr dieſer Mann, der kein ‚Philoſoph‘ iſt und mehr ‚Sorgen‘ hat als irgend ein Menſch in Europa, begeht die Torheit, ſeinen Widerwillen gegen England öffentlich kund zu geben, und zwar gerade zu der Zeit, da England ſich für ihn aufgeopfert hat.“ Nicht zum wenigſten ſchadete die Freigeiſterei dem Könige gerade unter den zum mindeſten auf äußere Frömmigkeit haltenden Engländern. Die Begeiſterung für Friedrich erſtarb allmählich bei ihnen. Schon durfte Walpole auf den Beifall vieler rechnen, wenn er erklärte, es könne für England nichts Vorteilhafteres geſchehen, als wenn dem Sieger von Torgau der Kopf vom Leibe getrennt würde. Zwar wurde nach dem Thronwechſel noch einmal vom Unterhaus die Zahlung der Subſidien für die deutſchen Verbündeten im Jahre 1761 widerſpruchslos bewilligt, aber ins Miniſterium drang neben Pitt ein Mann von anderer Qualität ein, Lord Bute, der für Pitt höchſt unbequem war.

Unter dieſen Verhältniſſen fühlte ſich Pitt nicht mehr ſtark genug, um die Sache des preußiſchen Verbündeten mit der bisherigen Energie zu führen. Er war geneigt, Friedrichs Rat zu folgen und den Franzoſen einen Sonderfrieden zu gewähren, in dem den Franzoſen die Stellung eines Hilfskorps von 24 000 Mann, aber auch nur dieſe, für Öſterreich gewährt werden ſollte, damit ſie eine gewiſſe Anſtandspflicht gegen dieſe Macht auszuüben in der Lage wären. Dafür ſollte England 30 000 Mann deutſcher Hilfstruppen für Preußen aufſtellen. Nur an der Höhe der von Friedrich zum Unterhalt der Hilfstruppen geforderten Summe von fünf Millionen Talern nahm man in London Anſtoß. Eine erhebliche Diſſonanz gab es indes zwiſchen Friedrich und dem engliſchen Staatsmann wegen der zu ſtellenden Friedensbedingungen. Früher war Pitt, ſelbſt zur Zeit von Kunersdorf, nicht einmal gegen preußiſche Gebietserwerbungen geweſen. Jetzt ſchien es ihm gefährlich, wenn überhaupt Friedrichs Entſchluß, Gebietsabtretungen Preußens zu verweigern, bekannt würde. Er ſondierte daher bei dem Könige von Preußen, ob er bei ſeinem Entſchluß beharre. Das Blatt begann ſich merklich zu wenden.

König Friedrich war höchlichſt erſtaunt und ließ Pitt ſagen: „Er hätte den Krieg bisher mit Ehren geführt und wollte ihn nicht mit Schande fortſetzen, und ſei, Dank dem Himmel, noch nicht ſoweit heruntergebracht, um ſeinen Feinden nicht die Stirn bieten zu können.“ Er wies auf den zwiſchen Preußen und England beſtehenden Vertrag, der den beiderſeitigen Beſitzſtand aufrecht zu erhalten verpflichte, und wies ſeinen Geſandten zur Wachſamkeit gegen das engliſche Miniſterium an: „Dieſe Leute fangen, wie mir ſcheint, an, ſich zu winden und neue Grundſätze anzunehmen. Die meinen werden immer dieſelben ſein und erſt mit dem Ende meiner Lebensgeiſter ſich wandeln.“ Sein Heroismus war unerſchütterlich.

Da die Ausſicht auf Friedensſchluß inzwiſchen wieder in weite Ferne rückte, ſahen die

Fig. 1. Portrait of Sir Isaac Newton, 1689

Newton, Sir Isaac, 1642–1727, English mathematician, physicist, and astronomer, b. Woolsthorpe, Lincolnshire. He was educated at Trinity College, Cambridge, and was professor of mathematics there from 1669 to 1701. His discoveries in mathematics and physics are among the most important in the history of science. He developed the binomial theorem, the differential and integral calculus, and the theory of fluxions. He also made fundamental discoveries in optics, including the nature of white light and the composition of colors. His work on gravitation and the laws of motion, published in his *Principia* (1687), laid the foundation for classical mechanics. He was president of the Royal Society from 1703 to 1727. Newton was knighted by Queen Anne in 1705.

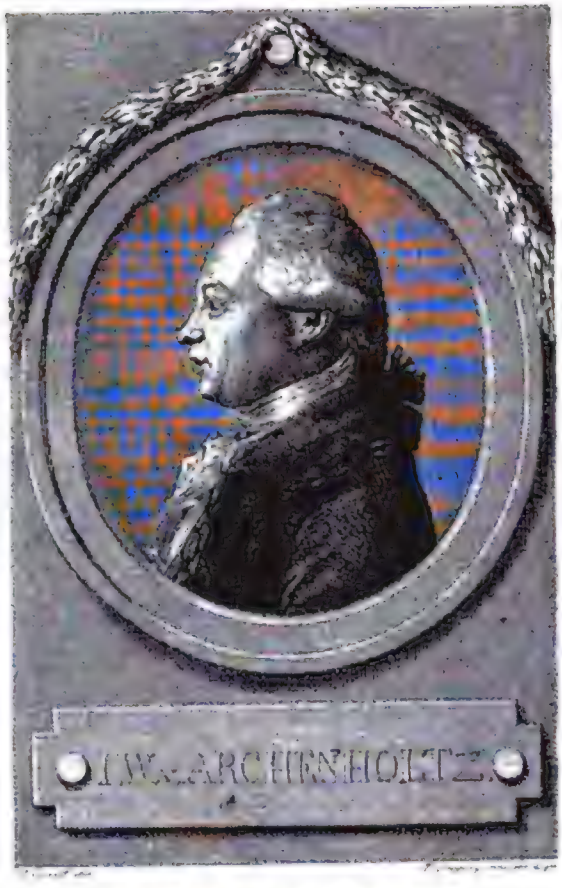
Betracht, ebenſo kaum noch Hinterpommern, weil ſie dort durch die Ruſſen geſtört wurde; und in Oberſchleſien ſtellte die katholiſche Bevölkerung ſich nur höchſt widerwillig. Anderswo zeigte ſich dafür die größte Opferwilligkeit und Treue, nirgends ſo als in jenem Dorfe Brünen im heutigen Kreiſe Rees am Niederrhein. Die von hier gebürtigen jungen Burſchen entwichen, als das Weſeler Gebiet in die Hände der Franzoſen gefallen war, häufig vom Heere in die Heimat zurück, wurden dort aber nicht von ihren Angehörigen geduldet, ſondern gezwungen, zum Heere Friedrichs zurückzukehren oder das Haus zu meiden. Ähnliches wird aus dem Ravensbergiſchen berichtet. So erzog die mächtige Perſönlichkeit des Königs auch in ſeinen fernſten Landesteilen die Bewohner zur Staatsgeſinnung. Von tiefer Bedeutung war es, daß Friedrich jetzt ſeinen Krieg zum größten Teil mit dem jungen Nachwuchs anderer deutſcher Länder führte und dieſem gewiſſermaßen den ſtolzen Preußengeiſt, der ſich immer mehr zu regen begann, einimpfte. Das evangeliſche Deutſchland verwuchs ſo immer mehr mit Friedrich und dem Preußentum. Neuerdings bezog der König ſein Rekrutenmaterial auch großenteils aus den thüringiſchen Staaten. Für die Freibataillone, die ſtark vermehrt wurden, hatte Friedrich freilich in dem bei Maxen gefangenen General Wunſch den genialen Drillmeiſter verloren, der ſich großer Beliebtheit bei dieſen zu Zuchtloſigkeiten neigenden Truppen erfreute, obwohl er ſie mit eiſerner Strenge behandelte. Einer der neuen Freiſcharenführer, Courbière, der ſpäter ſo berühmt gewordene Feldmarſchall und „König von Graudenz", trat damals noch nicht ſehr hervor; in ihm hat Friedrichs perſönliche Schule noch eine ihrer letzten und ſchönſten Früchte gezeitigt. Trotz der gemeſſenen Befehle des Königs ließen ſich die Freibataillone manche Ausſchreitungen zu Schulden kommen. Auch die übrigen Truppen ließen vielfach die alte Ordnung und Mannszucht vermiſſen. Sonſt war es ein Mittel geweſen, das Soldatenmaterial zu verbeſſern, daß man die Gefangenen wieder gegen gefangene Öſterreicher auswechſelte. Noch in den Torgauer Tagen aber machte Daun bei Maria Thereſia dagegen geltend, daß das für Öſterreich ſehr nachteilig ſei, da die Qualität der Soldaten, Offiziere und Generale Friedrichs erheblich beſſer wäre, als die der öſterreichiſchen. Seitdem unterblieb der Austauſch.

Der ſchlimmſte Mißſtand war der Mangel an Offizieren. Es kam ſogar vor, daß Truppenführer, auf die der König anfangs große Hoffnungen geſetzt hatte, wie der Oberſt v. Wakenitz, verſagten. Wakenitz, deſſen angebliches Bonmot wegen des Attackierens der Gardes du Korps übrigens in das Bereich der Fabeln zu verweiſen iſt, wurde vom Könige nicht mit Unrecht des „Muckſens und Simulierens von Krankheit" beſchuldigt und noch während des Krieges ungnädig verabſchiedet. Um Erſatz an Offizieren zu bekommen, wurden oft Knaben eingeſtellt, die aus den Kadettenhäuſern genommen wurden. Der ſpätere Hauptmann von Archenholtz (Bild 201), der bekannteſte Hiſtoriker dieſes Krieges, kam im Dezember 1758 dreizehnjährig als Leutnant ins berühmte Regiment Forcade. Reſigniert ſah wohl der König zuweilen, daß ſich Offiziere mit knabenhaftem Spiel die Zeit vertrieben. „Mit dieſem Zeug muß ich mich behelfen," rief er da einmal und deklamierte die Verſe aus der Athalie:

Voilà donc quels vengeurs s'arment pour ta querelle:
Un vieillard, des enfants, ô sagesse éternelle!

Wie freute er ſich jedoch, wenn er in dieſem jungen adligen Blut unerwartet auf Charakter ſtieß. „Er iſt noch ſehr jung, ſind Seine Ohren ſchon trocken?" redete er einmal einen ſolchen Junker an; der aber verſetzte ſchlagfertig: „Ich bin jung, Majeſtät, aber mein Mut iſt alt."

Als er jetzt zum ſechſten Male in dieſem Kriege ins Feld ziehen mußte, war ihm zu Mute wie dem Manne, dem man ſagte: „Ihr ſeid zweimal ins Meer gefallen, ohne zu ertrinken; werft Euch noch einmal hinein." So ſchrieb er der Herzogin von Gotha, die ihm mit den Jahren näher trat. Neue Bundesgenoſſen waren abermals nicht zu haben



201. **Hauptmann von Archenholtz**
Nach einer Zeichnung von Ant. Graff

gewesen. Wohl schloß sein Agent Rexin am 2. April einen Freundschafts- und Handelsvertrag mit der Türkei ab; aber darauf konnte Friedrich nichts geben. Witzig meinte er bei der Bemessung der üblichen Geschenke für die türkischen Würdenträger, es sei genug „vor kupfern Geld kupferne Seelenmessen zu halten". Seinem Bruder hatte er die Erwartung ausgesprochen, daß er als guter Patriot das Seine tun würde, um zum Friedensschluß beizutragen, und er hatte die Genugtuung, daß Heinrich, dem auch Mitchell die Notwendigkeit vorgestellt hatte, sich dem Könige wieder zu nähern, sich bereit fand, aufs neue ein Kommando zu übernehmen. Hocherfreut und dankerfüllt schrieb Friedrich über Heinrichs Eifer an seine Schwester Amalie. Heinrich erhielt die Aufgabe, die preußische Sache in Sachsen zu halten; mit der Hauptmasse der Truppen wollte Friedrich diesmal Schlesien verteidigen. Dort stand Goltz mit seinem Korps bei Schweidnitz. Bis Friedrich aus Sachsen herankam, fiel es Goltz zu, sich auf den Empfang des schon vorrückenden Laudon vorzubereiten. Friedrich riet ihm, sich auf keine größere Unternehmung einzulassen und im übrigen „seine fünf Sinne zusammenzuhalten". Sehr bald traf er selbst bei dem schlesischen Heere ein. Da Laudon nichts unternahm, so blieb Friedrich mit seinen 60 000 Mann zählenden Streitkräften sieben Wochen, vom 16. Mai bis 6. Juli, unbeweglich im Lager von Kunzendorf westlich von Schweidnitz. Er versprach seinem Bruder, sehr vorsichtig zu sein; denn jetzt verschloß er sich nicht der Erkenntnis, daß ein einziger Fehlschlag ihn vollständig verderben konnte; und das Mißlingen eines größeren Unternehmens war bei der Übermacht der Feinde und der geringen Schulung seiner Truppen nur zu sehr zu besorgen. Allmählich schien er völlig Ermattungsstratege zu werden, was ihm sonst insbesondere für seinen Staat ganz unnatürlich schien; noch im vorigen Jahre kam ihm diese Strategie so vor, als wenn er am lebendigen Leibe verdorren sollte. Aber durchaus zu vermeiden schien ihm auch jetzt die Schlacht noch nicht. Als die Russen Schlesien bedrohten, behauptete er doch gegen seinen Bruder, daß er dem gefährlichsten Feinde „mit dem ganzen Klumpen" auf den Hals gehen müsse, um dann den anderen zu schlagen. Zu tief war ihm die Angriffsnatur eingewurzelt, als daß er davon lassen konnte. Spitzig erwiderte er dem Prinzen, als dieser Gegenvorstellungen erhob: „Die, welche es zu irgend einer Entscheidung nicht kommen lassen wollen, haben dasselbe Geschick, wie der Herzog von Cumberland oder der Herzog von Bevern. Sie können sicher darauf rechnen, daß ich dem Feinde nie erlauben werde, mich nach Gefallen einzuwickeln, sondern daß ich ihn vielmehr überall aufsuchen werde, wo ich ihn finden werde."

Zur Beobachtung der nahenden Russen wurde Goltz, auf den er damals das meiste

Figure 1. Cross-section of the Earth's crust in the Alps, from the Rhine Valley in Switzerland to the Italian Lombardy Plain. Vertical exaggeration ~2:1. Sediments are folded and thrust northwestward over the European foreland. Modified from Heim (1878).

Figure 2. Cross-section of the Earth's crust in the Himalaya, from the Indo-Gangetic Plain in India to the Tibetan Plateau. Vertical exaggeration ~2:1. Sediments are folded and thrust southward over the Indian foreland. Modified from Argand (1924).

ihm entgegenziehenden Laudon folgte Friedrich wieder von Strehlen über Kauth und zog dabei Zietens Korps an ſich. Diesmal hatte er nicht das Glück, Laudon zur Umkehr zu veranlaſſen, und Buturlin entwickelte Geſchick und Kühnheit bei ſeinen auf die Vereinigung mit Laudon hinzielenden Märſchen. Am 19. Auguſt wurde endlich dieſe Vereinigung in der Nähe von Liegnitz bewerkſtelligt.

Nun blieb Friedrich wieder nichts übrig, als eine feſte Stellung einzunehmen. Er wählte dazu wie im Vorjahre nach der Schlacht bei Liegnitz das Lager von Bunzelwitz bei Schweidnitz. Da er natürlich darauf rechnete, daß die ihm ſo ſehr an Zahl überlegenen Gegner angreifen würden, und nicht annehmen konnte, daß ſie nichts mehr unternehmen würden, ſchuf er durch Verſchanzungen eine förmliche Feſtung aus ſeiner Stellung und wartete dann der Dinge, die da kommen würden. 460 Geſchütze drohten den Angreifern Tod und Verderben. Des Königs Zelt ſtand im Rohlandsholze zwiſchen Zedlitz und Neudorf, juſt an dem Punkte, wo ſich heute die Eiſenbahnſtrecken Freiburg-Breslau und Schweidnitz-Jauer kreuzen. Wie an unzähligen Stellen gerade in Schleſien die fridericianiſchen Erinnerungen durch neue Benennungen feſtgehalten ſind, ſo erinnert auch der Name dieſer Stätte (Königszelt) an Friedrich. Die Nacht verbrachte der König gewöhnlich auf Stroh unter freiem Himmel. Er hat ſeine Lage ſelbſt dem Marquis d'Argens poetiſch geſchildert:

203. General von Platen

Nach einem Stich von D. Berger

Ein Berg, von Schanzen rings umfaßt,
Ward unſer prunkender Palaſt,
Wo unter hohem Himmelszelt
Ein Bündel Stroh vom nahen Feld,
Auf nacktem Boden ausgeſtreut,
Gar ſanftes Bett dem Leibe beut.

Indes trotz ſeiner mindeſtens 110000 Mann wagte Buturlin, der den Oberbefehl übernommen hatte, Friedrich mit ſeinen 55000 Mann nicht anzugreifen. Es dauerte nicht lange, ſo überwarf Buturlin ſich mit Laudon. Schon am 10. September marſchierte der Ruſſe mit der Hauptmaſſe ſeiner Truppen ab; nur 12000 Mann unter Tſchernyſchew blieben zurück. Dem abziehenden ruſſiſchen Feldherrn ſandte Friedrich den General v. Platen (Bild 203) mit vierzehn Bataillonen und ſechsundzwanzig Schwadronen nach. Platen ließ bei Goſtyn die ruſſiſche Wagenburg mit gefälltem Bajonett ſtürmen und zerſtörte eine ganze Anzahl Magazine der Ruſſen, ſodaß ſich Buturlin veranlaßt ſah, eilig nach Hinterpommern zu entweichen. Friedrich ſelbſt hob nun das denkwürdige Lager von Bunzelwitz, das der gemeinſamen Operation der Ruſſen und Öſterreicher ein ſo lächerliches Ende geſetzt hatte, auf, um ſich einer minder ausgeſogenen Gegend zuzuwenden. Kaum war er jedoch abmarſchiert, da erwachte Laudons Unternehmungsgeiſt, der in der Nähe des Königs völlig gelähmt war, ſofort wieder. In der Nacht auf den 1. Oktober nahm er mit ſtürmender Hand die Feſtung Schweidnitz. Das war das „Mirakel von Schweidnitz", das die Öſterreicher moraliſch außerordentlich hob. Friedrich war ſchwer betroffen durch den Verluſt dieſes Platzes, der den Schlüſſel zu Niederſchleſien bedeutete. Anfangs wollte er Schweidnitz, koſte es was es wolle, wieder nehmen, doch

hielt er es für geraten, dazu Platens Rückkehr abzuwarten. Aber dieſe verzögerte ſich. Platen wurde von den Ruſſen bedrängt. Es gelang ihm noch, den Prinzen von Württemberg der im September mit der Kriegführung gegen die Schweden betraut war, aber ſich bald gegen die Ruſſen in Hinterpommern hatte wenden müſſen, mit ſeinem Korps aus dem ſtark gefährdeten Kolberg zu retten. Die Feſtung ſelbſt, die ſich geradezu heroiſch gewehrt hatte, vermochte er aber nicht mehr vor dem Fall zu bewahren, obwohl oder vielleicht gerade weil Friedrich ihm ſeinen Vertrauten, den Major v. Anhalt, mit gemeſſenen Befehlen nachſandte. Am 16. Dezember geriet Kolberg, da es ohne jeden Mundvorrat und Schießbedarf war, endlich in die Hände der Ruſſen. Das war ein zweiter empfindlicher Schlag für Friedrich in dieſem Feldzuge. „Mit ſechs Schiffen wäre Kolberg zu retten geweſen", ließ der König Mitchell höflich mitteilen. Es war ihm bei dem Verluſte Kolbergs, als wenn ihm „das Meſſer an der Kehle ſäße". Nun konnten die Ruſſen ſich für den Winter häuslich in Hinterpommern einrichten, während die Öſterreicher ihre Winterquartiere in Schleſien zu beziehen in der Lage waren. Zum erſten Mal in einem Feldzuge hatte Friedrich ſeinen militäriſchen Beſitzſtand nicht behauptet. Nur im Weſten lächelte das Glück. Dort ſchlug Ferdinand von Braunſchweig am 15. und 16. Juli die vereinigten franzöſiſchen Feldherren Broglie und Soubiſe bei Vellinghauſen an der oberen Lippe und drängte ſie in ihre vorjährigen Winterquartiere zurück.

Mit wehmütigem Humor ſchrieb Friedrich in dieſer Lage: „Ich habe ohne Zweifel ſehr ſtarkes Reißen am Kopfe, das mir den Schlaf nimmt, zuſammengeſetzt aus ruſſiſchen, öſterreichiſchen, galliſchen und ſchwediſchen Schmerzen, — genug um einen Ochſen zu töten, und wäre es Gott Apis ſelbſt." Er ſuchte ſich ſeine Leiden erträglicher zu machen, „indem ich die Welt im großen und wie von einem entfernten Planeten aus betrachte; dann erſcheinen mir alle Gegenſtände unendlich klein, und ich bemitleide meine Feinde, daß ſie ſich ſo viel Mühe um ſo geringes Ding machen." All dieſe Auslaſſungen waren an den gutmütigen Marquis d'Argens gerichtet, den einzigen Schöngeiſt, der ihm nahe geblieben war, ein beſcheidenes Gefäß für dieſe ergreifenden Bekenntniſſe, die mehr Selbſtgeſpräche zu nennen ſind. Die Stimmung des Königs ſpiegelt ſich vielleicht am meiſten in einem ſchwermütigen Gleichnis, das er dem alten Geſellſchafter vorträgt: „Man erzählt, daß ein geſchickter Muſiker gefragt wurde: ‚Würden Sie auf einer Geige mit nur drei Saiten ſpielen können?' Er ſpielte, ſo gut es ging. Darauf zerriß man ihm noch eine. Er ſpielte, aber weniger gut. Nun zerriß man die beiden letzten Saiten und wollte, daß er ſeinem Inſtrument noch Töne entlockte!"

Faſt wäre Friedrich in dieſer Zeit wie ſchon vor zwanzig Jahren in derſelben Gegend das Opfer eines verräteriſchen Anſchlages geworden. Wie damals der öſterreichiſche Feldherr Graf Neipperg, ſo war diesmal Laudon mit im Spiele bei dem Verſuch, den hier ein evangeliſcher Edelmann und Vaſall Friedrichs, der Freiherr v. Warkotſch, im Einverſtändnis mit einem katholiſchen Geiſtlichen machte, die Perſon des Königs im Hauptquartier Woiſelwitz bei Strehlen aufzuheben. Es iſt bekannt, daß dem katholiſchen Jäger Cappel, deſſen ſich Warkotſch zur Ausführung ſeines Planes bediente, das Gewiſſen ſchlug und dadurch der Anſchlag aufgedeckt wurde.

Die Wahrscheinlichkeit sprach mittlerweile dafür, daß der Krieg bald ein Ende nehmen müßte. Denn die Kräfte des hartnäckigsten und gefürchtetsten Gegners Friedrichs, Österreichs, begannen zu erlahmen. Die Steuerkraft der österreichischen Erblande war vollständig erschöpft. Die Schuldenlast war für die damalige Zeit so groß, daß der öffentliche Kredit versagte; betrug sie doch fast das Sechsfache der Jahreseinnahme, 136 Millionen. Seit 1756 hatte sie sich fast verdreifacht. Maria Theresia sah sich mitten im Kriege gezwungen, die Heeresstärke zu verringern. Tief demütigend war es für den Schöpfer der großen Koalition, Graf Kaunitz, als er sich am 31. Oktober 1761 zu dem Geständnis an den österreichischen Vertreter in Versailles gedrungen fand: „Die innerlichen Kräfte wollen nicht mehr zureichen, die ungeheuer großen Kriegserfordernisse länger zu bestreiten; die bisherigen militärischen Operationen sind mit der wahrscheinlichen Hoffnung nicht übereingekommen." Ihm schien der Friedensschluß notwendig.

Nun trat aber das Seltsame ein, daß Frankreich, das seit Roßbach Friedensbedürfnisse hatte, dessen Geldmittel schon vor einem Jahre erschöpft waren, aufs neue Kriegslust bezeigte. Es hatte nämlich Aussicht auf die Unterstützung Spaniens. Am 15. August 1761 hatte Karl III. von Spanien, der bisher mehr die Rolle eines Friedensvermittlers zwischen England und Frankreich zu spielen geneigt gewesen war und den Friedrich selbst einmal durch eine Sendung Lord Marischals in diesem Sinne für sich zu gewinnen gehofft hatte, mit der bourbonischen Hauptlinie einen „Familienvertrag" abgeschlossen, in dem er sich verpflichtete, falls der Friede mit England jetzt nicht zustande käme, gemeinsam mit Frankreich den Schild gegen die britische Nation zu erheben. Damit eröffnete sich die Aussicht, die reichen Silberschätze Spaniens für den Krieg zur Verfügung zu erhalten. Das Eingreifen Spaniens in den Kampf wurde einstweilen noch ausgesetzt bis zum Eintreffen der schon auf dem Wege befindlichen Silberflotte aus Amerika. Nun war es an Pitt, im friderizianischen Geiste zu handeln und den Gegnern das Prävenire zu spielen. Er beantragte, sobald er von den Abmachungen der Bourbonen Kenntnis erhielt, Spanien den Krieg zu erklären, und war gewiß, ihm den tödlichen Streich zuzufügen, noch ehe diese Macht in Aktion treten konnte. Diese kühne Handlungsweise kam seinen parlamentarischen Gegnern aber gerade recht: Bute benutzte die Gelegenheit, um den „Anstifter immer neuer Kriege" zu stürzen. Am 5. Oktober 1761 trat Pitt zurück. König Friedrich war sich bewußt, daß er mit ihm denjenigen Mann verlor, auf dessen Gaben und Festigkeit er allein in England beim Friedensschluß rechnen konnte. Allein da er erkannte, daß der Friede abermals in weite Ferne rückte, so gab er sich nicht langen Erwägungen darüber hin. Bald zerschlugen sich die Friedensverhandlungen völlig. Spanien erklärte seinerseits den Krieg an England, indem es englische Kapereien als Vorwand nahm, und Choiseul eröffnete dem Vertreter des friedensbedürftigen Österreich, obwohl Frankreich letzthin auch Pondichery, Dominika und an seiner eigenen Küste Belle-Isle verloren hatte: „Da ich den Frieden nicht zustande bringen konnte, will ich den Krieg führen."

So fand auch Österreich noch einmal den Entschluß, den Krieg fortzuführen. Man hoffte nun wenigstens es dahin zu bringen, daß Friedrich den Auszehrungstod stürbe.

Dem Könige leuchtete währenddessen abermals ein Hoffnungsstrahl, allerdings ein sehr trügerischer: Rexin machte ihm Aussichten auf eine Bewegung der Türken. Zwar hielt Friedrich von dem Breslauer Kommis Haude — denn eine solche schlichte Persönlichkeit verbarg sich hinter dem preußischen Geschäftsträger, dem Geheimen Kommerzienrat v. Rexin, — nicht viel. Er hatte ihn seinerzeit nur in Ermangelung eines besseren nach Konstantinopel geschickt und machte bald die Erfahrung, daß er nicht viel taugte. Andere Ver-

treter, deren er ſich im Orient bediente, wie der Ende September 1761 in die Krim zu den Tartaren geſchickte Holländer Boskamp, beſtätigten ihm das. Im Schreiben an den Miniſter Finckenſtein titulierte der König ſeinen Agenten ſchlechtweg „mein Eſelskopf“. Es war nicht ſehr wahrſcheinlich, daß der Großweſir, der jetzt mit Preußen verhandelte, Raghib, eine Kriegspolitik einleiten würde, da er mehr ein Gelehrter und äußerſt friedliebend war. Außerdem ſtand am Bosporus der engliſche Einfluß Preußen hinderlich im Wege. England hat während des ganzen Siebenjährigen Krieges Rexin entgegengearbeitet, weil es nicht wünſchte, daß Preußen feſten Fuß in Konſtantinopel faßte. Aber in ſeiner trübſeligen Lage klammerte ſich Friedrich an jeden Strohhalm, der ſich ihm bot. Deswegen war er damals geneigter, den roſigen Schilderungen Rexins Glauben beizumeſſen, um ſo mehr, als zu dieſer Zeit ein Abgeſandter des Tartarenkhans Kerim Gerai in Friedrichs Hauptquartier erſchien, der ihm meldete, daß der Khan 30 000 Mann gegen die Ruſſen und 6000 Mann nach Oberſchleſien zur Vereinigung mit Friedrichs Truppen zu ſchicken gedenke. Dieſe Nachricht erfüllte den König mit den kühnſten Hoffnungen. Alſobald ſtand wieder der Plan einer Offenſive wie im Jahre 1758 vor ſeinen Augen: die Unternehmung auf Mähren, zuſammenwirkend mit einer ſolchen von Ungarn her.

Sein Sanguinismus ſtieß ſehr bald unliebſam mit Prinz Heinrichs abſoluter Nüchternheit zuſammen. Der fragte den Bruder kühl, welche Maßregeln er zu ergreifen denke, wenn die Orientalen ihre Diverſion nicht ausführen ſollten. Es lag eine gewiſſe Grauſamkeit darin, den Hoffnungsfreudigen ſo aus den Illuſionen zu reißen. Reſigniert geſtand Friedrich: dann ſehe er nicht ab, wie man dem Untergang entrinnen könne. Dann halte er es für das beſte, alle Streitkräfte zuſammenzuraffen, um zu ſiegen oder zu ſterben. Es käme auf eins heraus, ob man zuhauf oder ſtückweiſe zu grunde ginge. Dem entgegnete Heinrich: „Müſſe geſtorben ſein, ſo komme es lediglich darauf an, feſtzuſtellen, welcher Tod der langſamſte ſei, um die Gunſt unvorhergeſehener Zwiſchenfälle nicht zu verſcherzen.“ Ob er damit nicht eine Saite bei dem Bruder berührte, durch die dieſer an ſchwere längſtvergangene Stunden erinnert wurde? Wie oft hatte Friedrich doch ſeit den Küſtriner Verhören den Spruch im Munde geführt: Chi ha tempo ha vita. Noch in jener verzweifelten Verfügung an Finck vom Tage nach Kunersdorf hatte es geheißen: „Zeit gewonnen iſt Sehr viel bei dieſen Desperaten Umſtände.“ Er trat jetzt den Rückzug an, indem er an die beiden Ärzte in der Fabel erinnerte, den Doktor Tant pis und den Doktor Tant mieux: „Ich habe einen Kranken zu behandeln, der im hitzigen Fieber liegt; im verzweifelten Falle verordne ich ihm eine Gewaltkur, Sie wollen ihm Beruhigungsmittel geben.“

Noch ein Weg ſchwebte ihm vor. Von dem ſprach er dem Bruder nicht. Aber ſeinem Miniſter Finckenſtein hat er darüber Eröffnungen gemacht. Am 6. Januar 1762 hat er ihm geſchrieben, er gäbe ſeine Sache für den Fall, daß ſeine Hoffnungen auf die Türken ſich *nicht* verwirklichten, verloren. Dann ſollten Friedensverhandlungen in London oder auch in Verſailles, Wien oder Petersburg eingeleitet werden, um von Preußen zu retten, was noch zu retten wäre — für Friedrichs Neffen, den ſiebzehnjährigen Thronfolger Friedrich Wilhelm. Für ſich ſelbſt ſah Friedrich in einem verſtümmelten Preußen keinen Raum mehr. Die finſteren Gedanken, die ihn ſeit den Tagen nach Kolin immer wieder beſchlichen hatten, deren er immer noch Herr geworden war, ſie faßten ihn jetzt mit unwiderſtehlicherer Gewalt denn je. Zu namenlos traurig ſchien ihm die Zukunft, ſodaß ſeine germaniſche Tapferkeit keinen Rat mehr wußte. Die Bilder des Altertums umgaukelten ihn wieder. Otho und Cato, deren Leben er damals aufs neue in ſeinem Plutarch las, waren und blieben ihm Heroen. Aber ſo bitter ernſt jene Verfügung gemeint ſein mag, noch einen Reſt von Widerſtandskraft gegen den erſchütternden Gedanken, dieſen preußiſchen Staat, der ſo an ihn gekettet war, aus ſeinen feſten Händen in die ſchwachen Hände ſeines jugendlichen Erben zu überantworten, wird der König ſich bewahrt haben. Nannte er doch ſelbſt die Alternative, die er ſtellte, „ſeltſam“. Bis zum 20. Februar bemaß er die Friſt, wo ſich alles entſcheiden ſollte. Bis dahin würde es ſich ergeben, ob die Türken ins Feld rückten oder

nicht. Auch d'Argens wurde eingeweiht, daß bis dahin der Würfel fallen würde, ob der König von Preußen es „mit Cato halten“ würde oder nicht. Indem er doch aber eine ſechswöchentliche Friſt ſetzte, war's, als wenn Preußens guter Genius ihm zugeraunt hätte: Chi ha tempo ha vita.

Als der König jenen düſteren Brief an ſeinen Jugendgeſpielen richtete, ahnte er nicht, daß tags zuvor jenes Ereignis eingetreten war, auf das er einſt ebenſo ſehnlich gehofft hatte, wie auf das Eingreifen des Türken, auf das er aber ſchon lange garnicht mehr rechnete: die Zarin Eliſabeth erwarb ſich das Verdienſt, zu ſterben. Dreiundfünfzigjährig, beſchloß ſie ihr wüſtes Leben infolge eines Blutſturzes. Ihr folgte auf dem Throne ihr Neffe, der Herzog Peter von Holſtein-Gottorp als Kaiſer Peter III., ein Mann, der trotz großer Schwächen die ſchöne und edle Gabe der Begeiſterungsfähigkeit und Anhänglichkeit mit auf den Lebensweg bekommen hatte und deſſen Begeiſterung ſeit langem gerade dem Könige von Preußen galt. Die geringe perſönliche Bedeutung Peters war dem Könige wohl bekannt. Er machte ſich daher, als er am 19. Januar die Kunde von dem Tode ſeiner alten leidenſchaftlichen Feindin erhielt, keine beſonderen Hoffnungen auf eine Änderung der Lage durch ihn. Mehr verſprach er ſich von Peters Gemahlin, Katharina. Vorerſt zählte er Rußland noch zu ſeinen Gegnern, und fuhr fort, auf eine Diverſion der Pforte gegen die Moskowiter zu hoffen.

Da traf am 27. Januar in Breslau die Nachricht ein, daß eine außerordentliche Botſchaft des Zaren unterwegs ſei. Ein Oberſt Gudowitſch, der als Reiſeziel Zerbſt, die Reſidenz des Bruders der Kaiſerin Katharina, hatte, fand ſich denn auch in Magdeburg, wo der Hof und die Miniſter weilten, ein und erklärte ſich bereit, wenn Friedrich es wünſchen ſollte, in deſſen Hauptquartier zu kommen. Berichte aus Petersburg ſchilderten die Stimmung daſelbſt als ſo günſtig für Preußen wie möglich. Die matte Hoffnung, die Friedrich erſt gefaßt hatte, wurde nun mit einem Schlage faſt zur Zuverſicht. Freudig ſchrieb er an Finckenſtein: „Der erſte Lichtſtrahl, der ſich zeigt! Der Himmel ſei geprieſen! Man muß hoffen, daß den Stürmen jetzt die ſchönen Tage folgen, Gott gebe es!“ Er ließ Gudowitſch zu ſich nach Breslau bitten. Noch ehe dieſer da war, ſandte er den Sohn des Unterhändlers von Klein-Schnellendorf und Helden von Soor, den ſechsundzwanzigjährigen Legationsrat v. d. Goltz, indem er ihn zugleich zum Oberſten und Flügeladjutanten ernannte, als Friedensunterhändler nach Petersburg. Gudowitſch wurde von ihm mit einer Friedenstaube verglichen.

Recht ungelegen kam es ihm, daß nun gerade Meldungen aus Konſtantinopel eintrafen, die von einem Wachſen der kriegeriſchen Stimmung daſelbſt berichteten. Er hielt es für eine Anſtandspflicht, die Angriffsgelüſte des Tartarenkhans von Rußland auf Ungarn abzulenken; von den Türken war ein Angriff gerade auf Rußland weniger zu beſorgen. Immerhin war es auch nicht ſicher, wie Rußland einen Angriff der Türken und Tartaren auf das ihm verbündete Öſterreich auffaſſen würde. Die in dieſem Punkte beſtehenden Zweifel wurden ſehr ſchnell und glücklich gelöſt durch die Erklärung Peters, er habe nichts dagegen, wenn die Türken und Tartaren mit Öſterreich Krieg anfingen. Peter überſtürzte ſich förmlich in Zeichen ſeiner Freundſchaft für Friedrich. Noch ehe Gudowitſch in Breslau eintraf, ließ er den König um den Schwarzen Adlerorden bitten: ein höchſt ſonderbares Verlangen, da ſich Rußland offiziell noch im Kriege mit Preußen befand. Friedrich war überraſcht, beeilte ſich aber dem Wunſche zu willfahren und ſcherzte nur gegen Mitchell im Hinblick auf die ſich auf preußiſchem Boden verpflegende ruſſiſche Armee: „Ein höchſt ſonderbarer Ritter, der 80 000 Mann auf meine Koſten ernährt. Ich bitte Sie, meinen Ritter gelehriger zu machen und ihm beizubringen, daß es gegen das Ordensſtatut iſt, wenn ein Ritter ſeinen Großmeiſter verſpeiſt.“ Friedrich rechnete mit der Möglichkeit, daß Rußland das ſeit vier Jahren von ihm verwaltete Oſtpreußen nicht herausgeben würde. Für dieſen Fall ſollte Goltz wenigſtens einen Entſchädigungsanſpruch erheben und Vorſchläge in Ausſicht ſtellen. Er war zu den größeſten Zugeſtändniſſen geneigt, um mit

Bibliothek
Universitätsmedizin
Berlin

Bibliothek
Universitätsmedizin
Berlin

politik ſeines neuen Herrn, war vielmehr noch in dem Traum Eliſabeths befangen, Friedrich auf die Kurmark zu beſchränken, und wollte an den Eroberungen Rußlands auf jeden Fall feſthalten. Soweit konnte nun Bute allerdings nicht gehen. Das wäre vom engliſchen Standpunkte vollkommener Widerſinn geweſen. Wie einſt Rouillé im Jahre 1756 gegenüber den Werbungen Öſterreichs, beobachtete er eine gewiſſe Reſerve. Aber er machte doch auch Galizin das Zugeſtändnis, daß Preußen einige Gebietsſtücke abtreten ſollte, obwohl das Bündnis vom 11. April 1758 feierlich den Beſitzſtand Preußens und Englands garantierte. Die Krone ſetzte der Lord ſeinen Darlegungen jedoch auf, indem er, wie Galizin nach Hauſe berichtete, den Ruſſen den Rat erteilte, ihre Truppen nicht zurückzuziehen, denn das würde den König von Preußen in die Lage verſetzen, den Krieg mit größerer Kraft fortzuführen, ſo daß der Friede noch weiter hinausgeſchoben würde. So ſprach der Vertreter einer Preußen verbündeten Macht zu dem Gegner Preußens. Als nun die Nachricht von dem völligen Umſchwung der ruſſiſchen Politik kam, ſah Bute ſeine ſchlimmſten Befürchtungen bewahrheitet und malte ſich nun aus, wie Friedrich durch dieſe Wendung ſich veranlaßt ſehen würde, eine neue Kriegsära einzuleiten. Jetzt war der „unvernünftige, erſchöpfte und verzweifelte“ König von Preußen für ihn wieder wenigſtens ein „kriegeriſcher und ehrgeiziger“ Fürſt.

In dieſer Lage verſuchten es Bute und Newcaſtle, dem Könige ſelbſt klar zu machen, daß er „ohne beträchtliches Nachgeben“ nicht den Frieden erhalten könne. War ihr Verhalten gegen Friedrich bisher ſchwächlich und treulos zu nennen, ſo begaben ſie ſich nunmehr auf die Bahn des Lächerlichen. Was ſie mit diplomatiſchen Vorſtellungen durchſetzen zu können wähnten, hatten die drei größten Mächte des Feſtlandes mit ihren Trabanten ſechs Jahre vergeblich durch Waffengewalt zu erreichen verſucht; in dieſem Augenblicke waren Frankreich und Öſterreich erſchöpft, Rußland aber nahm gerade eine freundliche Haltung an. Nach den Bedürfniſſen der britiſchen Politik war freilich auch Maria Thereſia in den Jahren 1742, 1745 und 1748 zu ihrem Kummer genötigt worden, Ländereien abzutreten. Aber die Zwangslage war für England jetzt nicht entfernt ſo groß, wie damals, die moraliſche und formelle Verpflichtung der Briten gegen die Königin von Ungarn war bei weitem nicht ſo bindend als gegen Friedrich, und ſchließlich: Maria Thereſia war nicht Friedrich. Das hatte noch gefehlt, daß das engliſche Miniſterium Friedrich mit dieſem Anſinnen kam. Der erklärte kurzweg, „die jetzigen engliſchen Miniſter gehören ins Tollhaus“, ein Wort, das jene auf ihrem Poſtamt in einem ſonſt chiffrierten Erlaß zu leſen bekamen.

Nun wurde Friedrich vor die Frage geſtellt, ob er nicht lieber die für England läſtigen Klauſeln des Vertrages vom 11. April 1758, Aufrechterhaltung des Beſitzſtandes und Ausſchluß des Sonderfriedens, ſtreichen laſſen wollte. Für den Fall, daß er hierauf einginge, wollten die engliſchen Staatsmänner ihm weiter Subſidien zahlen. Ja, die preußiſchen Vertreter in London hatten den Eindruck, daß ſich eine Erhöhung der Hilfsgelder würde durchſetzen laſſen.

Es war eine verfängliche Frage für König Friedrich, die ihm hier vorgelegt wurde. Schon die Art, wie Bute und Newcaſtle mit ihm verhandelten, nämlich gleichſam „mit dem Stocke in der Hand“, war bedrückend für ihn. Außerdem glaubte er anfangs nicht auf die engliſchen Goldrollen verzichten zu können. Er zwang ſich daher einſtweilen dazu, Gleichgültigkeit zur Schau zu tragen, um Zeit zu gewinnen. Es dauerte aber nicht lange, ſo wurden die engliſchen Miniſter deutlicher und rieten dem Könige, ſich mit Öſterreich über etwaige Opfer, mit denen er den Frieden erkaufen könne, zu verſtändigen. Knyphauſen und Michell wußten nicht anders, als den König „ſehr ehrfurchtsvoll zu ermahnen“, auf die Vorſchläge Englands einzugehen. Das waren allerdings nicht mehr die ſtolzen und geſchickten Knyphauſen und Michell von 1759; ſie waren mürbe geworden. Kein Wunder, daß Friedrich heftig auffuhr: „Lernen Sie beſſer Ihre Pflicht, und merken Sie ſich, daß es Ihnen in keiner Weiſe zuſteht, mir ſo törichte, ſo impertinente Ratſchläge zu erteilen,

wie die, welche Sie ſich einfallen laſſen!“ ſchrieb er den beiden eigenhändig. Er beſchloß, es darauf ankommen zu laſſen, ob man ihm die Subſidien zahle oder nicht.

Als indes am 23. März eine Zuſchrift des Zaren eintraf, in der dieſer ihm den Beweis der engliſchen Treuloſigkeit durch einen Auszug aus dem Berichte Galizins über die Unterredung vom 6. Februar lieferte, entſchied er ſich dafür, lieber ausdrücklich auf das engliſche Geld zu verzichten, als ſich entwürdigende Nebenbedingungen gefallen zu laſſen. Er war in einer maßloſen Empörung über Bute und das engliſche Miniſterium; Bute verdiene lebendig gerädert zu werden, erklärte er. Er argwöhnte in ſeiner Erregung, daß ſein Geſandter in London, der der Verſtändigung das Wort redete, ſich von den Engländern habe fangen laſſen, und verſtieg ſich in ſeinem Zorn zu einem tiefkränkenden, ganz unbegründeten Ausfall gegen den trefflichen Knyphauſen, deſſen Vater ſeinerzeit von Friedrich Wilhelm I. im Zorn, als der Hinneigung zu England verdächtig, verabſchiedet worden war. „Ihr Vater, Knyphauſen,“ ſchrieb er, „hatte Geld von Frankreich und England genommen, weshalb er fortgejagt wurde; ſollte er dieſe Gewohnheit Ihnen zum Erbe vermacht haben?“

Bald darauf kam jener Verſuch der Anknüpfung Newcaſtles mit Kaunitz zur Kenntnis Knyphauſens, zugleich aber auch die Tatſache, daß Kaunitz entſchieden abgelehnt habe. Knyphauſen hielt dem Herzog ſofort die Inkorrektheit dieſes Vorgehens vor. Die engliſchen Miniſter gerieten in die größte Verlegenheit und ſuchten ſich herauszureden, indem ſie von Mißverſtändniſſen und Eigenmächtigkeiten anderer ſprachen. Von dem vertraulichen Briefe an Yorke vom 8. Januar ſchwiegen ſie aber wohlweislich. Auch Galizins Bericht wurde als auf einem „Mißverſtändnis“ beruhend bezeichnet.

Das Bündnis von Weſtminſter hatte nun indes einen unheilbaren Riß erfahren. Indem Friedrich die Subſidienzahlung, auf die er kraft des Vertrages vom 11. April 1758 Anſpruch hatte, unter den obwaltenden Umſtänden für das Jahr 1762 nicht beantragte, beſtand für England nur noch die Verpflichtung, keinen Sonderfrieden einzugehen und außerdem für Aufrechterhaltung des preußiſchen Beſitzſtandes einzutreten. Zur Fortſetzung des Kampfes war Friedrich im übrigen auf ſeine eigenen Kräfte angewieſen. Er hat dadurch, daß er die engliſchen Subſidien verſchmähte, eine Größe der Auffaſſung bekundet, die ihresgleichen in der Weltgeſchichte ſucht. Vielleicht ſchlug dem derzeitigen leitenden engliſchen Miniſter, dem Herzog von Newcaſtle, das Gewiſſen, indem er trotz der Ablehnung Friedrichs doch noch Subſidien zu zahlen beantragte. Dem widerſprach Bute jetzt. So kam auch Newcaſtle zu Fall, und ſein Amtsgenoſſe Bute, die Triebfeder des Bruches mit Friedrich, trat an die Spitze des engliſchen Miniſteriums. Tiefbewegt über die Störung der guten Beziehungen zu Preußen war der engliſche Geſandte Mitchell, der im preußiſchen Hauptquartiere blieb, aber nicht mehr zu den politiſchen Beſprechungen hinzugezogen wurde.

Für den kommenden Feldzug hatte Friedrich noch die erforderlichen Mittel: das hatte er immer ſo einzurichten gewußt. Zwar ſanken ſeine Einnahmen faſt überall rapide. Nur in Schleſien hatte das Verwaltungstalent und der Eifer Schlabrendorffs trotz der Leiden der Provinz ſogar noch erhebliche Überſchüſſe erzielt. Eine Landwehrſteuer, die einzige Steuer, die die Stände der Provinzen ausſchrieben, brachte bis zum Ende des Krieges nur anderthalb Millionen Taler ein. Dadurch, daß die Gehälter der Beamten während des Krieges in Kaſſenſcheinen ausgezahlt wurden, iſt nicht viel mehr als eine halbe Million erſpart worden. Dafür zog Friedrich aus Feindesland deſto erheblichere Beträge. Mecklenburg hat ihm in bar und in Lieferungen etwa acht Millionen eingebracht. Am meiſten aber wurde Sachſen belaſtet. Dort ſind allein 1761 über acht Millionen, 1762 mehr als ſieben gewonnen. So machte ſich die Beſetzung Sachſens im Herbſt 1756 bezahlt.

Großen Gewinn erzielte der König ferner aus der Ausprägung minderwertigen Geldes. Dieſes Hilfsmittel Friedrichs zur Verbeſſerung der Finanzen iſt weltbekannt. Man geht jedoch fehl, wenn man den liſtenreichen König als den Erfinder dieſes Syſtems anſieht. Das war, nach einem Worte Koſers, der der Finanzpolitik Friedrichs, dieſem ſchwierigſten

Vorderſeite Rückſeite

205. Ephraimit aus dem Jahre 1758

In Größe des Originales im Kgl. Münzkabinett zu Berlin

Kapitel in der Geſchichte des Königs, die eingehendſten Unterſuchungen gewidmet hat, ſchon ſeit dem Mittelalter „ein beliebtes Hausmittel urväteriſcher Finanzkunſt“. Sein Vorbild aber wird Friedrich in Ludwig XIV. gefunden haben, deſſen Politik ihm auch ſonſt vielfach als Muſter vorgeſchwebt hat. In den beiden letzten Kriegen Ludwigs XIV. ſind wohl vierzig Münzveränderungen vorgenommen. Man hat dies Hilfsmittel in der Not wohl ein Zwangsanlehn in gröbſter Form genannt. Das war es auch. Aber Friedrich war ſich auch ſehr wohl bewußt, daß die Maßregel nicht gerade ſehr reell war, ein Kniff, der ſich eben nur durch eine Zwangslage rechtfertigte. Seine Helfershelfer bei dem Werke waren denn auch Leute, deren weites Gewiſſen über allem Zweifel erhaben war. Schon die drohenden Kriegswolken ſchienen den König dem Gedanken zugänglich gemacht zu haben, auf dieſe Weiſe möglichſt ſchnell ſeinen Schatz zu füllen. Denn bereits im Herbſt des Jahres 1755 geſtattete er der Firma Hertz Moſes Gompertz gegen einen hohen Schlagſchatz Friedrichsdors zu einem Fuße auszuprägen, nach welchem auf die feine Mark Gold ſtatt 185 Taler 274 kamen. Den Nachteil wälzte er dem Auslande, insbeſondere Polen zu. Mit dem Siebenjährigen Kriege kam das Geſchäft zur Blüte. Im Jahre 1757 ſchloß der König nämlich mit dem Konſortium Veitel Ephraim Söhne und Daniel Itzig einen Vertrag, durch den die Ausprägung ſächſiſcher Dritteltaler in Dresden und Leipzig und Auguſtdors in geringerer Legierung freigegeben wurde. Aus 14 Talern wurden $19^3/_4$ gemacht. Seit 1759 gingen auch die preußiſchen Münzſtätten an jenes jüdiſche Konſortium über. Der Volksmund taufte dieſe minderwertigen Münzen „Ephraimiten“ (Bild 205), und es kam das Verslein auf, das noch heute zu dem eiſernen Beſtande der Kenntniſſe aller Preußen gehört:

Von außen ſchön, von innen ſchlimm,
Von außen Friederich, von innen Ephraim.

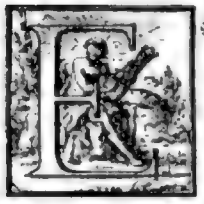
Ephraim und Itzig fanden das Geſchäft außerordentlich einträglich, und der Appetit wuchs ihnen beim Schlagen. Sie beſtürmten den König, ihnen zu erlauben, aus den geſetzlichen 14 Talern an den ſächſiſchen Münzſtätten gleich 30 Taler und neben den Drittelſtücken kleinere Münzen, beſonders ſogenannte polniſche Timpfe zu prägen. Ebenſo wurde der Feingehalt des Auguſtdor noch erheblich verringert. Die Geſchäftsmänner erzwangen ſich ſeit 1760 auch den Zugang zu den preußiſchen Staatskaſſen. Die natürliche Folge war, daß die in gewaltiger Menge geprägten ſächſiſchen ſchlechten Münzen die preußiſchen verdrängten. Das jüdiſche Hauſierertum hatte glänzende Tage. Denn nun wurden die beſſeren Münzen aufgekauft und nach Dresden und Leipzig zur Umſchmelzung an Ephraim und Itzig eingeliefert, die natürlich ihren ärmeren Stammesgenoſſen einigen Anteil an ihrem Unternehmergewinn gewähren mußten. Die Familie Ephraim baute ſich von ihrem Münzgewinn am Molkenmarkt zu Berlin ein impoſantes Gebäude, das ſpäter lange Zeit zu den Dienſtgebäuden des Polizeipräſidiums gehörte und jetzt ſtädtiſche Behörden aufgenommen hat. Es gelang den Unternehmern, vermöge ihrer guten Geſchäftsverbindungen die ſchlechte Münze meiſt ins Ausland, namentlich nach Polen, Ungarn und Rußland abzuſtoßen, und ſie rühmten ſich vor dem Könige, daß ſie aus dieſen Ländern mehr als fünfzig Millionen Gold

206. General von Belling

Nach einem alten Kupferstich

gewonnen, sie also gewissermaßen mit Kontributionen belegt hätten. Bis 1761 gewann Friedrich durch den ihm gezahlten Schlagschatz 18 Millionen Taler, für das kommende Jahr verpflichteten sich die Unternehmer womöglich ebensoviel wie 1761, nämlich 6 Millionen abzuliefern. Auf diese Weise war der König in der Lage, selbst als Kapitalmacht aufzutreten, indem er seinerzeit den Dänen und den Türken anbot, für den Fall ihres Eingreifens in den Krieg Subsidien zu zahlen, und indem er Berlin und andern Städten die erlittenen Brandschatzungen ersetzte. Vor allem aber ermöglichte es diese Münzverschlechterung, daß er niemals von Geldmitteln entblößt war.

So konnte er einstweilen die Fortsetzung des Kampfes ohne die englischen Subsidien wagen. Der Umschwung, der zu seinen Gunsten durch den Tod der Zarin Elisabeth eingetreten war, schien nun indes noch eine weitere Verstärkung zu erfahren, indem am 19. Juni 1762 das vom Könige schon erwartete Bündnis mit Rußland zustande kam. Friedrich setzte sich durch den Abschluß desselben der Gefahr aus, einen sehr hohen Preis dafür zahlen zu müssen. Denn Peter verfolgte eine stark egoistische Hauspolitik und verlangte, daß Preußen ihm zur Wiedererlangung gottorpischer Gebietsstücke, die an Dänemark gekommen waren, behilflich sein sollte. Friedrich vertrat ohnehin die Ansicht, daß es besser sei, wenn Dänemark jene gottorpischen Ländereien in Schleswig besäße, als wenn sich dort russischer Einfluß ausdehne. Die Gefahr, nicht nur mit Frankreich, sondern auch mit England, die 1720 dem dänischen Königreiche jene Besitzungen garantiert hatten, durch Beteiligung an einem möglichen Kriege Peters gegen Dänemark in Mißhelligkeiten verwickelt zu werden, war keine angenehme Aussicht für den König. Immerhin verlangte Peter nur das Bellingsche Husarenregiment, das sich durch seine Waffentaten und die seines verwegenen Führers, des Generals v. Belling (Bild 206), insbesondere im Kriege gegen die Schweden einen europäischen Ruf erworben hatte, zur Unterstützung bei einem solchen Feldzuge. Was den König jedoch bestimmte, das Bündnis einzugehen, war zwingend. Er setzte sich nämlich im Weigerungsfalle dem sofortigen Bruche mit Peter aus, und außerdem erhielt er durch das Bündnis die Gewähr, daß ihn auf der Stelle 20000 Russen im Kampfe gegen Österreich unterstützen sollten.



s war ein ganz unerhörter Wechsel der Verhältnisse eingetreten. Nun schien sich für Friedrich alles wenden zu sollen. Mit einem Male erwachte in seiner gequälten, todesmüden Seele wieder Lebensmut. Wieder etwas von der alten Glückseligkeit, mit der er in die Lebensbahn hineingetreten war, durchzog sein Gemüt. Aber diese Stimmung ist zugleich tränenschwer, und die Erfahrung läßt ihn sie zügeln. „Eine süße Stille lebt in meiner Seele wieder auf", so vertraut er dem Freunde d'Argens an, „Hoffnungsregungen, deren Gewohnheit ich seit sechs Jahren abgelegt hatte, trösten mich für die vergangenen Unruhen. Im Grunde meines Herzens sage ich mit dem Weisen: Eitelkeit der Eitelkeiten, es ist alles ganz eitel. Vorurteile und Einbildungen regieren die Welt, und obgleich wir wissen, daß unser Leben eine kurze Pilgerschaft ist, bleibt doch in unserem Innern ein Rest Ehrgeiz, der für den Ruhm empfänglich macht."

Einstweilen schwellten die Hoffnungen die Segel seines Schiffes so stark, daß er sich zu so kühner Fahrt anschickte, wie nur je in seinen kühnsten Tagen. Denn noch immer schien es so, als wenn Türken und Tartaren in Bewegung kommen wollten. Darum plante König Friedrich wiederum zur Offensive überzugehen. Drei Offensivfeldzüge und drei Defensivfeldzüge hatte der Krieg bisher gebracht. Nun sollte wieder ein Offensivfeldzug beginnen, größer angelegt womöglich, als alle bisherigen, und hoffentlich den Kriegsdrangsalen ein glückliches Ende in Feindesland setzen.

Aber zuerst mußten die Österreicher aus Schlesien vertrieben werden. Noch hatten sie ja Schweidnitz in ihrer Macht, das durch Dauns Heer gedeckt wurde. Dessen 82000 Mann hatte Friedrich im Frühjahr 1762 rund 76000 Mann entgegenzustellen. Um Daun zur Spaltung seiner Streitmacht zu veranlassen und die Tartaren bei Kaschau in Empfang zu nehmen, entsandte Friedrich den General Werner, der im Vorjahre bei Pasewalk auch gegen die Schweden mit Erfolg gefochten hatte, mit einer Heeresabteilung ins österreichische Schlesien. Auch Mähren sollte bedroht werden. Zu diesem Zwecke wurde dem Herzog von Bevern, der nach seiner Befreiung aus der österreichischen Gefangenschaft zum Gouverneur von Stettin ernannt worden war, von dort mit Umsicht das Verteidigungswerk gegen die Schweden unterstützt hatte, jetzt aber nach dem Frieden mit Schweden in Pommern entbehrlich geworden war, eine zweite, stärkere Heeresabteilung unterstellt. Seine Operationen sollte Prinz Heinrich mit seinem 44000 Mann starken Heere in Sachsen unterstützen. Der König dachte, unter Einrechnung der russischen Hilfe bald im Besitze von Dresden, Prag und Olmütz zu sein.

Doch die russische Unterstützung sollte nur kurze Zeit währen. Nach dem Abschluß des Bündnisses mit Peter am 19. Juni begann Friedrich mit seinen ihm nach Entsendung Werners und Beverns verbliebenen Truppen und denen Tschernyschews Manöver zu unternehmen, durch die er Daun zu rückwärtigen Bewegungen zu zwingen hoffte. Mit einem preußischen Korps unter dem Grafen Wied brachen bei Trautenau auch Kosaken in Böhmen ein und verbreiteten nun in Österreichs Landen den Schrecken, den sie sechs Jahre in Preußen verursacht hatten. Kaum aber waren vierzehn Tage seit dem Beginn der preußisch-russischen Operationen verstrichen, da kamen Nachrichten, daß Peters Thron zu wanken beginne. Peter hatte ein Regiment der Milde und des Edelmutes eingeleitet. Fast alle die alten Verbannten, Biron, Münnich, Lestocq, durften ohne Unterschied der Parteistellung heimkehren. Auch seine Feinde ließ der vertrauensselige Zar in ihren Ämtern. Sogar die Geheimpolizei hörte auf zu existieren. Peter wähnte die ihm nicht wohlwollenden Einflüsse mit leichter Mühe niederhalten zu können. Friedrich hatte ihn gewarnt; er kannte auch die russische Geschichte nur zu gut

und zog daraus seine Lehren. Er drang in Peter, nicht zu dem dänischen Kriege aufzubrechen, bevor er nicht seine Stellung durch die Krönung gefestigt hätte: „Ich bin mit Leib und Seele beteiligt an Ihrer Erhaltung, und wie sollte ich dem nicht tausendfaches Glück wünschen, der allein in ganz Europa mir eine hilfreiche Hand in meinem Unglück gereicht hat, und der sich als mein Freund erklärt, wo meine Bundesgenossen mich verraten?“ Ahnungslos hatte Peter erwidert: „Wenn die Russen mir ein Leid zufügen wollten, so hätten sie es schon lange tun können, da sie sehen, daß ich keine Wache um mich habe, mich immer der Hut Gottes anvertraue, allein zu Fuß auf der Straße gehe.“ Inzwischen schoß die Saat des Unfriedens, die sein alle nationalen Gefühle der Russen verletzendes Auftreten ausgestreut hatte, mit beispielloser Schnelligkeit empor. Es war nicht nur seine holsteinische, den Russen fernliegende Politik und sein plötzlicher Bruch mit dem antipreußischen System, es war noch mehr sein Verhalten im Innern, seine Einführung preußischer Heereseinrichtungen, seine Bevorzugung der Holsteiner im Lande, seine Nichtachtung der griechischen Religion und seine Ansprüche auf das Kirchengut, endlich die schlechte Behandlung seiner dem Nationalrussentum schmeichelnden Gemahlin, was seine Stellung völlig unhaltbar machte. Es herrschte eine allgemeine Entrüstung im Lande gegen ihn.

Anfangs verhielt sich König Friedrich noch ungläubig gegen die Alarmnachrichten aus Rußland. Nach wenigen Tagen erfuhr er aber Peters Absetzung und am 31. Juli, daß der unglückliche Monarch am 17. Juli 1762 an einer Kolik, wie es amtlich hieß, gestorben sei. Friedrich verstand diesen Amtsstil; an Finckenstein schrieb er: „Es wird Ihnen nicht schwerfallen, zu ergründen, welcher Art diese Kolik gewesen ist.“ Wenn er aber von der Semiramis sprach, die ihren eigenen Gatten umgebracht habe, so hegte er, wie wir heute wissen, einen falschen Verdacht. Katharina hat allerdings ihren Gatten am 9. Juli vom Throne gestoßen, aber an seiner Ermordung ist sie unschuldig. Zar Peter III. ist bei einem wüsten Gelage, als es in vorgerückter Stunde zu Tätlichkeiten kam, ohne Vorbedacht von Teilnehmern des Staatsstreiches des 9. Juli erwürgt worden. Katharina ahnte nichts davon.

Für Peter war seine Mißachtung des nationalen Empfindens zu einem entsetzlichen Verhängnis geworden.

Wer nun annahm, daß die durch Peters Sturz zur Herrschaft gelangte Kaiserin Katharina II. wieder in das von der Zarin Elisabeth gegen Preußen beliebte System zurücklenken würde, der verkannte den realpolitischen Sinn dieses genialen Weibes völlig. Katharina wußte, daß Rußland des Friedens bedurfte. In ihrem Manifest vom 9. Juli an die Russen war Friedrich zwar als „Todfeind“ des Landes bezeichnet worden. Aber in dem Text dieser Proklamation, der an die Gesandten verteilt wurde, war dies Wort ausgemerzt und die Stelle, die den Frieden mit Preußen als ein Verbrechen bezeichnete, abgeschwächt. Im Konzept war die ganze Stelle nicht enthalten gewesen, ein Beweis, daß ein übereifriger Russe sie eingeschmuggelt hatte. Sie entsprach zwar auch Katharinas Gesinnung, und Sjaltykow erhielt von ihr insgeheim eine Belobigung, als er in Königsberg auf grund des Manifestes sofort den Kriegszustand mit Preußen wiederherstellte. Aber öffentlich verleugnete sie die Schritte ihres Feldherrn. Von einem gemeinsamen Kriege mit Preußen gegen Österreich, wie Peter es gewollt hatte, konnte bei Katharina keine Rede sein. Demgemäß erhielt Tschernyschew Befehl zu sofortigem Abmarsch. Tschernyschew, der ein höfliches Verhältnis zu Friedrich gewonnen hatte, erstattete am 18. Juli zugleich mit der Anzeige von dem Thronwechsel die Meldung, daß er sich von den Preußen trennen müsse. Er war jedoch bereit, noch vier Tage den Aufbruch zu verschieben, damit für die Verpflegung seines Korps gesorgt werden könnte. Dazu war er natürlich formell berechtigt. Dieser Aufschub sollte Friedrich äußerst gelegen kommen. Der Regierungswechsel in Petersburg war für ihn ein harter Schlag, denn er kreuzte seine weitausschauenden Offensivpläne auf das empfindlichste. Nun nutzte er aber wenigstens die Anwesenheit Tschernyschews bei der Operation, die gerade im Werke war, zu seinem Vorteile aus.

Die bisherigen militärischen Bewegungen hatten zu keinem rechten Ergebnis geführt.

„Eile mit Weile iſt meine Loſung," ſcherzte Friedrich, „ich komme langſam vom Fleck. Mein Glaube iſt nicht lebendig genug, um Berge, Kanonen und vor allem den Marſchall Daun zu verſetzen." Wohl mochte er auch fühlen, daß er ſelbſt nicht mehr ſo elaſtiſch war wie einſtmals. „Ich bin langſam geworden wie der alte Neſtor," ſchrieb er an d'Argens. Aus deſſen Briefen erſah er die Sehnſucht des Volkes, insbeſondere der Berliner, nach Frieden. Herzlich erfreute er ſich an dem Jubel der Hauptſtadt über die Einleitung friedlicher Beziehungen mit Rußland. Die arme Bevölkerung lechzte, wie begreiflich, nach Ruhe und Frieden. Das Volkslied gab dieſer Friedensſehnſucht beredten Ausdruck:

Soll denn gar kein Frieden werden?
Nimmt der Krieg denn noch kein End'?
Unſ're Länder ſind verheeret,
Städt' und Dörfer abgebrennt.
Friedrich, o du großer König,
Stecke doch dein Schwert nun ein

Aber einſtweilen ſah der Held ſich noch nicht in der Lage, dieſen Wünſchen zu willfahren. Noch gab Öſterreich die Hoffnung nicht auf, ihn zu demütigen. Noch ſtanden ja die Feinde in ſeinem Lande. In jenen Tagen ſchickte er ſich an, Daun aus ſeiner Stellung bei Burkersdorf zu vertreiben, um die Verbindungen des öſterreichiſchen Heeres mit Schweidnitz zu durchſchneiden. Dieſe Aufgabe fiel dem Grafen Wied mit ſeinem Korps für den 21. Juli zu. Um die Wiederholung eines Mayen, des größten Schreckens, den Friedrich und ſeine Generale in dieſem Kriege erlebten, zu vermeiden, ging man mit ängſtlicher Vorſicht zu Werke. Scheinbewegungen des Hauptheeres ſollten bei dem Unternehmen die Aufmerkſamkeit Dauns von Wied ablenken. Da Friedrich ſelbſt nur noch vierzehn Bataillone zur Verfügung hatte, ſo war es ihm äußerſt willkommen, daß in dieſem Augenblick noch die 20000 Ruſſen, infolge des von Tſchernyſchew bewilligten Aufſchubs, von Daun als zur preußiſchen Macht gehörig betrachtet werden mußten. Der geplante Überfall der Außenpoſten Dauns bei Burkersdorf ging am 21. ſo programmäßig wie möglich von ſtatten. Graf Wied und General v. Möllendorff zeichneten ſich rühmlich aus. Der wachſame Daun wurde diesmal getäuſcht und überliſtet, ſo daß das Treffen mit einem vollſtändigen Siege der Preußen endete. Auch ein gleichzeitiger Ausfall der Beſatzung von Schweidnitz mißlang. Der preußiſche Verluſt bei Burkersdorf betrug 1610 Tote, Verwundete und Vermißte, während Daun 2—3000 Mann verlor, darunter 550 Gefangene. Wie nachteilig der moraliſche Eindruck der öſterreichiſchen Niederlage im Heere Dauns „wirkte, bewies die doch in dieſem Maße äußerſt ſeltene Erſcheinung, daß gleichzeitig 700 Öſterreicher zu den Preußen überliefen. Daun gab nun ſeine Stellung auf und lagerte ſich an der böhmiſchen Grenze, indem er ſich an die Hohe Eule lehnte. Damit hatte er ſeine Verbindung mit Schweidnitz verloren, ſodaß die Gefechte bei Burkersdorf in ihrer Wirkung für Friedrich dem Gewinn einer Schlacht gleichkamen.

Am andern Tage brach Tſchernyſchew im Morgengrauen auf, nachdem ihm der König noch einen diamantenbeſetzten Degen und 15000 Dukaten geſchenkt hatte. Nur einen Monat hatte ſich Friedrich des Bündniſſes mit Rußland erfreuen können.

Nun wandte er ſich der Belagerung von Schweidnitz zu, die die intereſſanteſte des ganzen Krieges werden ſollte. Während ſie begann, wurden auch ſeine Hoffnungen auf die Hilfe der Türken bedenklich herabgeſtimmt. Nach ſeiner Art wollte er ſich's anfangs nicht eingeſtehen, daß kaum noch Ausſichten beſtänden, die Muſelmanen im Felde erſcheinen zu ſehen. Wieder entſpannen ſich jene Diskuſſionen zwiſchen ihm und ſeinem Bruder, in denen Friedrich großen Optimismus, Heinrich unerſchütterlichen Peſſimismus zeigte. Im September ſah der König ein, daß ſein Bruder wieder einmal recht gehabt hatte, und erteilte Rexin ärgerlich den Befehl, auch nicht einen Pfennig mehr zu Geſchenken für die Türken zu verwenden, da alles weggeworfenes Geld ſein würde. Im Oktober wurde denn

auch das Bündnis mit Preußen von der Pforte endgültig verworfen. Auch bei den Tartaren wurde es sehr bald ganz still. Daher gab der König seine Offensivpläne allmählich auf. Er rechnete, daß der Kriegsbrand nun auch ohne große Unternehmungen verglimmen würde, und nahm sich geradezu vor, „decisive Affairen zu vermeiden". Daun machte noch einmal einen Versuch, die Belagerung von Schweidnitz zu stören, indem er den Herzog von Bevern, der das Belagerungsheer bei Reichenbach zu decken hatte, durch verschiedene Heeresabteilungen aufzuheben suchte. Fast wäre das am 16. August gelungen, wenn König Friedrich nicht auf der Hut gewesen und dem Herzog rechtzeitig zu Hilfe gekommen wäre. Er sprengte selbst an der Spitze eines Husarenregiments auf seinem Rotschimmel Cäsar herbei, andere Reiterregimenter und einige Bataillone folgten nach. Es kam zu einem glänzenden Reitergefecht. Vornehmlich dem Obersten v. Lossow, der das Zeug zu einem Reiterführer großen Stils zu haben schien, war es zu danken, daß die preußische Reiterei die Oberhand gewann. Zum ersten Male unterstützte reitende Artillerie den Reiterangriff. Die österreichische Infanterie hatte schon vorher das Gefecht auf Befehl Dauns aufgegeben, sobald der Marschall gehört hatte, daß Friedrich nahe. Daun zog sich darauf in die Grafschaft Glatz zurück, und damit war Schweidnitz endgültig sich selbst überlassen. Der Kommandant, Graf Guasco, erhielt zwar Befehl, sich zu ergeben. Aber Friedrich wollte ihm keinen freien Abzug, wie er es forderte, zugestehen, da ihm 10 000 Mann eine bedenkliche Verstärkung für das österreichische Heer dünkten. Infolgedessen setzte sich Guasco heldenmütig zur Wehre. Er hatte in Gribeauval einen hervorragenden Ingenieur zur Seite, der dem technischen Leiter des preußischen Belagerungswerkes, auch einem Franzosen, Namens Lefebvre, entschieden überlegen war. Wie vor vier Jahren bei Belagerung desselben Platzes konnte Friedrich seine Ungeduld über die Langsamkeit der Fortschritte seines Belagerungswerkes kaum meistern. Er suchte sich durch die Vollendung der im Frühjahr begonnenen Lektüre der sechsunddreißig Bände umfassenden Kirchengeschichte Fleurys zu zerstreuen, die ihn in seiner Freigeisterei bestärkte. „Ich bin fertig mit der Geschichte der heiligen Betrüger," schrieb er, als er zum Schluß gelangt war. Am 9. Oktober fiel die Festung endlich, „trotz Bute und allen ehrlosen Schurken, die wie er denken," schrieb der König an Knyphausen.

Aber mit der Eroberung von Schweidnitz sollte der Feldzug noch nicht zu Ende sein. Es kam noch ganz wider die Erwartungen des Königs zu einem entscheidenden Schlage, und merkwürdigerweise wurde dieser Schlag von dem Feind aller größeren Unternehmungen und insbesondere der Bataillen, vom Prinzen Heinrich geführt. Dieses seltsamste aller Jahre des Krieges fand so auch einen seltsamen Abschluß.

Zu Beginn des Feldzugs war es noch einmal zu einem schlimmen Zwist zwischen dem Könige und dem Prinzen Heinrich gekommen, der bedenklicher zu werden schien, als alles, was bisher in dieser Beziehung vorangegangen war. Prinz Heinrich, verstimmt durch Vorhaltungen seines Bruders über den Mangel an Entschlossenheit, den der König bei ihm zu bemerken glaubte, hatte ingrimmig erwidert: der König schiene ihn, den Prinzen, für sein Unglück verantwortlich machen zu wollen; er sähe daraus, daß er sechs Feldzugsjahre geopfert habe, ohne Dank zu ernten. Höchst gereizt schrieb ihm der König zurück: „Ersparen Sie, Monseigneur, Ihrem Diener Ihren Zorn und Ihre Entrüstung; Sie, die Sie Nachsicht predigen, mögen sie selber üben gegen Personen, welche nicht die Absicht haben, Sie zu verletzen oder es an Ehrerbietung gegen Sie fehlen zu lassen, und geruhen Sie, mit mehr Güte die untertänigen Vorstellungen aufzunehmen, zu welchen die Umstände mich bisweilen nötigen." Darauf wollte Prinz Heinrich sein Kommando abermals niederlegen. Dies verhinderte der König, indem er mit Strenge erklärte, daß dem Prinzen dies Ehre, Ruf und Pflicht verbiete, und als der Prinz trotzdem Seydlitz zu seinem Nachfolger vorschlug, machte Friedrich auf das Unzuträgliche aufmerksam, einen so jungen General über so viele Vordermänner zu setzen, und brach mit einem kurzen schnöden Schreiben den Briefwechsel ab mit der Mitteilung, er würde sich hinfort auf eine knappe geschäftliche

Fig. 1. Photograph of a Mexican Indian Woman and Child.

Fig. 2. Photograph of a Mexican Indian Woman and Child.

ihm Klagen der Sachſen über die ihnen zu teil werdende harte Behandlung zur Kenntnis brachte und ſich ihrer annahm, entgegnete er ihm: „Laſſen Sie die Sachſen ſchreien, man behandelt ſie noch milde im Vergleich zu dem, was unſere armen Untertanen gelitten haben, und überhaupt dürfen ſie nicht geſchont werden: das Kriegsrecht, die Politik und die Verhältniſſe machen das durchaus notwendig.“ Als er nun aber die Nachricht von dem Siege Heinrichs erfuhr, da war er mit einem Male wie umgewandelt, obwohl er die Bedeutung des Sieges nicht ſehr hoch anſchlug, und konnte ſich kaum in Beweiſen ſeiner Erkenntlichkeit erſchöpfen. Die Meldung habe ihn, ſo ſchrieb er an Heinrich, „um 20 Jahre verjüngt; geſtern war ich 60, heute bin ich 18 Jahre alt.“ Er beförderte die Adjutanten des Prinzen und ſchenkte dieſem ſelbſt zwei Herrſchaften im Halberſtädtiſchen.

Nun dachte der König ſelbſt noch Dresden zu nehmen, das ſeit Schmettaus mattherziger Übergabe nach Kunersdorf immer noch in den Händen der Öſterreicher war. Er hoffte, die Stadt als Austauſchobjekt für Glatz gebrauchen zu können. Aber bald ſah er ein, daß das Unternehmen zu gefährlich war. Dafür verabredete er mit den Öſterreichern eine Waffenruhe, um ſich gegen das Reichsheer wenden zu können. Der kühne Parteigänger Kleiſt, ein grüner Huſar, fiel mit 6000 Mann in Franken ein, andere Truppen ins Thüringiſche, und ein allgemeines Brandſchatzen der Reichsſtände begann. Unter dieſem Drucke verſtanden ſich die Fürſten und Städte des Reichs alle nacheinander, mit Plotho in Regensburg nach dem Beiſpiele des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin, der das ſchon im Anſchluß an den Frieden Schwedens getan hatte, eine Neutralitätskonvention einzugehen. Trotz der 140 000 Mann, die Frankreich auch diesmal wieder aufgeſtellt hatte, vermochte es den Reichsſtänden nicht Hilfe zu bringen, denn Herzog Ferdinand erwies ſich mit 70 000 Mann den d'Eſtrées und Soubiſe, die jetzt wieder als Feldherren auftraten, überlegen. Er ſchlug ſie am 24. Juni bei Wilhelmsthal unweit von Kaſſel und am 23. Juli bei Lutternberg. „Oh wie billige ich die Wahl der Pompadour!“ lautete der Nachruf, den Friedrich den neubeſtellten Feldherren der Franzoſen widmete. Das franzöſiſche Heer ging auf Marburg zurück, und am 1. November fiel Kaſſel in die Hände Ferdinands. Bald darauf ſetzte die Nachricht von der am 3. November zu Fontainebleau erfolgten Unterzeichnung des Vorfriedens zwiſchen England und Frankreich den Operationen im weſtlichen Deutſchland ein Ziel. Der Sonderfriede Englands, dem Friedrich durch den Verzicht auf die britiſchen Subſidien vorzubeugen gehofft hatte, war nun doch Tatſache geworden, und nicht einmal der letzte Fetzen des Vertrages, die Verpflichtung zur Aufrechterhaltung des preußiſchen Beſitzſtandes, war erhalten geblieben; denn nach dem Vorfrieden zu Fontainebleau ſollte Frankreich zwar die von ihm eroberten rheiniſchen Provinzen Friedrichs, die ſchönen Gebiete von Kleve, Geldern und Mörs räumen, es ſtand ihm aber frei, ſie in die Hand der Öſterreicher zu geben: Lord Bute hatte das Werk des Verrats an Friedrich vollendet.

Spaniens Eingreifen hatte den Franzoſen nichts genützt, im Gegenteil ſchweres Unheil über die Spanier ſelbſt gebracht, indem dieſe die Philippinen und Havanna verloren. Seltſamerweiſe gab Bute den Franzoſen Mittel und Wege an, wie ſie am vorteilhafteſten zum Frieden gelangen könnten, lediglich um ſich am Ruder zu erhalten. Der Vorfriede zu Fontainebleau gewährte denn auch den beſiegten Mächten Frankreich und Spanien Zugeſtändniſſe, wie ſie ein den Vorteil ſeines Landes nach Kräften wahrnehmender Staatsmann nimmer bewilligt hätte. Immerhin koſtete der gewaltige Kolonialkrieg den Franzoſen alle ihre Beſitzungen in Nordamerika. Vor allem verloren ſie Kanada an England. Mit jener Großmut, die Ludwig XV. während des ganzen Krieges gegen Öſterreich bewieſen hatte, die aber in der Politik nur zu oft dem Staatsverbrechen gleichkommt, trat der franzöſiſche König den Spaniern zum Erſatz für ihre Verluſte Louiſiana ab. Die Eroberungen Englands in beiden Indien und in Afrika gab Bute Frankreich meiſt zurück, ebenſo an Spanien die Philippinen und Cuba. Von Spanien behielt England nur Florida. Die vernichtendſte Kritik erfuhr Butes Friedensſchluß im Parlament ſelbſt durch

Fig. 1. Schematic diagram of the experimental setup. The laser is focused into the sample by a microscope objective. The sample is mounted on a piezoelectric stage. The fluorescence is collected by the same objective and separated from the excitation light by a dichroic mirror. The fluorescence is focused onto a pinhole and detected by a photomultiplier tube. The signal is processed by a computer.

es unternahm, jene niederrheiniſchen Beſitzungen dem Könige von Preußen ſtreitig zu machen. Daun ſchilderte ihr, daß es ſchwer möglich ſein würde, das öſterreichiſche Heer überhaupt noch den Winter hindurch zu erhalten. Mitte November wollte dieſe ſtolze Fürſtin unter den obwaltenden Umſtänden bereits den für ſie furchtbar demütigenden Gang antreten und den verhaßten Friedrich um Frieden bitten, als ganz unerwartet Sachſen ſich zu dieſem Schritte erbot. Der ſächſiſche Geheimrat v. Saul wurde nach Wien geſchickt, um auf einen Frieden um jeden Preis zu dringen. In Sachſen, wo die leidenſchaftliche Gegnerin Friedrichs, die Königin-Kurfürſtin Maria Joſepha, bald nach Roßbach geſtorben war, hatten die friedlichen Neigungen des Kurprinzen Friedrich Chriſtian und ſeiner Gemahlin Maria Antonie, der Tochter Karls VII., allmählich die Oberhand gewonnen. Kaunitz ermaß ſogleich den außerordentlichen Vorteil, der für Öſterreich darin lag, daß das kleine Sachſen Öſterreich den peinlichen Bittgang zu Friedrich abnehmen wollte; denn beſchwerlich, wie einſt England, konnte dieſer Friedensvermittler nicht fallen, und außerdem wurde Öſterreich durch das Anerbieten Sachſens der Verpflichtung überhoben, für etwaige Entſchädigung Sachſens zu ſorgen. Der Staatskanzler ging daher ſehr herablaſſend auf Sauls Vorſchläge ein. Man entſandte den ſächſiſchen Freiherrn v. Fritſch zu Friedrich.

Friedrich empfing den Unterhändler am 29. November in Meißen in ziemlich ironiſcher Stimmung, bat ihn, nur das Nötige aus ſeinen langen Schriftſtücken vorzutragen, und erklärte ihm dann: Er kenne die Praxis des Wiener Hofes zu gut, wäre auch über fünfzig Jahre alt und habe daher genügend Lehrgeld gezahlt, um ſich vor übereilten Entſchließungen in Acht zu nehmen. Am nächſten Tage erſuchte er nur um Auskunft darüber, was der Wiener Hof unter einem „billigen“ Frieden, den er abzuſchließen wünſche, verſtehe.

Sehr ungelegen kam es ihm, als zur ſelben Zeit auch Rußland ſeine Friedensvermittelung anbot. Maria Thereſia zeigte ſich mit dem ruſſiſchen Vorſchlage, ſowohl die preußiſchen als die öſterreichiſchen Truppen aus Sachſen herauszuziehen, einverſtanden. Bei Friedrich ſtieß der ruſſiſche Geſandte, der ſeit dem Juli im preußiſchen Hauptquartier weilte, Fürſt Repnin, auf entſchiedenen Widerſtand dagegen. „Der König“, ſo ſchrieb Repnin an Katharina, „unterbricht mich, ſobald ich dieſe Frage nur berühre oder überhaupt von der Herſtellung des Friedens ſpreche, und wendet ſich ärgerlich von mir weg.“ Repnin faßte die Sachlage durchaus richtig auf, indem er berichtete, daß man von Friedrich nichts erreichen würde, wofern man ihn nicht in ſeinem früheren Beſitzſtand laſſe. Nur durch Waffengewalt könne Öſterreich Vorteile erlangen, und dann ſei es nicht ſicher, ob Friedrich nicht noch ſelbſt Entſchädigungen verlangen würde. Nunmehr gedachte die Zarin das Gewicht ihrer Macht in die Wagſchale zu werfen. Sie richtete am 28. November eigenhändig an Friedrich ein Schreiben, das eine Miſchung von Drohungen und Höflichkeitsbezeigungen enthielt und ahnen ließ, daß jetzt ein ſtarker Wille voller Zielbewußtſein die ruſſiſchen Geſchicke lenkte. Indem Katharina ſich auf die von ihr eingeſchlagene Friedenspolitik bezog, ſchrieb ſie: „Ich hätte anders handeln können, ich hatte die Mittel dazu in der Hand, ich habe ſie noch. Ich fürchte ſehr, daß meine beſten Abſichten vereitelt werden und daß ich mich auf Erwägungen hingedrängt ſehen werde, die meinen Wünſchen und Neigungen ſehr entgegen ſind.“

Es war Friedrichs Gewohnheit, ihm gezollte Artigkeiten mit doppelter Münze zu bezahlen, beſonders wenn ſie von mächtiger Seite kamen. Die Antwort, die er am 22. Dezember der Kaiſerin erteilte, war demnach außerordentlich höflich abgefaßt. Aber die ruſſiſche Vermittelung lehnte er mit Rückſicht auf das unentſchiedene Schickſal ſeiner rheiniſchen Beſitzungen beſtimmt ab. Er gab zu verſtehen, daß er im Vorteil ſei und daher nicht der Gunſt der Vermittelung bedürfe. Daß er dem Frieden geneigt ſei, ginge aus ſeinem Wunſche hervor, nur ſeinen Beſitz wieder hergeſtellt zu ſehen, während er nach dem Vorausgegangenen am meiſten dazu berechtigt ſei, Entſchädigungen zu fordern. Öſterreich dagegen ſtöre die Friedensausſichten durch ſein Begehren nach neuen Erwerbungen.

Inzwiſchen gingen die Verhandlungen mit Fritſch ihren Gang. Fritſch trug ſich noch mit dem kühnen Gedanken, auch für Sachſen Gewinnſte herauszuſchlagen. Zwar die ſchönen

Figure 1. Photograph of a Mississippian Period Nodena point. Photograph courtesy of Jeff Mitchell, Arkansas Archeological Survey.

Nodena points are a type of projectile point that were made and used by Native American peoples during the Mississippian Period (1000–1500 CE). They are characterized by their triangular shape, with a broad base and a long, narrow blade. The base is usually notched or stemmed, and the blade is often serrated. Nodena points are typically made from chert, a hard, fine-grained rock that was widely available in the Mississippian Period. They are named after the Nodena site in Arkansas, where they were first discovered.

Nodena points were used for hunting and warfare. They were attached to arrows or spears and were used to kill animals and enemies. The serrated blade of the Nodena point was particularly effective at causing damage to flesh and bone. Nodena points are also found in burials, where they were often placed with the deceased as grave goods. This suggests that they had a significant cultural importance to the Mississippian people.

Nodena points are a common find in archaeological sites throughout the Mississippian region. They are a valuable tool for archaeologists, as they can help to date sites and to understand the cultural practices of the Mississippian people. Nodena points are also a popular collectible, and they can be found for sale in antique shops and online.

Fig. 1.1 Portrait of Sir Isaac Newton (1642–1727) by Godfrey Kneller (1646–1723). Newton was a mathematician, physicist, astronomer, theologian, and author who is widely recognized as one of the most influential scientists of all time and as a key figure in the scientific revolution. His book *Philosophiæ Naturalis Principia Mathematica* (*Mathematical Principles of Natural Philosophy*), first published in 1687, laid the foundations of classical mechanics. Newton made seminal contributions to optics, and shares credit with Gottfried Wilhelm Leibniz for developing the infinitesimal calculus. Newton's Principia formulated laws of motion and universal gravitation that dominated scientists' view of the physical universe for the next three centuries. Newton's work on light was collected in his highly influential book *Opticks*, published in 1704. He also formulated an empirical law of cooling, studied the speed of sound, and introduced the concept of a Newtonian fluid. In addition to his work on calculus, as a mathematician Newton contributed to the study of power series, generalized the binomial theorem to non-integer exponents, developed a method for approximating the roots of a function, and classified most of the cubic plane curves. Newton was a fellow of Trinity College and the second Lucasian Professor of Mathematics at the University of Cambridge. He was a devout but unorthodox Christian who privately rejected the doctrine of the Trinity. He served as president of the Royal Society from 1703 until his death in 1727. Image courtesy of Wikimedia Commons.

in den furchtbaren ſieben Jahren, die jetzt hinter ihm lagen, war dem Könige das Leben vergällt worden. In dieſer Zeit hatte er faſt alles verloren, was ihm das Leben ſchön, behaglich und liebenswert gemacht hatte, und auch in ſeinem eigenen Menſchen war, nach einem ſchönen Worte Guſtav Freytags, Holdes und Anmutiges zu grunde gegangen. Wogen von jeher die Verſtandeseigenſchaften bei ihm vor, ſo trat die gemütliche Seite in ihm jetzt noch viel mehr zurück. Er hat ſpäter vom Siebenjährigen Kriege geſagt: Wir waren ſo daran gewöhnt, beſtändig die Kanonen zu hören, daß wir zuletzt die ſechspfündigen Kugeln kaum beachteten. Das Wort drückt beredt die Abſtumpfung ſeiner Gefühle durch den Krieg aus. Das perſönliche Leid aber hatte ihn noch viel mehr mitgenommen. So war ſein Weſen herbe, ſcharf, ja verletzend geworden. Weltverachtend ſtand er da, kaum einundfünfzig Jahre alt, und doch ſchon ein Greis.

Indem er aber ſo gewaltig mit ſeinem eigenen Weſen gezahlt hatte, war Unermeßliches von ihm errungen worden. Leopold Ranke hat einmal geſagt: „Das größte, was dem Menſchen begegnen kann, iſt es wohl, in der eigenen Sache die allgemeine zu verteidigen: dann erweitert ſich das perſönliche Daſein zu einem welthiſtoriſchen Moment.“ König Friedrich hatte in ſeiner eigenen Sache die allgemeine mit einer unerhörten Zähigkeit und Kraft verteidigt. Indem er in unerſchütterlichem Ringen, oft nahe daran, der menſchlichen Schwäche zu erliegen, ſieben Jahre hindurch behauptete, was er behaupten wollte, hat er ſein Preußen für immer zuſammengehämmert, in dem chaotiſchen Trümmergewirr des Deutſchen Reiches die Grundlage geſchaffen, auf der weiter gebaut werden konnte, und ahnungslos auch die Sache des Proteſtantismus gerettet. Nur ein Heldentum ſondergleichen vermochte das. Hier gilt nicht nur der Moltkiſche Satz: „Glück hat auf die Dauer nur der tüchtige.“ Noch mehr trifft wieder ein Rankiſches Wort den Kernpunkt der Sache: „Das Glück allein bildet keine großen Männer. Schlachten können auch durch Zufall oder durch ein einſeitiges Talent gewonnen werden. In der Behauptung einer großen Sache unter Widerwärtigkeiten und Gefahren bildet ſich der Held.“ Nicht Friedrichs Heer war es geweſen, was Preußen gerettet hatte, wie wohl Prinz Heinrich gemeint hat, ſondern einzig und allein Friedrichs eigene wagemutige, ſchlachtenfreudige, todverachtende, ſtolze und ſtandhafte Seele, wie das Reinhold Koſer in ſeiner Biographie Friedrichs ergreifend darlegt und wie es auch einer der berufenſten Kritiker, der erſte Napoleon, rückhaltlos ausgeſprochen hat: „Nicht das preußiſche Heer hat ſieben Jahre lang Preußen gegen die drei größten Mächte Europas verteidigt, ſondern Friedrich der Große.“

Dies Heldentum übte auf alle Völker einen beſtrickenden Zauber aus. In der Schweiz, in Sizilien, in Marokko, allüberall bekundete ſich dies auf die beredteſte Weiſe. Den Reſpekt, den ſich der König verſchafft hatte, zeigt wohl am beſten eine nach dem Kriege für König Ludwig XV. verfaßte Denkſchrift des Grafen Broglie über die europäiſche Geſamtlage, in der geſagt wird: König Friedrich dürfe als der Fürſt betrachtet werden, der des höchſten Grades von Macht ſich erfreue. Am meiſten hatte es Friedrich jedoch den Deutſchen angetan. Der Schwabe Schubart, der die Nichtigkeit des Kleinfürſtentums recht gründlich kennen lernte und ſich mit Verachtung dagegen erfüllte, konnte rückblickend auf den Daſeinskampf des Königs ſingen:

Als ich ein Knabe noch war
Und Friedrichs Tatenruf
Über den Erdkreis ſcholl,
Da weint' ich vor Freude über die Größe des Mannes.

Als ich ein Jüngling ward,
Über den Erdkreis immer mächtiger ſcholl,
Da nahm ich ungeſtüm die gold'ne Harfe,
Darein zu ſtürmen Friedrichs Lob.

Portrait of Sir Thomas Gresham, founder of the Royal Exchange, by Cornelius Johnson, 1544. Courtesy of the Mercers' Company.

Sir Thomas Gresham (1519–1579) was a financier and merchant who served as an agent for the English Crown in Antwerp. He founded the Royal Exchange in London, which became the city's first commodity exchange and a model for similar institutions across Europe. Gresham is also remembered for Gresham's Law, the observation that bad money drives out good when both circulate at the same nominal value.

image
not
available

system. Because of the high cost of the Apollo 1 spacecraft, the Apollo program could not afford to lose a single spacecraft. Therefore, the Apollo 1 spacecraft was designed to withstand the launch vehicle's explosion. The

Viertes Buch

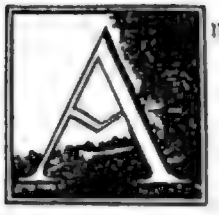
Der alte König

1763—1786

Der alte König

1763—1786

1. Landesväterliches Regiment



m Vaterlande nicht verzweifeln, ſondern dem Verderben den Mut entgegenwerfen," lautete die Loſung, mit der der gealterte König in den wiederbegründeten Friedenszuſtand trat. In dem furchtbaren Ringen mit der europäiſchen Koalition hatte er ganz den Geiſt ſeines Staates angenommen. Vorbei war es jetzt mit den Regungen, ein beſchauliches Leben zu führen, die ſein Pflichttrieb bisher ſchon nie die Herrſchaft über ihn hatte gewinnen laſſen. Nun wandelt er entſagungsvoll dahin gemäß dem Satze, den er einmal ausſpricht: „An der Stelle, wo ich ſtehe, muß man handeln, als ſollte man niemals ſterben," in raſtloſer Arbeit helfend, fördernd, ergänzend und neuſchaffend aus der Fülle ſeiner Erfahrung heraus. „Er wird in ſeinen letzten Zeiten gleichſam unperſönlich," ſagt treffend Heinrich v. Treitſchke. Noch volle dreiundzwanzig Jahre der Herrſchaft waren ihm beſchieden, eben ſo lange Zeit, wie er bereits die Geſchicke ſeines Staates geleitet hatte. Eine ſeltene Schickſalsgunſt war es für das preußiſch-deutſche Volk, daß dieſer Mann ſich ganz auswirken konnte. Hatte er die Qualen der letzten Jahre in erhabener Einſamkeit allein für ſich ausgeſtanden, da die nächſten Vertrauten ihm zu Anfang des Kampfes entriſſen wurden und er kaum noch bei jemand volles Verſtändnis fand, es auch verſchmähte, andere mit ſeinem Kummer zu behelligen, ſo empfand er in der zweiten Hälfte ſeiner Regierung noch weniger das Bedürfnis, ſich mitzuteilen und ſich zu erſchließen. Dadurch entſteht jenes ernſte und ſtrenge Bild ſeiner Perſönlichkeit, das die Nachwelt feſtgehalten hat, das Bild jenes einſam, nur von einem Windſpiel begleitet, durch ſeine Gärten und Galerien wandelnden alten Königs. Der Zug der Bonhommie, der den meiſten Bildern Friedrichs aus der ſpäteren Zeit anhaftet, war ihm kaum eigen. Nicht eins dieſer Porträts hat den Anſpruch auf volle Glaubwürdigkeit, da Friedrich nicht mehr Künſtlern geſeſſen und da kaum ein ihm kongenialer Künſtler ſeine Züge feſtgehalten hat. Durch jene in den Bildniſſen hervortretende Gutmütigkeit ſuchte man das volksfreundliche Weſen des Monarchen auszudrücken und ſich ſeine gewaltige, vom Zauber ſeiner Taten umfloſſene Perſönlichkeit menſchlich näher zu bringen.

Einen Mann gedachte der einſame König ſich zum ſtändigen Unterhalter zu gewinnen: Der Enzyklopädiſt Jean le Rond d'Alembert (Bild 215) ſollte ihm Maupertuis und Voltaire zugleich erſetzen. Ein natürlicher Sohn des Chevaliers Destouches und der Frau v. Tencin, der Schweſter des Kardinals dieſes Namens, genoß d'Alembert, der um fünf Jahre jünger als Friedrich war, einen außerordentlichen Ruf als Philoſoph und Natur-

Sir Thomas Gresham

Gresham College, London, founded in 1597 by Sir Thomas Gresham, a merchant and financier who was also the founder of the Royal Exchange. Gresham College is the oldest institution of higher education in London and the third oldest in England after the universities of Oxford and Cambridge. Gresham College is not a degree-awarding institution, but rather a centre for free public lectures in astronomy, commerce, geometry, law, medicine, music, and rhetoric. Gresham College is also the home of the Gresham Professors, seven scholars who are responsible for delivering the free public lectures. The Gresham Professors are appointed by the Mercers' Company, the Grocers' Company, and the Drapers' Company, three of the City of London's livery companies. The Gresham Professors are also responsible for delivering the Gresham Lectures, a series of free public lectures that are open to the public. The Gresham Lectures are delivered by the Gresham Professors and by other scholars who are invited to deliver them. The Gresham Lectures are delivered in the Great Hall of Gresham College, which is also the home of the Gresham College Library. The Gresham College Library is a public library that is open to the public. The Gresham College Library contains a collection of books, manuscripts, and other materials that are relevant to the study of the history of science, technology, and medicine. The Gresham College Library is also the home of the Gresham College Archive, which contains a collection of documents that are relevant to the history of Gresham College. The Gresham College Archive is open to the public by appointment.

Ground Floor Plan

Fig. 1. Ceremonial Dance of the Hopi Indians.

Dancing is a universal form of expression, and is found among all peoples, civilized and uncivilized, from the earliest times. It is the most primitive of the arts, and is the first to appear in the development of a race. Among savage tribes it is the principal means of expressing emotion, and is employed on all occasions of importance, whether of joy or sorrow. Among the Hopi Indians of Arizona, for example, dancing is the chief form of religious worship, and is practised throughout the year in connection with the various ceremonies of their elaborate ritual. Fig. 1 shows a group of Hopi dancers in their ceremonial costume. The dance is performed in a kiva, or underground chamber, and the dancers are accompanied by singers and musicians who sit around the walls. The dance lasts for several hours, and is repeated on successive days during the ceremonial season. The Hopi believe that the dance has the power to bring rain, and to ensure the fertility of the crops. Among the Zuni Indians of New Mexico, the dance is also a religious rite, and is performed in honour of the gods. The Navajo Indians, on the other hand, dance chiefly for amusement, and their dances are less formal than those of the Hopi and Zuni. The Apache Indians have a dance called the Crown Dance, which is performed by men wearing elaborate headdresses of feathers. The Sioux Indians have a dance called the Sun Dance, which is the most important ceremony of the year, and lasts for several days. The Cheyenne Indians have a dance called the Medicine Dance, which is performed by the medicine men for the cure of the sick. The Arapaho Indians have a dance called the Ghost Dance, which was introduced in the nineteenth century, and which spread rapidly among the tribes of the Great Plains. The Pawnee Indians have a dance called the Hako, which is performed for the adoption of children into the tribe. The Omaha Indians have a dance called the Buffalo Dance, which is performed by men wearing buffalo skins. The Mandan Indians have a dance called the Okipa, which is performed by men who undergo severe tortures. The Crow Indians have a dance called the Tobacco Dance, which is performed by men who smoke the sacred pipe. The Blackfoot Indians have a dance called the Sun Dance, which is similar to that of the Sioux. The Kiowa Indians have a dance called the Gourd Dance, which is performed by men carrying gourd rattles. The Comanche Indians have a dance called the Scalp Dance, which is performed by men who have taken scalps in battle. The Apache Indians have a dance called the Mountain Spirit Dance, which is performed by men wearing elaborate headdresses of feathers. The Navajo Indians have a dance called the Yeibichai, which is performed by men wearing masks. The Hopi Indians have a dance called the Snake Dance, which is performed by men who handle live snakes. The Zuni Indians have a dance called the Shalako, which is performed by men wearing elaborate costumes. The Pueblo Indians have a dance called the Corn Dance, which is performed by men and women in honour of the corn. The Tewa Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Tiwa Indians have a dance called the Buffalo Dance, which is performed by men wearing buffalo skins. The Keres Indians have a dance called the Eagle Dance, which is performed by men wearing eagle feathers. The Tanoan Indians have a dance called the Basket Dance, which is performed by women carrying baskets. The Piman Indians have a dance called the Vikita, which is performed by men and women in honour of the rain. The Yuman Indians have a dance called the Mohave Dance, which is performed by men who have undergone severe tortures. The Shoshone Indians have a dance called the Round Dance, which is performed by men and women in a circle. The Ute Indians have a dance called the Bear Dance, which is performed by men wearing bear skins. The Paiute Indians have a dance called the Ghost Dance, which was introduced in the nineteenth century, and which spread rapidly among the tribes of the Great Plains. The Washo Indians have a dance called the Pine Nut Dance, which is performed by men and women in honour of the pine nut. The Maidu Indians have a dance called the Kuksu, which is performed by men wearing elaborate costumes. The Pomo Indians have a dance called the Bear Dance, which is performed by men wearing bear skins. The Yokuts Indians have a dance called the Tule Dance, which is performed by men and women in honour of the tule. The Miwok Indians have a dance called the Acorn Dance, which is performed by men and women in honour of the acorn. The Chumash Indians have a dance called the Swordfish Dance, which is performed by men wearing swordfish skins. The Salinan Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Esselen Indians have a dance called the Bear Dance, which is performed by men wearing bear skins. The Costanoan Indians have a dance called the Acorn Dance, which is performed by men and women in honour of the acorn. The Wintun Indians have a dance called the Hesi, which is performed by men wearing elaborate costumes. The Yana Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Achomawi Indians have a dance called the Bear Dance, which is performed by men wearing bear skins. The Atsugewi Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Shasta Indians have a dance called the Bear Dance, which is performed by men wearing bear skins. The Karok Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Hupa Indians have a dance called the Jump Dance, which is performed by men and women in honour of the world renewal. The Yurok Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Tolowa Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Tututni Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Coquille Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Siuslaw Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Alsea Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Yaquina Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Tillamook Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Clatsop Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Chinook Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Cowlitz Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Klickitat Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Yakima Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Nez Perce Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Umatilla Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Cayuse Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Walla Walla Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Spokane Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Coeur d'Alene Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Kalispel Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Flathead Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Kootenai Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Blackfoot Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Gros Ventre Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Assiniboine Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Plains Cree Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Plains Ojibwa Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Sarcee Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Stoney Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Beaver Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Slave Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Dogrib Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Hare Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Loucheux Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Kutchin Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Tanana Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Ingalik Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Kuskokwim Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Yukon Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Tlingit Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Haida Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Tsimshian Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Kwakiutl Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Nootka Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Bella Coola Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Salish Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Thompson Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Okanagan Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Lillooet Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Shuswap Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Carrier Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Chilcotin Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Sekani Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Beaver Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Slave Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Dogrib Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Hare Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Loucheux Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Kutchin Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Tanana Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Ingalik Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Kuskokwim Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Yukon Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Tlingit Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Haida Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Tsimshian Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Kwakiutl Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Nootka Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Bella Coola Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Salish Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Thompson Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Okanagan Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Lillooet Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Shuswap Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Carrier Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Chilcotin Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins. The Sekani Indians have a dance called the Deer Dance, which is performed by men wearing deer skins.

Anton v. Krockow, ein witziger Unterhalter, Prittwitz, der Retter von Kunersdorf, Lestwitz, der die letzten Bataillone zum siegreichen Sturm auf die Süptitzer Höhen geführt hatte, und jener Guichard, dessen Freibataillon das Schloß Hubertusburg geplündert hatte. Kind der Pfälzerkolonie in Magdeburg, hatte er sich auf vielen Universitäten aufgehalten und einige klassische Bildung erworben. Friedrich hatte dies sofort herausgefunden und in einem witzigen Einfall ihn unter dem Namen Quintus Icilius seinem Freibataillon vorgestellt. Es war eine grausame Laune des Königs, sich den Ärmsten zur steten Zielscheibe auszusuchen, an der er seinen geistreichen Witz üben konnte, ohne daß Guichard imstande war, sich dagegen zu wehren. Auf Guichard ist die vielbespöttelte Inschrift an der Königlichen Bibliothek zu Berlin zurückzuführen. Friedrich entsann sich, daß in einem ägyptischen Roman des Abbé Terrasson eine Bibliothek als „Nourissement de l'Esprit" bezeichnet wurde. Daraus machte Guichard als Berater des mit dem Lateinischen, wie wir wissen, auch nicht sehr vertrauten Königs Nutrimentum spiritus und hat damit allen klassischen Philologen für Jahrhunderte Anlaß zur Heiterkeit und obendrein dem Berlinertum Stoff zu einem drastischen Witze geliefert.

Es war ein spärlicher Kreis von Gesellschaftern, der den König jetzt umgab. Er konnte dem Monarchen allerdings nur wenig sein. Auch unter seinen Verwandten riß der Tod bald neue Lücken. Im November 1765 starb Friedrichs Schwester Sophie, die Markgräfin von Schwedt. In seiner Klage um diesen Verlust erneuerte sich der alte Schmerz um Wilhelmine. Der mütterlichen Freundin Gräfin Camas schrieb er: Unsere Familie scheint mir einem Walde gleich, dessen schönste Bäume der Orkan gebrochen hat, hier und da sieht man noch eine abgeästete Tanne, die sich mit den Wurzeln noch festklammert, nur um den Zusammensturz der Gefährtinnen, die Opfer und der Raub des Windbruchs, zu betrachten." Er gab hiermit derselben schwermütigen Klage Ausdruck, die sich dem gepreßten Herzen Heinrichs v. Kleist entrang, als er sang:

Die abgestorbene Eiche steht im Sturm,
Doch die gesunde stürzt er schmetternd nieder,
Weil er in ihre Krone greifen kann.

Dem Volksgemüt hat sich diese Vereinsamung des Königs nach dem Kriege am tiefsten eingeprägt in jener schönen Sage von dem schmerzbewegten Friedrich, der, heimgekehrt, ohne jede Begleitung in der Charlottenburger Schloßkapelle erscheint, dort einsam den Klängen des gewaltigen, von Karl Heinrich Graun unter dem Eindruck des Prager Sieges geschaffenen Tedeums lauscht und seinen Tränen ungehemmten Lauf läßt.

Fürsten müssen der Lanze des Achilles gleichen, welche die beigebrachte Wunde auch wieder heilen," schrieb König Friedrich in seinen Denkwürdigkeiten, als er an die Schilderung seines „Retablissements" nach dem Hubertusburger Frieden ging. Er empfand bei der Heimkehr den brennenden Trieb, die Wunden, die die Kriegsfurie dem Lande geschlagen hatte, auf alle erfinnliche Weise zu heilen und den Wohlstand der Bevölkerung mit allen Mitteln zu heben. Wie ein Phönix aus der Asche sollte dieser neu und blühender denn bisher entstehen. „Wie rührend man den Zustand nach dem Kriege auch beschreiben möchte, so würde die Wirkung doch lange nicht dem schmerzhaft rührenden Eindruck gleichen, den der Anblick desselben hervorbrachte," berichtet er in seinem Geschichtswerke. Das erste, was er nach dem Friedensschluß unternahm, war die Bereisung seiner Lande, um mit eigenen Augen die Kriegsverwüstungen zu sehen. Bevor er die Hauptstadt aufsuchte, zog es ihn

217. Das Schloß zu Berlin im 18. Jahrhundert

nach der Provinz, um die am heißesten gestritten und um derentwillen ihm all der Harm erwachsen war, nach Schlesien. Am 30. März in den Abendstunden traf er endlich, mit Ungeduld von allen Bevölkerungsschichten erwartet, in Berlin ein. Erst lehnte er es ab, den ihm von der Stadt verehrten Prunkwagen zu besteigen, sondern fuhr auf Seitenstraßen zum Schlosse, wo ihn seine Gemahlin inmitten des Hofes erwartete, am andern Tage jedoch ließ er die Huldigungen über sich ergehen. Die Gefühle der Einsamkeit und der Wehmut waren zu stark, als daß er viel Freude an diesen Kundgebungen empfinden konnte. Am 2. April hat er der Königin Ulrike geschrieben: „Ich befinde mich hier in einer Stadt, deren Gebäude ich wiedererkenne, aber wo ich die Personen, die der Gegenstand meiner Ehrfurcht oder meiner Freundschaft waren, nicht wiederfinde. Ich bin fremd hier, liebe Schwester, diese sieben Kriegsjahre haben die ganze Stadt verändert." Beim Einzuge nahm den Ehrenplatz neben ihm Herzog Ferdinand von Braunschweig ein. Am 1. April empfing er die Landräte der Kurmark. Herr v. Rüßler, der Landrat des Kreises Niederbarnim, ein beweglicher Herr, schilderte ihm den Notstand in den lebhaftesten Farben. Friedrich war kein Freund von langen Reden. Er unterbrach den Eifrigen bald: „Sei Er stille und lasse Er mich reden. Hat Er Crayon? — Nun, so schreibe Er auf: Die Herren sollen aufsetzen, wie viel Roggen zu Brot, wie viel Sommersaat, wie viel Pferde, Ochsen und Kühe ihre Kreise höchst nötig brauchen. Überlegen Sie das recht, und kommen Sie übermorgen wieder zu mir." Die weiteren Besprechungen führte der alte Eichel. Im Monat April wurde unablässig an der Feststellung der Bedürfnisse der Kurmark gearbeitet. Nach ein paar Erholungstagen wurde Pommern bereist. Dann ging es in den Westen, wo er sich von Ferdinand von Braunschweig die Siegesfelder von Minden, Vellinghausen und Krefeld zeigen ließ. In Moyland bei Kleve besuchte er seinen alten Freund Spaen, den Mitwisser seiner Fluchtpläne, der jetzt holländischer General war. Er gewahrte mit Bitterkeit die Verwüstungen, die die Franzosen hier angerichtet hatten. Der herrliche Park bei Kleve, die der vom großen Kurfürsten hier eingesetzte Statthalter Moritz von Oranien angelegt hatte, war großenteils zu Grunde gerichtet worden. Ebenso war das schöne Schloß Moyland der Zerstörungswut ihrer Soldaten zum Opfer gefallen. Noch nach Jahren hielt der König Voltaire diese französischen Zuchtlosigkeiten vor. Auch am Niederrhein lautete die einleitende Frage Friedrichs an die Beamten kurzweg: „Habt Ihr Crayon?" Sie wickelte die Geschäfte wunderbar schnell und präzis ab. Nur Ostpreußen mied der König. Er hat es nie wieder betreten. Seitdem der General der Ostpreußen Dohna ihm nicht genügt, seitdem die ostpreußische Infanterie bei Zorndorf das Hasenpanier ergriffen, und vor allem seitdem die Provinz sich, wie er meinte, leichten Herzens von ihm abgewandt und den Russen geschworen hatte, zürnte er diesem Kronlande. Den ostpreußischen Adel behielt er immer im Verdacht, daß er sich vom Heeresdienst drückte. Obwohl die körperlichen Leiden, insbesondere die Gicht ihn immer heftiger plagten, mutete

er ſich auf dieſen Reiſen, die ſeitdem alljährlich unternommen wurden, die größten Anſtrengungen zu. Hier wie auch bei den Manövern merkte man ihm kaum etwas von ſeinen Gebrechen an.

Nach der Rundreiſe im Frühjahr begann das „Retabliſſement“, wie die Heilung der Kriegsſchäden und die damit verbundenen ſonſtigen Wohlfahrtsunternehmungen amtlich genannt wurden. Friedrich war finanziell in einer verhältnismäßig glänzenden Lage. Die Barbeſtände der Feldkriegskaſſe, der königlichen Dispoſitionskaſſe und des für die Kriegführung gebildeten Zentralfonds betrugen bei der Rückkehr aus dem Kriege die ſtattliche Summe von 29430814 Talern. Nach Friedrichs Berechnung konnte er damit zwei weitere Feldzüge beſtreiten. Die Hauptmaſſe des Geldes wurde denn auch ſofort für die Zwecke der Landesverteidigung verwandt. $7^1/_2$ Million wurden für Ausrüſtungszwecke angewieſen, $14^1/_2$ Million als Schatz und 700000 Taler als Mobilmachungskaſſe zurückgelegt. Um wieder zu erträglichen Münzverhältniſſen zu gelangen, regelten zwei vorläufige Erlaſſe das Münzweſen zur Not. Der Berater des Königs in dieſen Sachen war ein General, der treffliche Tauentzien. Mit Entſchiedenheit ſagte ſich Friedrich am 29. Mai 1763 in einem Schreiben an ihn von dem unreellen Unternehmertum auf dieſem Gebiete los. Am 29. März 1764 konnte er bereits wieder zu dem alten Münzfuß zurückkehren. Ohne Härten ging es freilich bei dieſer Reaktion nicht ab. Neben den Barmitteln kamen die großen Getreide- und Futtervorräte, die noch in den Magazinen lagerten, für die Beſeitigung des Notſtandes in Betracht, und ein drittes Mittel war die Entlaſſung von Soldaten. Es wurden alsbald 30780 Landeskinder in die Heimat entlaſſen, die die für den Landbau erforderlichen Arbeitskräfte lieferten. Außerdem gab der König zu dieſem Zwecke 35000 Pferde aus den Armeebeſtänden her, ferner 25000 Wiſpel Roggen und Mehl, 17000 Wiſpel Hafer.

Materiell am meiſten hatte neben der Neumark Pommern durch die Verwüſtungen der Schweden und vornehmlich der Ruſſen gelitten. Hier griff denn der König auch beſonders tatkräftig ein. Bis zum Juni 1763 erhielt die Provinz 1202920 Taler zum Ankauf von Pferden, Ochſen, Kühen, Schafen und Getreide. Der ſechſte Teil der geraubten Kühe, 8766 Stück von 50000 wurde erſetzt, die Kuh zu 25 Talern gerechnet. Für Pommern hat Friedrich nach dem Kriege insgeſamt 5764470 Taler verwandt. Für das Retabliſſement des platten Landes in der Neumark wurden 768149 Taler gebraucht, für den Aufbau des eingeäſcherten Küſtrin 683000 Taler. Das von den Ruſſen geſchonte Oſtpreußen erhielt 700000 Taler zur Entſchädigung angewieſen. Außer Getreideſpenden entfielen auf die Kurmark mehr als eine halbe Million. Die Provinz berechnete ihren Schaden — abgeſehen von der erſetzten Kontribution Berlins — freilich auf insgeſamt 6218896 Taler. An den Erſatz dieſer Verluſte war vorläufig nicht zu denken. Wie auch in den andern Provinzen wurde einſtweilen nur der größten Not abgeholfen. Am meiſten Fürſorge verwandte der König auf Schleſien. Dort waren auf dem platten Lande 3323 Häuſer, 2225 Scheunen, 3495 Ställe, in den Städten 2917 Häuſer, 399 Scheunen, 1380 Ställe zerſtört. Schon im Jahre 1766 konnten alle Baulichkeiten als wiederhergeſtellt betrachtet werden. Die Kenner der Verhältniſſe waren ſich einig darüber, daß die Spuren des Krieges in Schleſien binnen einigen Jahren vollſtändig verwiſcht waren. Mit großer Befriedigung nahm der König von dieſen Fortſchritten Kenntnis und ſchmunzelnd ſchrieb er Voltaire: „Vernehmen Sie, daß ich im ganzen in Schleſien 8000 Häuſer wieder aufgebaut habe, in Pommern und der Neumark 6500, macht nach Newton und d'Alembert 14500.“ Aber er war ſich bewußt, daß noch ſehr viel zu tun übrig blieb, um die Wunden alle zu heilen.

Wenn Friedrich einen Teil der vorhandenen Gelder zu dem koſtſpieligſten Bau verwandte, den er je unternommen hat, ſo iſt darin wieder etwas von jener Neigung zu erkennen, zu der er ſich ſelbſt gegen den ſächſiſchen Unterhändler bekannte, der ihm den Gedanken der Einreihung der Sachſen in das preußiſche Heer auszureden ſuchte, von der Neigung, originell zu ſein. Er hat ſelbſt den Bau des „Neuen Palais“ (Bild 218) bei Potsdam

Lorem ipsum dolor sit amet, consectetur adipiscing elit. Sed do eiusmod tempor incididunt ut labore et dolore magna aliqua. Ut enim ad minim veniam, quis nostrud exercitation ullamco laboris nisi ut aliquip ex ea commodo consequat. Duis aute irure dolor in reprehenderit in voluptate velit esse cillum dolore eu fugiat nulla pariatur. Excepteur sint occaecat cupidatat non proident, sunt in culpa qui officia deserunt mollit anim id est laborum. Sed ut perspiciatis unde omnis iste natus error sit voluptatem accusantium doloremque laudantium, totam rem aperiam, eaque ipsa quae ab illo inventore veritatis et quasi architecto beatae vitae dicta sunt explicabo. Nemo enim ipsam voluptatem quia voluptas sit aspernatur aut odit aut fugit, sed quia consequuntur magni dolores eos qui ratione voluptatem sequi nesciunt. Neque porro quisquam est, qui dolorem ipsum quia dolor sit amet, consectetur, adipisci velit, sed quia non numquam eius modi tempora incidunt ut labore et dolore magnam aliquam quaerat voluptatem. Ut enim ad minima veniam, quis nostrum exercitationem ullam corporis suscipit laboriosam, nisi ut aliquid ex ea commodi consequatur? Quis autem vel eum iure reprehenderit qui in ea voluptate velit esse quam nihil molestiae consequatur, vel illum qui dolorem eum fugiat quo voluptas nulla pariatur? At vero eos et accusamus et iusto odio dignissimos ducimus qui blanditiis praesentium voluptatum deleniti atque corrupti quos dolores et quas molestias excepturi sint occaecati cupiditate non provident, similique sunt in culpa qui officia deserunt mollitia animi, id est laborum et dolorum fuga. Et harum quidem rerum facilis est et expedita distinctio. Nam libero tempore, cum soluta nobis est eligendi optio cumque nihil impedit quo minus id quod maxime placeat facere possimus, omnis voluptas assumenda est, omnis dolor repellendus. Temporibus autem quibusdam et aut officiis debitis aut rerum necessitatibus saepe eveniet ut et voluptates repudiandae sint et molestiae non recusandae. Itaque earum rerum hic tenetur a sapiente delectus, ut aut reiciendis voluptatibus maiores alias consequatur aut perferendis doloribus asperiores repellat.

Geld- und Wechsel-Cours
in Brandenb. Courant.

à Berlin d. 3ten April 1764	D.	L.
Pr Amsterdam, in Banco-	—	22⅞
in Courant	—	218.
- Augsburg, in Courant	—	—
- Basel	—	—
- Breslau	—	—
- Dantzig	—	—
- Franckfurth am Mayn	—	—
- Genev	—	—
- Hamburg, in Banco	—	227½
in Courant	—	—
- Königsberg	120.	—
- London pr. 1 ℔ Sterl.	—	—
- Nürnberg, in Courant	—	—
- Paris & Lyon	—	126.
- Venedig	—	—
- Wien, in Courant	—	—
Courant-Geld		
gegen Ducaten	—	167.
- Louisd'or	—	160½
- Alt G. Courant	—	137½
- M. Friedrichsd'or	—	109¼
- M. Augustd'or	—	—
- N. Augustd'or	—	—
- P. 18. & 6 Kreutz. Stück	—	—
- Sächs. ⅓ St.	—	166.
- Dito 1. & 2 gr. St.	—	—
Müntz gegen Courant	—	—

K. P. H. C. Abelè

Geld- und Wechsel-Courszettel vom 3. April 1764

Um der allgemeinen Lähmung der Geschäfte abzuhelfen, kam Friedrich auf den Gedanken der Gründung einer Bank. Der Münzdirektor Graumann hatte schon 1752 dazu geraten. Damals hatte ihm Friedrich mit Interesse zugehört, war schließlich indes davon abgekommen. Jetzt beriet ihn ein höchst zweifelhaftes Individuum, Calzabigi aus Livorno. In Deutschland war damals wenig Kenntnis des Bankwesens zu finden, so daß es nicht verwunderlich war, wenn der König einen Ausländer befragte. Beamte ebenso wie Kaufleute verhielten sich in Preußen mißtrauisch gegen die geplante Gründung. Es war eine rühmliche Ausnahme, als ein Beamter unmutig erklärte, man dürfe nicht in dem Wahn begriffen bleiben, „daß alle neuen Sachen nichts taugen". Der Grandseigneur, den der König mit der Leitung der Bank betrauen wollte, meinte ganz gedrückt, er gelange zur Direktion, wie der Unschuldige zur Ohrfeige. Ängstliche Gemüter wiesen auf den Hexensabbath des Lawschen Bankschwindels in Frankreich zu Anfang des Jahrhunderts. Da private Kreise sich nicht an das Unternehmen wagten, schritt Friedrich kurzerhand zur Bankgründung auf Staatskosten. Im Sommer 1765 trat eine Giro-, Diskonto- und Leihbank in Berlin mit einem aus dem Staatsschatz vorgestreckten Grundkapital von zunächst 400 000, dann 1 300 000 Talern ins Leben. Die Gründung konnte sich indes zunächst kein Vertrauen erwerben. Vor allem scheint daran Calzabigi schuld gewesen zu sein. Es gelang, den König von dem dunklen Ehrenmann zu trennen, und seitdem wurde es besser. Lebensfähig wurde die Bank indes erst durch die Verfügung vom 18. Juli 1768, alle Mündelgelder und sonstige Depositа, soweit sie nicht gegen hypothekarische Sicherheit untergebracht werden könnten, zinsbar bei der Bank anzulegen. Seitdem hob sich der Umsatz jährlich in ansehnlichem Maße. Im Rechnungsjahre 1767/68 hatte der Staat einen Reingewinn von 22 289 Talern, 1785/86 aber von 216 166.

Wie Berlin, so waren natürlich auch andere Städte arg durch Brandschatzungen mit-

genommen worden und dadurch in Schulden geraten. Jetzt ging der König daran, wenigstens einen Teil dieser Schulden aus seinen Mitteln zu decken. Vor allem bedachte er Landeshut mit 200 000 Talern, aber auch Striegau, Halle, Krossen, Minden, Bielefeld und andere wurden berücksichtigt.

Noch mehr als die Städte empfanden die adligen Rittergüter die Nachwehen des Krieges. Moratorien halfen nichts. Der Kredit des Adels erwies sich als völlig ruiniert. Verkauf an Bürgerliche wurde von dem Könige gewöhnlich verhindert. So bestand die Gefahr eines Untergangs des adligen Besitzes. Dem hat aber Friedrich vorzubeugen gewußt: für ihn war die Erhaltung des Adels von dem eminentesten Werte. Darum half er zunächst direkt mit Geldgeschenken. So schenkte er dem schlesischen Adel, der bei einem Landbesitz im Werte von 60 Millionen 25 Millionen Schulden hatte, 300 000, dem neumärkischen 254 000, dem pommerschen 381 000 Taler, zum Teil auch zu Meliorationszwecken. Von ungeahnter Bedeutung sollte indes die Gründung landwirtschaftlicher Kreditverbände werden. Der Berliner Kaufmann Büring entwarf damals den „Plan zu einer allgemeinen Leihbank auf liegende Gründe und Häuser", nach dem jedes Rittergut abgeschätzt und zur Hälfte oder zu zwei Dritteln des Wertes Darlehen aus der landschaftlichen Kasse aufnehmen durfte. Im Anschluß hieran erging am 12. Januar 1767 die Verfügung, die Besitzverhältnisse des Adels in Pommern und in der Neumark zu ermitteln. Ein ähnlicher Vorschlag wie der Büringsche wurde dem König von dem Leiter des schlesischen Justizwesens, Freiherrn v. Carmer, für Schlesien unterbreitet. Ungemein interessant ist, was Carmer über die Audienzen, die er deswegen bei Friedrich hatte, berichtet. In der ersten befragte ihn der König nur, ohne eine Meinung zu äußern, über Pfandrecht, Hypothekenwesen und dergleichen, in der zweiten entwickelte der König eine erstaunliche Sachkenntnis, indem er zugleich selbst die Grundsätze festsetzte, nach denen die zu errichtende Pfandbriefanstalt eingerichtet werden sollte. In der öffentlichen Meinung legte der junge Referendar Svarez durch eine Flugschrift, „Gedanken eines Patrioten über den Entwurf zur Wiederherstellung des allgemeinen Kredits des schlesischen Adels", erfolgreich Bresche für die Idee. So wurde im Jahre 1770 die „schlesische Landschaft" begründet, die in der Wirtschaftsgeschichte Preußens Epoche machte und weit über Preußens Grenzen hinaus Nachahmung fand. Stellte sie doch die erste allgemeinere landwirtschaftliche Kreditorganisation dar.

Sobald Friedrich sah, daß das schlesische Kreditwerk sich bewährte, sorgte er dafür, daß es in den anderen Provinzen nachgemacht wurde. Die kurmärkischen Stände wies er im Jahre 1776 nachdrücklich darauf hin: „Das müssen Sie imitieren, es gehet exzellent." Den Einwand, daß bei einem unglücklichen Kriege die ganze Organisation mitsamt dem ländlichen Besitz zusammenbrechen könne, schnitt er ab mit den Worten: „Wenn der Himmel einfällt, so sind alle Vögel gefangen, und wenn der jüngste Tag kommt, so machen wir alle bankerott." Im Jahre darauf trat denn auch in der Kurmark ein Kreditwerk ins Leben. Die Pommern erboten sich selbst zur Begründung eines solchen. Der König sagte ihnen seine Unterstützung zu in einer berühmt gewordenen Antwort: „Ich will Ihnen gerne helfen, denn ich liebe die Pommern wie meine Brüder, und man kann sie nicht mehr lieben, als ich sie liebe; denn sie sind brave Leute, die mir jederzeit in Verteidigung des Vaterlandes, sowohl im Felde als zu Hause, mit Gut und Blut, beigestanden haben, und ich müßte kein Mensch sein oder kein menschliches Herz haben, wenn ich ihnen bei dieser Gelegenheit nicht meine Dankbarkeit bezeigen wollte." Seit 1780 bestand auch in Pommern eine Organisation des ländlichen Kredits. Ein weiterer Ausfluß dieses Wirkens des Königs war die wichtige Hypothekenordnung für den preußischen Staat vom 20. Dezember 1783, die weit über Preußens Grenzen hinaus Beachtung fand.

Schon 1774 berechnete der König den Gesamtbetrag der von ihm seit 1763 als außerordentliche Unterstützung gewährten Gelder auf 20 389 000 Taler. Der Minister v. Hertzberg, der über zuverlässiges Material verfügte, gab sie im Januar 1785 auf über

40 Millionen an. In der Tat, damit ließen ſich viele Tränen trocknen und Wunden heilen. Hierzu kamen noch an außerordentlichen Unterſtützungen die Summen, die der König zur Entſchädigung für Verluſte durch Naturereigniſſe, Überſchwemmungen, Feuersbrünſte und ähnliches flüſſig zu machen wußte. Sie waren auch erheblich, da faſt alljährlich Notſtände in dieſer Beziehung eintraten. Während der Überſchwemmung im Jahre 1785, die die ſchlimmſte zu ſeiner Zeit war, ſpendete er drei Viertel Millionen Taler. Das war ungefähr der dreißigſte Teil der Jahreseinnahme des preußiſchen Staates.

Nachdem das Werk der Wundenlinderung in Gang gebracht war, konnte Friedrich daran denken, wieder die Volkserziehung in die Hand zu nehmen, getreu ſeinem Syſtem, das er in einem Brief an Voltaire entwickelt hat: „Man muß mit dem Ackerbau anfangen, dann zum Fabrikweſen und endlich zu einem kleinen Handel fortſchreiten. Sobald alles dies feſte Wurzel gefaßt hat, entſteht Wohlſtand, und ihm folgt der Überfluß, ohne welchen die Künſte nicht gedeihen können. Die Muſen verlangen, daß der Fuß des Parnaß von dem Pactolus benetzt wird. Erſt muß man etwas zu leben haben, ehe man ſich unterrichten und frei denken kann.“ Als ſelbſtverſtändliches Ideal ſchwebt es ihm vor, ſeine Untertanen des Glückes teilhaftig zu machen, ſich geiſtigen und künſtleriſchen Genüſſen hingeben zu können. Aber, ach, wie weit ſchien ihm die Maſſe davon noch entfernt zu ſein!

Zunächſt knüpfte er alſo an ſeine frühere Agrarpolitik wieder an und eröffnete einen neuen friedlichen Eroberungszug. Er fand in Franz Balthaſar Schönberg v. Brenckenhoff (Bild 220) für ſeine inneren Koloniſationspläne ein Werkzeug, wie er es ſich nicht beſſer wünſchen konnte. Schon im Frühjahr 1762 aus anhaltiſchem Dienſt übernommen, wurde dieſer berühmteſte preußiſche Koloniſator von Friedrich ſofort mit außerordentlichen Vollmachten nach Pommern und in die Neumark geſchickt, zunächſt um den Notſtand daſelbſt zu prüfen und Vorſchläge zur Abhilfe zu machen. Es lag in Friedrichs Syſtem, dort wo die Verhältniſſe eine ſtarke Arbeit erheiſchten, Männer ſeines Vertrauens unter Nichtachtung aller ſonſt üblichen Zwiſcheninſtanzen mit ſchrankenloſer Unabhängigkeit ſchalten zu laſſen. Das bemerkenswerteſte Beiſpiel war bisher Cocceji. Aber auch die Ernennung eines beſonderen Oberpräſidenten für Schleſien, die Beſtellung Wedells zum Diktator gehört hierher. Verwandt iſt auch die Stellung Plothos als Kommiſſar für die Reichsangelegenheiten, dem der König außerordentlich freie Hand ließ. Kraft ſeiner Gaben, ſeiner Arbeitskraft und ſeines Eifers wurde Brenckenhoff einer der größten Wohltäter der Neumark und Pommerns. Nachdem er die Seele bei der Beſeitigung der Notſtände in Pommern und der Neumark geweſen war, legte er den Netze- und Warthebruch von Drieſen und Friedeberg über Zantoch und Landsberg bis nach Sonnenburg trocken und erwarb ſich damit den Beifall des Königs, wie das ſo nur bei wenigen Beamten der Fall geweſen iſt. Freilich zeigten die Anlagen ſpäter einige Mängel. Als Brenckenhoff mit der Netze fertig war, erhielt er von Friedrich den Auftrag, nunmehr auch in Pommern „alles in guten Stand und Ordnung zu bringen“. Dort waren im Anſchluß an die frühere Trockenlegung der Oderbrüche in den vorhergegangenen Jahren Brüche auf der Inſel Uſedom urbar gemacht und dem Madueſee 14 000 Morgen Waſſer abgewonnen. Jetzt kam die Entwäſſerung der Niederungen an der Plöne, der Ihna und dem Lebaſee an die Reihe. Brenckenhoffs Andenken lebt in neun preußiſchen Ortſchaften und Vorwerken fort. Fünf davon liegen in Pommern, drei in der Neumark und eine Kolonie im Ruppiner Kreiſe. Den Brenckenhoffſchen Schöpfungen

Mr. Hall was born in Bristol, England, in 1824. He came to Canada in 1842, and settled in Toronto. He was a member of the Toronto Board of Trade for many years, and was its President in 1870. He was also a member of the Toronto City Council, and was Mayor of Toronto in 1873. He died in Toronto in 1880.

Fig. 1. Sketch of a typical cell of a honeycomb. The cell is shown in perspective, with the base at the bottom and the open end at the top. The three rhombic faces of the base are visible, and the hexagonal walls of the cell extend upward from the base. The open end of the cell is also hexagonal, and the walls of the cell are shown as they appear in perspective.

Fig. 2. Sketch of a typical cell of a honeycomb. The cell is shown in perspective, with the base at the bottom and the open end at the top. The three rhombic faces of the base are visible, and the hexagonal walls of the cell extend upward from the base. The open end of the cell is also hexagonal, and the walls of the cell are shown as they appear in perspective.

Fig. 3. Sketch of a typical cell of a honeycomb. The cell is shown in perspective, with the base at the bottom and the open end at the top. The three rhombic faces of the base are visible, and the hexagonal walls of the cell extend upward from the base. The open end of the cell is also hexagonal, and the walls of the cell are shown as they appear in perspective.

ſchickte er junge Leute über den Kanal, um ſie in England die Landwirtſchaft ſtudieren zu laſſen. Aus Italien verſchrieb er ſich die Lupine. War der Sandboden nicht zu bezwingen, ſo ließ er Kiefern ſäen, um ihm Halt zu geben. Allein in den Jahren 1776—1782 wurden nicht weniger als 20000 Morgen mit Kiefern beſät. Wer die Kiefernwaldungen der Mark durchfährt, der mag ſich vergegenwärtigen, daß ein großer Teil von ihnen der fürſorgenden Tätigkeit König Friedrichs ſeine Entſtehung verdankt, der dem Flugſand dadurch ein energiſches Halt gebot.

222. Friedrich der Große

Nach einem engliſchen Stich aus dem Jahre 1776

Die Forſtwirtſchaft hatte im Kriege furchtbar gelitten. Gewiſſenloſe Beamte, die Friedrichs und Preußens Sache aufgaben, hatten ſchonungslos in den Waldbeſtänden aufgeräumt und der Staatskaſſe dadurch erhebliche Einbußen verurſacht. Dies trug dazu bei, Friedrichs Mißtrauen und Menſchenverachtung, die durch das Studium der Schriften des franzöſiſchen Skeptikers Bayle ihre Grundlage empfangen hat, zu erhöhen. Er beſchloß, mit eiſerner Hand den erlittenen Schaden wieder auszubeſſern. Umfaſſende Aufforſtungen wurden angeordnet. Wenn die Förſter ihm nachläſſig zu ſein ſchienen — und das war die Regel —, ſo drohte er ihnen mit Feſtung, den Oberforſtmeiſtern, wenn ſie nicht Rat ſchafften, mit Kaſſation. Letztes Mittel war in ſolchen Fällen die Entſendung des Generals von Anhalt, vor dem ſich alles bekreuzigte. Anhalt entwarf im Auftrage Friedrichs eine neue Dienſtanweiſung für die Forſtbeamten. Aus Rückſicht auf ſeine Forſtbeſtände verhielt ſich der König anfangs dem Bergbau nicht ſonderlich günſtig. Erſt als die Steinkohlenfeuerung mehr in Aufnahme kam, wurde das anders. Er ſprach ſeine Freude darüber aus, daß dieſer Brauch „in gutem train" ſei, „ſowie es auch von großem Nutzen für die Forſten ſeyn wird, wenn dieſe Feuerung auch bei dem Kalk-, Ziegel- und Branntweinbrennen, in gleichem bey den Glashütten eingeführet werden kann."

Eins der wichtigſten Werke, um den Bodenertrag auf eine einfache Weiſe zu heben, war die Vornahme der Gemeinheitsteilungen. Nach uraltem deutſchen Brauche war ein großer Teil des Bodens der einzelnen Dörfer, namentlich das Weideland, Gemeinbeſitz der Dorfinſaſſen. Dieſer Gemeinbeſitz hatte neben anderen ſchweren Unzuträglichkeiten zur Folge, daß weite Strecken Landes nur in geringem Maße nutzbar gemacht wurden. Dies mußte ſich ſofort ändern, wenn das gemeinſam bewirtſchaftete Land unter die einzelnen Glieder der Dorfgemeinde aufgeteilt wurde und jeder ſein Beſitztum in zuſammenhängendem Anteile zugewieſen erhielt. Denn es lag im Intereſſe des Einzelbeſitzers, ſein eigenes Land ſo intenſiv wie möglich auszunutzen. Die großen Vorteile, die für die Bodenbewirtſchaftung aus einer ſolchen Gemeinheitsteilung entſprangen, hatte der König bereits vor dem Kriege erkannt und 1752 in Pommern auf den Domänen einen Anfang mit der Teilung gemacht. Nach

dem Kriege ſollte allgemein damit vorgegangen werden. In einer Miniſterkonferenz vom 11. Juni 1765 verkündete er ſeinen dahingehenden Entſchluß. Nun begann der hartnäckige Kampf gegen die mit zäher Beharrlichkeit am Alten hängende Landbevölkerung, die ihren eigenen Vorteil nicht erkennen wollte. Friedrich war unermüdlich, den Bauern den Nutzen der Maßregel zu veranſchaulichen. Er ließ ein „ganz platt Büchelgen“ drucken und verbreiten zur Belehrung. Alle zuſtändigen Beamten ſollten nachhelfen. Aber es nutzte nichts. Auch der Adel, ja die Beamten ſelbſt waren nicht zu überzeugen. Friedrich wies die Miniſter auf das Beiſpiel der Schweiz und Englands; das ſei ein freies Land und doch ſei die Sache dort durchgeſetzt worden; nur hier zu Lande könne er es nicht dahin bringen. Aber er werde die Sache gewiß nicht fallen laſſen, es könne geſchehen und müſſe geſchehen, und möchten die Leute bis zum jüngſten Tage ſchreien — Gewalt und Unrecht freilich dürfe ihnen nicht angetan werden. Auch in den Anweiſungen an die Beamten war der Geſichtspunkt beſonders hervorgehoben, daß jede Bedrückung und Übervorteilung der geringen Leute zu verhindern ſei. Aber die Bauern ließen ſich nicht von ihrer uralten Flurordnung abbringen. Nur das erreichte der König, daß von dem ritterſchaftlichen Beſitz ein großer Teil aus der Vermengung mit Bauerngrundſtücken gelöſt wurde. Die Weiterführung des für die Hebung der Viehzucht wie des Ackerbaues gleichmäßig in Betracht kommenden ſegensreichen Werkes blieb ſeinen Nachfolgern überlaſſen. Erſt um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts iſt es beendigt worden, und zwar bis ins einzelne hinein nach den von Friedrich für die Gemeinheitsteilung aufgeſtellten Grundſätzen.

Mit großem Eifer widmete ſich der König bald nach dem Frieden der Fortführung des begonnenen Werkes zur Erleichterung der ſozialen Lage des Bauernſtandes. Seiner philoſophiſchen Anſicht gemäß nahm er einen kühnen Anlauf zur Beſeitigung der Leibeigenſchaft, deren Durchführung er ſpäter als vorläufig nicht erreichbar zu bezeichnen ſich veranlaßt ſah. Zunächſt wollte er in Pommern vorgehen. Am 23. Mai 1763 erklärte er Brenckenhoff: „Sollen abſolut und ohne das geringſte Raiſounieren alle Leibeigenſchaften ſowohl in königlichen, adeligen als Stadteigentumsdörfern von Stunde an gänzlich abgeſchaffet werden und alle diejenigen, ſo ſich dagegen opponieren würden, ſoviel möglich mit Güte, in deren Entſtehung aber mit der Force dahin gebracht werden, daß dieſe von Seiner Kgl. Majeſtät ſo feſtgeſetzte Idee zum Nutzen der ganzen Provinz ins Werk gerichtet werde.“ Er empfing aber von der vorpommerſchen Ritterſchaft eine Gegenvorſtellung, die ihm ſofort die Sache bedenklich machte. Jene Ritterſchaft meinte, die Umwandlung des alten Leibeigenſchaftsverhältniſſes in völlige Freiheit führe notwendig zur Entvölkerung des Landes. Sie hatte damit nicht ganz unrecht, und Friedrich, der das erkannte, ſah jetzt eine ſeiner Hauptbeſtrebungen, die Vermehrung der Bevölkerung, gefährdet. Er war realpolitiſcher als die Männer der Hardenbergſchen Schule, die ſpäter im neunzehnten Jahrhundert das große Werk der Aufhebung der Leibeigenſchaft durchführten und nicht zugleich die erforderlichen Schutzwehren zur Erhaltung der ſchwächeren Bauernkräfte ſchufen, vielmehr in ihrer theoretiſchen Einſeitigkeit eine erhebliche Verminderung der Bauernwirtſchaften und ein Anſchwellen des Großgrundbeſitzes herbeiführten. Um alſo nicht die Grundlage ſeiner Heeresverfaſſung, die auf dem kräftigen Bauerntum beruhte, zu erſchüttern, hielt der König auf der beſchrittenen Bahn inne. Dafür ließ er es ſich auf alle Weiſe angelegen ſein, anſtatt der grundſätzlichen praktiſche Abhilfe gegen die in den bäuerlichen Verhältniſſen beſtehenden Mißbräuche zu ſchaffen. Am 30. Dezember 1764 erſchien eine pommerſche Bauernordnung, in der die Vertreibung des Bauern von Haus und Hof verboten und der Eintritt in die ſtädtiſche Handwerkerzunft erleichtert wurde. In einer neuen Verordnung wurde „ledigen Weibsperſonen“ erlaubt, ſich ohne beſonderen Konſens in das Gebiet einer andern Gutsherrſchaft zu verheiraten. Ähnlich wurde das Verhältnis zwiſchen Gutsherren und Bauern in Oſt- und Weſtpreußen durch eine Verordnung vom 8. November 1773 geregelt. Aber auch dieſe Reformen fanden bei dem Adel Widerſtand, ſodaß vieles nicht dem Willen Friedrichs entſprechend ausgeführt wurde. Die ſchon vor dem Kriege angebahnte Regulierung

der Hofdienſte nach Tagen erwies ſich in mancher Beziehung als unpraktiſch. Dadurch kam der König auf den Gedanken, eine Regulierung nach Arbeitsleiſtungen einzuführen, wie das ſchon 1751 in Litauen geſchehen war. Indes hierbei ſtieß man auf noch mehr Schwierigkeiten. Zuweilen griff der König in Einzelfällen ein, ſo als die Tochter eines Domänenbauern, die den Hof ihres verſtorbenen Vaters übernommen hatte, vom Amt daraus vertrieben werden ſollte. Er ſchalt heftig gegen dies Verfahren „wider alles Recht und alle Billigkeit“. Den Großoheim des Generals Leopold v. Gerlach, des bekannten Freundes König Friedrich Wilhelms IV., kanzelte er, wie der Generaladjutant noch faſt nach einem Jahrhundert rekapitulierte, „zornig ab wegen der harten Behandlung ſeiner Bauern in Zeblin. Unter dem Geſichtspunkte der Bauernfreundlichkeit iſt auch ein Akt offenbarer Ungerechtigkeit des Königs zu verſtehen, der ſehr dazu beigetragen hat, die Beamtenſchaft gegen ihn zu verſtimmen, der aber zugleich die Volkstümlichkeit des Königs unermeßlich, weit über Preußens Grenzen hinaus, gefördert hat, die Kabinettsjuſtiz im Müller-Arnoldſchen Prozeſſe. Einen tatkräftigen Gehilfen bei ſeiner bauernfreundlichen Politik fand Friedrich in ſeinem Oberpräſidenten von Schleſien, Schlabrendorff, deſſen große Brauchbarkeit ihm gar wohl bewußt geworden war. Hatte er doch dieſem Manne, von dem es heute kein Bildnis mehr zu geben ſcheint, für ſeine muſterhafte Verwaltung Schleſiens während des großen Krieges eine Dotation von 50000 Talern und den Schwarzen Adlerorden verliehen. Um noch einen weiteren Verſuch zur allgemeinen Reform der bäuerlichen Dienſte zu machen, veranlaßte er im Jahre 1774 den Großkanzler der Juſtiz, Coccejis Nachfolger Fürſt, die ſämtlichen Landesjuſtizhöfe zu Erwägungen darüber aufzufordern. Fürſt war nicht der Mann dazu, die Sache energiſch zu betreiben, und ſo wurde ſie verſchleppt. Noch kurz vor ſeinem Tode kam der König auf den Gedanken der Einſchränkung der Frondienſte zurück. In dem Projekt der Anlegung von „Urbarien“ zur Feſtſtellung der „Dienſte, Pflichten, Schuldigkeiten und Gerechtſame“ der bäuerlichen Bevölkerung bildet dieſe Idee gleichſam den ſpringenden Punkt.

Trotz der ſtürmiſchen Wucht und der durch nichts zu ermattenden Zähigkeit, mit der der König ſeine bauernfreundliche Politik betrieb, ſind ſeine Pläne in dieſer Beziehung doch nur ſehr zum Teil verwirklicht worden. Er verſchloß ſich dieſer Tatſache nicht, aber er ſagte ſich: Rom iſt nicht an einem Tage gebaut worden. Neben der ſchon vor dem Kriege angebahnten Verringerung der Hofdienſte und der dadurch erzielten erträglicheren Lage des Bauernſtandes durfte er indes ſchließlich eine noch bedeutſamere Errungenſchaft auf dieſem ſchwierigen Felde verzeichnen: Er hat die Auſſaugung des Bauernlandes durch den Großgrundbeſitz verhindert. Der Segen dieſer Tatſache tritt um ſo deutlicher in die Erſcheinung, wenn man daneben hält, daß in derſelben Zeit in Mecklenburg und Schwediſch-Pommern der Bauernſtand großenteils unterging.

In ſeiner väterlichen Fürſorge für ſeine Landeskinder kümmerte er ſich um tauſend Einzelheiten. Unabläſſig hat er den Kampf gegen die Stroh- und Schindeldächer geführt, die die Feuersgefahr ſo erhöhten. Rege Aufmerkſamkeit widmete er jetzt auch der Verbeſſerung des Wegeweſens, indem er die Bepflanzung der „Heer- und Poſtſtraßen“ mit Bäumen einleitete. Nach dem großen Kriege wurden auch die Schleſier eifrig zum Kartoffelbau angehalten. Auch eine Wohnungspolitik hat der König im Intereſſe ſeiner Untertanen geübt; als nach dem Kriege in Berlin die Mieten und Häuſerpreiſe erheblich in die Höhe gingen, empörte er ſich über dieſen „Wucher“, ordnete die Bautaxen neu, führte ſchriftliche Mietverträge ein, ſprach den Grundſatz aus, daß Kauf die Miete nicht bricht, und baute auf ſeine Koſten den Bürgern in den Hauptſtraßen, um die Stadt nicht zu weitläufig werden zu laſſen, ihre ein- und zweiſtöckigen Häuſer in drei- und vierſtöckige um. In der Tat erreichte er die Beſeitigung der Mietsſteigerung in Berlin, das als eine der billigſten Städte Europas galt. Selbſt dem Grafen Mirabeau, der die Wirtſchaftspolitik des Königs im übrigen nicht genug tadeln konnte, imponierte Friedrichs Baupolitik. Im Intereſſe der eingeborenen Bevölkerung hielt der König es für dringend geboten, den Einfluß der Juden und ihre Vermehrung niederzuhalten. Selbſt Männer, auf die er beſondere Stücke hielt, wie der nach

Between the years 1812 and 1815 the Wyandotte Indians, under the leadership of Tarhe, the Crane, and Walk-in-the-Water, were allies of the United States in the war against Great Britain. Tarhe was born about 1742 and died in 1818. He was a chief of the Wyandotte tribe, and was known as a brave warrior and a wise counselor. He was present at the treaty of Greenville in 1795, and was one of the signers of the treaty of Fort Meigs in 1817. He was buried at Upper Sandusky, Ohio, where a monument was erected to his memory by the Ohio Pioneer Association.

Walk-in-the-Water was also a chief of the Wyandotte tribe, and was known as a brave warrior and a wise counselor. He was born about 1760 and died in 1824. He was present at the treaty of Greenville in 1795, and was one of the signers of the treaty of Fort Meigs in 1817. He was buried at Upper Sandusky, Ohio, where a monument was erected to his memory by the Ohio Pioneer Association.

noch mehr aber die vom Weine, weil dadurch nur die Reichen getroffen wurden. Der Grundgedanke dieser Steuerverteilung kehrt wieder in dem politischen Testamente des Königs von 1768: „Bei der Verwaltung der Finanzen müssen Billigkeit und Menschenfreundlichkeit mitsprechen."

Das Üble war nur, daß die edle Tendenz des Königs im Keime erstickt wurde.

Nach zwei Jahren berief Friedrich eine Immediatkommission, die aus alten einheimischen Beamten zusammengesetzt war, um auch diese einmal zu Worte kommen zu lassen, da sie der Regie Mißtrauen entgegenbrachten. Sie unterzog das System der Franzosen einer zum Teil nicht unberechtigten Kritik. Diese führten dagegen aus, daß die Vorschläge der andern Partei die Staatsfinanzen schädigen würden, und jetzt trat allerdings die Vorliebe Friedrichs für das Franzosentum ungünstig hervor. Indem der König sich auf Launays Seite stellte und sich dafür entschied, daß es für die fremden Waren bei den bisherigen Steuersätzen bleiben sollte, ging die sozialpolitische Tendenz verloren. Denn nur durch Erhöhung jener Sätze konnten die Armen entlastet werden. Friedrich verschloß sich hartnäckig der Erkenntnis, daß dies der Fall war. Seitdem aber wurde die Regie von Jahr zu Jahr verhaßter. Die Mehrbelastung wurde im Lande schwer empfunden. Die eingeborenen Beamten lebten in steter Fehde mit den französischen, deren Bevorzugung sie kränkte und ihre Arbeitsfreudigkeit schwächte.

Auch die treuesten Männer zeigten sich verstimmt durch die Tatsache, daß Ausländer berufen wurden. Dem Engländer Mitchell, Friedrichs altem Gefährten aus den Kriegsjahren, wird das für die deutsche Empfindung bittere Wort zugeschrieben: „Die Franzosen sind einmal bei Roßbach von den Preußen geschlagen worden, dafür werden nun die Preußen in allen Städten und alle Tage von den Franzosen geschlagen." Es war nicht ganz so schlimm mit der Besetzung der in Betracht kommenden Stellen durch Franzosen, wie es sich die öffentliche Meinung ausmalte. Von 2000 Steuerbeamten waren nur etwa 175 bis 200 Franzosen. Immerhin war die öffentliche Entrüstung gegen das Eindringen des Ausländertums ein Zeichen dafür, daß der nationale Geist erstarkt war.

Auch Friedrich war nicht ganz mit den Erfolgen der Regie zufrieden. So sehr er sich bemühte, die Verwaltungskosten der Einrichtung zu verringern, sie blieben doch recht beträchtlich, indem sie mehr als ein Zehntel der Bruttoeinnahmen aufzehrten, während sie früher nur ein Fünfzehntel betragen hatten. Diese Erscheinung bereitete dem König schweren Ärger. Mit Recht konnten die Gegner der Regie auch darauf aufmerksam machen, daß schon ohne die Hilfe der Franzosen die Einnahmen aus der Accise gewachsen sein würden, da der Wohlstand sich allenthalben steigerte. Schließlich gab der König selbst das ganze Werk so gut wie auf. 1782 schaffte er die den Franzosen gewährten Tantièmen ab, 1783 verminderte er die Zahl der französischen Beamten erheblich. Launay sah sich auf Schritt und Tritt gehemmt. Ja, der König wetterte, die Franzosen seien Schurkenzeug und er würde sie sich sämtlich vom Halse zu schaffen suchen.

Es steckt ein Stück Tragik in diesem Regieunternehmen, das in so landesväterlichem Sinne gedacht war und dem Könige so sehr verübelt wurde. Ohne Nutzen ist es aber nicht gewesen. Zunächst wurde der Schleichhandel wesentlich verringert. War doch in dem grenzenreichen Preußen bis dahin eine Bewachung der Grenzen so gut wie garnicht vorhanden gewesen. In Frankreich dagegen bestand schon längst die Einrichtung, daß Ursprungszeugnisse und Begleitscheine beigebracht und beim Durchgangshandel Plomben vorgelegt wurden, Dinge, die nun auch Preußen zu gute kamen. Freilich, eine Schließung der Grenzen, wie sie später durch den Zollverein geschah, wurde damals noch nicht erreicht. Ein noch wichtigerer Vorteil der Regie war die Tatsache, daß die Verwaltung der indirekten Steuern durch sie straff und einheitlich organisiert wurde; allerdings wurden die rheinisch-westfälischen Ländereien nicht eingegliedert; sie wurden wirtschaftlich förmlich als Ausland behandelt, indem die Einführung von Fabrikenwaren von dort aus verboten wurde. Im wesentlichen aber mußte die zentralistische Gestaltung des Steuerwesens je länger je mehr einigend wirken und dem Staatsgedanken förderlich sein.

Verwandte Unternehmungen waren die Einrichtung des Tabakmonopols und die Kaffeeregie, ebenso die Neuordnung des Poſtweſens. Bei dieſen Dingen war indes im Gegenſatz zur eigentlichen Regie, der indirekten Steuerverwaltung, nicht die ſozialethiſche Tendenz die Triebfeder, ſondern hier ließ ſich Friedrich lediglich von fiskaliſchen Geſichtspunkten leiten. Er wollte durch dieſe drei Unternehmungen ſeine Finanzen verbeſſern. Auch hierüber ſind viele falſche Urteile gefällt, vornehmlich, indem die gänzlich oberflächlichen Räſonnements von Mirabeau nachgeſprochen wurden. Das Tabakmonopol, ſeit 1767 unter dem Namen Generaltabakadminiſtration in Kraft, hat durchaus günſtig gewirkt. Nicht nur der Staat hatte gute Einnahmen daraus, indem er durchſchnittlich eine Million, am Schluß der Regierung ſogar 1 624 711 Taler daraus gewann, ſondern auch im Lande nahm der Tabaksbau zu, der Tabak war gut und in den gewöhnlicheren Sorten auch billig. Nur der feinere war hoch beſteuert. Anders verhielt es ſich mit der Kaffeeregie; dieſe war tatſächlich ein Mißgriff. Sie wurde erſt 1781 eingerichtet, um den Luxus zu bekämpfen: „daß nicht alle Maurer, Mägde und dergleichen von ihrer Hände Arbeit ſich nährende Perſonen Coffée trinken ſollten.“ „Seine Majeſtät ſind Höchſtſelbſt in Dero Jugend mit Bierſuppe erzogen, mithin können die Leute dorten ebenſogut mit Bierſuppe erzogen werden, das iſt viel geſünder als der Coffée,“ gab der König den pommerſchen Ständen auf ihre Einwendungen gegen die Verteuerung dieſes Genußmittels zur Antwort. Die „Kaffeeriecherei“ iſt unſtreitig die mißliebigſte Maßregel in Friedrichs ganzer Regierung geweſen. Zwar ſetzte die Regieverwaltung zweimal eine Ermäßigung des Taxpreiſes für den Kaffee durch und erzielte dadurch wenigſtens, daß die Einnahmen wieder ſtiegen, die ſich infolge des geringeren Verbrauchs vermindert hatten, aber der Haß gegen das Syſtem blieb beſtehen. Unglück hatte Friedrich auch mit der Ordnung des Poſtweſens, indem der Franzoſe, der 1766 damit betraut wurde, ſich als ein Gauner erwies. An ſeine Stelle trat ſchon nach drei Jahren ein deutſcher Generalpoſtmeiſter. Zur gerechten Beurteilung dieſer Finanzeinrichtungen muß man ſich vergegenwärtigen, daß die Mehrerträge aus ihnen ganz auf gemeinnützige Veranſtaltungen verwandt wurden. „Sie wiſſen,“ ſagte Friedrich zu Launay, „daß ich von dieſen Einnahmen nichts ſammle.“

Die glänzendſten Erfolge hatte die ſchon früher ſo ſegensreiche Magazinpolitik des Königs. Er hatte ſtändig 100 000—130 000 Wiſpel Getreide in den Magazinen vorrätig und war dadurch imſtande, den Getreidepreis in ſeinem Staate zu regeln. Was heute als die Quadratur des Zirkels betrachtet wird, durch Maßregeln zur Regelung der Getreidepreiſe gleichzeitig die Intereſſen der Landwirtſchaft und die der Induſtrie wahrzunehmen, gelang König Friedrich vollkommen: ſeinen Bauer bewahrte er vor zu niedrigen, ſeinen Induſtriearbeiter vor zu hohen Getreidepreiſen. Nach dem Siebenjährigen Kriege fügte er zu den ſchon beſtehenden Magazinen noch zwei ſogenannte Stadt- oder Friedensmagazine in Berlin und Breslau hinzu. Durch ſeine Magazinvorräte war er in der Lage, in Jahren der Teuerung und der Hungersnot ſeinen bedrängten Untertanen beizuſpringen. Das Jahr 1771 war das ärgſte Hungerjahr des achtzehnten Jahrhunderts. Damals verlor Kurſachſen über 100 000 Einwohner teils durch Hunger, teils durch Auswanderung, und Böhmen gar 180 000 Einwohner; Preußen dagegen beſtand das Jahr, dank der Fürſorge Friedrichs, ohne Schaden. Schon in ſeinem politiſchen Teſtamente von 1768 wies der König mit Stolz auf dieſe Magazinpolitik hin.

Neben den ſtaatlichen Unternehmungen widmete der König, wie vor dem Kriege, auch den privaten die regſte Teilnahme. Auf alle Weiſe war er auch ferner bemüht, im Sinne ſeiner Zeit den Nationalwohlſtand dadurch zu heben, daß er die einheimiſche Bevölkerung wirtſchaftlich unabhängig vom Ausland machte, aber mit dem großen Nebenzwecke, durch die Gewöhnung an Arbeit erzieheriſch auf ſeine Untertanen einzuwirken, weil ihm nur zu wohl bewußt war, welch ein Segen in der Arbeitſamkeit liegt. Darum ſuchte er wiederum auf alle Weiſe die Induſtrie im Lande zu fördern. „Mein Volk muß arbeiten und würde faul werden, wenn die Induſtrie keinen geſicherten Abſatz hätte. Wir wollen

and the people of the West. Mr. Bryan's speeches were full of fire and eloquence, and he was a master of the art of oratory. He was a great orator, and his speeches were full of fire and eloquence. He was a master of the art of oratory. He was a great orator, and his speeches were full of fire and eloquence.

Mr. Bryan's speeches were full of fire and eloquence, and he was a master of the art of oratory. He was a great orator, and his speeches were full of fire and eloquence. He was a master of the art of oratory. He was a great orator, and his speeches were full of fire and eloquence.

Mr. Bryan's speeches were full of fire and eloquence, and he was a master of the art of oratory. He was a great orator, and his speeches were full of fire and eloquence. He was a master of the art of oratory. He was a great orator, and his speeches were full of fire and eloquence.

aufwand von 72307 Talern erbaut. Noch 1786 gab der König weitere 8000 Taler dazu her. In der Neumark wurden 1779 etwa 31000 Wollarbeiter beschäftigt. In Berlin selbst war infolge des Krieges die Zahl der selbständigen Tuchmachereien im Jahre 1765 von 5251 im Jahre 1755 auf 3683 gesunken; jetzt blühte sie rasch wieder auf, 1786 wurden 7683 Meisterbetriebe mit 6014 abhängigen Arbeitern gezählt.

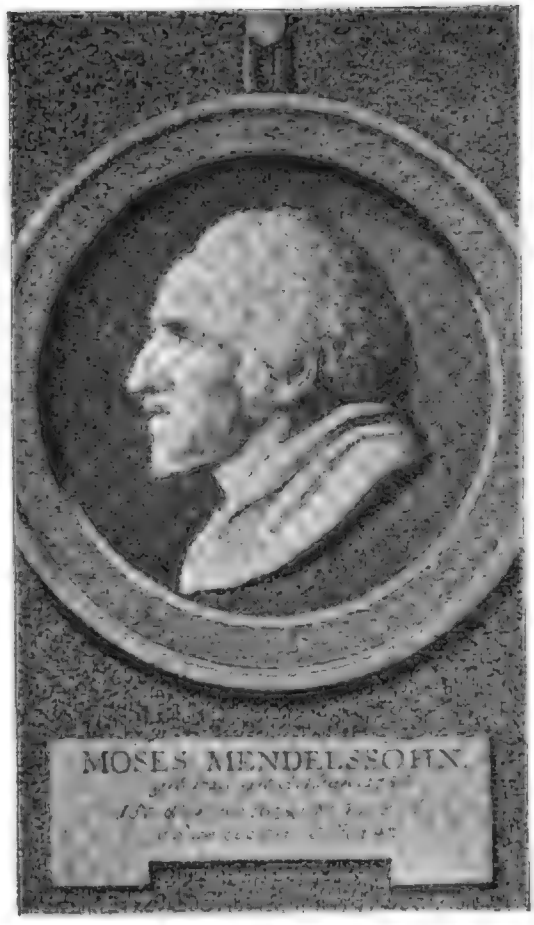
Ungemein am Herzen lag dem König die Vervollkommnung der Porzellanfabrikation. Die Berliner Porzellanmanufaktur beschäftigte 1764 schon 507 Arbeiter. Um den Vertrieb zu heben, wurden die Juden angehalten, bestimmte Mengen von Porzellan bei Eheschließungen abzunehmen. Allenthalben verschenkte der König die Erzeugnisse, um zu zeigen, welche Fortschritte die durch ihn von Gotzkowsky übernommene Fabrik machte. Michell in London erhielt Weisung, dem Berliner Porzellan in England Absatzquellen zu erschließen. Freilich war die in Berlin verwendete Passauer Porzellanerde nicht so weiß wie die der Meißener Manufaktur. Immerhin gefiel das Berliner Fabrikat sehr: namentlich zeichnete es sich durch geschmackvolle ornamentale Gedanken aus, sodaß einige Tafelservices, die in Berlin hergestellt wurden, zu den schönsten in ihrer Art gerechnet worden sind.

Noch mehr Aufmerksamkeit aber wandte Friedrich seiner alten Lieblingsindustrie, dem Seidengewerbe, zu. Es gelang ihm hier ganz seinen Wunsch, die Industrie zur Blüte zu bringen und eine Unternehmerklasse zu bilden, zu erfüllen. Während im Jahre 1766 in Berlin, Potsdam, Frankfurt und Köpenick etwa 470 Samt- und Seidenwebestühle bestanden, gab es im Jahre 1778 deren 1750, davon 1400 in Berlin. Die Hauptfirmen waren Girard und Wegely und die Gebrüder Baudouin Söhne, die jede über zweihundert Stühle in Gang hatten. Minister setzten einen Stolz darein, den Seidenbau im großen zu betreiben. Wenn Hertzberg in seinem Hause Gäste versammelte, dann wurden wohl die Tapeten und Möbelbezüge, ja der gründamastene Schlafrock bewundert, den der Minister aus der auf seinem Gute Britz bei Berlin gezogenen Seide hatte verfertigen lassen. Friedrich freute sich an dem Aufkommen der Unternehmerklasse, und als einmal ein Lohnkrawall der Seidenarbeiter ausbrach und der Minister v. Werder (Bild 224) in Anspielung auf die Müller-Arnoldsche Sache gegen den Justizminister v. Carmer meinte, daß der König ebenso freundlich gegen die Arbeiter sei wie gegen die Bauern, da erwies sich das zum Teil als Irrtum. Friedrich sprach sich gegen eine allzustrenge Behandlung der Unternehmer aus, weil sonst der Unternehmergeist gelähmt werden könnte. Waren die großen Unternehmer anfangs meist Angehörige der französischen Kolonie, so dauerte es doch auch nicht lange, daß Eingeborene in größerer Zahl folgten. Durch die Seidenindustrie sind auch besonders die Juden gesellschaftlich und sozial emporgekommen. Beispiele dafür sind zwei edle Menschen, der Popularphilosoph Moses Mendelssohn (Bild 225) und sein Freund und Schüler David Friedlaender. Das Jahr 1779 bildete den Höhepunkt des Seidengewerbes. Dann trat ein Wechsel der Mode ein. Die schweren Seidenstoffe, ebenso die Plüsche kamen außer Gebrauch, und damit begann ein Sinken der Industrie, das durch die hohen Preise der Berliner Seidenwaren, den wunden Punkt dieses Gewerbes, gefördert wurde. Aber die märkische Seidenindustrie war nunmehr doch der kursächsischen ebenbürtig, und Hamburgs Seidenfabrikation war von ihr überflügelt worden. Ja, als in den Jahren der französischen Revolution durch die tolle Wirtschaft der Jakobiner der Hauptplatz der Seidenindustrie, Lyon, versagte, war das Berliner Seidengewerbe noch imstande, eine zeitlang den Weltmarkt zu versorgen.

Auch Preußen hatte in dem im Anfang des Jahrhunderts durch die oranische Erbschaft erworbenen Krefeld bereits eine alte Seidenindustrie. Da Krefeld nach dem von Friedrich den niederrheinischen Gebieten gegenüber allgemein angewandten Prinzip als Zollausland behandelt wurde, so war diesem Platze der Absatz in die alten Provinzen verschlossen. Das Krefelder Seidengewerbe ging zwar nicht zurück, aber es wurde von dem so ungewöhnlich schnell sich entwickelnden Berliner überflügelt. Seine Absatzfelder waren hauptsächlich Holland und Amerika.

Wiederum das Stiefkind Friedrichs auch in der Industrie war Ostpreußen. Er ver-

langte, daß die Provinz ihren Bedarf an Manufakturwaren aus den mittleren Landſchaften deckte. Von den Oſtpreußen ſagte er 1780, in der Sache allerdings nicht ganz mit Unrecht: „Ohngeleckte Bären ſind ſie noch ein wenig in Städteſachen und in Manufakturen und Induſtrie gegen polizierte Provinzen.“ Selbſt der Schiffbau war hier noch auf einer niedrigen Stufe. Während in Königsberg, Memel und Pillau zu Ausgang der Regierung Friedrichs jährlich etwa zwanzig Schiffe hergeſtellt wurden, wurden dafür in Stettin allein ſchon 1765 einundzwanzig Schiffe vom Stapel gelaſſen, darunter mehrere für Holland und Frankreich beſtimmte große Indienfahrer. Der Schiffsbaumeiſter Quantin auf der Laſtadie in Stettin hatte damals faſt eine Stellung wie die ſpätere Geſellſchaft Vulkan. Nicht nur die 1772 begründete Seehandlung, ſondern vor allem das Ausland erteilte ihm Aufträge. Während des Seekrieges von 1780—1782 erlebte der pommerſche Schiffsbau ſeine größte Blüte. Im Jahre 1782 wurden, da die Schiffswerften in Stettin nicht ausreichten, an 21 pommerſchen Plätzen 99 Schiffe im Geſamtwerte von nahezu einer Million Taler vom Stapel gelaſſen. In ſechs Jahren wurden aus Pommern 113 Seeſchiffe für 872970 Taler ins Ausland verkauft. Das größte war ein Fregattſchiff von 380 Laſten, d. h. etwa 685 Tonnen. Selbſt in dem kleinen Rügenwalde wurde ein lebhafter Schiffbau betrieben. Friedrich ließ einige Schiffe für königliche Rechnung bauen, um ſie ins Ausland zu verkaufen. Das erſte dieſer Schiffe erhielt den Namen Herzog von Bevern und zum Kapitän Joachim Nettelbeck aus Kolberg.



225. Nach einem Stich von J. C. G. Fritzſch

Trotzdem die Arbeitslaſt des Königs immer mehr zunahm, ließ er es ſich auch in ſeinen alten Tagen nicht nehmen, alles ſelbſt zu regieren. Nicht das Generaldirektorium hatte die Fäden in Händen, ſondern der alte König regierte über die Zentralbehörde hinweg aus ſeinem Kabinett. Sehr oft gab es zwiſchen ihm und ſeinen Beamten Meinungsverſchiedenheiten, bei denen die Beamten ſachlich vielleicht viel häufiger im Recht waren als der Monarch, ſoweit Einzelheiten in Frage kamen. Denn Friedrich war natürlich nicht in allen Dingen Sachkenner. Erſt wurde er gewöhnlich bei ſolchen Differenzen heftig und ungnädig. Erkannte er dann aber, daß er ſich geirrt hatte, ſo fügte er ſich der Meinung der Miniſter, wenn das von ihm verfolgte Prinzip dadurch nicht berührt wurde. Aber nicht um Haaresbreite wich er zurück, wenn dies der Fall war. Wie Bismarck zeigte er ſich ſeinen Räten in der Verfolgung der großen Grundlinien ſämtlich weit überlegen.

Unter den Miniſtern, die ihm bei der Verwaltung zur Seite gingen, waren einige tüchtige Kräfte, die der König als ſolche auch zu ſchätzen wußte. Beſonders gefiel ihm das Finanztalent Ludwig Philipp v. Hagen. Als dieſer fleißige Mann nach ſiebenjähriger Amtstätigkeit ſtarb, äußerte Friedrich von ihm, er wäre ein Miniſter geweſen, „dergleichen Seine

226. Nach einem Stich von D. Berger

Königliche Majeſtät Sich wohl viele wünſchen, aber leider wenig haben". Er ließ ein Bild Hagens im Audienzſaal des Generaldirektoriums, in dem bisher das Bild König Friedrich Wilhelms I. die einzige Zierde ausmachte, zum Gedächtnis an „dieſen rechtſchaffenen Diener des Staates" aufhängen. Ein anderer Miniſter, der ſich ſeinen Beifall erwarb, war v. d. Horſt, der das Fabrikendepartement erhielt. Bei ihm machte dem Könige die Energie, mit der er ſich gegen Launay und gegen den König ſelbſt durchzuſetzen wußte, Eindruck. „Horſt iſt ein ganz eigentümlicher Mann," ſagte er von ihm, „wenn ich ihm den Kopf gewaſchen habe, fordert er eine Audienz". Horſts Nachfolger im fünften Departement war der Miniſter Chriſtoph v. Görne, der Sohn des verdienten früheren Miniſters Friedrich v. Görne. Er war der einzige wirklich unfähige Miniſter, der mit der Leitung des Fabrikenweſens betraut wurde, und dabei nicht zuverläſſigen Charakters. Er verurſachte einen gewaltigen Skandal, da er eitel, wie er war, um als polniſcher Großer, angeblich auch um als Bewerber um den polniſchen Thron aufzutreten, gewaltige Gütermengen für ſich ankaufte und dabei mit Staatsgeldern leichtſinnig und ungetreu wirtſchaftete. Eins der furchtbarſten Donnerwetter des Königs fuhr dazwiſchen, Görne wurde abgeſetzt und kam auf Feſtung. Auch an anderen Männern, denen er noch mehr Vertrauen geſchenkt hatte, erlebte der König Enttäuſchungen. So ſtellte ſich nach dem Tode Brenckenhoffs heraus, daß deſſen Kaſſen nicht ſtimmten; er hatte ungeregelt gewirtſchaftet und allzu große Wohltätigkeit bewieſen, aber von unredlicher Handlungsweiſe kann bei ihm nicht geſprochen werden; vielmehr hatte er aus eigenen Mitteln gewaltige Summen zugeſetzt. Ähnlich verhielt es ſich mit Plotho, dem Regensburger Geſandten. Der König wurde über dieſe Fälle bitterböſe. Sie trugen dazu bei, ihn immer mehr mit Mißtrauen gegen die Menſchen zu erfüllen. Über die Begabung ſeiner Miniſter dachte er ſchon ohnehin nicht ſehr günſtig, weil er kaum je unter ihnen einen Mann von ſchöpferiſchen Gedanken entdeckte. Die „großen Perrücken", wie er ſie nannte, lebten in einer ſteten Furcht vor ihm. Sie hielten es für geraten, auch das, was ihr Herr und Gebieter bei den Mahlzeiten äußerte, unmittelbar hinterher eilig zu protokollieren, „um die Königlichen Abſichten nicht zu verfehlen, vielmehr darnach ein und anderes Notwendiges allenfalls zu verfügen". Es iſt gar keine Frage, daß ſie einen ſehr ſchweren Stand ihm gegenüber hatten. Ein einziges Mal wagten ſie heftigen prinzipiellen Widerſpruch gegen die ganze bevormundende Wirtſchaftspolitik des Königs zu erheben, im Herbſt 1766. Sie kamen dabei aber ſchön an. Friedrich fand ihr Benehmen „impertinent" und argwöhnte Beſtechung; er ſchob das Vorgehen auf die „Ignoranz" der Miniſter, wollte aber die „Malice und Korruption" des Verfaſſers der Denkſchrift beſtraft wiſſen, „ſonſten bringe ich die Kanaillen niemals in die Subordination"; und richtig, der Geheime Finanzrat Urſinus, der die Denkſchrift entworfen hatte, mußte daran glauben und wurde zu Feſtungshaft verurteilt. Mit den Jahren konnte es Friedrich immer weniger recht gemacht werden.

„Es ist etwas Unruhiges, fast Gewaltsames in dieser Verwaltungstätigkeit der letzten Jahre des Königs," hebt Otto Hintze, vielleicht der beste Kenner der preußischen Verwaltungsgeschichte, treffend hervor, „nicht die milde Ruhe eines Alters, das sich der Fülle dessen erfreut, was die Jugend erstrebte, sondern der unablässige Drang, zu schaffen so lange es Tag ist".

Faßt man zusammen, was Friedrich auf dem Gebiete der Industrie erreichte, so erkennt man, daß er auch hier Ungeheures geleistet hat. Waren doch in Preußen gegen Ende der fridericianischen Regierung in den Seidenfabriken, dem Wollgewerbe, der Leinenweberei, der Lederfabrikation, der Baumwollenindustrie und der Glas- und Eisenwarenverfertigung 83416 Arbeiter beschäftigt, so daß für 13½ Millionen Taler Waren abgesetzt werden konnten. Alles in allem durfte Hertzberg beim Tode Friedrichs die Gesamteinnahme aus den preußischen Manufakturen auf annähernd 30 Millionen berechnen. Damit reihte sich das kleine Preußen mit seiner Industrie der Industrie derjenigen Mächte an, die bisher für das Fabrikenwesen seit zwei Jahrhunderten allein in Betracht gekommen waren, Frankreich, England und Holland. Freilich war diese Industrie ein Treibhausgewächs. Auf die Dauer konnte das System der fridericianischen Gewerbepolitik sich nicht halten.

Unberücksichtigt war in Hertzbergs Berechnung noch der Ertrag des Bergbaues. Für diesen Zweig der Verwaltung fand Friedrich wieder einmal ein Talent ersten Ranges, den kursächsischen Freiherrn v. Heinitz (Bild 226). Im Jahre 1725 geboren, genoß Heinitz seine erste Bildung auf der Schulpforta. Durch die Vermittelung der sächsischen Kurfürstinwitwe Maria Antonia mit Friedrich im Jahre 1776 bekannt geworden, wurde er von diesem 1777 an die Spitze des Bergwerkdepartements gestellt. Während es sonst der große Übelstand in der preußischen Verwaltung wie auch im Heere war, daß sich bei den Beamten wenig Mut der eigenen Verantwortung fand, zeigt sich Heinitz als eine der wenigen selbständigen Persönlichkeiten unter den Beamten Friedrichs, die im freien Dienst nicht lediglich buchstäblich ihrer Pflicht nachkamen, sondern vor allem deren Geist zu erfüllen suchten. Es gelang Heinitz, sich in dem ihm übertragenen Amte, bei dessen Verwaltung ihm der König freie Hand ließ, das Vertrauen Friedrichs ständig zu bewahren. Auf solche Weise erreichte er es, diesen Zweig der Verwaltung nach dem Worte seines Schülers, des Freiherrn vom Stein, aus dem Nichts zu erheben und die Grundlagen für das preußische Bergwerks- und Hüttenwesen, wie es sich bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts entfaltet hat, zu schaffen. Sein Hauptfeld wurde natürlich Schlesien. Die Mineralien des ursprünglich von Friedrich garnicht begehrten Oberschlesiens und des mühsam behaupteten Glatzer Berglandes harrten vor allem der Verwertung. Im Jahre 1779 regte Friedrich selbst die Anlage von Bergwerken im Glatzischen an. Bisher war Oberforstmeister Rehdantz der Leiter der schlesischen Hütten gewesen. Dieser fühlte sich dem Posten selbst nicht gewachsen, zumal da er nur wenig Hilfskräfte zur Seite hatte. An seine Stelle setzte Heinitz jetzt den Freiherrn v. Reden, und sofort kam ein frischer Zug in die Verwaltung. Nun wurde Preußen mit eigenem Stahl und Eisen versorgt, das man bisher aus Schweden bezogen hatte. Jetzt erließ Friedrich ein Verbot gegen die schwedische Eiseneinfuhr, nur Ostpreußen blieb frei davon. Es zeigte sich, daß das schlesische Eisen zum mindesten ebenso gut für die preußischen Gewehre und Kanonen zu verarbeiten war, als das schwedische. Auf Friedrichs eigene Anregung, die er den Ältesten der Breslauer Kaufmannschaft gab, entstanden seit 1785 an der Malapane die Anfänge des großen Eisenwerkes Königshütte an der fernsten Grenze Schlesiens. Vorsichtig mahnte Friedrich die Unternehmer, „die Sache nicht mit eins so groß zu betreiben und so reinzuplumpen, sondern nur ganz ins kleine damit anzufangen und erst zu sehen, wie die Sache reüssieret." Bei Tarnowitz wurde 1784 in der Friedrichsgrube die Bleiförderung wieder aufgenommen, und der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Da die Silberberger Bleiminen seit 1754 erschöpft lagen, war dies Ergebnis um so willkommener für Friedrich, und er schoß daher gern Geld als Betriebskapital für Bleigewinnung bei Tarnowitz vor. Ja, er war so unternehmend, die neue Erfindung von James Watt für diese Zwecke auszunützen und die Genehmigung zum Bau einer „Feuer-

maſchine" für das Tarnowitzer Werk zu erteilen. Eine andere trat am 23. Auguſt 1785 im König-Friedrichsſchacht bei Hettſtädt im Mansfeldſchen in Tätigkeit. Noch andere Dampfmaſchinen kamen in der Berliner Porzellanmanufaktur und in den Salinen zu Schönebeck und Unna in Weſtfalen zur Verwendung. Heinitz folgte auch Friedrichs Anregung, den Kohlenbau, namentlich den der Steinkohlen, zu fördern, um der Verminderung des Waldbeſtandes vorzubeugen. In der Grafſchaft Mark wurden am Ende von Friedrichs Regierung 1 707 461 Scheffel Steinkohle gewonnen, faſt viermal ſo viel als ein halbes Jahrhundert vorher. Im Fürſtentum Schweidnitz wurden bereits 1785 nicht weniger als 415 742 Scheffel verbraucht, d. h. mehr als der zehnfache Betrag von dem, was 1740 in ganz Schleſien an Steinkohlen gehoben worden war. Ahnungsvoll ſchrieb der Breslauer Kammerdirektor v. Klöber damals: Hätte das ſchleſiſche Bergamt auch nichts anderes zu tun, als für billige Feuerung durch Steinkohlenbau zu ſorgen, „ſo würde ſelbiges dadurch dem Lande ſchon mehr nützen, als durch den Bau von Gold- und Silberminen".

In Pommern und anderen kohlenarmen Gegenden wurde die Torfgräberei gefördert, um billiges Brennmaterial zu gewinnen. Hier wurde wieder Oſtfriesland nützlich, da dort ſeit alters die Torfgräberei in Blüte ſtand.

Nicht denſelben Aufſchwung wie die Berginduſtrie nahm das Salinenweſen. Preußen beſaß in Schönebeck die größte Saline in Deutſchland. Sie brachte gegen Ende der Regierung 17 500 Laſten und beſchäftigte 840 Arbeiter. Aber das Salz war ſchlecht, dank der törichten egoiſtiſchen Verwaltung der Pächterinnen, zweier adeligen Damen. Auch hier hat Heinitz geholfen, aber erſt, als er unter Friedrichs Nachfolger auch die Leitung des Salzdepartements übernahm.

Ende 1785 konnte Heinitz berechnen, daß 88 024 Familienväter in der Berginduſtrie ihre Beſchäftigung fanden, das heißt, daß etwa ein Sechſtel der Bevölkerung Preußens an dieſem Zweige beteiligt war. Der Gewinn des Staats betrug mehr als fünf Millionen Taler, ſodaß die geſamte Induſtrie Preußens 35 Millionen abwarf. Ein ſolches Ergebnis erfüllte auch einen politiſchen Gegner Friedrichs, den Hamburger Nationalökonomen Büſch, mit Bewunderung, und als einſichtsvoller Mann hielt dieſer ſeinen Landsleuten vor, daß ſie Unrecht hätten, wenn ſie ſich durch das Wachstum der preußiſchen Manufakturen in ihren Intereſſen geſchädigt glaubten, während doch gerade durch die glänzende Entwicklung der preußiſchen Induſtrie der Hamburger Zwiſchenhandel zugenommen hätte.

Gefährlicher konnte den Hamburgern der Handel Preußens, beſonders Stettins werden. Dieſer Zweig der Wirtſchaftspolitik lag, wie wir wiſſen, Friedrich viel weniger am Herzen als Ackerbau und Induſtrie. Um ſeine Induſtrie zu ſchützen, führte der König die ſchärfſten Zollkriege gegen Sachſen, Hamburg und Polen und ſchädigte dadurch ſeinen Handel auf das empfindlichſte. Der glückliche Umſtand, daß Preußen durch ſeine geographiſche Lage Meiſter von fünf der größten Flüſſe und von den vorzüglichſten Handelsſtraßen Europas war, den Büſch als Hamburger beklagte, iſt von Friedrich wenig ausgenutzt worden. Immerhin hat Friedrich auch nach dem großen Kriege in der Handelspolitik Weſentliches erreicht, einmal durch Anbahnung von Handelsverträgen und zweitens durch die Begünſtigung kapitaliſtiſcher Unternehmungen.

Von den Handelsverträgen, die der König einging, war beſonders der mit Spanien im Jahre 1782 abgeſchloſſene von Nutzen. Durch ihn wurde der ſchleſiſchen Leinwand ein neues Abſatzfeld geſichert, indem ſie nicht höher beſteuert wurde als die franzöſiſche und infolgedeſſen jene auf dem ſpaniſchen Markt zu unterbieten vermochte. Weniger von Erfolg war der vielberufene Handelsvertrag mit der Republik der Vereinigten Staaten von Amerika vom 10. September 1785. Es kennzeichnet Friedrichs Eifer, die Konjunkturen ſo ſchnell und ſo nachdrücklich wie möglich zu gunſten ſeines Landes auszubeuten, daß er mit raſcher Bewegung der neuen Macht ſeine ausgeſtreckte Hand darbot und ſich dort ein Abſatzgebiet für Tuche, Wollſtoffe, Leinwand, Eiſenwaren und Porzellan zu ſichern ſuchte. Allein England, das durch Friedrichs Kampf auf dem Feſtlande zur Meerbeherrſcherin geworden war,

erwies ſich als ſo mächtig, daß es einſtweilen noch alle Konkurrenten im Handel mit der abtrünnigen Kolonie aus dem Felde ſchlug.

Mit der Verſtändnisloſigkeit der fanatiſchen Theoretiker haben die Vertreter der neu aufkommenden nationalökonomiſchen Schule der Phyſiokraten, an der Spitze Mirabeau, die andere Form, in der Friedrich ſeinem Handel zu Hilfe zu kommen ſuchte, das Syſtem der Monopole beurteilt. Sie waren für ſie der Trumpf, um die Alberwitzigkeit der fridericianiſchen Volkswirtſchaft zu beweiſen. Sie hatten gar keine Vorſtellung davon, daß Friedrich ſich im eminenteſten Sinne als Erzieher ſeines Volkes betrachtete und Monopole ſchuf, um überhaupt volkswirtſchaftlichen Unternehmungen Bahn zu brechen. Nur als Aushilfsmittel dachte er ſie ſich. In den letzten Jahren wurde er immer zurückhaltender mit den Beihilfen für neue Fabrikanlagen, weil er erkannte, daß das Schwungrad in Bewegung gekommen war und kaum noch der Nachhilfe bedurfte. Als die Stahlwarenfabrik in Schleſien gegründet werden ſollte, äußerte er: „Ein Monopolium wollte ich nicht gern haben, denn das hat immer einen üblen Erfolg. Der Monopoliſt wendet keinen rechten Fleiß und Betriebſamkeit an auf die Sache, weil er niemanden neben ſich hat, der ihm nacheiferte; daraus kommt dann, daß er ſeine Arbeit negligieret und ſchlechte Ware macht.“ Er erkannte alſo vollkommen das Weſen der Sache. Als Daniel Itzig 1781 ein Geſuch ſtellte, daß die Schlächter angehalten würden, ihm für ſeine neu zu begründende Luxuslederfabrik jährlich eine Zahl roher Rindshäute zu beſtimmtem Preiſe zu liefern, entſchied Friedrich: „Das geht nicht an! Freilich können ſie an ihn verkaufen, ſoviel ſie wollen; allein kein Zwang muß dabei ſein.“ Als der König um Zuſchuß für die Gründung einer Segeltuchfabrik gebeten wurde, bedeutete er den das Geſuch befürwortenden Beamten: „Ihr ſeid nicht geſcheidt, das iſt nichts. Wenn die Leute dieſe Sachen für ihr eigenes Geld machen, ſo wenden ſie auch mehr Fleiß darauf.“

An Handelsunternehmungen fehlte es noch ſo gut wie ganz. „Statt daß die Bürger ſolche Sachen machen und ihre Gelder anlegen ſollten,“ ſchreibt Friedrich 1780, „wollen ſie Güter kaufen.“ Er fand das in Magdeburg, in Breslau, faſt überall; und ſeine Beamten mußten ihm zugeben, daß die Kaufleute gar keinen Unternehmungsgeiſt zeigten. Auch ein bedeutender Fachmann, der Weſtfale Peter Haſenclever, ſelbſt der unternehmendſte Kaufmann in Schleſien, erhob ſeine Stimme in dieſem Sinne. Wiederum griff der König daher zu dem Aushilfsmittel, Ausländer zu berufen, um ſeinen Untertanen Unternehmungsgeiſt einzuhauchen. Ihm war es ſchon beinahe zur Gewohnheit geworden, daß es dabei nicht ohne Spitzbuben abging. Er pflegte ſich dann gewaltig zu ärgern, ließ ſich jedoch nicht entmutigen.

So rief er am 31. Januar 1765 zu Berlin die Seeaſſekuranzgeſellſchaft mit einem Stammkapital von einer Million Taler zu 4000 Aktien ins Leben. Wie die Bank, ſo fand auch dieſe Geſellſchaft anfänglich wenig Vertrauen. Die Stettiner Kaufleute, auf deren Unterſtützung ſie hauptſächlich angewieſen war, verhielten ſich zunächſt ablehnend gegen ſie, doch änderte ſich dies nach einiger Zeit. Ebenſo glückten die Gründungen einer Brennholz- und einer Nutzholzgeſellſchaft. Einen Mißerfolg hatte Friedrich jedoch mit der Gründung der Levantiſchen Kompanie zu verzeichnen; ſie mußte nach vier Jahren eingehen. Dagegen wagte die oſtaſiatiſche Handelskompanie zu Emden, die nach den erſten Anfängen vor dem Siebenjährigen Kriege bald wieder eingeſchlafen war, gegen Ende der Regierung Friedrichs wieder neue Schritte. Eine flotte Entwickelung nahm ſeit 1769 die Heringskompanie von Emden. Die bedeutſamſte Gründung ſollte jedoch die Seehandlungsgeſellſchaft werden. Am 14. Oktober 1772 ins Leben gerufen, wurde ſie mit dem alleinigen Vertrieb von Seeſalz und Wachs betraut. Indem ihr ein Verkaufsrecht erteilt wurde auf alles Wachs, das in dem mittlerweile mit Preußen einverleibten polniſchen Preußen die Weichſel hinunter geführt wurde oder ſich bis auf zehn Meilen Entfernung zu beiden Seiten der Weichſel vorfand, entpuppte ſie ſich als ein Unternehmen zur Schädigung des Handels der nicht an Preußen gelangten Stadt Danzig. Anfangs kam auch dies Unternehmen nicht recht in Gang. Von dem auf 1200000 Taler bemeſſenen Betriebskapital wurden nur 150000 Taler in Aktien zu 300 Taler von Privaten gedeckt. Schwer wurde die Gründung durch die

gewiſſenloſe Geſchäftsführung Görnes geſchädigt. In der Folge ſollte ſich indes gerade dieſe Gründung als beſonders lebensfähig und geſund erweiſen. Friedrich hat das nicht mehr erlebt, obwohl der Geheime Finanzrat Struenſee, urſprünglich Lehrer der Mathematik an der Ritterakademie zu Liegnitz und Militärſchriftſteller, ein Bruder des bekannten däniſchen Miniſters, noch während der Regierung des Königs durch ſeine geſchickte Verwaltung eine beſſere Zeit für das Inſtitut einleitete.

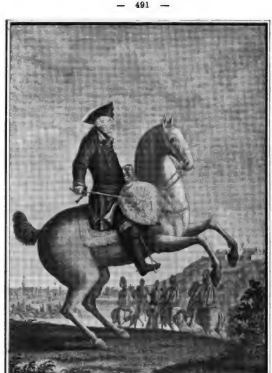
Einen Anhalt für den Umfang des preußiſchen Handels geben Berechnungen, die Heinitz über die preußiſche Aus- und Einfuhr angeſtellt hat. Danach betrug die Ausfuhr 1781/1782 etwa 14 800 000 Taler, die Einfuhr dagegen rund 11 800 000 Taler, das wäre ein Geſamtumſatz von 26—27 Millionen. Dem ſtand in England 1786 ein Umſatz von 32 Millionen Pfund Sterling und in Frankreich 1780 ein ſolcher von etwa 378 Millionen Livres gegenüber. Mit den beiden großen Handelsmächten konnte Preußen alſo noch nicht entfernt einen Vergleich aushalten. Bei weitem der wichtigſte Handelsplatz des preußiſchen Staates war Stettin, in dem Hamburg ein Konkurrent zu entſtehen drohte. Verglich man doch Hamburg und Stettin zwei Wagſchalen, von denen das Fallen der einen das Steigen der andern bedingte. Der Aufſchwung, den Stettin in den erſten Jahren der Regierung Friedrichs bereits genommen hatte, nahm nach dem Hubertusburger Frieden noch mehr zu. Während die Stettiner Reeder 1754 über 64 Seeſchiffe mit 3680 Laſten verfügten, hatte ſich dieſe Zahl im Jahre 1784 auf 165 Seeſchiffe mit 21 711 Laſten gehoben. Nach dem engliſch-amerikaniſchen Kriege, der der preußiſchen Schiffahrt zu gute gekommen war, ſank dieſe Zahl wieder raſch auf 147 Schiffe mit 17 919 Laſten im Jahre 1786. Noch deutlicher kommt das Wachstum des Stettiner Handels zum Ausdruck in der Tatſache, daß die Ein- und Ausfuhr 1739 insgeſamt nur 301 911 Taler, dagegen 1786 nicht weniger als 4 562 786 Taler betrug. Nächſt Stettin kam Emden als preußiſcher Handelsplatz in Betracht; denn in Oſtfriesland war die Handelsflotte überhaupt erheblich ſtärker als in den anderen Küſtenprovinzen. Sie zählte dort 892 Seeſchiffe mit 5395 Matroſen, dagegen in Pommern nur 303 mit 2235 und in Preußen und Litauen gar nur 90 mit 816.

Heinitz, der dieſe Statiſtiken hauptſächlich veranlaßte, verfuhr ſehr gewiſſenhaft und ſuchte überall zu ergründen, ob nicht irgendwelche Schönfärbereien vorlagen, wozu in der Tat vielfach die Neigung beſtand. Demgemäß warnte er den König vor allzu günſtigen Berechnungen. Dieſer ließ ſich von dem Miniſter überzeugen; nach ſeiner ſanguiniſchen Art konnte er jedoch nicht der Verſuchung widerſtehen, das zu glauben, was er wünſchte, und die Handelsbilanzen in roſigem Lichte zu betrachten. Dem entſprach es, daß er den Umſatz des Auslandes ſtets möglichſt gering anſchlug. Ja, es iſt die Beobachtung gemacht worden, daß er abſichtlich an dieſen irrigen Vorſtellungen über die Bevölkerungszahlen und die Staatseinkünfte fremder Länder feſthielt. Als alter Praktikus kannte er die Landwirte und wußte, daß „der liebe Gott es ihnen niemals recht machen könne“. Wenn er nun auch Klagen über Niedergang des Handels hörte, ſo pflegte er die bei ſeinen Bauern gemachten Erfahrungen auf die Kaufleute zu übertragen, mochten die Klagen berechtigt ſein oder nicht.

eit dem Tode des Großkanzlers Cocceji war das gewaltige Werk der Justizreform ins Stocken gekommen. Die Amtszeit seines Nachfolgers Jariges fiel großenteils in die Zeit des Siebenjährigen Krieges, wo natürlich an eine Fortsetzung der Reform nicht gedacht werden konnte. Nach dem Friedensschluß gab es eine solche Fülle von Rechtssachen zu erledigen, daß abermals keine Zeit vorhanden war, die Rufmerksamkeit auf Reformen zu lenken. Als jedoch nach Jariges Tode im Jahre 1770 in dem Freiherrn v. Fürst (Bild 228) ein neuer Großkanzler bestellt war, hoffte Friedrich, daß die Fortführung der Reform bald Tatsache werden würde. Er erkannte jedoch allmählich, daß Fürst wenig Entschlußkraft besaß und noch weniger Tatkraft in der Beschimpfung von Mißbräuchen, auch wollte es ihn bedünken, als wenn Fürst eine zu milde Praxis gegen die besser gestellten Klassen übe. Am 23. Juni 1773 schrieb er dem Großkanzler: „Solche Sen-tenz ein übergegangenes Rachsicht der Justiz gegen vornehme Beruf-ge abgiebet, zu der Zeit, da der Diebstahl weniger Grosschen an Arme mit Karrenstrafe und auch nach Beschaffenheit wohl gar mit dem Strange beleget wird" Zugleich richtete sich Strange beleget wird" mehr und mehr auf seine Rufmerksamkeit jungen Gehilfen, den Cocceis ehemaligen der das verderbliche Kreuzmacher Carmer, System der landwirtschaftlichen Kreditorganisa-Bäcker der landwirtschaft- tion angeregt und durch- führte. Carmer erwies sich als ein vor- trefflicher Jurist, der zeitig in ihm der Reform des Rechts-wesens nur zu sehr er- kannte und unfolgedessen sich schon im Jahre 1774 bewogen fühlte, mit einem Entwurf zur Erei- lung der Schäden vor den leichterung des Prozes- Ohren des Königs zu treten. ses konnte nicht ausblei-ben, da Friedrich un- benbar gegen Fürst geworden war. Im Frühling 1775 äußerte sich dies, als er den Eindruck em- pfand, daß die Bagatell-gerichten sich zu lange fachen vor den Recise- sitzung in ihm der Kanzler hinzögen. Wieder regte es schien ihm, als des kleinen Mannes, der Justiz dahin führe, wenn die Handhabung Bettelstab zu bringen, die Schwachen an den und er schrieb daher an Fürst: „Es kommt mir vor, als wenn die Justiz wieder anfängt einzuschlafen." Im Herbst 1775 legte Carmer einen neuen Entwurf zur Justizreform vor, an dem Friedrich Gefallen fand. Allmählich reifte in ihm der Plan, das Großkanzleramt an Carmer zu geben. Als sich ein Major v. Barbeleben bei ihm beschwerte, daß ein Prozeß seit mehr als zwei Menschenaltern bei der Regierung zu Kleve schwebe, wurde er deutlicher gegen seinen Großkanzler: „Ich begreife garnicht, wie Ihr dergleichen höchst straßbare Verschleppungen zugeben könnt", herrschte er ihn an und verlangte prompte Gerechtigkeit, „widrigenfalls werdet Ihr mit mir Händel kriegen". Er stützte allmählich seine Kräfte schwinden und wollte das so groß eingeleitete Werk auch noch zu Ende führen. Da kam die Sache des Müllers Arnold bei Pommerzig im Kreise Crossen in der Neumark. Dieser Müller benutzte die Reunionsbedingung eines alten Kurprivilegs durch den Landrat v. Gersdorff als Vormund für Nichtzahlung von Pachtgefällen an den Grafen Schmettau auf Pommerzig, indem er behauptete, daß dadurch der Betrieb seiner Kredo-

228. Nach einem Bild von D. Krodt

Digitized by Google



229. **Friedrich der Große**

Gemalt von J. Mettenleiter, aus Besitz des Müller-Arnoldschen Prozesses gestochen von A. Friderich

mühle litte. Er hatte in jeder Beziehung unrecht und wollte sich nur um seine Schulden herumdrücken. Infolgedessen wurde er gerichtlich verurteilt, allerdings nach dem geltenden Recht etwas hart, und die Mühle fiel später an den Landrat v. Gersdorff. Der Müller und seine Frau griffen zuletzt zu dem Mittel, sich an den König zu wenden. Dieser ließ die Beschwerde Arnolds durch einen Oberst v. Heuking untersuchen und auf dessen Berichterstattung hin gab er der Gerichtsbehörde — es war die Neumärkische Regierung — unrecht. Die vom Zaun auf genährte Abneigung gegen die „Tintenkleckser“ erwachte plötzlich mit verdoppelter Stärke in ihm: kurzweg erklärte er der Regierung, daß sie „nicht einen Schuß Pulver nütze“ wäre. Es „ist mit dem Arnold auf eine so harte und ungerechte

230. Nach einem Gemälde von Rosenberg, gestochen von D. Berger

Weise verfahren und er und ſeine Frau
nicht nur geprügelt und in harte Ge-
fängnis geworfen, ſondern überdem den
Leuten alles ihrige weggenommen wor-
den. Das iſt ja nicht zu verantworten.
S. K. M. werden ſie alle zum Teufel jagen
und andre dahin- ſetzen, denn ſie ſind
nicht das Brod werth.“ Später
ſchrieb er: „Das Federzeug verſtehet
nichts. Wenn Sol- daten was unter-
ſuchen und dazu Ordre kriegen, ſo
gehen ſie den geraden Weg und auf den
Grund der Sache — einem ehrlichen
Offizier, der Ehre im Leibe hat, glaube
ich mehr als all Eure Advokaten und
Richter.“ Er war feſt der Anſicht, daß
dem Müller das Waſſer abgegraben
wäre, und daß dieſer deshalb nicht hätte
zahlen können. Durch nichts hat er ſich
von dieſer ſeiner irrigen Auffaſſung
abbringen laſſen. Die Ungeſchicklichkeit und
Pedanterie einzelner Richter verſchlimmer-
ten die Angelegen- heit noch, indem ſie
den König immer gereizter machten. Ja,
als das Kammer- gericht das Urteil
der Neumärkiſchen Regierung beſtätigte,
ließ er die drei Kammergerichtsräte,
die zu dieſer Ent- ſcheidung gelangt
waren, Graun, Frie- del und Ransleben,
vor ſich kommen und erklärte ihnen, ſie hätten ſeinen Namen „cruel gemißbraucht“ und diktierte an demſelben Tage, am 11. Dezember 1779, ein Protokoll, in dem es hieß: „Ein Juſtiz-kollegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, iſt gefährlicher und ſchlimmer wie eine Diebesbande, vor die kann man ſich ſchützen, aber vor Schelme, die den Mantel der Juſtiz gebrauchen, um ihre üble Passiones auszuüben, vor die kann ſich kein Menſch hüten. Die ſind ärger wie die größten Spitzbuben, die in der Welt ſind, und meritiren eine doppelte Beſtrafung.“ Sein Zorn war grenzenlos. Wie einſt in den Tagen des verhängnisvollen Rückzuges des Prinzen von Preußen und bei den Konfuſionen Wobersnows, vielleicht noch ſchrecklicher, äußerte er ſich. Weil er das Fürſtenamt, das ihm das erhabenſte war, das der Juſtiz, beeinträchtigt ſah, kannte er keine Schonung. Die Kammergerichtsräte wurden ſofort ins Gefängnis abgeführt. Den Großkanzler aber herrſchte er an: „Marſch, ſeine Stelle iſt ſchon vergeben“. Der Unglückliche verleugnete auch in dieſem kritiſchen Augenblicke nicht den eingefleiſchten Pedanten, indem er den zornentflammten Monarchen gleich bei den erſten Worten, das Berliner „Tribunal“ habe hier eine ganz ungerechte Sentenz gefällt, mit der Rektifikation unterbrach: „Nicht das Tribunal, ſondern das Kammergericht“. Es kann kaum Wunder nehmen, daß der lange angeſammelte Unmut Friedrichs gegen ihn ſich nun in jener ſchroffen Weiſe entlud. Zur ſelben Zeit kamen dem Könige ganz ähnliche Klagen über Bedrückungen von kleinen Leuten im Halberſtädtiſchen und Magdeburgiſchen zu Ohren. Wo nur irgend jemand ſich von Reichen benachteiligt fühlte, da hieß es jetzt: „Wir gehen zum König“. Es war die Umkehrung des ins Fabelreich gehörigen Ausſpruches des „Müllers von Sansſouci“ gegen Friedrich: „Ja, wenn es kein Kammergericht zu Berlin gäbe!“ Noch immer friſtet die Erzählung von dem Müller von Sansſouci, den der König von ſeinem

Schlosse wegzukonfiszieren gesucht hätte, ein überaus lebenskräftiges Dasein, obwohl schon im Jahre 1858 durch den bekannten Hofrat Louis Schneider in den „Märkischen Forschungen“ umständlich der Nachweis geführt ist, daß Friedrich geradezu das Gegenteil von dem getan hat, was die Erzählung angibt. Ihm lag es daran, daß die windbrüchige Mühle, die der Müller bei Sanssouci verlegt haben wollte, an Ort und Stelle bliebe, weil sie ihm ein liebes Bild in der Landschaft von Sanssouci geworden war, und gerade in dieser Zeit des Müller-Arnoldschen Prozesses, am 29. Mai 1778, hat er den Müller bei Sanssouci alle und jede Pachtzahlung erlassen, nur damit die Mühle neben seinem Wohnsitze stehen bliebe. In der Müller-Arnoldschen Sache hat der König sich garnicht an die im Lande bestehenden Justizinstanzen gekehrt, sondern sich allein als den Vertreter der Justiz betrachtet. Von dem Mitglied des Justizministeriums, dem Freiherrn v. Zedlitz, verlangte er die Verurteilung der beteiligten Richter wegen des „enormen Mißbrauchs“, den die „Canaillen“ mit seinem Namen getrieben hätten. Zedlitz lehnte es jedoch am 31. Dezember seit und würdig ab, eine Verurteilung auszusprechen: er würde sich der Gnade Sr. M., die er jederzeit als das größte Glück seines Lebens vor Augen gehabt, unwürdig sühlen, wenn er je gegen seine Überzeugung handeln könne. Nun sprach der König selbst den Richtern das Urteil. Sechs von ihnen wurden kassiert und auf die Festung gesetzt. Ebenso verloren der Landrat v. Gersdorff, der den Müller angeblich das Wasser entzogen haben sollte, und der Präsident der Regierung zu Küstrin, der Sohn des Ministers Grafen Finckenstein, ihre Stellen. Die Absetzung des Großkanzlers am 11. Dezember rief einen förmlichen Aufruhr in der Berliner Gesellschaft hervor, der einen Ausdruck fand, indem der Adel und die Beamten am Tage darauf in langer Reihe vor Fürsts Wohnung zur Beileidsbezeugung vorfuhren. Diese im Staate Friedrichs unerhörte Demonstration war um so gewagter, als der König den Vorgang von den Fenstern seines Schlosses aus beobachten konnte. Nichts gibt deutlicher die Verstimmung, ja den Groll, den weite Klassen des höheren Beamtentums allmählich gegen Friedrichs hartes Regiment zu fassen begannen, wieder, als jener Ausspruch des Magdeburger Kammerpräsidenten, über dem auch das Damoklesschwert der Absetzung wegen eines ähnlichen Falles schwebte: „Gott weiß, jeder rechtschaffene Patriot muß wünschen, daß diese Epoche nur erst überstanden.“ Schon vor Jahresfrist hatte sich Goethe an diesem Nörgelton entrüstet, als er einige Tage in das Berliner Leben „hineingeguckt hatte wie ein Kind

231. Gottlieb Thurzy

Digitized by Google

in Schön-Raritäten-Kasten". Tausend Lichter waren ihm aufgegangen. „Und dem alten Fritz bin ich recht nah worden, denn ich hab sein Wesen gesehn, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissenen Vorhänge, und hab über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonniren hören". Das goldene Seemannsherz Joachim Nettelbecks aber jubelte hoch auf, als er selbst im fernen Portugal seinen König wegen der Arnoldschen Sache gefeiert sah. So vereinigten sich die Stimme des Volkes und die des großen Dichtergenius zum Preise des Preußenkönigs.

Friedrich war voll des Gefühles, daß er ein heilsames Exempel vor aller Welt statuiert hatte, um dem Prinzip der Billigkeit zur Geltung zu verhelfen. Dabei behielt er das Auge offen für Würde und Charakterstärke. Der einzige Beamte, der in der Vertretung des Rechtsstandpunktes Geschicklichkeit zeigte und dabei zugleich eine vornehme Haltung einzunehmen wußte, war der Minister von Zedlitz. Dies fühlte wohl auch der König, als er die Strafe über die Richter verhängte, wie der Ton einer Königlichen Kabinettsorder an den Justizminister zeigt, obwohl auch sie grollend und drohend ausklingt. Der Hauptgewinn für die preußische Verwaltung, den die Kabinettsjustiz des Königs in der Arnoldschen Sache zeitigte, war die Ernennung Carmers zum Großkanzler der Justiz.

Casimir v. Carmer (Bild 230) übernahm sofort zusammen mit seinem bewährten Mitarbeiter Gottlieb Svarez (Bild 231), einem Schweidnitzer von Geburt, die Geschäfte. Eine Order des Königs vom 14. April 1780 leitete die Wiederaufnahme der Justizreform ein, die unmittelbar an die Coccejische anknüpfte. Als Ziel wurde die Schöpfung einer allgemeinen Prozeßordnung, in der vor allem das Anhören der Parteien selbst durch die Richter vom König als Prinzip aufgestellt wurde, und ebenso die Schöpfung eines allgemeinen Landrechts bezeichnet. Der Entwurf zur Prozeßordnung wurde schon zu Anfang des Jahres 1781 veröffentlicht, erlangte am 6. Juli 1793 Gesetzeskraft und wurde unter dem Titel „Allgemeine Gerichtsordnung" publiziert. Erwies sich die allgemeine Gerichtsordnung als weniger glücklich, so wurde die Ausarbeitung des allgemeinen Landrechts für den preußischen Staat, in dessen Rechtswesen das bunteste Wirrwarr bestand, von großem Segen. Noch in Friedrichs Regierungszeit, in die Jahre 1781—1784, fiel die Haupttätigkeit Carmers und seiner Mitarbeiter Svarez, Klein und Goßler an der Gestaltung des großen Werkes. Ende 1783 konnte Carmer den ersten Teil seines Entwurfes dem Könige vorlegen, dem im März 1785 der zweite Teil folgte. Friedrich, der den Arbeiten mit großem Interesse folgte, überkam jetzt die Sorge, daß das Werk zu breit angelegt sei, denn er legte vor allem Gewicht auf eine rasche Justiz und wenige, klare, bündige Gesetze. Die alte Abneigung gegen die Wortfülle der deutschen Gelehrten regte sich wieder in ihm. Er drückte sie noch milde aus, indem er gegen Carmer bei Einsendung des einen Teils des Landrechts äußerte: „es ist aber Sehr Dicke": ein letztes gewichtiges Wort, das er in dieser Sache sprach. Hätte er noch längere Zeit gelebt, so wäre dieser seiner Ansicht wohl mehr Beachtung geschenkt und dadurch dem Gesetzbuche wesentlich genützt worden. Noch ein Wort von ihm betraf den dritten Band des Gesetzbuches, das Strafrecht. Er verlangte am 10. April 1786, daß gegen Mord, Totschlag und Raub möglichst streng, gegen fahrlässige Tötung aber möglichst milde eingeschritten werde. Acht Jahre darauf, am 5. Februar 1794, wurde der mächtige Entwurf als Gesetz publiziert. Der Nachfolger erntete, was König Friedrich gesät und fast bis zur Reife gebracht hatte. Über hundert Jahre hat der zivilrechtliche Teil des „allgemeinen Landrechts" in den unter Friedrich dem Großen vereinigten preußischen Gebieten gegolten: ein Einigungswerk allerersten Ranges.

„Schulen sind Veranstaltungen des Staates.“ So lautete der erste Satz im 12. Artikel des allgemeinen Landrechts. Er war der Niederschlag der friedericianischen Schulpolitik. Wie es der König verstanden hat, Einfluß auf die Schule zu gewinnen, indem er zugleich den der Kirche äußerlich unangetastet ließ und indem er die ständische Abstufung des Volkes, die er für gut und richtig hielt, schonte, wird immer eine interessante Erscheinung bleiben. Die Verwahrlosung des Schulwesens schien ihm ein Hauptübelstand, der durch die langen Kriegsjahre hervorgerufen war. Er klagte, daß auf den Dörfern fast durchweg die Schneider die Schulmeister gespielt hätten. Hier beschloß er sofort nach Kräften Abhilfe zu schaffen. So warb er noch vor Abschluß des Hubertusburger Friedens acht sächsische Schulmeister zur Hebung der Landschulen in Hinterpommern und der Kurmark an, weil ihm das Lehrermaterial in Sachsen besonders trefflich erschien. Daß diese sächsischen Schullehrer kaum preußenfreundlich sein konnten, beachtete er nicht weiter. Am 20. März 1763 brachte ein Kabinettsbefehl an die geistlichen Behörden beider Konfessionen die große Schulreform in Schlesien in Fluß. Am 12. August 1763 erschien sodann das berühmte Generallandschulreglement für die evangelischen Volksschulen, auf dem noch heute das preußische Volksschulwesen beruht, dem am 3. November 1765 ein Schulreglement für die katholischen Landschulen in Schlesien folgte, das der Abt Felbiger entworfen hatte. Hatte Friedrichs Vater zuerst das Prinzip des Schulzwangs ausgesprochen, so wurde unter dem Sohne jetzt der Gedanke zur Wirklichkeit. In keinem Staate, weder in Sparta noch im kaiserlichen Rom, noch im Reiche Karls des Großen war der Versuch tatsächlich durchgeführt worden: Friedrich gab das erste Beispiel dafür, daß es möglich war. Welche praktischen Erfolge erzielt wurden, lehrt ein Beispiel. Schon 1769 konnte Schlabrendorff eine Liste überreichen, nach der seit dem Erlaß des Reglements von 1765 in Schlesien bereits 238 evangelische und 240 katholische Schulen mehr eingerichtet worden waren. Es kam dem Könige darauf an, wie er es in dem Reglement ausdrücken ließ, „der höchst schädlichen und dem Christentum unanständigen Unwissenheit“ vorzubeugen und dadurch die innere Kraft seines Staates zu heben. Aber die Ansammlung von Wissen war ihm weniger der Zweck, denn er verfolgte mehr pädagogische Ziele. Aus diesem Grunde ist es zu verstehen, wenn er darauf drang, Invaliden als Schullehrer anzustellen, wenn sie sich nur irgend geeignet dazu zeigten. Er wußte eben, daß seine alten Soldaten mehr Lebenserfahrung hatten, als die jungen Volksschullehrer, und zog sie diesen vor, wenn sie nur leidlich gut lesen, rechnen und schreiben konnten. Für solche Gedanken hatte der Minister v. Zedlitz (Bild 232), der wackere Gehilfe, den Friedrich bei seiner Schulpolitik fand, kein

232. Nach einem Gemälde von Wagner, gestochen von D. Berger

Verſtändnis, denn dieſer meinte, daß der König das Prinzip der Billigkeit, verdiente Leute zu belohnen, mit der Pflicht, brauchbare Menſchen zu bilden, vermenge. Ganz ſo lag es denn doch nicht, und es iſt nicht richtig, wenn dieſe Heranziehung der Invaliden in der damaligen Zeit, wo ſyſtematiſch gebildete Lehrer noch nicht allzu zahlreich vorhanden waren, durchaus verworfen wird. Der König verriet auch hier eine freiere Auffaſſung, wie in jenem Falle, wo er gegen Zedlitz den Gebrauch des Porſtſchen Geſangbuches geſtattete. Friedrich war zwar wie der aufgeklärte Zedlitz der Anſicht, daß das neue, rationaliſtiſch verwäſſerte Geſangbuch beſſer ſei, als das Porſtſche, aber er erkannte, daß das Verbot alle gläubigen Gemüter verletzte, und Verſtöße gegen den Toleranzgedanken vermied er um jeden Preis. So entſtand jene bekannte Randbemerkung, die einen herben Ausfall gegen eines der ſchönſten Lieder Paul Gerhardts enthält: „Ein jeder kann bei Mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich iſt. Was die Geſangbücher angeht, ſo ſtehet einem jeden frei, zu ſingen: Nun ruhen alle Wälder oder dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr.“ Allzuviel Bildung ſchien dem Könige für ſeine Bauernburſchen vom Übel. „Sonſten iſt es auf dem platten Lande genug, wenn ſie ein bißchen leſen und ſchreiben lernen,“ erklärte er Zedlitz, „wiſſen ſie aber zu viel, ſo laufen ſie in die Städte und wollen Secretärs und ſo was werden.“ Von Anfang an hielt er darauf, daß auch in den polniſchen Gegenden die deutſche Sprache gehandhabt wurde. Am 18. Mai 1763 erließ er eine Verfügung an den ſchleſiſchen Oberpräſidenten: „Vornehmlich iſt darauf zu ſehen, daß in Ober Schleſien, wo faſt durchgehends alles pohlniſch iſt, auch die teutſche Sprache eingeführet und die dortige Landes-Inwohner durch deren Erlernung ihren übrigen Landsleuten communicabler gemacht werden.“ Die polniſchen Pfarrer ſollten ſeit 1769 vor die Wahl geſtellt werden, binnen Jahresfriſt Deutſch zu lernen oder ihr Amt zu verlieren. Die geiſtliche Behörde wurde aufgefordert, keinen Pfarrer anzuſtellen, der nicht Deutſch verſtände, auch niemand mehr in ein Kloſter aufzunehmen, der nicht des Deutſchen mächtig ſei: Eine Verfügung von 1764 beſtimmte, daß in Oberſchleſien den Untertanen das Heiraten nicht eher erlaubt werden ſollte, als bis ſie Deutſch gelernt hätten. Ebenſo durfte nur deutſchſprechendes Geſinde angeſtellt werden. Friedrich beliebte eine kräftige, ſtaatsbildende Germaniſationspolitik.

Ein Schreiben Friedrichs an Zedlitz vom 5. September 1779 enthüllt am klarſten die Grundſätze, die der König auf den Gymnaſien beobachtet wiſſen wollte. Darin betonte er die Notwendigkeit des Unterrichts in Rhetorik und Logik, und da er an ſich nur zu ſchmerzlich den Mangel der Kenntnis des Lateiniſchen und beſonders des Griechiſchen empfunden hatte, drang er darauf, daß dieſe Sprachen auf den Gymnaſien gepflegt würden: „Lateiniſch müſſen die jungen Leute auch abſolut lernen, davon gehe ich nicht ab; es muß nur darauf raffiniret werden, auf die leichteſte und beſte Methode, wie es den jungen Leuten am leichteſten beizubringen. Die Lehrer müſſen mit wahrem Attachement der Sache ſich widmen; dafür werden ſie bezahlet. Die Rhetorik nach dem Quintilian und die Logik nach dem Wolff, aber ein bißchen abgekürzet. Wer zum beſten raiſonniren kann, wird immer zum weiteſten kommen, beſſer als der, der nur falſche Schlüſſe ziehet. Was die Philoſophie betrifft, die muß von keinem Geiſtlichen gelehrt werden, ſondern von Weltlichen, ſonſten iſt es ebenſo, als wenn ein Juriſt einem Offizier die Kriegskunſt lehren ſoll.“

Am merkwürdigſten waren ſeine Gedanken über die Erziehung ſeines Adels. Hier kam es ihm darauf an, „Leute von Welt“ heranzubilden. Dieſem Zwecke ſollten Ritterakademien dienen. Eine ſolche wurde 1765 in Berlin gegründet. Eine zweite beſtand in Liegnitz, eine dritte in Brandenburg. In einem Briefe vom 18. Dezember 1769 unterzog er die Erziehung der Kinder des Adels einer ſcharfen Kritik. Er fand, daß die Junker ſchon in der Kindheit verzärtelt und verwöhnt würden und, durch den Umgang mit der Dienerſchaft verdorben, ſich durch ungeregelten Lebenswandel früh zu Grunde richteten. Er verlangte von den Lehrern an den Ritterakademien, daß ſie ihren Zöglingen weniger Kenntniſſe als Urteil beibrächten. „Die Auctores classici müſſen auch alle ins Deutſche überſetzt werden, damit die jungen Leute eine Idee davon kriegen, was es eigentlich iſt:

sonſten lernen ſie die Worte wohl, aber die Sache nicht.“ Sie ſollten beſonders in der Abfaſſung von Briefen Übung erwerben und ſich an klaſſiſchen Muſtern der franzöſiſchen Briefliteratur, ſo an den Briefen der Frau v. Sevigné bilden. Auch Völkerrecht ſollte auf dieſen Bildungsſtätten des Adels getrieben werden. Friedrich wünſchte, daß die Zuhörer nicht im Unklaren über die praktiſche Wertloſigkeit dieſes Rechtes gelaſſen würden. Körperliche Züchtigung war auf den Ritterakademien unterſagt.

Auch die Ausbildung des weiblichen Geſchlechtes ſchien dem Könige ſehr der Verbeſſerung bedürftig, denn die Erziehung der Mädchen war ihm zu oberflächlich. Dadurch, ſo meinte er, erwachſen ſittliche Gefahren. Nur zu oft ließen ſich die Frauen zu Verirrungen hinreißen, weil ſie die Leerheit und Langweiligkeit ihres Lebens nicht zu ertragen vermöchten; weil ſie es in der Regel nicht gelernt hätten, eine ordentliche Haushaltungsrechnung zu führen, ſo gerieten ſie häufig in Schulden, und es wäre lebhaft zu beklagen, daß die Begabung der Frauen für die Geſellſchaft ſo wenig ausgebeutet würde. So ſchrieb ſchon König Friedrich im Jahre 1769.

233. **Friedrich der Große**
Nach einem Stich von J. G. Bause

Von den Univerſitäten kommen unter Friedrich beſonders zwei in Betracht, Halle und Breslau. Halle gewann damals die führende Stellung unter den deutſchen Hochſchulen, indem ſich dort hauptſächlich die Umbildung der religiöſen Begriffe, die Entſtehung des Rationalismus vollzog. Friedrich ſelbſt hat wenig Anteil daran genommen, wie er überhaupt gegen das deutſche Univerſitätsweſen große Gleichgültigkeit an den Tag legte. Nur mit der Breslauer Hochſchule hat er ſich eingehender beſchäftigt, weil er praktiſche Gründe dazu hatte. Im Jahre 1702 von Kaiſer Leopold gegründet, umfaßte ſie nur zwei Fakultäten, eine theologiſche und eine philoſophiſche, indem ſie von vornherein als Bildungsſtätte des katholiſchen Klerus gedacht war. Sie war geradezu eine Jeſuitenuniverſität. Als nun der Nuntius Clemens XIII., Garganelli, als Papſt Clemens XIV. genannt, den Strömungen der Zeit nachgiebig, am 21. Juli 1773 zur Auflöſung des Jeſuitenordens ſchritt, ſah König Friedrich den Beſtand der Leopoldina gefährdet und ſetzte demgemäß die Beibehaltung des Jeſuitenordens für ſeine Staaten durch.

Die Verteidigung der Jeſuiten dem Papſte zum Trotz durch den Freigeiſt Friedrich wird den intereſſanten Problemen der Weltgeſchichte beigerechnet; ſie wird ſofort verſtändlich, wenn jenes realpolitiſche Motiv Friedrichs, ſich dieſe Bildungsſtätte des katholiſchen Klerus zu erhalten, erkannt wird.

Denn darüber kann ſich kein Menſch einem Zweifel hingeben, daß der Orden der Jeſuiten im allgemeinen von dem Könige verabſcheut wurde. Von jenem Beſuche in Heidelberg im Jahre 1734 an, bis zu den letzten Jahren Clemens XIII., der den Orden noch beſtätigte,

Digitized by Google

beſitzen wir zahlreiche unzweideutige Zeugniſſe dafür, daß der König die Gefährlichkeit des Ordens nur zu wohl durchſchaute. Die Jeſuitenzöglinge imponierten ihm indes durch die formale Bildung, die ſie ſich auf ihren Schulen erworben hatten. Unter denen, die ihm nahe getreten waren, hatten ja Voltaire ſelbſt, ebenſo Schaffgotſch und der General v. d. Goltz ihre Bildung auf Jeſuitenanſtalten genoſſen. Formale Vorzüge beſtachen den König ja, wie wir wiſſen, überhaupt nur zu ſehr. Am meiſten gefielen ihm natürlich wieder die franzöſiſchen Jeſuiten. In dieſem Sinne ſchrieb er im Jahre 1754 an Wilhelmine: „Man findet in allen Jeſuitenklöſtern gelehrte und liebenswürdige Leute und man muß geſtehen, daß jeder franzöſiſche Jeſuit für ſich genommen ein achtungswerter Mann iſt; aber trotz dieſes Vorzugs iſt die Geſellſchaft als Ganzes genommen abſcheulich.“ Er ſage dies nicht als Ketzer, ſondern als ein Philoſoph, welcher die lockere Moral und die entſetzlichen Grundſätze haſſe, die alle ihre Caſuiſten lehren und nach denen der Orden verfahre. Die Jeſuiten ſeien die ausgeſprochenen Feinde aller Könige und jeder geſetzlichen Gewalt. Im Siebenjährigen Kriege und ſchon vorher bezeigte er gerade den Jeſuiten das größte Mißtrauen. Als der Gönner Dauns, Papſt Clemens XIII., im Jahre 1765 eine Bulle erließ, in der er ſich zum Beſchützer des damals gerade in Frankreich verbotenen Ordens aufwarf, verhinderte der König deren Bekanntmachung in ſeinem Staate, um die Stellung des „ſchädlichen Gewürmes“, wie er gegen d'Alembert äußerte, nicht unnötig zu ſtärken. Es war ja auch garnicht anders zu denken, als daß er in der Beurteilung der Verderblichkeit des Ordens mit ſeinen freigeiſtigen Freunden vollkommen einer Meinung war.

Da vollzog ſich nun in der katholiſchen Welt ein allgemeiner Umſchwung. Schon Benedikt XIV. war nicht mehr ganz einverſtanden mit den Jeſuiten geweſen und hatte ihnen ernſtlich geboten, von ihren Handelsgeſchäften abzulaſſen. Die königlichen Behörden in Portugal wurden ermächtigt, alle den Jeſuiten gehörigen Waren einzuziehen. Wie der Papſt ſelbſt, ſo erregte ſich die geſamte öffentliche Meinung in den katholiſchen Ländern gegen den Orden. Vergeblich ſuchte ſich Clemens XIII. ſeiner noch einmal anzunehmen, die Mißſtimmung wuchs von Jahr zu Jahr. Als nun am 9. Mai 1769 der milde Kardinal Lorenzo Ganganelli die Tiara erhielt, da entſchloß er ſich aus freien Stücken, um mit den katholiſchen Staatsgewalten wieder in ein beſſeres Verhältnis zu gelangen und nicht minder, weil er ſelbſt von dem ſchädlichen Einfluſſe der Geſellſchaft Jeſu überzeugt war, zu Maßregeln gegen ſie. Er ließ Unterſuchungen einleiten, und deren Ergebnis war, daß die gegen den Orden vorgebrachten Anklagepunkte begründet gefunden wurden: Einmiſchung in die weltlichen Angelegenheiten, Anſtiftung von Hader und Zwiſt in der Geiſtlichkeit, Duldung heidniſcher Gebräuche in den Miſſionen, überhaupt durchaus anſtößige Maximen. Nicht zuletzt wurde wiederum die Aufhäufung von Kapitalien auch durch Handelsgeſchäfte als verwerflich bezeichnet. So ſchritt der neue Papſt zu dem kühnen Unternehmen der Aufhebung des Jeſuitenordens.

Kaum hatte Friedrich gemerkt, daß dergleichen im Werke war, ſo regte ſich in ihm auch der realpolitiſche Sinn, der nicht geneigt war, durch die neugeſchaffene Lage ſich ſelbſt in Ungelegenheiten bringen zu laſſen. Er glaubte die Jeſuiten durchaus nötig zu haben für die Bildung ſeiner katholiſchen Geiſtlichen. Die Mehrzahl der übrigen geiſtlichen Ordensmitglieder in ſeinen Provinzen zeichnete ſich mehr oder minder durch Unwiſſenheit aus. Wurden die Jeſuiten aus ſeinem Staate vertrieben, ſo war er des beſten Lehrmaterials für die höheren katholiſchen Bildungsanſtalten beraubt. Vor allem war dann eben die Breslauer Univerſität in ihrem Daſein bedroht. Auf Schlabrendorffs Vorſchlag im Jahre 1765, die Leopoldina nach Liegnitz zu verlegen und mit der dortigen Ritterakademie zu verſchmelzen, war er nicht eingegangen, weil er dadurch dem Toleranzgedanken zu ſchaden fürchtete; das würde zu viel Geſchrei machen, meinte er. Der Prälat Felbiger, der Reformator des katholiſchen Schulweſens in Schleſien, ſtimmte der Auffaſſung des Königs ganz bei. Weder ſtänden genügend taugliche Lehrer zur Verfügung noch wären die nötigen Fonds vorhanden, um neue Stellen zu beſchaffen. So ſetzte Friedrich es durch, daß die Jeſuiten in Preußen

weiter existierten, und die Publikation der den Orden verbietenden Bulle wurde in Preußen verhindert. Der Geistlichkeit, die trotzdem das päpstliche Gebot zu erfüllen suchte, wurde das Handwerk gelegt, und schließlich wurde eine Verständigung mit dem päpstlichen Stuhle erzielt. Friedrich stützte sich darauf, daß er sich seinerzeit in Schlesien zur Aufrechterhaltung der bestehenden kirchlichen Zustände verpflichtet hätte; nur ein anderes Ordenskleid mußten die Vertreter der Gesellschaft annehmen. Indem Preußen auf diese Weise geradezu eine Zufluchtsstätte für die Jesuiten wurde, zog der König wesentlichen Nutzen aus seinem Verhalten. Denn nun war Überfluß an tüchtigen Lehrern vorhanden, und vor dem destruktiven Einfluß der heiligen Väter, den er sonst fürchtete, durfte er einigermaßen sicher sein, da kaum anzunehmen war, daß die aus ganz Europa verjagten Ordensmitglieder sich das Wohlwollen des Königs verscherzen würden. Im übrigen besaß er Machtmittel genug, um den um seinen Einfluß gebrachten Orden in Schranken zu halten. Um ein übriges in der Vorsicht zu tun, gab er Anweisung, daß nur „friedfertige und gutgesinnte Subjekte" unter den Jesuiten als Lehrer zu bestellen seien. Auch sonst nutzte er die Sachlage zu seinen gunsten aus; so ließ er die Güter der im Auslande lebenden Jesuiten auf der Stelle einziehen. Aber er war wiederum nicht gesonnen, die Jesuitenhochschule zu Breslau unnötig zu heben. Denn als Carmer 1775 die Ausgestaltung der Leopoldina zu einer richtigen Universität mit vier Fakultäten vorschlug, weil nach der Aufhebung der Jesuitenstiftungen in Polen zahlreiche Studierende nach Breslau strömen würden, lehnte der König das ab, zumal da sonst auch den Universitäten zu Halle und Frankfurt an der Oder Abbruch geschähe.

Der Eindruck seiner Stellungnahme war geradezu verblüffend. Die Jesuiten wurden seine begeistertsten Lobredner. Es erschienen bildliche Darstellungen, in denen sie ihn verherrlichten; ja, ein Abgesandter des Ordens, den er huldvollst empfing, suchte ihn, ehe die Aufhebung des Ordens erfolgte, zur Übernahme des Protektorats über die Jünger des heiligen Ignaz zu bewegen. Es wird wenige Augenblicke gegeben haben, in denen König Friedrich so ironisch zu Mute war, als in jener Audienz. Er erwiderte dem hoffnungsvollen Pater — er hieß Pintus —, der Papst sei Herr in seinem Hause, und Häretiker könnten in seine kirchlichen Maßnahmen nicht hineinreden. Das war durchaus korrekt.

Ebensowenig wie die Jesuiten und die öffentliche Meinung, verstanden die geistreichen Korrespondenten des Königs sein Verfahren; Voltaire und vor allem d'Alembert waren ganz entsetzt darüber. Mit dem ruhigsten Gewissen von der Welt konnte Friedrich ihnen antworten. Aber die radikalen Theoretiker waren nur schwer von der Stichhaltigkeit der Gründe des großen Realpolitikers zu überzeugen, der jede Lage zu seinem Vorteil auszunutzen wußte. „Ich habe nichts von den Jesuiten zu fürchten," schrieb Friedrich in seiner anschaulichen Bilderspeache an d'Alembert. „Der Franziskaner Ganganelli hat ihnen die Klauen beschnitten; er hat ihnen soeben die Backzähne ausgezogen und so in eine Lage versetzt, in der sie nicht kratzen und nicht beißen können." Ähnlich beruhigte er Voltaire: „Der Papst habe ja selbst diesen Füchsen die Schwänze abgeschnitten; jetzt würden sie nicht mehr die Ernten der Philister anstecken." Wohlmeinend riet er den Doktrinären: „Lassen Sie uns lieber praktische Philosophie treiben und weniger Metaphysik," und ganz richtig sagte er ein andermal zu d'Alembert: „Sie sind nicht mehr Jesuiten bei mir." Noch in einem seiner letzten Lebensjahre äußerte er gegen den Marquis de Bouillé, jenen französischen General, der den Fluchtversuch König Ludwigs XVI. leitete, höchst zufrieden: „Ich habe die Jesuiten in der Hand."

Wirkliches Verständnis für seine Handlungsweise zeigte Kaiserin Katharina, die, realpolitisch wie er, alsbald seinem Beispiel folgte und ebenfalls den Jesuiten Zuflucht in ihren Staaten gewährte.

Während der König die Jesuiten in ihrer damaligen Verfassung für ungefährlich hielt, wachte er um so eifriger darüber, daß seine katholische Geistlichkeit nicht durch anderweitige Einflüsse verdorben würde. So verlangte er, daß der schlesische Klerus in Breslau studieren

234. Nach einem Gemälde von Barden, gestochen von J. F. Bause

sollte: „Da Ich wahrgenommen, daß die vornehmste Ursache, warum mit den Ober-Schlesiern nicht zurechte zu kommen, darin lieget, daß aus Ober Schlesien ein Haufen junger Leute nach Brünn und Ollmütz auf die Universitäten gehen, um daselbst zu studiren, die denn da allerhand dem Lande schädliche und nachtheilige Principia einfangen, und wenn hiernächst dergleichen Leute hier im Lande zu geistlichen Aemtern gelangen, so ist es auch ganz natürlich, daß sie ihren Gemeinden keine gute Principia und Grundsätze beibringen werden." Um die jungen Geistlichen zum Studium auf der Breslauer Universität zu veranlassen, suchte er ihnen die Kosten des dortigen Aufenthalts zu erleichtern.

Ein Dorn im Auge waren ihm die herumreisenden Bettelmönche, gegen die er im ganzen Umfange des preußischen Staates unnachsichtlich Jagd machen ließ. Er kannte nichts Aergeres, als solch Nichtsthun; die Mehrzahl der gebildeten Katholiken standen hier auf seiner Seite. So kam es, daß sich die Zahl der Mönche in Preußen sehr verringerte. Während 1756 in Schlesien noch 2205 Klosterinsassen gezählt wurden, gab es deren 1786 nur noch 1373. Ein Kampf gegen die Faulheit war es auch, indem der König Schritte zur Verminderung der vielen katholischen Feiertage unternahm. Mit Verachtung blickte er auf die Müßiggänger, die „zu Hause sitzen und nichts thun". Im allgemeinen ähte er ein außerordentliches Mißtrauen gegen die Katholiken, was insbesondere zu Tage trat, als Kaiser Joseph seine hitzige Bekämpfung des Klosterwesens unternahm. Selbst auf persönliche Bauemlichkeiten verzichtete er, um nicht religiösen Gebräuchen hinderlich zu sein. Als die Kapuziner in Breslau ihn anboten, das Glockenläuten bei Nacht, durch das sie ihm lästig fielen, einzustellen, ging er darauf nicht ein. „Man muß jeden sein Gewerbe lassen," schrieb er dazu. Damals vollzog sich allmählich ein Umschwung in der Gesinnung der Katholiken und auch der katholischen Geistlichen Schlesiens zu gunsten Friedrichs. Als der König von dem schlesischen Oberpräsidenten im Jahre 1782 einen wahrheitsgetreuen Bericht über die Stimmung des katholischen Klerus einforderte, konnte Hoym (Bild 234) versichern, daß jetzt sowohl auf Adel und Geistlichkeit selbst in der Grafschaft Glatz Verlaß sei. Friedrich hat sich etwas zu gute auf seine Toleranz. Als 1773 die Hedwigskirche in Berlin eingeweiht wurde, schrieb er dem Abbé Bastiani: „Glauben die Leute jetzt noch nicht an meine Toleranz, so sind sie sehr schwierig. Weder in Bamberg, Würzburg, Salzburg wird eine Lutherische oder Kalvinistische Kirche gebaut werden. Ihr andern habt, wer Ihr auch immer sein möget, immer noch die Wut des hitzigen Fiebers des Fanatismus in Euch: Ihr seid nur halbe Menschen." Wenn er gelegentlich verfügte: „Schlechtlich muß unter denen katholischen und evangelischen Unterthanen nicht der allermindeste Unterschied gemachet werden," so war er doch auf der Hut, dieses Prinzip zu weit auszudehnen. Eine seiner letzten Verfügungen (vom 19. April 1786) lautete: „Viele Katholiken in einem Rechts- oder anderen Collegio taugen freilich nicht. Nach ihren Grundsätzen würden sie immer suchen, die Protestanten zu überstimmen und sich die Oberhand zu verschaffen. Einige, wenn sie geschickt und redlich sind, können wohl darin aufgenommen werden. Dies ist den Grund-

Digitized by Google

ſätzen einer vernünftigen Toleranz gemäß.“ Selbſt der radikalſte Freigeiſt, verſpürte er doch nicht die Neigung, der öffentlichen Religionsſpötterei in ſeinem Lande Tür und Tor zu öffnen. Als einige der freigeiſtigen Freunde Voltaires, denen die Behörden in Frankreich unbequem wurden, nach Kleve überzuſiedeln gedachten, um unter Friedrichs Schutze ſicher zu leben, fand ſich der König bereit, ihnen dies zu geſtatten, aber unter der Bedingung, daß ſie „auf diejenigen Rückſicht nehmen, auf die man Rückſicht nehmen muß, und in ihren Druckſchriften den Anſtand beobachten;“ es wäre falſch, wenn man den Vorurteilen zu nahe träte, die dem Volke heilig ſeien, und die religiöſen Einrichtungen verſpottete. Trotzdem er mancherlei Schwierigkeiten auch mit Pius VI., dem Nachfolger des nach kurzem Pontifikat 1774 verſtorbenen Ganganelli, in der Sache der gemiſchten Ehen und in der Regelung der Kirchenſprengel, hatte, ſo geſtaltete ſich doch das Verhältnis mit dem päpſtlichen Stuhle allmählich wieder freundlich. Pius VI. ſagte gelegentlich von Friedrich bewundernd: „Dieſer Held iſt das Muſter der Souveräne, die Ehre des Jahrhunderts.“ Friedrich genoß ſchließlich in der katholiſchen Welt eines ſo guten Rufes, daß ein ſpaniſcher Kapuzinermönch, Bruder Angelo de Leon in Sevilla, im Jahre 1782 den König, voller Begeiſterung für ihn, beſchwören konnte, katholiſch zu werden.

Bei aller Nüchternheit der realpolitiſchen Erwägungen, die Friedrich zu dieſer zielbewußten Kirchenpolitik veranlaßten, liegt doch etwas Ergreifendes in ſolchen Reſultaten. Gleichſam einen Stempel drückt dieſer weltlichen, aber großartigen Kirchenpolitik ein Kabinettsſchreiben des Königs an den Weihbiſchof zu Breslau, Graf Rothkirch, vom 30. Auguſt 1783, auf, durch das Friedrich der ihm gezollten Verehrung Schranken zog: „Ich habe häufig bemerkt, daß die gemeinen Leute, wenn ſie Bittſchriften an Mich zu überreichen haben oder auch ſonſt bei andern Gelegenheiten allezeit für Mich auf die Erde niederfallen. Das ſchickt ſich nicht: für Gott können ſie niederfallen, aber für Mich nicht. Ich will das nicht haben. Ich werde ſolches auch in den evangeliſchen Kirchen ebenfalls ableſen laſſen.“

Was dieſes alleſumfaſſende und weitblickende, unermüdliche landesväterliche Regiment des alten Königs vor anderen noch beſonders auszeichnet, iſt, wie der verdiente ſchleſiſche Lokalforſcher Grünhagen hervorgehoben hat, einmal die Tatſache, daß Friedrich es durchaus und in jeder Beziehung verſchmäht hat, auf Popularität auszugehen, und dann die beiſpielloſe Virtuoſität, die der König ſich im Laufe der Jahre aneignete, nach dem Rechten zu ſehen, die größten Einzelheiten zu beherrſchen und wirklich hilfreich ſein zu können.

2. Im Bunde mit Rußland und Erfüllung alter Träume.

Eine der merkwürdigſten, in gewiſſer Beziehung vielleicht die merkwürdigſte der Begebenheiten in Friedrichs an ſo wunderbaren Ereigniſſen und Errungenſchaften reicher Regierung iſt die Erwerbung Weſtpreußens. Im Verein mit den beiden großen Mächten Rußland und Öſterreich, die noch ein Jahrzehnt vorher ihn zu vernichten ſtrebten, hat König Friedrich ohne Schwertſtreich ſich einen Anteil an Polen geſichert, der wertvoller war als die großen Gebietsſtücke, die den beiden andern Staaten zufielen; er hat ferner durch die Herbeiführung der Teilung einen europäiſchen Krieg verhütet und zugleich dem anſchwellenden Einfluſſe Rußlands einen Riegel vorgeſchoben. Die Begebenheit iſt um ſo merkwürdiger, als der König, der allerdings als die treibende Kraft zu dem Teilungsvertrage anzuſehen iſt, anfänglich nicht im entfernteſten auf dieſe Erwerbung

gerechnet hat, und noch mehr insofern, als nicht er, sondern sein Bruder Heinrich die Gunst der Stunde zuerst erspäht und darauf gedrungen hat, sie zu benutzen.

Als Jüngling in Küstrin hatte der König in jener Denkschrift von 1730 das Luftschloß dieser Korrektur der Gestalt Preußens gezeichnet. In den stolzen Jahren nach den ersten beiden Kriegen hatte er abermals in seinem politischen Testamente davon geträumt, daß das polnische Preußen einst wieder in deutsche Gewalt kommen würde. Allerdings schien ihm dies in einer weiten Zukunft zu liegen. Dann hatte er noch in gewissen Kombinationen des großen Kampfes leise Hoffnungen zu hegen gewagt, sich Stücke jenes Gebietes aneignen zu können. Nach dem Hubertusburger Frieden war seine Brust nicht mehr von so stolzen Plänen erfüllt. Sein erster und einziger Gedanke für die auswärtige Politik war jetzt, Schutz in einem Bündnisse zu suchen, das ihn vor Gefahren sicherstellte. Gleich seinem Vater hatte er noch immer die Abneigung gegen die Politik der Allianzen; aber wie Bismarck empfand er vor gegnerischen Koalitionen so etwas wie Alpdrücken. Ohne Bündnis, so fürchtete er, könne er sich nicht behaupten. Bei wem sollte er indes Anschluß suchen? Ein Bündnis mit England war ihm seit den Erfahrungen mit Bute gründlich verleidet; bei jedem Ministerwechsel mußte er schmähliche Preisgabe befürchten. Auf eine Beständigkeit und Ehrlichkeit in der Politik konnte bei dem englischen Parlamentarismus weniger gerechnet werden als bei Dynastien, zumal da das seegebietende Britannien mehr wie je kraft seiner insularen Sicherheit nach seinem Belieben Politik zu machen vermochte. Frankreich war für Friedrich als Bundesgenosse nicht zu haben; dort blieb die Politik auch fürder aufs innigste mit der österreichischen verknüpft, so lange bis die Geschichte den politischen Rechenfehler dieser Koalition furchtbar bestrafte. So blieb Friedrich nichts anderes übrig, als sich mit Rußland zu verständigen. Er ging mit großer Sorge daran, und auch die Beherrscherin des russischen Reiches, deren Genialität der König freilich nie richtig würdigen lernte, hatte schwere Bedenken, sich mit Friedrich zu verbünden. Schließlich wurden beide Teile indes durch die polnische Frage zusammengeführt.

Das einst so schnell emporgestiegene Jagellonenreich war seit langem in raschem Niedergange begriffen. Im siebzehnten Jahrhundert hatte es von den zusammengerafften Ländereien bereits Livland wieder an Schweden, die Souveränität über das Herzogtum Preußen an Brandenburg, große Länderstrecken am Dnjepr mit Smolensk sowie Kiew an Rußland abtreten müssen. Schon der große Kurfürst hatte Draheim in Pfandbesitz gehabt; auch war ihm Elbing als Pfandbesitz zugesprochen worden. Das Liberum veto der Adligen auf dem Reichstage schuf einen Zustand dauernder Anarchie. Während des Siebenjährigen Krieges war die Staatsgewalt ohnmächtig, um Polens Neutralität zu wahren. Das Land litt damals fürchterlich unter den Durchzügen der russischen Truppen, und die Republik machte kaum einen Versuch, sich die unholden Gäste vom Halse zu schaffen; ja, als das Kriegstheater selbst auf polnisches Gebiet verlegt wurde, regte sich Polen nicht. Die Gerichte im Lande waren vollkommener Hohn auf eine geordnete Rechtspflege. Die verblendete Intoleranz der katholischen Kirche in Polen erbitterte die im Lande lebenden Andersgläubigen und wirkte geradezu staatszerstörend. Auf dem Reichstage von 1733 wurden die Nichtkatholiken für immer von allen Ämtern und Ehrenämtern, Richterstellen und von der Wahl zum Reichstage ausgeschlossen. Die Hinrichtung des Bürgermeisters von Thorn mit zwölf seiner evangelischen Glaubensgenossen im Jahre 1724 hat für alle Zeiten festgestellt, wessen der katholische Fanatismus dieser Polen noch im achtzehnten Jahrhundert fähig war. Fast ohne natürliche Grenzen, konnte sich dies Land nur unter einer äußerst starken Zentralgewalt behaupten. So aber durfte man Polen einem von Winden umbrausten, durch und durch morschen Gebäude vergleichen, das seinem Zusammenbruche entgegentrieb.

Seit dem siebzehnten Jahrhundert lag der Gedanke der polnischen Teilung in der Luft. Der eigene König der Polen, Johann Kasimir, hat es seinen Landsleuten auf dem Reichstage von 1662 geweissagt: Gott möge ihn einen falschen Propheten sein lassen, aber

er fürchte, daß dank ihrem Recht der freien Königswahl dereinſt noch der Moskowiter, der Brandenburger und der Öſterreicher die Republik unter ſich teilen würden. Der große Kurfürſt hatte ſchon ähnliche Gedanken, als er im Marienburger Vertrage von 1656 ſich von Schweden als Erſatz für die Kriegskoſten faſt ganz Großpolen zuſichern ließ. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts hat Auguſt der Starke als König von Polen ſelbſt eine Teilung ſeines Landes angeregt, um den ſiegreichen Karl XII. abzufinden und zugleich ſich ein polniſches Erbkönigreich zu ſichern. Der Nebenbuhler Brandenburg-Preußen ſollte dann auch mit einem Stücke polniſchen Landes beſchwichtigt werden. Entthront, hat der ſtarke Auguſt nach dem Altranſtädter Frieden abermals den Gedanken der Teilung aufgebracht, nur um die polniſche Krone wieder zu gewinnen. Friedrichs Großvater fand Geſchmack an dieſer Idee und ließ 1710 durch den klugen Miniſter Ilgen einen förmlichen Teilungsplan ausarbeiten und an Rußland und Sachſen mitteilen. Er begehrte weit mehr als Polniſch-Preußen. Doch die damalige mächtige Stellung Peters des Großen verhinderte die weitere Verfolgung dieſes Planes. Indes 1732 brachte ihn der alte Auguſt noch einmal auf und lud, um Sachſen die Erbfolge in Polen zu verſchaffen, Rußland, Öſterreich und Preußen zur „Teilung des Kuchens“ ein; er meinte, der preußiſche Adler würde ſich ihn gut ſchmecken laſſen. Den Öſterreichern ſchlug er die Erwerbung von Zips vor. Als 1733 eine Doppelwahl zu ſtande kam, erwies ſich das polniſche Syſtem der Thronbeſetzung wiederum als ein Mittel, den Beſtand des Reiches zu gefährden. Denn nun wetteiferten Fleury als Beſchützer des Königs Stanislaus Leszczyński und die Zarin Anna als Beſchützerin des Königs Auguſt, den preußiſchen König durch Landanerbietungen zu gewinnen. König Friedrich Wilhelm I., der ſehr gern zugegriffen hätte, fand jedoch nicht den Entſchluß dazu. Ein ander Mal, 1742, war es England, das Preußen wiſſen ließ, wenn es ſich nach der polniſchen Seite hin zu erweitern beabſichtige, ſo wollten ſich weder England noch Rußland dem widerſetzen. Allein Friedrich fand, wie wir wiſſen, den Augenblick dazu nicht geeignet (vergl. S. 140). Es war indes kein Wunder, daß man ihm Abſichten auf polniſches Gebiet zutraute, und als am Vorabend des Reichstages von 1754 auf der preußiſchen Seite des Weichſelbettes bei Marienwerder Dammarbeiten in Angriff genommen wurden, tauchte das Gerücht von einem bevorſtehenden preußiſchen Anſchlage ſehr beſtimmt auf. In den Tagen des Hubertusburger Friedens ſtand die Möglichkeit einer polniſchen Königswahl und damit das Feilbieten von polniſchen Landſtücken abermals bevor. Denn der Tod König Auguſts III. war jeden Augenblick zu erwarten und trat denn auch am 5. Oktober 1763, als Auguſt gerade ſeit einem halben Jahre wieder in ſeiner ſächſiſchen Reſidenz weilte, ein.

Nach alter Tradition wollte Rußland ſich ſeinen Einfluß auf die Wahl wiederum ſichern, denn es hatte das größte Intereſſe daran, daß Polen ſchwach blieb und ein ruſſiſches Werkzeug die polniſche Krone trug. Schon während der Belagerung von Schweidnitz im Herbſt 1762 hatte Katharina bei Friedrich anklopfen laſſen, wie er über die Thronbeſetzung für den Fall des Ablebens Auguſts dächte. Damals hatte Friedrich erklärt, ihm ſei jede Wahl recht, nur einen öſterreichiſchen Prinzen wolle er ausgeſchloſſen wiſſen. Für den Augenblick lehnte er weitere Verhandlungen darüber bis zur Beendigung des Krieges ab. Dann aber ſcheint in ihm der Plan gereift zu ſein, die Verſtändigung über die polniſche Königswahl als Hebel zu betrachten, durch den er zu einem Bündniſſe mit Katharina gelangen könne. Es gewährt nun einen ungemeinen Reiz, das Spiel zwiſchen den beiden genialen gekrönten Häuptern zu verfolgen, in dem jeder dem andern möglichſt Terrain abzugewinnen ſuchte. Ob es von der Kaiſerin geſchickt ausgedacht war, den Kurländer Graf Keyſerling, deſſen Name alte liebe Erinnerungen an Cäſarion in Friedrich wecken mußte, mit den Verhandlungen zu betrauen, die eine Annäherung an Preußen in ſich ſchloſſen? Ganz vorſichtig geſchah dieſe, Schritt für Schritt. Nachdem Katharina im Januar 1763 ſich bereit erklärt hatte, mit Friedrich ſelbſt in einen Briefwechſel zu treten, ließ ſie am 14. Februar amtlich anfragen, was Friedrichs Gedanken über Polen wären. Am Tage

des Friedensſchluſſes teilte ihr der König hierauf mit, er wünſche einen Piaſten auf dem polniſchen Throne zu ſehen. So war die Verhandlung eingeleitet; ganz unmittelbar an den Abſchluß des weltgeſchichtlichen Kampfes um Preußens Daſein knüpfte die Aufrollung der neuen weltgeſchichtlichen Frage an. Katharina erklärte ſich im allgemeinen mit einem Piaſten einverſtanden, es frage ſich nur, wer in Betracht käme. Nun trat Friedrich mit ſeinen Gedanken hervor. Am 5. April, jetzt bereits in Berlin, gab er der Zarin zu verſtehen, daß es den Frieden zu bewahren gälte und daß man darum einen Vertrag und gewiſſe Bürgſchaften vereinbaren müſſe, die denjenigen Mächten, welche ehrgeizige Abſichten hegten, die Luſt, ſie zu verwirklichen, nähmen.

Katharina beſaß hinreichend politiſchen Blick, um ſofort zu merken, daß Friedrich Rußlands Bürgſchaft für Schleſien haben wollte. Sie ſtutzte. Die anhaltiſche Prinzeſſin, die Friedrich einſt ſelbſt ins weite Zarenreich verheiratet und zum Übertritt zur griechiſchen Kirche veranlaßt hatte, war mit Leib und Seele eine Ruſſin geworden, die es ſich zum Ziele geſteckt hatte, die ruſſiſchen Intereſſen zu fördern, die, realpolitiſch wie ſie dachte, beſonders bei ihrer Krönung erkannt hatte, wie feſt verwachſen das ruſſiſche Volk mit ſeinem Glauben ſei. Sie fühlte, daß ihr Regiment noch nicht allzu tief eingewurzelt wäre, und daß ein Fehlgriff ihr den Thron koſten und den jungen Zaren Iwan, der vor zweiundzwanzig Jahren entthront war und in Schlüſſelburg als Gefangener lebte, ans Ruder führen könnte. Gerade die Abkehr von der durch ihren Gemahl eingeleiteten preußenfreundlichen Politik hatte Katharina erſt einige Volkstümlichkeit verſchafft; jetzt verlangte dieſer König Friedrich Rückkehr zur Politik des erwürgten Zaren Peter. Katharina ſuchte ſich unter dieſen Umſtänden mit weiblicher Schlauheit und Sophiſtik aus dem Dilemma zu ziehen und tat in einem Schreiben vom 7. Mai ſo, als wenn man ſich über die polniſche Frage ſchon geeinigt hätte, gab Friedrich zu, daß ihre beiderſeitigen Intereſſen intimere Bande erheiſchten, meinte aber zugleich: „Sie ſind ſchon da, obgleich die gewöhnlichen Formalitäten nicht angewandt worden ſind," und dankte dem Könige für ſeine Zuſtimmung zu ihrem Vorſchlage in der polniſchen Frage. Sie hatte ſich indes verrechnet; Friedrich ließ nicht locker, ſondern verlangte eine Antwort, die klipp und klar wäre.

Abermaliges Stutzen der Zarin, das in unſchlüſſiges Zaudern überging; ſie zagte, daß ſie es mit allen ihren Staatsmännern verderben könnte, denn noch immer war Woronzow, der leidenſchaftliche Feind Friedrichs, Großkanzler. Jedoch die polniſche Sache verlangte ſchnelle Entſcheidung. Jetzt lagen die Verhältniſſe in Polen anders wie vor dreißig Jahren, wo Rußland ſich im Bunde mit Öſterreich gegen Frankreich über den Thronkandidaten verſtändigt hatte. Wollte Katharina Einfluß in Polen behalten, ſo mußte ſie ſich mit der Partei verſtändigen, die Rußland ſich inzwiſchen in Polen erworben hatte, der Partei der „Familie", wie kurzweg geſagt wurde, vertreten durch die mächtigen Czartoryski, zu denen einige Poniatowski gehörten. Dieſe Partei war urſprünglich ſächſiſch geweſen, ſeit zehn Jahren jedoch ſtand ſie in ſchroffer Oppoſition zu Kurſachſen, auf deſſen Seite ſich die mit Brühl verſchwägerte Partei der Potocki ſtellte. So war Katharina auf eine antiſächſiſche Politik angewieſen, wenn anders ſie ſich noch mit Polen befaſſen wollte. Dazu verſpürte ſie aber eine ſtetig wachſende Neigung; denn hier ſchien ihr das Feld zu ſein, um ſich die Herzen der Ruſſen zu gewinnen. Wie ſchon die Zarin Eliſabeth, ſo wurde auch ſie von dem Abte von Wilna, Leontowitſch, für die Not ihrer Glaubensgenoſſen in Polen entflammt. In ihr keimte der Gedanke, die griechiſchen Diſſidenten in Polen durch Einverleibung polniſcher Gebietsſtücke, die früher zu Rußland gehört hatten, aus ihrer gedrückten Lage womöglich zu befreien. Die Königswahl war die beſte Gelegenheit, um noch feſteren Fuß in Polen zu faſſen. Katharina hatte ſchon ihren Kandidaten, den ſie den Polen aufnötigen wollte: es war ihr eigener bisheriger Geliebter, Graf Stanislaus Poniatowski, ein bildſchöner junger Mann, der aber herzlich unbedeutend war. Indem ſie dieſen aufſtellte, behielt ſie kaum eine andere Wahl, als ſich mit Preußen zu verbünden.

Noch einen Verſuch wollte ſie machen, dem Bündniſſe mit Friedrich zu entgehen und

235. **Der Einzug des türkiſchen Geſandten in Berlin 1763**
Nach einem Stich von Schleuen aus den „Actions glorieuses"

ſich mit Öſterreich und Frankreich über die Königswahl zu verſtändigen. Aber ſie wurde von dieſen Mächten abgewieſen. Öſterreich ließ durchblicken, daß es für Sachſen ſei.

So entſchloß ſich die Zarin nach mehrwöchentlichem Zaudern am 20. Juli, Friedrich um den Entwurf zu einer Vertragsurkunde zu erſuchen. Friedrich ſchickte ihn ſofort ein. Aber mit dem Abſchluß beeilte ſich Katharina wieder nicht, da ſie noch auf ein Einlenken Öſterreichs zu gunſten Poniatowskis hoffte. Da ſtarb König Auguſt III. am 5. Oktober. Nun war doppelte Eile not, und die Zarin ſetzte ſich hin und ſchrieb gleichzeitig Briefe an Maria Thereſia und Friedrich. Dieſem nannte ſie jetzt Poniatowski als ihren Kandidaten; gegen die Kaiſerin-Königin ſprach ſie nur ſchüchtern davon, daß ſie einen Piaſten wünſche. Maria Thereſia antwortete ganz unbeſtimmt; ſo wollte es Kaunitz. Deſto beſtimmter lautete Friedrichs Antwort; er willigte unbedenklich in Poniatowskis Kandidatur. Nun ſah Katharina klar, und ſie fühlte ſich daher veranlaßt, den preußiſchen Geſandten in auffälliger Weiſe auszuzeichnen. Aber noch einmal fiel ein Schatten auf den Weg, den ſie einzuſchlagen im Begriff war. In Berlin erſchien gerade jetzt ein **türkiſcher Geſandter** (Bild 235), der erſte, den die Pforte am preußiſchen Hofe beglaubigt hat. Die Berliner hatten ein königliches Gaudium daran, namentlich das ſchöne Geſchlecht. In Rußland machte die Ankunft des Türken dafür um ſo ſchlechteren Eindruck; man brachte der Zarin den Argwohn bei, daß Friedrich mit der Pforte ein Bündnis zu ſchließen geſonnen ſei. Doch konnte der König ſie deswegen beruhigen: ſein Bemühen gehe gerade darauf aus, die Türkei für die polniſche Politik Rußlands zu gewinnen. Katharina zog es wieder vor, den Anſchein anzunehmen, als ob ſchon eine Abmachung beſtände. Eine ähnliche ſophiſtiſche Auffaſſung der Lage verriet Graf Panin, der ſeit dem November 1763 die Leitung der ruſſiſchen Geſchäfte übernommen hatte, in ſeinen Verhandlungen mit dem inzwiſchen zum preußiſchen Geſandten in Petersburg ernannten Grafen Solms. Panin gab zu verſtehen, daß Rußland auf „reelle Aſſiſtenz“ Preußens rechne, wenn die Kaiſerin Truppen in Polen einrücken zu laſſen für geboten erachte.

Friedrich war nicht gewillt, ſich in eine unbequeme Lage drängen zu laſſen. Als Panin einen Köder auszuwerfen ſuchte, indem er ſich gegen Solms verbürgte, daß Preußen für ſeine Mühe belohnt werden ſollte, verhielt er ſich rund ablehnend. Er ließ in Petersburg ſagen, trotz ſeiner aufrichtigen und ſtetigen Abſicht, der Kaiſerin alle von ihm abhängenden Gefälligkeiten zu erweiſen, ſei es ihm unmöglich, ſich auf gefährliche Unternehmungen einzulaſſen, bevor nicht ein Bündnis abgeſchloſſen wäre. „Ich glaube zu durchſchauen, daß dieſer Miniſter vaſte Abſichten auf das Königreich Polen hat, die er einſtweilen noch verbirgt,“ ſchrieb er an Solms über Panin.

Nun aber kam ſeinen Zwecken eine Konjunktur zu Hilfe: Sachſen ſchien ernſtlich auf den Plan als Bewerber um die polniſche Krone treten zu wollen. Die liebenswürdige Kurfürſtin Maria Antonia, die Tochter Karls VII., ſchmeichelte ſich ſogar mit dem Gedanken, daß ſie dabei Friedrichs Unterſtützung finden würde. Friedrich nahm ihr jedoch ſofort alle Hoffnung, indem er ihr eröffnete, daß er Rückſicht auf Rußland nehmen müſſe. Ihm war dies perſönlich peinlich, aber das Staatsintereſſe war natürlich maßgebend. Rußland habe ſich für die Wahl eines Piaſten entſchieden, ſchrieb er der Kurfürſtin: „ich geſtehe Ihnen ganz unbefangen, daß ich mich mit der Kaiſerin von Rußland nicht überwerfen möchte. Eure Kurfürſtliche Durchlaucht weiß, daß die Händel der großen Fürſten nicht vor die Civilgerichte kommen, wie die der Privatleute. Die Jurisprudenz der Souveräne iſt für gewöhnlich das Recht des Stärkeren, und der Schwächere, wenn er klug iſt, darf ſich auf einen Kampf, in welchem er unterliegen muß, nicht einlaſſen.“ Es war ein deutlicher Wink für Sachſen, ſich nicht um den polniſchen Thron zu bewerben. Das Schreiben der Kurfürſtin brachte er zur Kenntnis Katharinas. Der erſte ſächſiſche Kandidat, Kurfürſt Friedrich Chriſtian, der milde Gemahl Maria Antonias, ein Fürſt, der viel Verehrung für Friedrich und großen Sinn für deſſen Politik beſaß, ſtarb indes ſchon am 17. Dezember. Für ihn trat nunmehr ſein Bruder Xaver als Thronbewerber auf, und Schwägerin und

Schweſter, die Dauphine Maria Joſepha, ſuchten alles in Bewegung zu ſetzen, um ihm die Krone zu ſichern. Allein Choiſeul hatte nicht Luſt, etwas für Xaver zu wagen, und Öſterreich ohne Rückhalt an Frankreich gleichfalls nicht. Das merkte Prinz Xaver noch rechtzeitig, und ſo gab er im Februar 1764 ſeine Bewerbung einſtweilen zu gunſten eines Kandidaten der Partei Potocki, des Kronfeldherrn Branicki, auf. Branicki dachte Rußland mit einem Heere von 40 000 Mann in den Weg zu treten. In der Annahme, daß Wien und Verſailles hinter dieſer Kandidatur ſtänden, und da ſie ſich daher einem Kampfe mit dieſen beiden Mächten ausſetzen konnte, dem ſich vielleicht noch die Türkei anſchloß, fand ſich Katharina nun endlich zu dem Bündnis mit Preußen bereit. Am 26. Januar 1764 ſandte Solms den Gegenentwurf Rußlands ein und am 11. April war der Vertrag abgeſchloſſen.

Friedrich erlangte darin das, was er gewünſcht hatte: Rußland verpflichtete ſich, ihm eben jenes Schleſien verteidigen zu helfen, das es noch kürzlich für Öſterreich zu erobern ſich bemüht hatte. Nach Friedrichs Berechnung hatten dieſe Bemühungen dem Zarenreiche 120 000 Menſchenleben gekoſtet, und die pekuniären Opfer berechneten die Ruſſen ſelbſt auf 60 Millionen Rubel. Vor aller Welt ward jetzt bekundet, daß Rußland eine völlige Schwenkung vollzogen hatte.

Dieſer große moraliſche Gewinn und die Sicherſtellung Preußens für eine ungewiſſe Zukunft war aber auch der einzige Vorteil, den Friedrich davontrug; im übrigen ſetzte er ſich durch den Vertrag nur Gefahren und Laſten aus, die ſich zum Teil gleich fühlbar machen konnten. Für den Fall eines Eindringens der Öſterreicher oder einer anderen fremden Macht in Polen war er verpflichtet, 20 000 Mann zu entſenden, im Bedürfnisfall mußte er jedoch auch ſeine ganze Macht ſtellen. Soweit war der Vertrag an die Adreſſe aller, die es anging, gerichtet: das Warnungsſignal war deutlich genug. Einige geheime Artikel betrafen die eventuelle Ablöſung der Truppenſtellung durch Geld, den Schutz der polniſchen Verfaſſung und Wahlfreiheit, gemeinſames Vorgehen zu gunſten der polniſchen Diſſidenten, Preußens Bürgſchaft für den Beſitz des gottorpiſchen Anteils an Holſtein und die Verpflichtung zur Aufrechterhaltung der ſchwediſchen Verfaſſung. Das Mißliche für Friedrich lag hauptſächlich darin, daß er ſich durch den Vertrag der Gefahr ausſetzte, ſofort in einen Krieg hineingezogen zu werden, der ihn garnichts anging. Denn es war für Preußen ganz gleichgültig, ob Poniatowski oder Prinz Xaver die polniſche Krone trug. Aber der an ſich nicht wahrſcheinliche Krieg um den polniſchen Thron wurde durch den Vertrag noch unwahrſcheinlicher, und deswegen wagte es Friedrich, ſich darauf einzulaſſen. Er ſelbſt kritiſierte das Bündnis: „Das beſte iſt, daß man zu der Annahme Grund hat, den casus foederis nie eintreten zu ſehen; ſonſt würde ich eine große Dummheit begangen haben, mich in dieſe Dinge einzulaſſen, gegen meine wahren Intereſſen und ohne die Hoffnung, einen Vorteil daraus zu ziehen."

Die Folge des Vertrages war zunächſt, daß Poniatowski am 7. September 1764 einſtimmig gewählt wurde. Katharina ſchrieb ſofort an Friedrich: „Ich gratuliere zum Könige, den wir gemacht haben. Dies Ereignis hat mein Vertrauen zu Ihnen um ſo mehr geſteigert, als ich ſehe, wie fehlerlos alle von Ihnen getroffenen Maßregeln waren." Friedrich dagegen gefiel ſich in ſeinem Glückwunſchſchreiben in jenem Stile, der ihm den Machthaberinnen des halbaſiatiſchen Staates gegenüber wohl wirkſam zu ſein ſchien: „Nichts ſcheint mir bewunderungswürdiger, als daß Sie ſo viele große Dinge ſozuſagen ohne Anſtrengungen und ohne Anwendung von Zwang oder Gewalt ausgeführt haben. Gott ſprach: Es werde Licht, und es ward Licht. Eure Kaiſerliche Majeſtät zwingt alle Welt bis zu der Hohen Pforte, die Trefflichkeit Ihres neuen Syſtems anzuerkennen. Sie ſprechen, und die Welt ſchweigt vor Ihnen."

Bald ſollte es ſich offenbaren, daß es nicht leicht war, im Bunde mit dem ſtürmiſchen Geiſte Katharinas zu ſein. Die Zarin wünſchte den Vertrag zu einer großen nordiſchen Koalition zu erweitern, in die England, Schweden, Dänemark, die Niederlande und von deutſchen Staaten unter anderen Sachſen aufgenommen werden ſollte. Panin bemühte ſich,

Friedrich für dieſen Antrag ſeiner Herrin zu gewinnen. Dieſer Gedanke kam dem Könige ſo ungelegen wie nur möglich. Von England wollte er ſowieſo nichts wiſſen, außerdem dienten die unheilvollen Folgen der Weſtminſterkonvention ihm als eine Mahnung. Er hütete ſich, wieder unfreiwillig in den Streit der Briten mit den bourboniſchen Mächten verwickelt zu werden. Ebenſo verſpürte er keine Neigung, ſich mit den Holländern zu verbinden, deren Handelsintereſſen mit Frankreich verknüpft waren. „Ihr Handel iſt ihr Gott und ihr Alles," ſagte er von den Niederländern. Am allerwenigſten war er geſonnen, wieder in ein Einvernehmen mit den Sachſen zu treten; dazu war ſein Mißtrauen gegen ſie zu groß. Der Geiſt des Grafen Brühl ſchien ihm dort immer noch umzugehen, vor allem aber dachte er bei abermaligem Ausbruch eines Krieges gegen Öſterreich, der ihm ſehr im Bereiche der Möglichkeit zu liegen ſchien, das reiche Kurſachſen wiederum zur Operationsbaſis zu machen. Er verhielt ſich alſo ablehnend gegen die weitausſehenden Pläne der Zarin. Nun ſollte er aber erfahren, daß auch Katharina ſo leicht einen einmal gefaßten Plan nicht aufgab, denn als Panin mit dem preußiſchen Geſandten nicht zum Ziele kam, ſuchte ſie den König durch den im Frühjahr 1766 nach Berlin geſandten Konferenzrat v. Saldern für ihre Ziele zu gewinnen. Saldern trat recht keck auf, was Friedrich arg verdroß. Schon vorher hatte er gefunden, daß die ruſſiſchen Miniſter ſich „in einem überhebenden Tone" gefielen, und ſeinem Vertreter den Auftrag gegeben, „ſie höflich davon zurückzubringen;" jetzt drohte ihm die Geduld zu reißen. Salderns Miſſion blieb daher nicht nur ohne Erfolg für Katharina, ſondern Friedrich hielt es auch für geraten, durch die Blume eine ungehaltene Sprache gegen den freundwilligen Verbündeten zu führen. Er ſchrieb eigenhändig an Solms: „Ich fange an, des Joches, das man mir auferlegen will, gründlich müde zu werden. Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, der Bundesgenoſſe der Ruſſen zu ſein, aber ſolange meine Augen geöffnet ſein werden, werde ich nicht ihr Sklave ſein. Das können Sie jedem ſagen, der es hören will." Natürlich erfuhr die Zarin von dieſen Worten ſehr bald durch ihre die Briefe erbrechenden Beamten und allmählich ſah ſie ein, daß aus der nordiſchen Koalition nichts werden konnte.

Noch läſtiger ſollte das ruſſiſche Bündnis für Friedrich werden durch die polniſche Politik, die Katharina ſehr bald einleitete. Es war ihm ſelbſtverſtändlich nicht entgangen, daß die Zarin ihren Einfluß in Polen zu vergrößern trachtete und daß das Bündnis mit Preußen für ſie das beſte Mittel war, um feſteren Fuß in der Republik zu faſſen. Im Intereſſe Preußens lag es nun keineswegs, wenn Polen ein Vaſallenſtaat Rußlands wurde, denn dann war das mächtige Rußland auf einer Strecke von mehreren hundert Meilen als unmittelbarer Grenznachbar Preußens zu betrachten, und einzelne preußiſche Gebietsſtücke wären von ihm förmlich umklammert geweſen. Schon der große Kurfürſt und nicht minder Friedrich Wilhelm I. hatten den Grundſatz verfochten, Polen nicht erſtarken zu laſſen. Für Friedrich galt dieſer Satz ſeit der Erwerbung von Schleſien noch viel mehr. Zwar ſtellte es ſich bald heraus, daß Poniatowski nicht ein ſolches Werkzeug in den Händen der Zarin war, wie man gehofft hatte. Als dieſe Parität für ihre griechiſchen Glaubensgenoſſen verlangte, zeigte ſich, daß der Katholik in König Stanislaus zu ſtark war, um ihr Verlangen zu bewilligen; und als ſeine ehemalige Gönnerin ihm verbot, die von „der Familie" erſtrebte Reformpolitik, die auf Abſchaffung des Liberum Veto hinzielte, auszuführen und die Paritätsforderung mit Waffengewalt durchzuſetzen drohte, da klagte er der Kaiſerin, auf dieſe Weiſe werde ihm ſein Königtum zum Neſſushemd; um nicht zum Reichsverräter zu werden, müſſe er ſich von der Kaiſerin losſagen. Nun organiſierte Katharina zwei ſogenannte Konföderationen im Polenlande, um ihre Abſicht durchzuſetzen. Die griechiſchen und proteſtantiſchen Edelleute und ebenſo die katholiſche Oppoſition im Lande vereinigten ſich, um einerſeits die Diſſidentenfrage im Sinne Rußlands zu löſen, andrerſeits um die Reformluſt des Königs Stanislaus und der Czartoryski zu bekämpfen. War doch der Gedanke der Abſchaffung des Liberum veto für die Schlachtſchitzen ein Greuel. Denn dadurch wären ſie um eine ſchöne Einnahmequelle gebracht worden: Solange das Liberum

226. Kaiser Joseph II.
Nach einem Gemälde von J. Reclam, gestochen von P. Berger

Veto herrschte, waren ihre Stimmen etwas wert und für höhere Summen zu verkaufen. Das hatte man wieder einmal bei der Wahl Poniatowskis erlebt, bei der Rußland drei Millionen Rubel gespendet hatte. Diese Konföderationen waren eine trostlose Erscheinung, wilde Wucherungen im Staate, die nur durch die völlige Unordnung aller Zustände möglich wurden. Die Dissidenten verlangten nun, von Katharina unterstützt, alles, was ihnen bisher unterlagt war, auf einmal; da hielt es Friedrich für geboten, Katharina zur Mäßigung zu mahnen: es wäre genügend, wenn sie zunächst die Forderung der freien Religionsübung und der bürgerlichen Gleichberechtigung erhöbe, den Zugang zu den Staatsämtern und den Zutritt zu den Landtagen und zum Reichstage sollte sie lieber noch nicht für die Nichtkatholiken beanspruchen, vor allem dürfe sie nicht Waffengewalt anwenden. Die Bekämpfung der Reformpläne der Czartoryski und die Aufrechterhaltung des Liberum Veto war ihm ganz recht; aber die russischen Gewaltthätigkeiten legten ihm die Besorgnis nahe, daß Österreich und Frankreich dazwischentreten würden, und dann war er in jenen Krieg verwickelt, dem er bei der Königswahl noch glücklich entgangen war.

Digitized by Google

In der Tat regte ſich Öſterreich. Dort war am 18. Auguſt 1765 Kaiſer Franz I. geſtorben, der ſich ſelbſt mit wehmütiger Ironie als „Gaſt bei Hofe“ bezeichnet hatte. Für ihn trat der damals vierundzwanzigjährige Erzherzog und römiſche König Joſeph (Bild 236) in die Kaiſerwürde ein, der von Maria Thereſia zum Mitregenten ernannt wurde, ſich alsbald mehr in der Regierung bemerkbar machte, den allmächtigen Kaunitz nicht ſo huldvoll behandelte, wie ſeine erlauchte Mutter, und zugleich mehr als Maria Thereſia den Wunſch hatte, ſich Friedrich zu nähern. Es war der Ausdruck dieſer freundlicheren Stimmung gegen Preußen, wenn Kaunitz, der ſeit dem Jahre 1764 in den Fürſtenſtand erhoben worden war, es für angezeigt hielt, dem Könige kleine Geſchenke zu machen, indem er ihm Öfen nach einem von dem Staatskanzler ſelbſt erfundenen Modell und anderes überſandte und erklärte, Schleſien ſei jetzt vergeſſen. Friedrich verſprach ſeinerſeits gern, als Kaunitz die Bitte äußerte, ein Bild des Königs zu beſitzen, ſich gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit malen zu laſſen, legte aber im übrigen nicht viel Gewicht auf dergleichen Annäherungsverſuche. Als der Staatskanzler bald darauf gegen den preußiſchen Vertreter Ideen über allgemeine Abrüſtung fallen ließ, war das geradezu geeignet, den König mißtrauiſch zu machen. Er wies ſeinen Vertreter an, falls Kaunitz auf den Gegenſtand zurückkomme, ſo möge er ihn bedeuten, daß das Projekt ein wenig nach den Ideen des Abbé St. Pierre ſchmecke, jenes wunderlichen Heiligen, den er in ſeiner erſten Kriegsperiode mit ſeinen weltfremden Gedanken entſchieden abgefertigt hatte. Doch hat er bald die Hoffnung geſchöpft, mit Joſeph zuſammenzukommen. Alles ſah danach aus, als wenn eine ſolche Begegnung im Juni 1766 zu Torgau vor ſich gehen ſollte. Lange war der König nicht ſo lebhaft geweſen, als damals, wo er ſeinem Bruder Heinrich dieſe große Neuigkeit meldete. Aber ſeine Erwartung wurde getäuſcht: die Begegnung fand zu ſeiner Verſtimmung nicht ſtatt. Es iſt möglich, daß ſie von Maria Thereſia (Bild 237) hintertrieben worden iſt; denn die Kaiſerin-Königin hatte doch noch das Übergewicht in der Regierung Öſterreichs. Sie war es, die zu Ende desſelben Jahres 1766 zu der Anſicht gelangte, daß der gute Katholik Stanislaus Poniatowski unterſtützt zu werden verdiente, und deswegen rüſten ließ. Dem engliſchen Geſandten erklärte ſie in tiefer Erregung: „Ich will offen mit Ihnen reden, und Sie werden es verſtehen, wenn wir nicht mit gekreuzten Armen zulaſſen können, daß ein Fürſt, mit dem wir in Freundſchaft leben, freventlich unterdrückt wird.“ Jetzt war plötzlich der von Katharina gegen Öſterreichs Willen eingeſetzte Poniatowski der Freund des Wiener Hofes.

Friedrich horchte hoch auf, als er die Kriegsgefahr heranziehen merkte. Mit jener fieberhaften Ungeduld, mit der er einſt 1755 dem Gange der Dinge gefolgt war, beobachtete er die Anzeichen des Gewitters. Er war feſt entſchloſſen, ſeiner Bundespflicht im Fall des Krieges nachzukommen, aber der Gedanke hatte etwas Unerträgliches für ihn. Denn lediglich für ruſſiſche Intereſſen mußte er kämpfen, und außerdem ſchädigte er durch ſeine Unterſtützung Preußen direkt durch die Stärkung der ruſſiſchen Stellung in Polen. Wenigſtens wollte er nun ſich einen Anſpruch auf Gebietsentſchädigung ſichern. Er ließ daher eine entſprechende Abänderung des Vertrages vom 11. April 1764 in Petersburg in Anregung bringen. Rußland ging ſofort darauf ein, und am 4. Mai 1767 kam ein neues Abkommen zuſtande, in dem Preußen für den Fall der öſterreichiſchen Kriegserklärung mit ſeiner geſamten Macht Rußland zu Hilfe zu kommen verſprach. Rußland verſprach dasſelbe, außerdem aber eine angemeſſene Entſchädigung für Preußen; welches dieſe Entſchädigung ſein ſollte, wurde freilich nicht geſagt.

Sowie Preußen rüſtete, verging den Öſterreichern die Kriegsluſt, ähnlich wie 1749; Kaunitz ließ abwiegeln.

Nun aber war auch der Sieg der Konföderation beſiegelt. Die Diſſidenten griechiſchen Bekenntniſſes wurden den Katholiken in allen Punkten gleichgeſtellt. Am 5. März 1768 löſte ſich die Konföderation auf, und Katharina konnte ihre Truppen aus Polen abziehen laſſen.

Der Abmarſch war noch nicht beendet, da flackerte ein neues Feuer in dem unglücklichen Lande auf: am 12. März bildete ſich in Bar in der polniſchen Ukraine eine

katholische Konföderation, die sich gegen Rußland richtete und ihr Werk mit gräßlichen Greueltaten gegen die noch im Lande befindlichen Russen begann. Sie wurde von Frankreich und Sachsen unterstützt. Ein noch größerer Brand lohrte ein halbes Jahr später empor: von den Franzosen aufgehetzt, erklärten die Türken anläßlich einiger Grenzverletzungen den Russen den Krieg. Die Einleitung war die Gefangennahme des russischen Gesandten, der im Verließ der sieben Türme Gelegenheit zum Nachdenken über das Wesen des Völkerrechts erhielt.

Nun begann sich die Lust des Bündnisses mit Rußland für Friedrich lohnender zu machen. Freilich durfte der König die Truppenstellung im Kriege gegen die Türkei mit Geld ablösen, aber 400 000 Rubel jährlich für fremde Interessen zu verwenden kam ihn sehr hart an. Trotzdem hielt er es für geraten, sie nicht nur pünktlich zu zahlen, sondern auch auf eine Verlängerung des Bündnisses, das für seine Machtstellung zu wichtig war, anzutragen. Mit dem Jahre 1772 wäre das Bündnis abgelaufen. Schon Ende 1768 faßte er den Entschluß, es über diese Frist auszudehnen, dafür aber die Entschädigung, die im Vertrage vom 4. Mai 1767 für den Fall des Krieges mit Österreich in Aussicht genommen war, näher festsetzen zu lassen. Der junge König hätte jetzt zweifellos auf die alten Ideen der Teilung zurückgegriffen und seinen Jugendgedanken zu verwirklichen gesucht; der alte König war vorsichtiger geworden. Zwar hat er in dieser Zeit in seinem vom 7. November 1768 gezeichneten politischen Testamente abermals wie schon in dem von 1752 auf seinen Traum von 1730 zurückgegriffen. Es heißt in jenem Testament von 1768: „Bezüglich des polnischen Preußens scheint mir, daß man das größte Hindernis von seiten Rußlands finden würde; es würde vielleicht besser sein, dies Land durch Verhandlung Stück für Stück zu gewinnen, als durch das Mittel der Eroberung. In einem Falle, in welchem Rußland ein dringendes Bedürfnis unseres Beistandes hätte, wäre es vielleicht möglich, sich Thorn, Elbing und einen Umkreis cedieren zu lassen, um dadurch die Verbindung von Pommern nach der Neichsel zu erlangen." Einen Fühler hat er auch jetzt ausgestreckt, ob Rußland einer polnischen Teilung geneigt sein würde: es ist die amüsante Erdichtung von dem Projekt des Grafen Lynar. Erfindungsgeist war der alte König noch immer wie nur je in seiner Jugend. Ihm schwebte die Absicht vor, durch eine polnische Teilung Rußland und Österreich zu vergleichen und dadurch den drohenden europäischen Brand zu ersticken; er selbst dachte dabei einen Markengewinn einzustreichen. Graf Solms sollte darum dem Grafen Panin erzählen, daß Graf Lynar, der Urheber der unsinnigen Konvention von Kloster Zeven vom 8. September 1757, ein sonderbarer Schwärmer, den kein Politiker für ernst nehmen konnte, nach Berlin gekommen wäre und eine Teilung Polens unter Rußland, Österreich und Preußen angeregt habe; Preußen sollte danach Polnisch-Preußen, Ermland und das Schutzrecht über Danzig erhalten, Österreich das Lemberger Gebiet, und Rußland, was ihm beliebe. Die Entstehung dieser allerliebsten kleinen Fabel fällt auf den

237. **Maria Theresia**
Nach einem Gemälde von Durerez, gestochen von C. J. Corbutin

Digitized by Google

1. Februar 1769. In einer gleichſam rein akademiſchen Beſprechung über die Frage geſtand Panin dem preußiſchen Geſandten zu, daß Preußen unter Umſtänden das polniſche Preußen und Ermland beanſpruchen dürfe. Schon am 19. März 1769 kam Friedrich indes ganz von dieſem Projekt ab, dem er überhaupt wenig Gewicht beigelegt hatte; als ſich jetzt Frankreich ihm zu nähern ſuchte und ihm nach alten Muſtern erſt Danzig und Hamburg, dann Ermland und Kurland anbot, wies er dieſen Verſuch, ihn von Rußland zu trennen, entſchieden zurück. Er verlangte vielmehr mit überraſchender Beſcheidenheit lediglich die ruſſiſche Bürgſchaft für die Markgrafentümer Ansbach und Baireuth, die vorausſichtlich bald im Erbgange an Preußen fielen und die ihm Kaunitz ſtreitig zu machen gedachte. Dieſe vorſichtige Beſcheidenheit mißfiel dem Prinzen Heinrich (Bild 238). Friedrich räumte ſeinem Bruder ein, daß jene Bürgſchaft nur ein geringer Gewinn für ihn ſei, er meinte aber, daß ſich mehr Landzuwachs in der gegenwärtigen Lage kaum ertrotzen laſſe. Da iſt es Prinz Heinrich von Preußen geweſen, der die Anſicht entwickelte, daß die Zeitlage gerade darnach angetan ſei, größere Erwerbungen zu machen. „Ich will Sie als Herrn der Ufer des Baltiſchen Meeres ſehen," hat er zu Friedrich geſagt und ſeitdem ſtändig darauf gedrungen, daß der König polniſche Erwerbungen ins Auge faſſe. Der Augenblick zu einer ſolchen Forderung war indes noch nicht da; machten die Ruſſen doch ſelbſt wegen der fränkiſchen Fürſtentümer Schwierigkeiten.

Unter den obwaltenden Umſtänden kam es dem Könige ſehr gelegen, daß Öſterreich Annäherung an ihn ſuchte; denn es war für ihn wichtig, der Zarin den Glauben beizubringen, daß er nicht auf ſie allein angewieſen ſei. Nun gab Choiſeul, veranlaßt durch die ehrgeizige Politik Katharinas, in Wien die Anregung zu einem Verſuche, den König von Preußen den Ruſſen abſpenſtig zu machen. Kaunitz, der Virtuos der künſtlichen Projekte, war ſofort Feuer und Flamme für dieſe Kombination, aber Maria Thereſia und ihr Sohn dachten nüchterner. Sie verſchloſſen ſich indes auch nicht der Erkenntnis, daß ein gutes Verhältnis mit Preußen wünſchenswert wäre; demgemäß mußte der öſterreichiſche Geſandte in Berlin eine Zuſammenkunft zwiſchen Joſeph und Friedrich verabreden. Was vor drei Jahren zu Torgau anſcheinend durch Maria Thereſias entgegenſtehenden Einfluß nicht zur Tatſache geworden war, vollzog ſich nunmehr am 25. Auguſt 1769 zu Neiße: der vom Zauber eines unvergleichlichen Ruhmes umgebene König von Preußen traf dort mit dem Sohne ſeiner Hauptgegnerin zuſammen. Friedrich ſtieg mit dem jetzt fünfundzwanzigjährigen Thronfolger, ſowie dem Prinzen Heinrich, deſſen große Kleinheit neben der mächtigen Geſtalt des Thronfolgers beſonders auffiel, Seydlitz und Tauentzien in der biſchöflichen Reſidenz ab. Drei Tage tauſchte man hauptſächlich Höflichkeiten und daneben einige politiſche Gedanken aus. Bei der Tafel beobachteten die Begleiter der beiden Monarchen ein ehrfurchtsvolles Schweigen; nur Friedrich und Joſeph ſprachen. Im ganzen wurde die Zuſammenkunft ein diplomatiſcher Mißerfolg für Öſterreich. Friedrich ſpielte den Offenen, ja den Treuherzigen; unumwunden gab er zu, daß er machiavelliſtiſch gegen Öſterreich verfahren wäre, wenn er geſtand: „Ihr haltet mich für unzuverläſſig, ich weiß es, ich habe es ein wenig verdient, die Umſtände verlangten es, aber das hat ſich geändert." Er beſchränkte ſich jedoch möglichſt auf bloße Freundlichkeiten und vermied es, in ernſtliche politiſche Erörterungen einzutreten. Allerdings gab er zu, daß das Bündnis mit Rußland ihm bisweilen läſtig und daß in ſpäterer Zeit vielleicht einmal der Zuſammenſchluß Öſterreichs und Preußens wünſchenswert ſei, um den ruſſiſchen Ausdehnungsgelüſten einen Riegel vorzuſchieben. Aber Joſeph kam nicht dazu, die Ansbach-Baireuther Sache zur Sprache zu bringen, und erhielt auch nicht, wie er gehofft hatte, die Zuſage der Neutralität Preußens für alle kriegeriſchen Verwickelungen. Der junge Kaiſer hätte dies Verſprechen gern gehabt, um Rußland in der Türkei entgegentreten zu können. Nur das verſprach Friedrich, daß er den Kaiſer nicht in Öſterreich angreifen würde; das konnte er, denn in die polniſchen Wirren dachte Öſterreich ſich nicht mehr einzumiſchen.

Joſeph ſchied verſtimmt aus Neiße, Friedrich dagegen nahm damals einen angenehmen

Eindruck von dem jungen Kaiser mit ſich. Er war der Meinung, daß er nun bald in der Lage ſein würde, dem Vordringen Rußlands einen Hemmſchuh anzulegen. Prinz Heinrich meinte hoffnungsvoll, jetzt würde bald der Augenblick kommen, wo das römiſche Reich zwiſchen Friedrich und Joſeph aufgeteilt würde, wie einſt zwiſchen Ottavian und Antonius. Darauf entgegnete Friedrich aber: Nicht er mehr werde die Verſöhnung erleben.

Schon im nächſten Jahre ſchien dieſe Verſöhnung jedoch ein großes Stück näher zu rücken. Die Ruſſen errangen außerordentliche Erfolge im Kampfe gegen die Türken. Friedrichs Scharfblick erkannte ſofort, daß hierdurch die Gefahr eines allgemeinen europäiſchen Kriegsbrandes entſtand. Dieſen wollte er um jeden Preis vermeiden, und ſo ſchien ihm eine nähere Verſtändigung zwiſchen Preußen und Öſterreich dringend wünſchenswert. Sie erfolgte denn auch bei Gelegenheit des Ergebenheitsbeſuches König Friedrichs am 3. September 1770 in Mähriſch-Neuſtadt. Wieder war der König von dem Thronfolger begleitet, außerdem von ſeinem Bruder Ferdinand, dem Erbprinzen von Braunſchweig, der ihm mit den Jahren immer näher trat, und dem General Lentulus. Unter Joſephs Begleitern befand ſich neben Laudon auch Kaunitz. Friedrich begrüßte in dieſem einen alten perſönlichen Bekannten; vor vierzig Jahren hatte er ihn nämlich ſchon einmal geſehen: bei höchſtſeinen Luſtiager bei Rüſtberg, in dem der Fürſtkanzler Jung-Friedrichs reiſte. Der König entfaltete noch mehr Liebenswürdigkeit als zu Reiſe. Diesmal aber blieb es nicht bei dem Austauſch von Höflichkeiten, ſondern die Politik trat in den Vordergrund, und zwar lag der Schwerpunkt in Beſprechungen zwiſchen Friedrich und Kaunitz. Da iſt es nun erheiternd zu ſehen, welchen Eindruck die beiden hervorragendſten Staatsmänner ihrer Zeit von einander hatten. Friedrich hegte hohe Achtung vor der Begabung des Öſterreichers; noch vor einigen Jahren hatte er, als ein Gerücht vom Sturz des Staatskanzlers umging, geäußert: „Der Wiener Hof ſolle keine Dummheit begehen, denn Kaunitz ſei ohne Frage der beſte Kopf, über den man dort verfüge.“ Nun aber wußte er mit Geduld und Faſſung einen einſtündigen lehrreichen Vortrag anhören, und Kaunitz ſprach noch ausdrücklich die Bitte aus, ihn nicht zu unterbrechen, er verlöre ſonſt den Faden. Dieſe Eigenſchaft teilte er freilich mit einem, der größer war als er, mit Otto v. Bismarck. In zehn Paragraphen hatte er ſeine Auffaſſung der politiſchen Lage niedergelegt; er erläuterte, das wäre ſein Katechismus. Kaunitzisch ſprach Friedrich leidem nur noch von den zehn Geboten des Fürſten Kaunitz, ſein Sarkasmus fand eine Nahrung wie ſeit langem nicht. Tiefgerührt umarmte er den Staatskanzler, als dieſer endlich ſeinen Vortrag ſchloß, der den König in eine gelinde Verzweiflung verſetzt haben muß. Kaunitz ſelbſt dagegen fand, daß Friedrich gar keine Logik und Methode hätte. Allerdings entſprach das Kreuz- und Querfragen des Königs und die lebhafte abgeriſſene Art ſeiner Bemerkungen wenig der methodiſchen Schulung

128. Prinz Heinrich

Nach einem Gemälde von Graff, geſtochen von Caſpar

Digitized by Google

239. **Palais des Prinzen Ferdinand von Preußen in Berlin (das heutige Schloß Bellevue)**

Nach einem Stich von Jean Rosenberg

des öſterreichiſchen Staatsmannes. Kaunitz ſcheute ſich nicht, nachher ſogar von „kindiſchen" Ideen Friedrichs zu ſprechen; jedenfalls kam er ſich dem Könige unendlich überlegen vor und wollte dieſem den Namen eines Staatsmannes ſtreitig machen.

Aber das Ergebnis der Zuſammenkunft war doch für beide Teile zufriedenſtellend. Zwar hatte ein Wolkenbruch unter den Sachen der dem Könige bei Neuſtadt vorgeführten öſterreichiſchen Truppen großen Schaden angerichtet, ſodaß Joſeph ſtöhnte: „Es ſcheint, daß uns dieſer Menſch überall Pech bringt." Indes die Tatſache, daß Friedrich ſich zu der Mitteilung an die Zarin bereit erklärte, Öſterreich ſei geneigt, ſich den ruſſiſchen Waffen in der Türkei mit Gewalt entgegenzuſtellen, war den Öſterreichern doch überaus wertvoll. Nicht minder kam dem Könige dieſes Mittleramt gelegen, denn ſo wurde eine Ausſicht eröffnet, den allgemeinen Krieg zu verhüten.

Wirklich verfehlte die Neuſtadter Zuſammenkunft nicht, tiefen Eindruck auf Katharina zu machen. Sie empfand das Bedürfnis zu einer perſönlichen Verſtändigung mit Friedrich, um nicht politiſch zu vereinſamen. Als Friedrich bei ihr nunmehr anfragte, ob ihr die Vermittelung der beiden Mächte in dem Kriege gegen die Türken genehm ſei, nahm ſie das Angebot an: „Die guten Dienſte des Wiener Hofes bin ich bereit anzunehmen; die Eurer Majeſtät verlange ich." Schon im vorhergehenden Jahre hatte ſie ſelbſt mit Friedrich zuſammentreffen wollen; dem hatte ſich der König entzogen. Nunmehr wurde eine Reiſe des Prinzen Heinrich, der ſich gerade in Stockholm bei ſeiner Schweſter Ulrike aufhielt, nach Petersburg verabredet; am 12. Oktober traf der Prinz dort ein. Katharina veranſtaltete rauſchende Feſtlichkeiten zu ſeinen Ehren; Heinrich erkundete währenddeſſen ſorg-

fältig das diplomatiſche Terrain, um ſeiner Miſſion, nämlich den ſtürmiſchen Ehrgeiz der Zarin zu zügeln, gerecht zu werden. Seine Aufgabe war nicht leicht, zumal die Siegesposten aus der Türkei ſich gerade häuften.

Sein kühler Verſtand verſchaffte ihm bald einigen Einfluß auf das feurige Temperament Katharinas, ebenſo gewann er Panin gegenüber an Boden. Als dieſer gleichmütig über die drohende Haltung Öſterreichs meinte, es ſei leicht, die Öſterreicher durch Zuſicherung eines Anteils an der Beute zur Beteiligung am Kriege gegen die Muſelmanen fortzureißen, ſchaltete Heinrich ein, daß öſterreichiſcher Gebietszuwachs auch Abtretungen an Preußen bedinge. Plötzlich trat jedoch Katharina mit ungeheuren Forderungen hervor, von deren Erfüllung ſie ihren Friedensſchluß, zu dem ſie der König drängte, abhängig machen wollte. Sie verlangte am 20. Dezember Abtretung der großen und kleinen Kabardei am Nordabhang des Kaukaſus, das Gebiet von Aſow, Freigebung des Schwarzen Meeres für den ruſſiſchen Handel, Unabhängigkeit der Tartaren vom Dnjepr bis zur Krim, eine Flottenſtation im griechiſchen Archipel und vor allen Dingen Abtretung der Donaufürſtentümer Moldau und Walachei auf fünfundzwanzig Jahre. Gerade dies hatte der Wiener Hof verhindern wollen; ſchon damals betrachtete er es als Lebensfrage für ſich, die Ausdehnung Rußlands an der Donaumündung zu vereiteln. Friedrich geriet ganz außer ſich, als er dies Friedensprogramm ſeiner Verbündeten kennen lernte: Das war ja das Gegenteil von Mäßigung, die er der Zarin ſo dringend anempfahl, das hieß den Rubikon überſchreiten und die Fackel des Krieges in Europa entzünden. Auch im preußiſchen Intereſſe lag es nicht, die Türkei allzu ſehr ſchwächen zu laſſen. Während Heinrich behutſam riet, den Widerſtand gegen ſo ausſchweifende Forderungen den Öſterreichern ſelbſt und der Türkei zu überlaſſen, war Friedrich drauf und dran, ſeine Verbindung mit Rußland zu löſen. Denn er war nicht gewillt, lediglich zur Vergrößerung von Rußland ſich ſelbſt einem Angriffe Öſterreichs und Frankreichs auszuſetzen. „Mir ſind Hörner gewachſen, als ich die Friedensbedingungen erhielt," ſchrieb er ſeinem Bruder. Es kam ihm ſo vor, als wenn Katharina ihn zum beſten habe; alle Gefälligkeit für einen Bundesgenoſſen habe ihre Grenzen, erklärte er. Was auch die Folge ſein möge, ihm ſei es unmöglich, in dieſer Lage mit ſeiner Anſicht hinter dem Berge zu halten. „Ich werde nicht ſklaviſch für Rußlands Vergrößerung arbeiten," erklärte er und eröffnete der Zarin, daß er Öſterreich niemals zur Annahme ihrer Bedingungen würde bewegen können. Da war es Öſterreichs täppiſches Vorgehen, das einen Ausweg aus allen Schwierigkeiten eröffnete und nicht nur das gefährdete, für Wien ſo unbequeme preußiſch-ruſſiſche Bündnis rettete, ſondern auch den Weg zu einer außerordentlichen Stärkung Preußens wies.

Von König Stanislaus II. zum Schutze gegen die Konföderierten herbeigerufen, hatte Öſterreich ſchon im Sommer 1769 in aller Stille einige an Ungarn grenzende Gebiete der zu Polen gehörigen Landſchaft Zips beſetzt und im Laufe der folgenden Zeit unter dem Vorwande alter Anſprüche dieſe Beſetzung erheblich ausgedehnt. Der Kaiſerin-Königin war nicht wohl zu Mute bei dieſem Vorgehen; Ende Oktober 1770 erklärte ſie Kaunitz: „Ich habe eine ſehr geringe Meinung von unſeren Anſprüchen." Immerhin gebärdeten ſich die öſterreichiſchen Behörden in den beſetzten Gebieten als rechtmäßige Herren und richteten ſich dort häuslich ein. Zu Anfang des neuen Jahres, als Heinrich gerade von einem Beſuch in Moskau zurückkehrte, bildete die Kunde von der öſterreichiſchen Anmaßung das Petersburger Tagesgeſpräch. Die Ruſſen fühlten, daß ihnen die Bundesgenoſſenſchaft Friedrichs verloren gehen würde, wenn ſie ihm nicht weſentliche Vorteile bieten konnten. Zurücktreten von ihren Forderungen wollte Katharina nicht; aber auch einen Bruch mit Öſterreich wünſchte ſie zu vermeiden; Friedrich irrte, wenn er annahm, daß ſie den Krieg mit Öſterreich wollte. Jetzt ſchien ſich der Zarin ein Ausweg zu bieten, um Friedrich an ſich zu feſſeln und dadurch auch zugleich der Gefahr des öſterreichiſchen Krieges einigermaßen vorzubauen. Am 8. Januar 1771 erzählte ſie dem Prinzen, als ſie einen kleinen Zirkel bei ſich verſammelt ſah, gleichſam beluſtigt von dem Vorgehen der Öſterreicher und ſetzte hinzu:

„Aber warum ſollte alle Welt nicht auch zugreifen?“ Als Heinrich eine zurückhaltende Bemerkung machte, meinte ſie lachend: „Aber warum nicht okkupieren?“ Gleich darauf trat einer ihrer Günſtlinge, Tſchernyſchew, auf den Prinzen zu und ermunterte: „Aber warum nicht das Bistum Ermland wegnehmen? Denn ſchließlich muß doch jeder etwas haben!“

Damit war eine weltgeſchichtliche Angelegenheit im Charakter eines Luſtſpiels eingeleitet: nun ſollte es endlich an die „Teilung des Kuchens“ gehen, die ſo oft in Erwägung gezogen und von der auch bereits in dieſen Jahren nicht nur bei Erörterung des Lynarſchen Projekts verſchiedentlich geſprochen worden war. Zwar hatte die Zarin ohne Verſtändigung mit ihrem Miniſter Panin gehandelt, der garnicht geneigt war, auf eine Teilung Polens einzugehen. Immerhin hielt Heinrich die Gelegenheit für günſtig, Vorteile zu erlangen. Der König war anfangs der Meinung, daß man ihn mit einem mageren Brocken abſpeiſen wollte, um ihn gegen Öſterreich feſtzuhalten. „Ermland iſt nicht wert, daß man ſechs Sou für ſeine Erwerbung ausgibt,“ erklärte er am 24. Januar dem Prinzen Heinrich. Da ſchien es doch beſſer, ſich neutral zu verhalten und Öſterreich und Rußland im Kampfe gegeneinander ſich erſchöpfen zu laſſen. Am 31. Januar wiederholte er: „Was die Beſitzergreifung von Ermland anbetrifft, ſo habe ich davon abgeſehen, weil das Spiel nicht die Kerze wert iſt. Dieſe Portion iſt ſo gering, daß ſie das Geſchrei nicht lohnen würde, welches ſich darüber erheben würde. Aber das polniſche Preußen wäre der Mühe wert, ſelbſt wenn Danzig nicht mit einbegriffen wäre, denn wir erhielten die Weichſel und die freie Verbindung mit dem Königreich, eine wichtige Sache. Handelte es ſich darum, Geld daran zu wenden, ſo wäre es der Mühe wert, ſogar reichlich zu geben. Aber wenn man haſtig nach Kleinigkeiten greift, ſo erweckt das den Eindruck der Habſucht und Unerſättlichkeit, und ich möchte nicht, daß man mir noch mehr von dieſen Eigenſchaften zutraut, als es ſchon in Europa geſchieht.“ Indes das Bündnis wollte er nicht erneuern, vielmehr hielt er feſt an dem Gedanken der Neutralität. Noch immer faßte er alſo die Erwerbung von Polniſch-Preußen nicht ernſtlich ins Auge, denn in dieſem Augenblicke konnte er kaum darauf rechnen, dieſe Provinz für Geld zu erhalten, wenn er Rußland im Stiche ließ.

Inzwiſchen langte Prinz Heinrich wieder in Berlin an. Noch am Morgen des 17. Februar hatte Friedrich die weiten Staroſteien, die Öſterreich in Polen beſetzt hatte, geringſchätzig „kleine Parzellen“ genannt. Am andern Tage kam ſein am Abend zuvor in der Hauptſtadt eingetroffener Bruder nach Potsdam und blieb bis zum 24. In dieſer Woche iſt, ſo kann man ſagen, Polens Schickſal entſchieden worden. Prinz Heinrich gewann in jenen Tagen einen entſcheidenden Einfluß auf den König; niemals hat jemand Friedrichs Schritte in ſolchem Maße beſtimmt. Heinrich überſah die Sachlage durchaus klar und richtig, wenn er dem Bruder auseinanderſetzte, daß er Polniſch-Preußen nebſt Ermland als Preis der Fortdauer und Erneuerung des Bündniſſes von Rußland fordern müſſe und könne: „Sie halten die Wage zwiſchen Öſterreich und Rußland,“ ſchrieb er ihm gleich darauf mit der Sicherheit des Mannes, der da fühlt, daß er ſeine Sache richtig führt. „Rußland wird ſich ſchließlich dazu bequemen müſſen, für die Vorteile, die Sie ihm verſchaffen, Ihnen einen Vorteil zuzugeſtehen: wenn das die Öſterreicher ſehen, werden Sie ebenfalls einen Vorteil ſuchen, und ſo werden die drei Mächte über ihre wahren Vorteile zu einem Vergleich auf Gegenſeitigkeit gelangen.“ Schon am 20. Februar war der entſcheidende Erlaß an den Geſandten Graf Solms in Petersburg ergangen, durch welchen Friedrich die Ruſſen wiſſen ließ, daß er dem Beiſpiel der Öſterreicher folgen und polniſches Gebiet beſetzen würde. Jetzt fand er mit einem Male, daß die „kleinen Parzellen“, von denen die Öſterreicher Beſitz ergriffen hatten, aus einem Gebiet von zwanzig Meilen Länge mit mehreren Städten und 97 Dörfern beſtänden. Er betrieb die Angelegenheit mit wahrem Feuereifer. Die beabſichtigte Erwerbung dachte er ſich als Entſchädigung für die an Rußland gezahlten Subſidien. „Salbe für die Brandwunde“ lautete ſeine Formel. „Wenn unſere kleinen Acquiſitionsprojekte glücken,“ ſchrieb er vergnügt an Heinrich, „ſo werden ſie Ihnen, mein lieber Bruder, ausſchließlich gedankt werden.“

240. **Le gâteau des rois**

Scherzbild auf die Teilung Polens

Nach einem Stich von N. Cochin (Louvre)

Panin sträubte sich zwar noch eine Weile gegen das zum bitteren Ernst gewordene Projekt. Er glaubte eine Zeit lang, Österreich durch Anerbietung türkischer Gebiete gewinnen zu können; da Rußland indes nicht die Donaufürstentümer an die Türkei zurückgeben wollte, so kam es zu keiner Verständigung mit Österreich. Infolgedessen konnte Graf Salmé am 2. Juni 1771 seinem Gebieter melden, daß der leitende russische Staatsmann grundsätzlich den Gedanken angenommen habe, die Kriegsentschädigung in Polen zu suchen. Rußland und Preußen verständigten sich darauf einseitig über die Einzelheiten, denn es zeigte sich, daß Österreich überaus scheelsüchtig in dieser Beziehung war.

Mittlerweile ging auch Kaunitz einseitig vor. In der Nacht vom 6. auf den 7. Juli 1771 schloß Österreich in aller Stille ein Bündnis mit der Türkei ab, in dem es sich für den Fall, daß die Russen die Donau überschritten, zur Kriegserklärung an Rußland verpflichtete. Die Türkei sicherte dafür die Abtretung der kleinen Walachei und Hilfsgelder zu.

Digitized by Google

Es war Maria Thereſia nicht angenehm, mit den Heiden Geldgeſchäfte zu machen. „Ich nehme nicht gern Geld von dieſen Leuten," ſchrieb ſie nachher. Kaunitz und Joſeph aber glaubten, einen großen Coup gemacht zu haben; ſie dachten jetzt die Meiſter von Europa zu ſein, die Türken zum Frieden zu beſtimmen, Rußland mit „einigen mäßigen Vorteilen" zu befriedigen und ſich ſelbſt nicht nur Zips, ſondern auch die Walachei zu verſchaffen; der König von Preußen ſollte das Nachſehen haben und leer ausgehen. Der kombinationsbegabte Kaunitz ſah in einer ſeiner Denkſchriften nicht weniger als dreizehn mögliche Fälle voraus; in Kombinationen war er allerdings König Friedrich über. „Ich bin in der Politik nur ein Novize im Vergleich zu dem Fürſten Kaunitz," ſagte Friedrich ſelbſt artig zu dem öſterreichiſchen Vertreter in Berlin, van Swieten. Aber die eigentlichen Realitäten ſchätzte dieſer Meiſter Kaunitz diesmal doch nicht richtig ein. Er verkannte die Eßluſt Rußlands, und vor allen Dingen ging er fehl, wenn er annahm, daß Friedrich „Furcht vor einem Kriege" hätte. Die Sorge davor wich bei Friedrich ſofort, ſobald er erkannte, daß er nicht lediglich für Rußlands Größe zu arbeiten brauchte; ſobald er die Ausſicht auf angemeſſene Entſchädigung hatte, war er unbedenklich bereit, zu wagen. Nach dem Abſchluß des türkiſch-öſterreichiſchen Bündniſſes richtete er ſich auf den Krieg ein, ſeit Mitte Auguſt glaubte er ganz die Hoffnung aufgeben zu müſſen, daß der Plan der polniſchen Teilung den allgemeinen Krieg verhindern würde. „Die Öſterreicher werden den Krieg haben," ſchrieb er an Heinrich, und begann zu rüſten; ja, er ſpannte ſeine Entſchädigungsforderungen für den Fall des Krieges noch höher, indem er dann auch Danzig verlangte. Im September hielt er die Entſcheidung durch die Waffen für gewiß und ſpottete: „Der Krieg kommt, wenn nicht Zwiſchenfälle eintreten, z. B. daß der Beichtvater Maria Thereſias Gewiſſen erweicht wegen des Chriſtenblutes, das für die Türken fließen ſoll; Kaunitz wird ſich indes wohl vorgeſehen haben."

Da wandte ſich Maria Thereſia, die vor dem Kriege zurückſcheute, in ihrer Herzensangſt, ſehr zum Verdruß des Staatskanzlers, an ihren alten Gegner und bat ihn, noch einen Verſuch der Vermittelung zu machen. Dieſe unerwartete Wendung begrüßte Friedrich denn doch mit ungeheuchelter Freude; es war, als ob ein Alpdruck von ihm genommen wäre. So wenig er auch jetzt im Alter zurückſcheute vor der kriegeriſchen Entſcheidung, wenn es ſein mußte und Ausſicht auf lohnenden Gewinn war, ſo ſchwer drückte ihn doch auch das Verantwortlichkeitsgefühl. Unaufhörlich klopfte er in der freudigen Erregung van Swieten auf Schultern und Arme, ſodaß der wie Kaunitz durch das Vorgehen der Kaiſerin beſtürzte Geſandte in einige Verlegenheit geriet. Er verlangte nun noch einmal mit aller Beſtimmtheit von der Zarin Verzicht auf die Moldau und Walachei, und zu Weihnachten 1771 entſchloß ſich Katharina endlich zu dieſem Zugeſtändnis. Allmählich vergingen nun den Öſterreichern die kriegeriſchen Gelüſte, zumal da Rußland noch mehr die Oberhand in der Türkei gewann und da ſie erkannten, daß Preußen und Rußland ſich bereits über das zu erwerbende polniſche Gebiet einig waren. Sie gaben daher ihre Bereitwilligkeit zu erkennen, auch wegen Polens ſich mit den beiden anderen Mächten zu verſtändigen. Das Odium der Vergewaltigung des polniſchen Staates, für den ſie noch vor wenigen Jahren das Schwert ziehen wollten, gedachten ſie indes von ſich abzuwälzen. Zu dieſem Zwecke erſann Kaunitz wieder ein künſtliches Projekt; es handelte ſich dabei um einen Tauſch mit Preußen: Friedrich ſollte für die von Öſterreich beſetzten Staroſteien die Grafſchaft Glatz und ein Stück von Schleſien an Öſterreich abtreten. Van Swieten erhielt den Befehl, den König deswegen zu ſondieren; ihm war begreiflicherweiſe nicht recht geheuer, als er ſich dieſes Auftrages entledigte. Am 4. Februar 1772 wurde er von dem von der Gicht geplagten König empfangen. Friedrich glaubte nicht recht zu hören, als van Swieten die Wünſche ſeines Hofes zur Kenntnis brachte. Wie, wie! rief er und erklärte, er hätte Mühe zu glauben, daß es ein Miniſter Öſterreichs ſei, der ihm mit ſolchen Vorſchlägen käme. Das wären Vorſchläge, die man ihm machen könnte, wenn er die Gicht im Gehirn hätte, aber er hätte ſie nur in den Beinen, hiervon ſei aufzuhören. Rührend iſt es, zu verfolgen, wie Maria Thereſia

241. Friedrich der Große
Nach einem Gemälde von Daniel Chodowiecki, gestochen von Daniel Berger im Jahre 1777

sich sträubte, den Gewaltakt an Polen zu vollziehen. Wider ihren Willen war sie durch ihre Berater in diese Politik hineingedrängt worden; nur Österreich hatte den Dingen diese Wendung gegeben, daß die Teilung Polens, eines Staates mit gut katholischer Politik, als Ausweg aus einem allgemeinen Völkerkriege betrachtet werden mußte. Laut klagte die Kaiserin-Königin sich an; sie schämte sich, sich sehen zu lassen, sagte sie; sie sei in eine Lage gebracht, selbst von dem Könige von Preußen der Falschheit und Doppelzüngigkeit beschuldigt zu werden, und zwar mit Recht. Als von Sweiten jene Audienz hatte, war der Teilungsvertrag zwischen Preußen und Rußland zu Petersburg bereits unterzeichnet worden. Das geschah am 15. Januar. Am 5. August 1772 hat sich auch Österreich zum Anschluß an die Übereinkunft bequemt.

Nun begann der Abbruch des wankenden Gebäudes, welches Polen hieß. Von den zehntausend Geviertmeilen, die die Republik umfaßte, fiel mehr als ein Drittel an die drei Teilungsmächte. Rußland erhielt den größten Teil, an 1700 Geviertmeilen, Österreich 1500 und Preußen 660; von vierzehn Millionen Einwohnern behielt das Land etwa neun Millionen. Nur Friedrich empfand ungemischte Freude an der Teilung; Österreich sah in

Digitized by Google

dem Anfall des polniſchen Preußens eine größere Stärkung ſeines Nebenbuhlers im Reiche, als es die Eroberung Schleſiens für Preußen geweſen war; für Rußland aber bedeutete die erſte polniſche Teilung eine ungeheure diplomatiſche Niederlage. Denn es verlor damit die Möglichkeit der Herrſchaft über das baltiſche Meer, die es während des 18. Jahrhunderts immer von neuem beanſprucht hatte, und noch mehr ſah es ſich geſchädigt, inſofern als es nunmehr mit ſeinem ausſchließlichen Einfluß in Polen, an dem ihm ſo ſehr lag, vorbei war. Abermals erlebte König Friedrich an ſich die Wahrheit des Satzes, den er vor zwanzig Jahren in ſeinem politiſchen Teſtamente niedergeſchrieben hatte: „Die Politik beſteht mehr darin, aus günſtigen Konjunkturen Nutzen zu ziehen, als darin, dieſe Konjunkturen zu ſchaffen.“ Freilich war ſeine überlegene Größe erforderlich, um die günſtigen Umſtände richtig auszubeuten.

Dem Könige iſt niemals auch nur der leiſeſte Zweifel darüber aufgeſtiegen, daß ſein Verfahren in der polniſchen Sache ſittlich berechtigt war. Daß ſein Werk freilich vom Standpunkte des formalen Rechtes anfechtbar war, hat er ſelbſt angedeutet. „Wir wollen für die Gültigkeit unſerer Rechte nicht einſtehen,“ ſteht in der Histoire de mon temps geſchrieben. Aber er hatte das ſtolze Bewußtſein, vor der Geſchichte gerechtfertigt dazuſtehen. In demſelben Geſchichtswerk hebt er hervor, daß die Teilung Polens der erſte Fall ſei, in dem ſich drei Mächte über eine ſolche Frage friedlich einigten. Gegen Voltaire, der als Franzoſe polenfreundlich war, verteidigte er ſeine Handlungsweiſe: „Er getraute ſich, dieſe Sache vor allen Richterſtühlen der Welt zu führen, und wäre ſicher, ſie zu gewinnen.“ Vor der Geſchichte hat er in hohem Maße ſittlich gehandelt, indem er nach beſter Überzeugung durch ſein Vorgehen einen Weltkrieg verhinderte. Er hat ferner den ſittlichen Zweck verfolgt und erreicht, das ſtaatliche Gemeinweſen, das er vertrat, um ein weſentliches lebensfähiger und unabhängiger zu geſtalten. Zugleich hat er durch die Erwerbung von Weſtpreußen, wie Guſtav Freytag treffend hervorgehoben hat, der deutſchen Nation ſein größtes Geſchenk gemacht, indem er dieſe alten deutſchen Koloniſationslande wieder dem Reiche einverleibte; Friedrich ſelbſt knüpfte an die alte deutſche Zeit des Landes an, indem er die Stände am 27. September 1772 im Remter zu Marienburg der „wiederhergeſtellten Herrſchaft“ Treue ſchwören ließ. Die ſittliche Bedeutung ſeines Werkes tritt indes am meiſten in die Erſcheinung durch die ſegensreiche Kulturtätigkeit, die er in dem neuerworbenen Lande, in dem drei Jahrhunderte polniſcher Wirtſchaft verwüſtend gehauſt hatten, von jetzt ab entfaltete.

Der König hegte gegen die Polen, ähnlich wie gegen die Juden, eine unüberwindliche Abneigung. Er hatte ſie zuerſt im Jahre 1735 in Königsberg beobachtet, als dort der vertriebene König Stanislaus Leszczynſki Hof hielt. Seine Schriften, Briefe und Verfügungen ſtrotzen von Kraftausdrücken gegen die „polniſchen Windbeutel“, die, wenn ſie ſich ſicher fühlen, „anmaßend und von ihrer Größe erfüllt“ wären, ſobald ſie ſich aber einer überlegenen Gewalt gegenüber ſähen, wären ſie „feige und kriechend“; daß „man mit Geld alles bei den Polen erreichte“, hatte er in den vergangenen Jahren wieder zur Genüge erfahren. Noch in der Geſchichte ſeiner Zeit nannte er ſie das „leichtſinnigſte und flüchtigſte Volk in Europa“, bei dem keine Logik zu finden und wo der „Geiſt auf die Kunkel gefallen“ wäre. „Dieſe ganze imbecille Geſellſchaft mit den Namen auf ki,“ oder „das garſtige und koddrige Polenzeug,“ wie er wohl von ihnen zu ſprechen liebte, blieb ihm „eine in jeder Hinſicht verächtliche Nation“.

Die nationale Verkommenheit der Polen enthüllte sich noch einmal in ihrem ganzen Jammer, als im Frühjahr 1773 der polnische Reichstag zusammentrat. Da hat es sich zugetragen, daß der gesamte polnische Adel sich mit der Schmach des Vaterlandsverrates belud, indem er einstimmig die Losreißung der viertausend Gewerkmeilen sanktionierte. Nur 15000 Dukaten kostete es den drei Höfen, um zu diesem glänzenden Ergebnis zu gelangen. Die Friedrichsdors und Imperiale, die diese erbärmlichen Schlachtschitzen empfingen, wurden unmittelbar darauf beim Pharaospiel von ihnen auf die Karten gesetzt. Die Geistlichkeit machte es nicht viel besser. „Es ist fast nicht mehr möglich, das Bild der hiesigen Vorgänge zu zeichnen," klagte voller Scham der sächsische Gesandte, der auf der Seite Polens stand. „Wahnwitzige Lumperwirtschaft," wie Reinhold Koser es bezeichnend ausdrückt, war es gewesen, was die Polen getrieben hatten, indem sie die anarchischen Zustände in ihrem Lande aufrechterhielten. Der Reichstag von 1773 war der würdige Abschluß dieser unheimlichen Totenzäberkätigkeit.

242.

Oberpräsident Johann Friedrich von Domhardt

Nach einem Gemälde von Becker, gestochen von Bause

Durch den Teilungsvertrag von 1772 kam Friedrich in den Besitz des Bistums Ermland, der Wojwodschaften Marienburg, Kulmerland und Pomerellen, allerdings mit Ausschluß der beiden wichtigsten Städte dieser Landschaften, Danzig und Thorn, ferner von Teilen der großpolnischen Wojwodschaften Posen, Gnesen, Inowrazlaw und Brzesk. Als die Österreicher abermals die Grenzen nicht achteten und sich eigenmächtig ein weiteres Stück Landes zulegten, setzte Friedrich durch, daß ihm auch nach ein Gebiet an der Netze zugeklanden wurde. Schmerzlich war es ihm, auf Danzig verzichten zu müssen, das ihm Katharina nicht gegönnt hatte, weil sie nicht ganz mit Unrecht fürchtete, daß er sich dann eine Flotte schaffen würde.

Mit dem ihm eigenen Blick für tüchtige Verwaltungsbeamte hatte der König bereits den Mann gefunden, der seine Hauptstütze bei den Kulturwerke werden sollte, zu dem er sich jetzt anschickte. Es war Johann Friedrich Domhardt (Bild 242), der Sohn eines Domänenpächters, der aus dem Braunschweigischen nach Litauen eingewandert war. Seit 1746 Kriegs- und Domänenrat in Königsberg, erwarb sich Domhardt einen Ruf durch die Hebung und glückliche Organisation der Gestütsverwaltung in Trakehnen. Bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges wurde er auf Empfehlung des Feldmarschalls Lehwaldt Präsident der Gumbinner Kammer und erwarb sich als solcher ein zweites großes Verdienst, indem er durch seine Gewandtheit die Russen zu schonender Behandlung Preußens bestimmte, was ihm Friedrich niemals vergessen hat. Nach dem Frieden ernannte der König den bürgerlichen Mann auch zum Präsidenten der Königsberger Kammer. Im Mai 1764 wurde Domhardt zur Besprechung der preußischen Verwaltungsangelegenheiten nach Sanssouci

Digitized by Google

berufen, und es war offenbar eine ſeltene Regung von Wohlwollen, wenn Friedrich ihm damals einen ſeiner Krückſtöcke verehrte. In den Tagen, als Prinz Heinrich in Potsdam weilte und den König beredete, ſich das polniſche Preußen zu verſchaffen, ſetzte der König ſich mit ſeinem preußiſchen Kammerpräſidenten in Verbindung und verlangte von ihm unter dem Siegel der tiefſten Verſchwiegenheit einen Anſchlag über die Einkünfte des Bistums Ermland. In fünf Tagen entledigte ſich Domhardt des mühevollen Auftrages. Wenige Tage darauf forderte der König auch einen Anſchlag von den Erträgen der Gebiete Kulm, Marienburg, Pomerellen mit Ausſchluß von Danzig. Domhardt arbeitete mit ſolchem Eifer und ſolchem Geſchick, daß der König ſich bewogen fand, ihn auszuzeichnen und ihn im Juli 1771 in den Adelſtand erhob, wodurch die Stellung des tüchtigen Mannes unter ſeinen vornehmen Amtsgenoſſen weſentlich erleichtert wurde. Im Herbſt desſelben Jahres mußte er eine Berechnung der Seelenzahl in den zu erwerbenden Gebieten einſchicken, bald darauf hatte er einen Zolltarif zu entwerfen. So lieferte er nach und nach dem Könige die Grundlagen zu deſſen Maßnahmen in den neuerworbenen Gebieten. Am 7. Juni 1772 wurde ihm auch die Verwaltung der neugegründeten Kammer, die ihren Sitz in dem von der Königsberger Kammer abgezweigten Marienwerder nahm, übertragen und ihm der Titel eines „Oberpräſidenten der preußiſchen Kammern“ beigelegt. Er erhielt alſo eine ähnliche Stellung wie der ſchleſiſche Miniſter. Für den Netzediſtrikt wurde anfangs eine ſelbſtändige Verwaltung in Bromberg eingerichtet, die indes ſeit 1775 mit der Kammer in Marienwerder vereinigt wurde. Beide Bezirke wurden zu Anfang des Jahres 1773 unter dem Namen Weſtpreußen zuſammengefaßt. Obwohl Domhardt bereits ein Sechzigjähriger war, ging er mit einer Arbeitskraft an die ihm von ſeinem Könige geſtellte Aufgabe, die ihm ein Jüngling hätte neiden können. Selbſt dem Könige, dem im Grunde nie genug geſchehen konnte, war ſo etwas kaum vorgekommen. „Sie haben jetzt ſo viel zu thun, daß ich Sie nicht überladen muß mit mehrerer Arbeit“ ſchrieb er ihm einmal eigenhändig. Obwohl Domhardt nicht akademiſch gebildet war, bewältigte er die Geſchäfte nicht nur im praktiſchen Sinne, ſondern er verſtand es auch, erzieheriſch einzuwirken im Sinne ſeines Königs, der aus den neuen Untertanen „Menſchen und nützliche Glieder des Staates zu machen“ gedachte.

Zur Seite ſtand Domhardt in den erſten drei Jahren noch als Verwalter des Netzediſtrikts der ihm in vieler Beziehung ähnliche Brenckenhoff, der hier ſeine großartige Tätigkeit zur Hebung der Bodenkultur und zur Anſiedelung neuer Bewohner, die er in Pommern und in der Neumark entfaltet hatte, fortſetzen durfte. Mit der Vermeſſung des Bodens wurde der tüchtige und fleißige Geheime Finanzrat Roden betraut.

Im Juni 1772 beſuchte der König ſein Neuland zum erſten Male. Er bekam einen ſchrecklichen Eindruck von der Verwahrloſung, in der es ſich befand. „Halbwilde“ ſchienen ihm die Bewohner zu ſein; von „Kanada“, „Sibirien“ und „Irokeſen“ pflegte er zu ſprechen, wenn er ſeine Weſtpreußen im Sinne hatte. Von Inowrazlaw urteilte er, daß er nie eine elendere Stadt geſehen habe. Bromberg zählte nur 600 Seelen. Von Kulm ſchrieb der König: „Es ſollte 800 Häuſer haben, nicht 100 ſtehen, und die Bewohner ſind Juden und Mönche, noch dazu von der elendeſten Art.“ Die meiſten Städte im Netzebezirk waren vollkommene Judenſtädte. Trotzdem wußte der König, was er an der Erwerbung hatte; es kam nur darauf an, ſie richtig auszunutzen. Um nicht den Neid der andern hervorzurufen, hob er die Schattenſeiten möglichſt deutlich hervor; heimkehrend von ſeiner erſten Beſichtigung ſchrieb er an ſeinen Bruder Heinrich: „Ich habe dies Preußen geſehen, daß ich in gewiſſer Weiſe aus Ihren Händen empfangen habe. Um weniger Eiferſucht zu erregen, ſage ich jedem, der es hören will, daß ich auf meiner Fahrt nichts als Sand, Tannen, Heidekraut und Juden geſehen habe.“ Einen Beweis ſeiner Dankbarkeit für die Dienſte, die Heinrich ihm bei der Erwerbung geleiſtet hatte, gab er ihm dadurch, daß er ihm aus den Einnahmen der neuen Provinz jährlich 12000 Taler verſchrieb.

Das erſte, was der König tat, um das Land zu heben, beſtand darin, daß er

243. Anſicht von Graudenz
Nach einem Stich aus dem 17. Jahrhundert

4000 Juden über die Grenze ſchaffen ließ; denn die Befeſtigung der Inſeln hielt er für die erſte Bedingung zum Gedeihen des Landes: er fand, daß ſie „entweder bettelten oder die Bauern beſtahlen“. Dagegen trug er kein Bedenken, Mohammedaner anzuſiedeln. Zur Hebung der Bevölkerungszahl erließ er ein Gnadenprivileg für Mennoniten, das tauſende von Mitgliedern dieſer Sekte nach Weſtpreußen zog. In Elbing ſiedelten ſich 132 Koloniſtenfamilien an; noch mehr geſchah verhältnismäßig für Kulm. Da gelang zahlreiche Schwaben zur Einwanderung zu veranlaſſen, die das ſüddeutſche Lieb hierher verpflanzten und deren Dörfer ſich noch heute vor den übrigen kennzeichnen. Bromberg zählte 1781 bereits wieder 2000 Seelen, 1792 gar 3915. Die Zahl der Bevölkerung des Landes, die bei deſſen Erwerbung von Friedrich auf 620000 Seelen geſchätzt wurde, aber niedriger war, hob ſich verhältnismäßig raſch.

Wie ſchon in Oberſchleſien, ſo begann der König auch hier ſofort eine energiſche Germaniſationspolitik. Er ließ bei der gleich vorgenommenen Volkszählung die Sprache der einzelnen Bewohner feſtſtellen. Indem er die Staroſteigüter, das heißt die großen Staatsgüter, deren Ertrag die Staroſten für ihre Tätigkeit als Verwaltungsbeamte genoſſen, ſofort ſämtlich einziehen ließ, machte er einer bodenloſe unordentlichen Verwaltung ein Ende, ſteigerte er ferner die Einnahmen des Staates, und vor allem ſchuf er dadurch Raum zur Förderung des Deutſchtums, indem er die durch die Einziehung entſtandenen 79 Domänenämter nur an Deutſche zu verpachten gebot, im Gegenſatz zu Domhardt, der unbedenklich auch unter den „bemittelten und verräuſtigen polniſchen Edelleuten“ die Pächter zu ſuchen empfahl. Neue Gutsankäufe für den Staat beſchränkte er auf die Güter polniſcher Grundherren. Ja, er durchbrach ſogar den Grundſatz, den er ſonſt überall mit der größten Strenge feſthielt, daß adlige Güter nicht von Bürgerlichen erworben werden dürften; wenn es ſich um polniſche Güter handelte, ſo durften ſie in die Hände von bürgerlichen Deutſchen übergehen, „um nur die Polen los zu werden“. Ebenſo drang er auf die Anſetzung deutſcher Koloniſten. „Das ſicherſte Mittel,“ ſchrieb er an Domhardt, „dieſen ſklaviſchen Leuten beſſere Begriffe und Sitten beizubringen, wird immer ſein, ſolche mit der Zeit mit Deutſchen zu vermiſchen.“ Später fand er jedoch die geſchloſſene Anſiedlung von Deutſchen richtiger. Dem Zuzug von Polen wehrte er mit aller Macht und ließ an den Grenzen Wachen aufſtellen gegen „das ſchlechte polniſche Zeug ſo ins Land hereinkömmt“. Von den Beamten verlangte er Takt gegenüber den Polen, aber zugleich Energie und die Vermeidung auch des Scheines von Schwäche. Dem Bromberger Kammerdirektor ſchleifte er ein: „So muß Er auch mit denen Polen keine Komplimente machen, denn dadurch werden ſie noch mehr verdorben, ſondern Er muß ſcharf darauf achten, daß ſie den Ordres gehörig nachleben.“

Digitized by Google

Neben der Vermehrung der Bevölkerung und der Germaniſierung ließ er ſich den Aufbau der verwüſteten Städte angelegen ſein. Indes verfügte er, daß das „nicht ins Wilde hinein, ſondern mit Ordnung und auf eine ſolide Art“ zu geſchehen habe, zunächſt in Kulm, Graudenz (Bild 243), Bromberg und Mewe. In Kulm erſtanden zwei ganz neue Straßen; der Baumeiſter baute die Häuſer indes nicht zweiſtöckig, wie vorgeſehen war, ſondern nach hinten einſtöckig; Friedrich entdeckte dies und beſtrafte den Mann ſchwer. Die bei der Knappheit der Mittel erforderliche Sparſamkeit führte hin und wieder auch zu Fehlgriffen. Domhardt ſchlug dem Könige zur Gewinnung von Baumaterial den Abbruch einer Anzahl der ehrwürdigen Ordensſchlöſſer vor. Dies lehnte Friedrich zwar ab, aber er geſtattete doch, daß der großartige Bau der Marienburg teils zu einer Kaſerne, teils für eine Webergemeinde hergerichtet wurde. Er beſaß für den gotiſchen Stil nicht den geringſten Sinn und fühlte ſich daher auch nicht bewogen, für die Schonung der Architektur Sorge zu tragen. Nicht minder wie den Städten wandte er bei ſeiner Bautätigkeit dem platten Lande ſeine Aufmerkſamkeit zu, denn hier gab es womöglich noch mehr zu tun. Für das „Retabliſſement“ der verwahrloſten Domänen in Weſtpreußen hat er allein mehr als vier Millionen Taler verwendet.

Ganz im Argen lagen die ſozialen Verhältniſſe der bäuerlichen Bevölkerung. Noch Stanislaus Leszczynski fühlte ſich bewogen, Polen als „das einzige Land“ zu bezeichnen, „wo die Maſſe des Volkes aller Rechte der Menſchheit entbehrt“. Hier ſetzte ſchon bei der Beſitzergreifung das Patent vom 28. September 1772 ein, das den Bauern die Befreiung von Sklaverei und Leibeigenſchaft verkündete. Die Erbuntertänigkeit wurde nach billigeren Prinzipien geordnet, der Frondienſt auf 60 Tage im Jahre herabgeſetzt. Viel Mühe wurde auf eine Verbeſſerung der Landwirtſchaft verwandt; Friedrich fand, daß ſie in Weſtpreußen „in der größten Bredouille von der Welt wäre“, und erklärte von den polniſchen Edelleuten kurzweg, das wären gar „keine Wirthe, die mehrſten davon bekümmern ſich um nichts, und laſſen es alles ſo gehen, wie es will“. Eine nennenswerte Induſtrie ließ ſich in den verwüſteten Städten fürs erſte nicht ſchaffen. Konnte doch Friedrich an d'Alembert ſchreiben: „Schuſter und Schneider ſind in dieſem Lande geſuchte Virtuoſen, weil es keine gibt.“ Fürs erſte mußte für die unentbehrlichſten Handwerksbetriebe geſorgt werden. Daneben nahm der König ſich der Förderung des alten Braugewerbes der Städte an und ließ das Brauen auf den Ämtern einſtellen, wenn auch die Pächter darüber „ſchrieen“. Um den Obſtbau zu heben, wurden Pfälzer ins Land gezogen.

Das bedeutſamſte Werk zur Hebung von Handel und Wandel in Weſtpreußen war der Bau des Bromberger Kanals. Den Gedanken dazu ſprach der König bereits am 26. Februar 1772, alſo unmittelbar nach dem Teilungsvertrage, gegen Domhardt aus. Sein Plan war, durch eine Verbindung von Weichſel und Netze und durch Schiffbarmachung der Nogat den Danziger Handel nach Elbing und Bromberg zu leiten. Noch in demſelben Jahre wurde mit dem Bau des Kanals zwiſchen Brahe und Netze, Bromberg und Nakel begonnen. Brenckenhoff berechnete die Anlagekoſten. Gegen 6000 Arbeiter aus Sachſen, Anhalt, Thüringen und Böhmen wurden Tag und Nacht beſchäftigt, und ſchon in 16 Monaten konnte das großartige Unternehmen vorläufig abgeſchloſſen werden; im Jahre 1775 fuhren bereits 222 Schiffe und 1151 Flöße durch den Kanal. Im ganzen wandte der König 640 000 Taler an den Bau. Die Arbeiten an der Montauer Spitze hatten den Erfolg, daß die Nogat, die bis dahin nur halb ſo ſtark wie die Weichſel war, waſſerreicher wurde als der Hauptſtrom. Wenige Jahre ſpäter wurde dann noch zwiſchen der Nogat und Elbing (Bild 244) der anderthalb Meilen lange Kraffuhlkanal gebaut.

Ein Schachzug zur Lahmlegung des Handels von Danzig war auch die vorübergehende Beſetzung der Vororte dieſes alten Emporiums der Hanſa, auf die der König als zur Abtei Oliva gehörig oder als im Pachtverhältnis zu dieſer ſtehend Anſpruch erhob, ſo vor allem die Beſetzung des Hafens Neufahrwaſſer nebſt der Weſterplatte. Es wurde eine Lizentkammer eingerichtet, die mit Energie Hafengefälle erhob. Ein Handelsvertrag mit Polen

244. Ansicht von Elbing

Nach einem Stich von G. Bodenehr

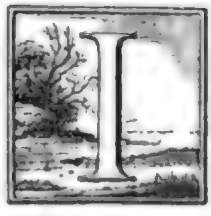
war ebenfalls ersonnen, um Danzig Schaden zu bringen. Wie dies zum Vorteil von Elbing geschah, so sollte durch Aufhebung der Zollfreiheit der Bürger von Thorn auf der Weichsel Bromberg gehoben werden. In Bromberg ließ der König außerdem vier große Märkte einrichten. In der Tat erreichte er sein Ziel im wesentlichen; denn jetzt übernahm Elbing die Einfuhr der Waren ins westpreußische Hinterland, und auch Danzigs Ausfuhr ging zurück; nur der alte Kornhandel behauptete sich dort noch leidlich, aber es zeigte sich allmählich, daß der Anfall der schönen Stadt an Preußen nur noch eine Frage der Zeit sein konnte. Schon jetzt erhoben sich viele Stimmen in Danzig dafür, eine große Auswanderung von Danzigern nach Preußen begann, und nur die Verwendung Rußlands rettete die altberühmte Handelsstadt vor gänzlichem Ruin.

Am segensreichsten erwies sich die Erziehungsarbeit Friedrichs in Westpreußen durch Schaffung eines geordneten Rechtswesens und durch Begründung von Schulen. Es war eine unermeßliche Wohltat für die unglücklichen Bewohner dieser Gegenden, als mit einem Schlage mit dem bisherigen völlig rechtlosen Zustande aufgeräumt und das Gerichtswesen nach dem Muster der alten Provinzen organisiert wurde. Berufungsinstanzen wurden in dem Oberhofgericht zu Marienwerder und dem Hofgericht zu Bromberg gebildet, die selbstverständlich dem Berliner Obertribunal untergeordnet wurden. Besonders fühlbar wurde der veränderte Rechtszustand für die Nichtkatholiken, die hier unter der Unduldsamkeit der Katholiken namenlos gelitten hatten. Den polnischen Edelleuten machte Friedrich den Vorwurf, daß sie das Volk absichtlich in Unwissenheit verkommen ließen; es gab geradezu nirgends Schulen. Friedrich stiftete nun einen Schulfonds, den er in Gütern anlegte. Zedlitz übernahm die Beschaffung des Lehrermaterials großenteils aus dem hallischen Waisenhause. Im dritten Jahrzehnte der preußischen Verwaltung bestanden in Westpreußen bereits 750 Landschulen: dies war aus dem Nichts geschaffen. Auch im Netzedistrikt

waren bis 1778 nicht weniger als 235 Lehrer angeſtellt. Von außerordentlichem Werte wurde gerade hier in Weſtpreußen die Beibehaltung der Jeſuiten, deren Kollegien in Gymnaſien verwandelt wurden.

So verdienſtvoll Domhardts Tätigkeit war, am meiſten hat doch Friedrich ſelbſt auch in Einzelheiten getan. Wie früher Schleſien, ſo wurde jetzt Weſtpreußen und das Bromberger Gebiet der Gegenſtand ſeiner ſpeziellſten Fürſorge. Im Juni jedes Jahres kam er hierher und ſchlug im Dorfe Mockrau bei Graudenz in einem einfachen, ſtrohgedeckten Fachwerkbau, den er als Quartier für ſich herrichten ließ, den Sitz ſeiner Regierung auf. Nur im Todesjahre vermochte er nicht mehr die Reiſe zu unternehmen, die ihm zur lieben Gewohnheit geworden war. Die unnachſichtliche Strenge, mit der er hinter dem Beamtentum her war, zeigte ſich hier beſonders. „Ihr ſeid Erzſchäckers, die das Brot nicht wert ſeind, das man Euch giebt, und verdienet alle weggejagt zu werden. Wartet nur, daß ich nach Preußen komme," ſchreibt er einmal. Ein ander Mal heißt es: „Das Kanaillenzeug in Marienwerder macht Anſchläge ſpitzbubenmäßig." Selbſt gegen Domhardt wurde er mehrmals maßlos heftig: „Was machen ſie denn dorten mit dem Remiſſionsfonds? Den haben ſie wohl verfreſſen und verſoffen?" Die Bewohner fühlten ſich wohl unter ſeinem Szepter; ein Vergleich mit dem noch beſtehen gebliebenen Polenreich zeigte ſofort, wie ſegensreich die deutſche Kultur wirkte. Zufrieden konnte Friedrich an Voltaire ſchreiben: „Es war nur gerecht, daß ein Land, das einen Kopernikus hervorgebracht hat, nicht länger in der Barbarei jeglicher Art verſumpfte, in welche die Tyrannei der Gewalthaber es verſenkt hatte." In ſeinem Spott über die eingebildete Weisheit der doktrinären Enzyklopädiſten gefiel er ſich, wenn er an d'Alembert von ſeinem Erziehungswerke ſchrieb: „Es wird dabei herauskommen, ſo viel wie kann, und man wird mir meinen guten Willen in Anrechnung bringen, etwa wie einem Schüler, der in Abweſenheit ſeiner Lehrer Lektionen erteilen will und, weil er ſie nicht recht begriffen hat, es verkehrt macht." Der große Praktiker fühlte wohl, daß es ihm keiner nachmachen konnte, und daß das, was er ſchuf, für Jahrhunderte geſchaffen war. Ja, er nannte ſich in ſtolzem Selbſtgefühl den Lykurg ſeines neuen Landes.

3. Erholungsſtunden.



In der ſchier unermeßlichen Fülle der Geſchäfte, die der alte König in ruheloſem Schaffensdrange ſich auflud, blieb nicht mehr ſo viel Zeit für die Künſte und Wiſſenſchaften, wie in den erſten hoffnungsfrohen Jahren, als der junge König das Steuer führte. Aber auch jetzt hat Friedrich den geliebten Muſen nicht durchaus entſagt, ſie trugen ihm den Sonnenſchein in ſein mühevolles, einſames Daſein. Er ſtellte ſich in den Dienſt ſeines Königsamtes im Sinne des von ihm niedergeſchriebenen Satzes: „Der Menſch muß arbeiten, wie der Ochs pflügen muß;" allein ganz konnte und wollte er doch nicht ſeine urſprüngliche Anlage verleugnen; als er aus dem Kriege heimkehrte, nahm er ſich gleich vor, die Studien wenigſtens als „Kinderſpielzeug" beizubehalten: „Mit ihnen will ich mich vergnügen, bis meine Lampe erliſcht."

Er hat nach dem Kriege nicht mehr komponiert und nur noch ſelten für die Akademie geſchrieben. Kaum je nahm er wie einſt an heiteren Feſttagen teil, und nichts war mehr von jenen übermütigen frohen Gaſtmählern zu ſpüren, die die erſten Jahre der Regierung des Königs verſchönt hatten. Die Soupers, die in den Tagen des jungen Königs den Gipfel-

245. **Ansicht von Sanssouci und Umgegend vom Brandenberge gesehen**
Nach einem Gemälde von F. S. Meyer, gestochen von A. L. Krüger

punkt des geſelligen Lebens bildeten, fanden überhaupt nicht mehr ſtatt, da Friedrich ſich im großen Kriege der Abendmahlzeit entwöhnt hatte. Auch der Sammeleifer dieſes glühenden Kunſtliebhabers ließ nach; insbeſondere in der Zeit, da er den Ruſſen Subſidien für den Kampf gegen die Türken zahlte, war er wenig zum Ankauf von neuen Gemälden geneigt. Hin und wieder entſchloß er ſich noch zu einer Vermehrung ſeiner Galerien; doch noch mehr verſchenkte er Gemälde, meiſtens Niederländer, ſo auch an die Kaiſerin Katharina einmal eine Kreuzabnahme von Adrian van der Werff. Immerhin ſtellt das, was Friedrich in der geringen Erholungszeit, die er ſich in der zweiten Hälfte ſeiner Regierung gönnte, getan und angeregt hat, ein ſolches Maß der Leiſtung dar, daß auch ein ſchaffenskräftiger Fürſt, der ausſchließlich den Muſen lebte, ihn darum beneiden könnte.

Am wenigſten nachgelaſſen hatte die alte Bauluſt des Königs (vergl. S. 220 ff). Wenn auch nicht der ſchönſte, ſo doch der prunkvollſte Bau ſeiner Regierung, das Neue Palais iſt ja in dieſer Zeit entſtanden (Bild 217). Sein Erbauer war vornehmlich Büring. War in dieſem Falle freilich die Politik ein treibendes Motiv, ſo fehlten ſolche Beweggründe bei zahlreichen anderen Bauten des Königs, ſo bei den Kommuns (Bild 246), die dem Neuen Palais gegenüber erſtanden. Beim Entwerfen der Pläne zu den Kommuns wich der Franzoſe Legeai in einigen Punkten von den Anordnungen Friedrichs ab und mußte deswegen aus dem preußiſchen Dienſt ſcheiden; es iſt für den Friedrich nach dem Siebenjährigen Kriege bezeichnend, daß bei ihm jetzt noch viel mehr als früher die Neigung hervortrat, die Künſtler in ihrem freien Schaffen zu beengen. Ein ſtattlicher Bau, der nach dem großen Kriege vollendet wurde, war das Palais des Prinzen Heinrich (Bild 247), auch für eine glänzende innere Einrichtung dieſes heute bekanntlich als Univerſitätsgebäude dienenden Baues ſorgte der König. In Berlin erwuchs 1775 die Bibliothek (Bild 248) nach dem Muſter eines Entwurfes für die kaiſerliche Burg in Wien von dem großen Wiener Architekten J. B. Fiſcher. Der Hauptbaumeiſter Friedrichs in dieſer Periode war Gontard, der aus dem Dienſte der ſchönheitsfrohen Schweſter des Königs, der Markgräfin Wilhelmine, an den preußiſchen Hof gezogen wurde. Er ſchuf die beiden Türme auf dem Gensdarmenmarkt zu Berlin, die gleichſam Theaterdekorationen, aber von unleugbarer Schönheit ſind und noch heute eine Hauptzierde Berlins bilden. Gontard war vom Könige angewieſen worden, nach dem Muſter der beiden Kuppelkirchen auf der Piazza del Popolo zu Rom zu bauen, ging aber über dieſe Vorbilder hinaus und bewies dabei eine große Kennerſchaft; freilich ſtürzte der eine Turm eines Tages zuſammen (Bild 250) und mußte von Grund aus neu gebaut werden. Als Friedrich die Meldung von dem Vorfall erhielt, war ſeine einzige Frage, ob Menſchen verunglückt wären. Da dies verneint wurde, wandte er ſich um und ſagte „bon“; er dachte nicht daran, Gontard zur Rechenſchaft zu ziehen; im Volke diente die Begebenheit aber dazu, um den Haß gegen die Franzoſen, die „mit Pfefferkuchen, ſtatt mit Steinen bauten,“ noch zu vermehren. Gontard baute ferner die charakteriſtiſchen Kolonnaden an der Spittelbrücke und an der Königsbrücke; auch eins der erſten Bauwerke, das Friedrich nach dem Kriege aufführen ließ, der dem Gedächtnis der Markgräfin von Baireuth gewidmete Freundſchaftstempel, ein kleiner offener Rundbau mit gekuppelten Säulen im Garten von Sansſouci, der mit der Statue Wilhelmines und mit den Reliefbildern berühmter Freundſchaftspaare des Altertums geſchmückt wurde, verdankt Gontard ſeine Entſtehung. Sein Schüler Unger leitete neben dem Bau der Bibliothek zu Berlin den Bau des Brandenburger Tores zu Potsdam und des Belvederes, jenes maleriſchen Baues, von dem aus ſich die Potsdamer Bauſchöpfungen des Königs am beſten überſehen laſſen. Hatte der König erſt beſonders nach den Werken Palladios bauen laſſen, ſo bevorzugte er ſpäter die Engländer Inigo Jones und William Kent. Mit einer gewiſſen Unruhe hat er das Äußere ſeiner Hauptſtädte zu verſchönern geſucht. Die Neigung für eine dekorative Wirkung ohne innere Begründung führte vielfach zu Spielereien und Geſchmacksverirrungen, aber auch manches Gute wurde geleiſtet. So zeichneten ſich viele Privatbauten, die auf Anregung des Königs nach den Muſtern in den Werken jener berühmten Baumeiſter entſtanden, in

Nach einem Stich von Schlenen. 177

Beilage zu v. Petersdorff, „Friedrich der Große"

Digitized by Google

246. Die Weltausstellung 1862 in London
Gemalt von Crick, gestochen von W. Good

Digitized by Google

247. **Palais des Prinzen Heinrich in Berlin**
Nach einem zeitgenössischen Stich

der Breiten- und in der Leipziger Straße, Unter den Linden, am Gensdarmenmarkt durch schöne Proportionen, eindrucksvolle Portale und kräftige Profile aus. Andere Bürgerhäuser waren lediglich Miniaturpaläste. Auch in Breslau verdankten einige Monumentalbauten dem Könige ihre Entstehung, so das mit großen Kosten 1770—1776 aufgeführte Friedrichstor (Bild 249). Der schlimmste Mißstand bei diesen Bauten war der Mangel an Solidität; die Türme am Gensdarmenmarkt sind das geschichtliche Beispiel dafür. An den Fassaden der Privathäuser traten Putz, Stuck und Gips noch mehr als bei den Monumentalbauten an die Stelle des Sandsteins, und diese Materialien waren noch dazu meist von schlechter Beschaffenheit. Auch hier zeigt sich die Einwirkung Friedrichs auf sein Volk: die Neigung für Surrogate in der Architektur und für unsolide Bauart überhaupt, die die Berliner lange auszeichnete, ist durch Friedrich geradezu großgezogen worden. Das treibende Motiv für den sparsamen König war dabei die Billigkeit; er sagte ausdrücklich: „Ich will nicht wie die Römer bauen, wenn es nur hält, so lange ich lebe."

Wichtiger für die Entwicklung der Kunst in Berlin als die Bauthätigkeit des Königs erwies sich die Organisation eines Bildhauerateliers durch ihn. Seine Stätte fand es in einem Gartenhause des Lustgartens am Berliner Schlosse; dort wurden von Sigisbert Michel die Statuen Schwerins und Winterfeldts für den Wilhelmsplatz geschaffen. Später kam der talentvolle Flamme Tassaert, der sich ganz die französische Grazie zu eigen gemacht hatte, als Bildhauer nach Berlin, dem der König die Schaffung von Denkmälern für Seydlitz, der 1773 jung gestorben war, und für den Feldmarschall Keith auftrug. Hierbei kam es noch im März 1786 zu einem interessanten Meinungsaustausch zwischen Friedrich und dem Künstler. Friedrich wollte den Feldmarschall ohne Hut dargestellt haben. Dagegen erhob Tassaert Bedenken, denen der König nachgab, ein Beweis dafür, daß er zuweilen auch in künstlerischen Dingen Widerspruch vertragen konnte. Allerdings zeigte Tassaert in den monumentalen Bildwerken nicht allzu großes Können. Doch erhielten in seinem Atelier einige Bildhauer ihre Schulung, die für die Berliner und deutsche Kunst von Bedeutung werden sollten. Vor allem bildete sich dort der junge Gottfried Schadow aus, der Schöpfer des besten Fußstandbildes Friedrichs (Bild 251), das am 10. Oktober 1793 in Stettin als erstes öffentliches Monument des Königs enthüllt wurde, und auch der Schöpfer der Denkmäler des alten Zieten und des alten Dessauers.

Auch wie vor unterstützte Friedrich die italienische Oper. Aber er hatte dafür nicht mehr so viel Geldmittel übrig als vordem. Der Landgräfin Caroline von Hessen-Darmstadt gestand er wehmütig: „Sieben Jahre hintereinander haben die Oesterreicher, Russen

Digitized by Google

Die Königliche Bibliothec in Berlin

248. Nach einem zeitgenössischen Stich

und Franzosen mich so viel tanzen lassen, daß ich den Geschmack am Tanze auf dem Theater etwas verloren habe, oder wenigstens, daß ich den Kostenaufwand dafür jetzt beschränken muß." In dem Interesse an der italienischen Musik fand er sich mit der Kurfürstin-Witwe von Sachsen, Maria Antonia, zusammen. Die Erörterungen darüber nehmen in dem reichen Briefwechsel mit ihr einen breiten Raum ein. Seit 1756 war in seine Kapelle auch der junge Fasch, der Begründer der Berliner Singakademie, getreten. Die Flötenspieler klagten über die große Sparsamkeit ihres Gebieters nach dem Siebenjährigen Kriege. Noch immer verstand Friedrich sein Instrument gut zu handhaben, freilich war sein Atem bisweilen unzulänglich und das Allegro klang etwas matt. Als sein Lehrer Quantz am 12. Juli 1773 starb, hat Friedrich noch einmal die Kompositionsfeder in Bewegung gesetzt, um das letzte unvollendet gebliebene Konzert des Meisters zu beendigen: Dem großen Virtuosen ließ er auf dem Potsdamer Kirchhof ein Denkmal setzen. Aus dem bayerischen Erbfolgekriege heimkehrend, sah er sich gezwungen, alle seine Flöten beiseite zu legen, weil seine gichtischen Finger ihm es unmöglich machten, sich dieser lieben Zerstreuung noch ferner hinzugeben. Wehmütig klagte er da Franz Benda: „Mein lieber Benda, ich habe meinen besten Freund verloren."

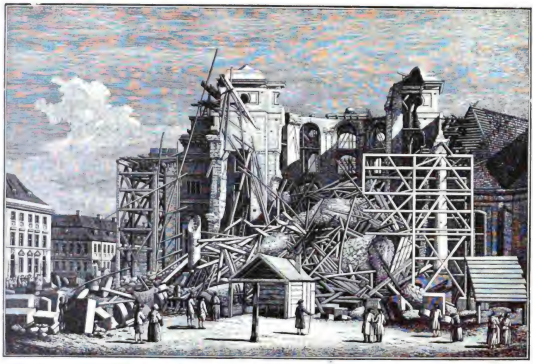
Im Verwandtenkreise wandte sich seine Aufmerksamkeit allmählich immer mehr der Jugend zu. Große Hoffnungen erweckte in ihm der zweite Sohn seines ältesten Bruders, der jüngere Prinz Heinrich. Als der Prinz am 26. Mai 1767 durch einen frühen Tod dahingerafft wurde, äußerte sich sein Schmerz so heftig, wie nur bei dem Verluste seiner nächsten Vertrauten. „Diese Nachricht hat mich wie ein Blitzstrahl getroffen," schrieb er an seinen Bruder Heinrich, „ich habe dies Kind wie meinen eigenen Sohn geliebt." Und der Königin von Schweden klagte er ähnlich: „Ich glaube nicht, daß einem Vater der Verlust seines einzigen Sohnes näher geht, als ich den Tod dieses Kindes empfinde. Er war das Bild seines Vaters, er besaß alle guten Eigenschaften desselben, ohne seine Fehler zu haben." Auch eine poetische Totenklage hat er dem Frühverblichenen gewidmet, des-

249. Das Friedrichstor in Breslau

Nach einem Entwurfe von C. Schwindt, lithographiert von C. Krone

gleichen eine Lobrede für die Akademie. Weniger sagte ihm der ältere Bruder dieses Neffen zu, der künftige Thronfolger Prinz Friedrich Wilhelm (Bild 252), auf dessen beiden Augen nach dem Tode des jüngeren Heinrich die Zukunft des hohenzollernschen Königshauses stand. Der hatte gerade die Schwäche seines Vaters geerbt; sehr jung im Jahre 1765 an die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig verheiratet, von der er eine Tochter hatte, bewahrte er keineswegs die eheliche Treue. Friedrich hat das Verhältnis selbst in seiner Geschichte der Zeit kurz und deutlich skizziert. „Der Gatte, jung und ohne Sitten, ließ sich fast jeden Tag eine Untreue zu schulden kommen. Die Prinzessin, welche sich in der Blüte ihrer Schönheit befand, empörte diese Geringschätzung ihrer Reize. Bald überließ sie sich Ausschweifungen, welche denen ihres Gemahls wenig nachgaben." Infolgedessen sah sich der König zu einem entschiedenen Schritte veranlaßt. Er trennte die Ehe kurzerhand im Jahre 1769, setzte der Prinzessin ein Jahrgehalt von 6000 Talern aus und wies ihr Stettin als Wohnsitz an, wo sie noch bis zum Jahre 1840 gelebt hat. Der Prinz selbst wurde nun am 14. Juli 1769 mit einer Tochter der Landgräfin Caroline von Hessen-Darmstadt, der Prinzessin Friederike Luise, vermählt, die am 3. August 1770 einen Thronerben gebar. Neben der mächtigen körperlichen Größe des Prinzen Friedrich Wilhelm kam sich der König, wie er schrieb, wie „ein Pygmäe" vor. Zur Zeit des bayerischen Erbfolgekriegs schien der Thronfolger sich ihm zu seinem Vorteil verändert zu haben. Um so stärker brach die Sorge in späteren Jahren von neuem durch. Bessere er sich nicht, schrieb Friedrich in einer testamentarischen Aufzeichnung von 1782, so könne es dahin kommen, daß der Kaiser von Österreich völlig triumphiere: „Dann wird nach dreißig Jahren weder von Preußen noch vom Hause Brandenburg die Rede sein." Ähnlich äußerte sich seine Besorgnis noch einmal im Jahre 1784. Er sah ein schrankenloses Weiberregiment kommen, und fast noch schlimmer schien ihm die verschwenderische, einer geregelten Ökonomie fremde Ader Prinz Friedrich Wilhelms.

Mehr Freude erlebte er an zwei Nichten. Die eine war die Tochter seiner Schwester Wilhelmine, Elisabeth Friederike Sophie von Württemberg, die Gemahlin des reichbegabten, aber wüsten Herzogs Karl Eugen. In ihr fand er das Bild seiner unvergeß-



250. Der eingestürzte Gontardsche Turm auf dem Gendarmenmarkt zu Berlin
Nach einem zeitgenössischen Bild

lichen Schweſter wieder. Die von ihrem Gemahl getrennt lebende Herzogin, deren der König ſich ſchon früher gegen ihren ſo wenig nach den ihm von Friedrich gegebenen Lehren lebenden Gemahl energiſch angenommen hatte, mußte ihn längere Zeit in Sansſouci beſuchen. Die zweite junge Prinzeſſin, der er ein ungewöhnliches Intereſſe zuwandte, war die geiſtreiche Tochter ſeines Bruders Wilhelm, die an den ſpäteren Statthalter der Niederlande verheiratete Prinzeſſin Wilhelmine, an der er mit hohem Vergnügen literariſches Talent entdeckte. Nach ihrer 1767 feſtlich begangenen Vermählung beſuchte er ſie im Jahre 1768 auf Schloß Loo und unterhielt ſeitdem mit ihr einen überaus regen Briefwechſel, der großenteils von hochpolitiſchem Intereſſe iſt. Ein reiches Kapitel in ſeinem Verwandtſchaftsleben bildete noch immer die Pflege der Beziehungen zu ſeiner Schweſter Ulrike. Gern hätte er die Königin einmal in Schweden beſucht; als er in Kolberg bei ſeiner erſten Beſichtigungsreiſe nach dem Kriege die See ſah, berechnete er die Dauer der Überfahrt, um ſich dann zu ſagen, daß es nicht ginge, da er die Galeere rudern müſſe, „an die mich mein Schickſal gefeſſelt hat“. Preußens Intereſſe gebot es, Schweden nicht erſtarken zu laſſen, ebenſo wie Rußland dies Intereſſe hatte; daher kam es dem Könige garnicht gelegen, daß ſein im Jahre 1771 auf den ſchwediſchen Thron gelangter Neffe Guſtav III. durch den Staatsſtreich vom 19. Auguſt 1772 die ariſtokratiſche Verfaſſung des Landes abſchaffte. Er machte ſeiner Schweſter Ulrike harte Vorhaltungen über die umwälzenden Maßregeln ihres Sohnes und brach den vertraulichen Briefwechſel mit Guſtav ab, jedoch gelang es ihm, Rußland von einem Einſchreiten in Schweden abzubringen. Als ſich ſpäter der Sohn mit ſeiner Mutter überwarf, da hat ſich der König ſeiner Schweſter in der entſchiedenſten Weiſe angenommen und durchgeſetzt, daß Ulrike ihren Wünſchen gemäß unangefochten in Schweden bleiben durfte. Der Zwiſt zwiſchen Mutter und Sohn ging ihm äußerſt nahe; mit beweglichen Worten mahnte er ſeinen Neffen aus Schönwalde am 18. Mai 1778, den üblen Eindruck zu vermeiden, den eine harte Behandlung der Mutter durch ihren Sohn in Europa machen würde: „Ich geſtehe Euerer Majeſtät, daß mein Herz blutet über alles das, was ich ſoeben gehört habe.“ Sein Vertreter in Schweden, Anaſtaſius Ludwig Mencken, der Großvater Bismarcks, erhielt den Auftrag, nach Möglichkeit beſänftigend auf die Königin-Witwe einzuwirken, und mit den Jahren gelang es denn auch, ein leidliches Verhältnis zwiſchen Mutter und Sohn herzuſtellen. Eine Dichtung Voltaires zitierend, ſagte Friedrich ſich dabei: „Wenn auch nicht alles gut iſt, ſo geht es doch erträglich und damit muß man ſich begnügen in dieſer miſerablen Welt, wo es vollkommenes Glück für uns nicht gibt.“ Kaum war jene leidliche Ausſöhnung geſchaffen worden, da ſtarb Königin Ulrike am 16. Juli 1782. Es war abermals ein ſchmerzlicher Schlag, der den König traf.

Hatte er ſchon in den erſten Jahren ſeiner Regierung wichtige Heiratsverbindungen zuſtande gebracht, ſo war er auch in der ſpäteren Zeit mehrmals der Vermittler ſolcher Allianzen. Als die von ihm nach Rußland verheiratete Zarin Katharina für ihren Sohn Paul eine Gemahlin wünſchte, fiel ſeine Wahl wieder, wie bei der Vermählung des Prinzen von Preußen, auf eine Tochter der Landgräfin Caroline von Heſſen-Darmſtadt, von der er annehmen durfte, daß ſie die verehrungsvolle Geſinnung der Mutter für ihn geerbt haben würde. Die Vermählung kam, nachdem die Prinzeſſin zur griechiſchen Kirche übergetreten war, zuſtande; doch ſtarb die junge Großfürſtin ſehr bald, und nun brachte der König abermals eine Vermählung des ruſſiſchen Thronfolgers mit einer deutſchen Prinzeſſin zuwege. Diesmal war es eine Tochter des kinderreichen Prinzen Friedrich Eugen von Württemberg, eines ihm mit beſonderer Treue ergebenen Generals, die nachmalige Zarin Maria Feodorowna, die Mutter Alexanders I. und Nikolaus I.

Mit der Mutter der beiden darmſtädtiſchen Prinzeſſinnen, denen er zu ſo glänzenden Heiraten verhalf, unterhielt er einen angeregten Briefwechſel. Sie ſchwärmte Friedrich an, nannte ihn „den größten der Sterblichen“, den ſie „anbete“ und deſſen „Wünſche“ für ſie „Geſetz“ wären. Friedrich hat der „großen Landgräfin“ (Bild 254) ſpäter im Schloßgarten zu Darmſtadt ein Grabdenkmal errichtet. Inhaltreicher war der Briefwechſel,

251. Das erste Friedrichdenkmal
Radierung von J. H. Schönau, aufgestellt in Gotha 1793
Nach von Daniel Berger

den er mit einer anderen fürstlichen Frau führte, jener geistreichen Herzogin Luise Dorothee von Gotha (Bild 154), die ihm während des großen Krieges so behilflich zu sein suchte. Friedrich nannte sie eine „Zierde Deutschlands". Als sie im Oktober 1767 bereits starb, blieb ihm von fürstlichen Frauen, mit denen er im Gedankenaustausch lebte, noch die Kurfürstinwitwe Maria Antonia (Bild 255), die ihm seine Freundschaft Sachsen gegenüber bei der Regelung der polnischen Frage bald wieder verziehen hatte. Seine Frau außer einigen Verwandten ist so vieler Briefe von Friedrich gewürdigt worden wie die „diva Antonia". Es gewährte ihm Genuß, mit der philosophisch und musikalisch gebildeten Fürstin zu plaudern. In den Briefen an sie beschäftigt er sich mit den alltäglichen Dingen ebenso wie mit den tiefsten Fragen des Menschenlebens. Bald spricht er über spleenige Engländer, über die Bäder von Aachen, über die Erfindung der Harmonika, bald begeistert er sich für den „tugendhaftesten aller Sterblichen", den Stoiker auf dem Throne Mark

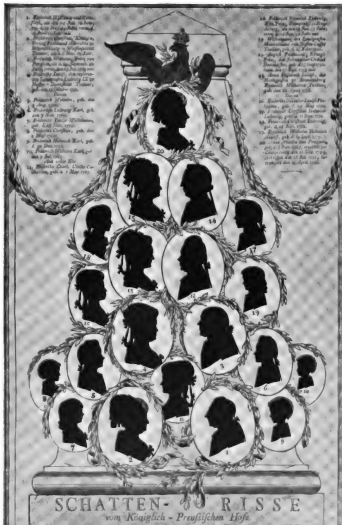
287. Friedrich Wilhelm, Prinz von Preußen
Nach einem Stich von P. Nic. Tardieu

Aurel, den er selbst durch die Tat so weit hinter sich gelassen hat, und ergeht sich in philosophischen Betrachtungen über die Grenzen der Menschheit. Oft schlägt er ihr gegenüber einen düsteren und resignierten Ton an. Dann sucht ihn Antonie wieder aufzurichten. Als er auch ihr gegenüber einmal sein altes Bild von den willenlosen Marionetten anwendet, die die Menschen in der Hand der Vorsehung darstellen, da findet sie das glückliche Wort: „Erlauben Sie mir etwas an einem System zu zweifeln, das Ihre Taten so widerlegt haben." „Die Könige und die Völker sind Ihre Schüler geworden", ruft sie ihm begeistert zu. „Dann und wann, in großen Zeitenräumen steigt aus der Menge ein Adler empor, schwebt über den Häuptern und wagt der Sonne Stillstand zu gebieten. Von diesen Adlern, Sire, kenne ich einen, der sich über alle anderen emporgeschwungen hat."

Zu der Reihe geistig hochstehender Frauen, die Friedrich für wert des schriftlichen Verkehrs hielt, gehört auch jene polnische Gräfin Sforzewska, die bei Nacht und Nebel über die polnische Grenze eilte und die preußischen Behörden veranlaßte, auch ihre Güter für den König zu annektieren, weil sie die Untertanin bes von ihr bewunderten Monarchen sein wollte. Die gelehrte Frau schien Friedrich gleichsam ein Phänomen wegen ihrer ausgebreiteten Kenntnisse zu sein.

Trotz aller Zwischenfälle kam der Briefwechsel mit Voltaire wieder in Fluß; der König konnte nicht von ihm lassen. Noch 1777, ein Jahr vor dem Tode Voltaires, schrieb Friedrich an d'Alembert: „Ich richte jeden Morgen mein Gebet an ihn: göttlicher Voltaire, bitte für uns!" Wie gegen d'Alembert hatte er gegen ihn oft seine Mißnahmen zu verteidigen, die er als Realpolitiker für nötig hielt. Die größte Meinungsverschiedenheit ergab sich zwischen ihnen bei der Frage wegen der sittlichen Berechtigung des Krieges. Schon öfter hatte Friedrich sich bemüßigt gefunden, dem Doktrinär auseinanderzusetzen, daß der Krieg eine der „Ingredienzien" sei, welche „notwendig zu der Mischung dieser unglücklichen Welt gehören". Die Bekämpfung des Krieges schien ihm auf naturlandosiren Kosmopolitismus hinauszulaufen, und deswegen rief sie in ihm warme patriotische Entrüstung hervor. Da geriet eines Tages ein Aufsatz Voltaires über das Thema in seine Hände, wo die kriegführenden Fürsten mit Räuberhauptmännern auf eine Stufe gestellt wurden. „Ich habe den Artikel Krieg gelesen," schrieb der König da, „und ich habe gekreischt;" derjenigen schmälende Beiwörter, die man nur den niedrigsten Verbrechern gibt, verteilte er sich. Voltaire beeilte sich darauf, einzulenken. Bald erlebte der König die Genugtuung, den Patriarchen von Ferney selbst darauf zu ertappen, wie er Europa zum Kampfe für die Griechen aufzureizen suchte; er schiene selbst den Titel eines Räuberhauptmannes verdienen zu wollen, hielt er ihm mit beißendem Spott vor. Es war offenbar ein ehrliches Geständnis, das der für die harte Welt der Realitäten nicht geschaffene nephilophelische Friedensanwalt dem Könige ablegte: er liebe das Heldenhandwerk nicht, ja er hasse es, aber er empfinde zugleich ehrfurchtsvolle Scheu vor den Helden: und er verstand es auch noch in diesen späten

Digitized by Google



253. **Die königliche Familie. 1784**
Nach einer Zeichnung von J. L. Hat

Caroline pr. de Hesse
née Princesse Palatine

254. **Caroline von Hessen, „die große Landgräfin"**
Nach einem Gemälde von J. H. Fiorini, gestochen von J. Frelling

Jahren seinem alten Gönner wirkungsvoll zu schmeicheln, wenn er von einem rückkehrenden Besucher des Königs zu erzählen wußte:

Monsieur Guibert est véridique,
Il dit qu'il a la dame vos yeux
Toute votre histoire héroique.

Friedrich vergalt es ihm mit gleicher Münze: „Bleiben Sie lange jung, hassen Sie mich noch lange, vereinfet die armen Militärs, verfluche die, welche ihr Vaterland verteidigen, ich wisset, daß dies mich nicht hindern wird, Sie zu lieben."

Einen eigenen Reiz gewährt die Tatsache, daß derselbe Friedrich, der bis zuletzt den Geistesbund mit Voltaire bewahrte, dem Manne, dessen ganze Geistesanlage so grundverschieden von der Voltaires und des Königs war und zu dem Voltaire in schärfsem Gegensatze stand, ja den Voltaire geringschätzte, Jean Jacques Rousseau (Bild 257), eine Zuflucht vor seinen Verfolgern gewährt hat. Es war peinlich für den Naturphilosophen, als er sich im Juli 1762 dazu gedrängt sah, den Statthalter von Neuenburg, Friedrich Ferand Lord Marschal, um seinen und des Königs Schutz anzugehen: denn er hatte mehrere beleidigende Ausfälle gegen Friedrich auf dem Gewissen. In der Not bekannt er sich, daß er dem Könige doch wohl unrecht getan hätte, und trat mit einem Schreiben vor ihn, dessen zudringliche und freche Sprache nur dürftig die verzweifelte Lage des „Bürgers von Genf" verhüllte: „Sire, ich habe viel Übles von Ihnen geredet und werde es vielleicht auch ferner tun. Ich habe von Ihnen keinerlei Gnade verdient und verlange keine, allein ich glaubte Euerer Majestät erklären zu sollen, daß ich in Ihrer Macht sei." George Keith befürwortete Rousseaus Gesuch. Friedrich, der Rousseaus Emile kannte und gelegentlich der Herzogin von Gotha unverhohlen gesagt hatte, daß er nicht viel davon hielte, wie er überhaupt geneigt war, die neuere französische Literatur geringschätzig zu beurteilen, beeilte sich doch, obwohl er gerade in jenen Tagen mehr als gewöhnlich durch den Gang der großen Politik beschäftigt war, dem Lord Marschal seine Freude über seine Fürsprache auszudrücken: „Man muß dem Unglücklichen zu Hilfe kommen, der nur darin fehlt, daß er abjonderliche Ansichten hat, an deren Richtigkeit er aber glaubt. Ich erkenne, daß meine Ideen von den seinigen so verschieden sind, wie das Endliche vom Unendlichen; er würde mich nie überreden, Gras zu weiden und auf allen Vieren zu gehen." Er wies Geld und Naturalien für den Verfolgten an. Mit jener göttlichen Naivität, die von der Unverschämtheit nicht zu unterscheiden ist, fühlte sich Rousseau nunmehr berechtigt, dem Könige den Rat zu geben, Frieden zu schließen: „Entfernen Sie aus meinen Augen jenes Schwert, das mich blendet und verletzt."

Digitized by Google

255. **Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen**

Nach einem Lebensportrait gestochen von G. Canale 1764

Friedrich fand an dieser Großsprecherei Ergötzen; er schrieb an Lord Marischal über den „philosophischen Wilden" gelassen: „Er will, daß ich Frieden mache: der gute Mann weiß nicht, wie schwer er zu erlangen ist, und wenn er die Politiker kennen würde, mit denen ich zu tun habe, würde er finden, daß mit ihnen noch viel schwerer auszukommen ist, als mit den Philosophen, mit denen er sich überworfen hat." Andererseits geißelt ihn auch die Uneigennützigkeit, die Rousseau bewies. Vier Jahre später hatte auch Rousseau gelernt, sich in einem abermaligen Briefe an den König passender auszudrücken.

Es war Friedrich vergönnt, mit dem Manne, den er sich in der Zeit nach dem großen Kriege am meisten anschloß, mit d'Alembert, auch am längsten in Gedankenaustausch zu stehen. Mit ihm stritt er nicht nur über die Berechtigung des Krieges und über die Duldung der Jesuiten, ihm gegenüber machte er auch am wenigsten Hehl aus seiner Verachtung der menschlichen Rasse, und ihm gestand er gleich nach dem Friedensschluß, daß er alle Triumphe des Siebenjährigen Krieges hingeben würde, wenn er auch nur einen

Digitized by Google

256. **Voltaire**

Nach einem alten Stich

Akt der Athalie dichten ebenso wie Voltaire vor der rung: „Ich halte die Auflich. Wer den Fanatismus grausamste und blutdürstigste Unfug des Mönchswesens, der Bevölkerungszunahme Stimme erhebt, der leistet einen Dienst.“ Gelegentlich sophen haben den „Charlajetzt erst Scharmützel geliewäre, wollte er wie ein Papsttums angreifen, deren neue Köpfe zeugten; diese kräftigen Händen geführt die Gicht. Aber mit der doch nicht getan, man müßte terstärke zu entwickeln suchen, und Todesfurcht immer nichte machen sollten; wenn könnte. Er warnte ihn Überschätzung der Aufklärung für gut und nütz- bekämpft, der entwaffnet das Ungeheuer, wer gegen den gegen diese naturwidrigen, hinderlichen Gelübde seine wirklich seinem Vaterlande schreibt er auch: Die Philotans des Aberglaubens“ bis fert; wenn er noch jung Herkules diese Hydra des konzentrierte Laster immer Waffen wollten indes von sein, und die seinigen hätten bloßen Aufklärung sei es auch Tapferkeit und Charakwenn nicht die Weichlichkeit wieder alle Aufklärung zu man heute einen Staat mit einer Vernunftreligion gründete, so würde in einem halben Jahrhundert ein ganz neuer Götzendienst aufleben. „Bei meiner Geburt“, schrieb er 1780 an d'Alembert, „fand ich die Welt dem Aberglauben ergeben; bei meinem Tode werde ich sie ebenso zurücklassen. Das Volk verschluckt ein Dutzend Glaubensartikel wie Pillen und nimmt es damit nicht so schwer.“ Ja er nimmt die Moral des Christentums eifrig in Schutz gegen ihn: „Es ist gesagt im Evangelium: ‚Füget dem nächsten nicht zu, was ihr nicht wollt, daß es euch geschehe‘. Nun, diese Lehre ist der Inbegriff aller Moral; es ist also lächerlich und eine arge Übertreibung, so weit zu gehen und zu behaupten, daß diese Religion nur Verbrecher macht. Man darf niemals das Gesetz und den Mißbrauch vermengen.“ Das andere Haupt der Enzyklopädisten, Diderot, behagte dem Könige weniger als d'Alembert. Auch hierin schloß er sich Voltaire an. Ihm mißfielen die demagogischen Allüren Diderots; er fand, ein Philosoph müsse bescheidener auftreten, und gestand d'Alembert, daß er die Lektüre der Schriften Diderots nicht ausstehen könnte, obwohl er doch gewiß ein unerschrockener Leser sei: „Es herrscht darin ein suffisanter Ton und eine Anmaßung, gegen die sich mein Freiheitssinn empört.“

Mit d'Alembert beriet Friedrich sich unausgesetzt brieflich über die Gestaltung seiner Akademie, deren stellvertretender Präsident für den französischen Gelehrten, den heimlichen Präsidenten dieser wissenschaftlichen Körperschaft, der König selbst war. Er hätte es in der Hand gehabt, einen bedeutenderen Gelehrten, als d'Alembert es war, an ihre Spitze zu stellen, den schweizer Mathematiker Euler, der schon der Akademie angehörte; daran hinderte ihn jedoch seine Vorliebe für das Franzosentum. Friedrichs Bestreben ging überhaupt nach wie vor darauf aus, das Deutschtum in der Akademie niederzuhalten, obwohl es sich jetzt gerade lebhafter zu regen begann. Während des Krieges hatte die Akademie drei deutsche Mitglieder aufgenommen, darunter Lessing; dies verstimmte den König, der sich seine Meinung über Lessing nach der Schilderung Voltaires gebildet hatte, und Voltaire haßte Lessing seit jenem Prozesse mit Abraham Hirschel (vergl. S. 244). So wurde Voltaire für Friedrich wieder einmal insofern verhängnisvoll, als sein Schatten sich zwischen den König und jenen deutschen Dichter stellte, der Friedrichs Geist in Lebhaftigkeit, Freundschaftsbedürfnis, Kampfesfreudigkeit, Lebenslust und Freigeisterei, vor allem aber in der Klarheit des Stils am verwandtesten war. Seit Lessings Wahl wurde das Vorschlagsrecht der Akademie ziemlich illusorisch; Deutsche wurden so gut wie garnicht mehr aufgenommen;

257. Jean Jacques Rouſſeau

Nach einem Kupferſtich von J. B. Michel. 1761

Friedrich verhinderte ſogar Gellerts Ernennung zum Mitgliede der Körperſchaft, obwohl er für dieſen ſeinerzeit etwas übrig gehabt hatte. Noch viel weniger ſollte ein Jude Platz in dieſer erlauchten Geſellſchaft haben; darum wurde Moſes Mendelsſohns Name geſtrichen. Im Jahre 1765 regte Friedrich Nicolai (Bild 258) an, Winckelmann zum Bibliothekar des Königs zu ernennen, nachdem Leſſings Ernennung abgelehnt war; und Winckelmann war mit Freuden bereit dazu. Trotzdem er empfinden mußte, welch eine Kluft der Anſchauungen in künſtleriſchen Dingen zwiſchen ihm und dem Könige beſtand, und obwohl er ſich auch gelegentlich zu Worten heftigen Unmutes über den König veranlaßt geſehen hatte, war er doch zu ſehr begeiſterter Verehrer Friedrichs, als daß er ſich dieſem Gedanken entziehen mochte. Aber an der Gehaltsfrage ſcheiterte die Angelegenheit. Der große Kunſtgelehrte forderte die verhältnismäßig höchſt beſcheidene Summe von 2000 Talern, was Friedrich mit den für die deutſche Empfindung ſchmerzlichen Worten zurückwies: „Für einen Deutſchen ſind 1000 Taler genug.“ So zerſchlug ſich dieſe Sache zum Glück für Winckelmann, der bei der Eigenart des Königs als deſſen Bibliothekar in ſeinem Selbſt verkümmert worden wäre. Durch dieſe Abſchließung vom Deutſchtum blieb die Akademie ein zur Verkümmerung verurteiltes Tropengewächs. Auch der ſtändige Sekretär der Akademie, der eitle Theologe Formey (Bild 259), der eine außerordentliche Fruchtbarkeit als Schriftſteller entwickelte, war zwar Berliner von Geburt, aber doch, als Mitglied der franzöſiſchen Kolonie der Hauptſtadt, franzöſiſchen Blutes und ſchrieb nur franzöſiſch. Nur einige deutſche Ausländer brachten friſches deutſches Blut hinein, ſo vor allem der Elſäſſer Heinrich Lambert, der letzte univerſale Mathematiker und Philoſoph des achtzehnten Jahrhunderts. Freilich wurde der König durch die perſönlichen Eigenſchaften dieſes genialen deutſchen Denkers in ſeinem abfälligen Urteil über die Gelehrten ſeiner Nation aufs neue beſtärkt. Denn Lambert, wie Winckelmann der Sohn eines kleinen Handwerkers, ließ es allzuſehr an Formen fehlen. „Wie ein Bär“ ſoll er ſich vor dem Könige benommen haben. Den verdienten Euler verlor die Akademie; er folgte einem Rufe nach Petersburg; ſein würdiger Nachfolger wurde Lagrange aus Turin. Die Akademie nahm immerhin bei der Fürſorge, die ihr Friedrich widmete, eine glänzende Stellung ein: noch wurden die öffentlichen Sitzungen regelmäßig durch den Beſuch der ganzen Hofgeſellſchaft ausgezeichnet; am Sylveſtertage 1763 erregte es großes Intereſſe, als auch der türkiſche Geſandte an einer ſolchen Sitzung teilnahm; am 27. Januar 1772 erſchien Königin Ulrike von Schweden mit neun Prinzen und Prinzeſſinnen. Um 1780 hatte die Akademie, da ihre Mitglieder meiſtens auch als Lehrer tätig waren, und bei der Zahl und Vollſtändigkeit der jährlich zu haltenden Vorleſungen, bereits förmlich den Charakter einer Univerſität; nur die Organiſation fehlte noch. Aber bei alledem: So kühne Probleme an der Akademie mit Scharfſinn und Freimut erörtert

218. Nach einem Gemälde von Chodowiecki gestochen von Geyser

Literatur dieser Zeit, während er über sie absprach, ganz und garnicht kannte, vielmehr noch unter den Eindrücken, die er in seiner Kindheit von ihr empfangen hatte, stand und nicht ahnte, welcher Verjüngungsprozeß sich allmählich zum Teil gerade unter dem Einfluß seiner eigenen Taten im deutschen Dichterwald vollzog. Die Urteile, die er über die neuere Literatur fällte, beruhten meiste oder weniger doch auf sehr oberflächlicher Kenntnisnahme und wurden großenteils den Urteilen anderer nachgesprochen. Über seinen Heldentaten und seiner schier übermenschlichen Tätigkeit, um seinem Volke die Grundlagen eines behaglichen Daseins zu schaffen, war ihm ganz entgangen, wie sich überall neues Leben regte, und die flüchtigen Momente, die er den neuen Erscheinungen widmen konnte, waren nicht hinreichend, um sein Verständnis dafür zu wecken. Er besaß noch nicht das Organ dafür, sich damit vertraut zu machen, weil seine französische Bildung und sein französischer Geschmack, Dinge, die ihn ganz und gar erfüllten, zunächst diesen Erscheinungen völlig fremd gegenüberstanden. Als man ihm die Gedichte des Schweizers Haller zum Lesen empfahl, weigerte er sich geradezu, dies zu tun, denn der Geschrieen Haller schätzte. Ein dritter Umstand, der nebenher berücksichtigt werden muß, ist der, daß in manchen Zweigen des schriftstellerischen Lebens die deutsche Literatur allerdings noch sehr rückständig war; eine geschmackvolle Geschichtschreibung war beispielsweise in der Tat noch so gut wie unbekannt. Gerade auf dem Gebiete der Geschichtschreibung ist König Friedrich, obwohl er französisch schrieb, der Bahnbrecher einer neuen, mehr künstlerischen Schreibweise geworden. Friedrichs Haltung der deutschen Literatur gegenüber ist also durchaus verständlich; sie versiert zudem viel von ihrem unerfreulichen Beigeschmad, den sie für die an dem Born der damals hochkommenden deutschen Literatur sich immer aufs neue erquickenden jüngeren Generationen des deutschen Volkes besitzt, wenn man sieht, wie warm der alte König auch seinem Volke ein goldenes Zeitalter der Literatur herbeigewünscht hat.

Digitized by Google

259. J. D. T. Formen
Nach einem Stich von J. E. G. Frisch

Friedrichs Anſchauung von der deutſchen Literatur hat einen programmatiſchen Ausdruck gefunden in jener berühmten Schrift De la littérature allemande, deren Erſcheinen einen gewaltigen Sturm in der deutſchen Dichterwelt erregte und noch heute eine ſeiner meiſtumſtrittenen Schriften iſt. Sie erſchien zu Ausgang des Jahres 1780 und verdankt ihre Entſtehung einem Streite Friedrichs mit ſeinem Miniſter Ewald v. Hertzberg, der ſich der deutſchen Literatur eifrig annahm. Wie ſich bei Friedrich verſteht, war der Ausgangspunkt eine praktiſche Frage, nämlich die, wie die alten Klaſſiker für die Jugend am beſten zu überſetzen wären; Friedrich beſtritt, daß die Deutſchen das gut verſtänden. Die Schrift iſt gewiſſermaßen an Hertzberg gerichtet. Friedrich hat ſich darin in der allerſchärfſten Weiſe über die angebliche Barbarei, in der ſich die deutſche Sprache noch befände, ausgelaſſen. Voran ſchickte er die Bemerkung: „Ich liebe unſer gemeines Vaterland ſo ſehr wie Sie und bedwegen hüte ich mich wohl, es zu preiſen, bevor es ſolchen Preis verdient hat: das hieße einen Mann als Sieger ausrufen, der mitten im Wettlauf iſt.“ Im weiteren untergog er die einzelnen Zweige der deutſchen Literatur einer Betrachtung und fällte dabei Urteile, die ganz deutlich erkennen laſſen, daß er einmal von einer Dichtung ſprach, die ein halbes Jahrhundert zurücklag, und dann, daß er ganz im Banne der Voltaireſchen Urteile ſtand. Er vermißte vor allem Klarheit des Stils bei den Deutſchen, das Haupterfordernis für einen guten Schriftſteller. An unangenehmſten war ihm die Weitſchweifigkeit der deutſchen Schriftſteller, die allerdings für die Zeit vor Klopſtock und Leſſing nicht zu beſtreiten iſt. Aber auch auf einen Zeitgenoſſen, den Geſchichtſchreiber Johannes Müller, den ihm d'Alembert ſelbſt empfohlen hatte, wandte der König dieſen Vorwurf noch beſonders an, und ſpottete über deſſen „Wortdurchfall“. Tot verba, tot pondera, wenig Worte und viel Sinn verlange er. Nur Voltaires Anſicht gab er wieder, wenn er die Stücke Shakeſpeares „abſcheulich“ fand, „jene lächerlichen Farcen, die der Canadiſchen Wilden würdig ſind“. Es mag etwas über die damals von Döbbelin in der preußiſchen Hauptſtadt veranſtalteten Aufführungen Shakeſpeareſcher Stücke, wie des Othello, des Hamlet, des Macbeth und des Lear an ſein Ohr gedrungen ſein; nähere Bekanntſchaft hatte er kaum mit den genialſten Dramen gemacht. Sie verſtießen gegen die von den Franzoſen aufgeſtellten dramatiſchen Geſetze, und darum war ſein Urteil über ſie fertig. Mit Shakeſpeare war aber auch Goethe das Urteil geſprochen, von deſſen Götz der König alſo einer Nachahmung Shakeſpeareſcher Dramaturgie gehört hatte. In Klopſtocks Meſſiade fand er eine „ſehr überflüſſige Nachahmung Miltons“. Gnade fand vor ſeinen Augen das jetzt vergeſſene Stück eines öſterreichiſchen Offiziers v. Ayrenhoff, der „Poſtzug“, das ihm vor zehn Jahren einer ſeiner Freunde, der Graf Hoditz, empfohlen hatte. Die Urſachen der angeblichen beträubenden Zuſtände erblickte er in

Digitized by Google

der geringen Entwickelung der deutschen Bildung und politischen Geschichte. Aber er hegte die Zuversicht, daß es besser werden würde, und darum schloß er seine Abhandlung mit einer Prophezeiung, die besser als alles andere beweist, wie patriotisch er empfand. Mit einem an ihm ganz ungewöhnlichen Schwunge verkündete er: „Lassen Sie uns Mediceer haben, und wir werden Genies erblühen sehen. Auguste werden Virgile erzeugen. Wir werden unsere klassischen Schriftsteller haben; unsere Nachbarn werden Deutsch lernen, die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen, und vielleicht kommt die Zeit, wo unsere verfeinerte und ausgebildete Sprache um unserer guten Schriftsteller willen von einem Ende Europas bis zum anderen dringt. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen. Ich kündige sie Ihnen an. Ich werde sie nicht schauen, das zu hoffen verbietet mir mein Alter. Ich bin wie Moses: ich sehe das gelobte Land von ferne, aber ich werde es nicht betreten."

Der König hegte also Hoffnungen, die zum Teil heute noch nicht ganz erfüllt sind. Die deutschen Zeitgenossen des Königs sahen aber nicht auf diese stolzen Erwartungen; sie sahen, wie leicht begreiflich, nur auf den unberechtigten Tadel, der gegen sie selbst ausgesprochen wurde. Friedrich kam dem Geschlecht der Jüngeren vor, wie einer „der aus einer anderen Welt zurückkommt, wie ein Gespenst am lichten Tage", so hat man es neuerdings treffend ausgedrückt. Es setzten sich eine Menge von Federn in Bewegung, die des Königs Ansichten widerlegten. Freimütig vertrat Hertzberg seinen Standpunkt; es ist das vielleicht unter seinen vielen verdienstvollen Handlungen die ihn am meisten ehrende Tat; aber Friedrich ließ sich nicht beirren. Klopstock, Hamann, Wieland, Herder, Justus Möser, selbst die begeistertsten Anhänger des Königs, wie Gleim und Ramler, gaben ihrer Befremdung Ausdruck. Auch Goethe hat im ersten Verdruß eine ziemlich derbe Entgegnung niedergeschrieben, sie aber später vernichtet. Bald darauf hat er in seiner großen Weise geäußert, es habe für ihn nichts Befremdliches, daß der König seines Stückes in Unehren erwähne, denn „ein billiger und toleranter Geschmack möchte wohl keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein; vielmehr dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehme." Auch Herder hat später ruhiger geurteilt. Am merkwürdigsten war es indes, daß einer der Enzyklopädisten selbst, wenn auch ein Deutscher von Geburt, der französisch schreibende Melchior Grimm, sich gegen den König der deutschen Literatur entschieden annahm.

Friedrich glaubte noch milde gesprochen zu haben. In einem Briefe an d'Alembert nahm er Abschied von diesem Gegenstande; er wollte „in den elysischen Gefilden dem Schwane von Mantua (Algarotti) die Idyllen eines Deutschen Namens Geßner und die Gellertschen Fabeln" als leidlich gute deutsche Dichtungen vorlegen. „Sie werden sich lustig machen über die Mühe, die ich mir gegeben habe, um einer Nation, die bisher nur verstand zu essen, zu trinken, zu freien und sich zu schlagen, einige Ideen von Geschmack und attischem Salze beizubringen. Immerhin hat man den Wunsch nützlich zu sein; oft fällt ein hingeworfenes Wort auf guten Boden und zeitigt Früchte, die man nicht erwartet hätte."

In dieselbe Zeit wie die Abhandlung Friedrichs über die deutsche Literatur fällt die Entstehung einer anderen Schrift des Königs, die der Briefe über die Vaterlandsliebe. d'Alembert war ergriffen von den darin enthaltenen Gedanken; er nannte die Schrift ein Lehrbuch der patriotischen Moral. Sie ist eine bemerkenswerte Erscheinung, da der Begriff der staatlichen Gemeinschaft und der Gedanke, sich für sie hinzugeben, den Philopatros darin mit Wärme und Tiefe vertrat, in jener Periode der deutschen Geschichte den Deutschen noch verhältnismäßig recht fremd war. Neben diesen Schriften erwuchs im Laufe der Jahre noch eine Fülle anderer kleiner und größerer Abhandlungen aus der Feder des alten Königs. So verfaßte er einen Abriß der Kirchengeschichte auf Grund des umfassenden Werkes von Fleury, die schärfste Kritik der Kirchengeschichte, die im achtzehnten Jahrhundert geschrieben worden ist, was für diese freigeistige Zeit etwas sagen will. Er zog es daher vor, sie nicht drucken zu lassen. Angeregt durch eine Idee des Prinzen

260. **Friedrich der Große**
Nach einer Zeichnung von J. H. Nemberg

Heinrich scheinen die witzigen „Torengespräche“ zu sein. Zwei Jahre nach dem Kriege gab er einen Auszug aus Bayles mächtigem historischen Wörterbuch heraus, dem er eine Darlegung seiner Stellung zur Philosophie voranschickte. Er nannte diese Ausgabe das Brevier des gesunden Menschenverstandes, verwarf sie indes bald wieder und veranstaltete 1767 eine neue mit Bayles Bildnis. Andere Arbeiten waren eine Abhandlung aus dem Jahre 1770 über die Selbstliebe als Prinzip der Moral, eine solche über das System der Natur, die Grabrede auf den Schüler Reinhard, die eine scharfe Satire auf die Jauchheit der Reichen enthält. Eine überaus scharfe Satire ist auch die kleine Abhandlung der „Traum“, die im Jahre 1777 geschrieben wurde. Darin stellte Friedrich die Gesamtheit der Geistlichen aller Zeiten als eine Klasse von Marktschreiern hin, die ihre Taschenspielereien unter Selbstanpreisung und Herabsetzung der andern feilböten. Halben der Religion wie Mohammed und Moses konnte er nicht vorstehen; er faßte sie kurzweg als Betrüger auf. Dasselbe galt bei ihm für Cromwell. In dieser Beziehung blieb er ganz Voltairianer. Nur für Luther bewahrte er einige Vorliebe, was um so interessanter ist, als die urwüchsige Kraft des Reformators ihm nichts weniger als zusagen konnte (vergl. S. 60). Die letzte Arbeit, die er für die Akademie lieferte, war eine Lobrede auf Voltaire. Neben philosophischen und sonstigen schöngeistigen Schriften erwuchs auch noch eine ganze Reihe

Digitized by Google

militärischer Studien in dieser Zeit. Der Schwerpunkt seiner schriftstellerischen Tätigkeit lag jedoch in seinen historischen Arbeiten. Er führte die Geschichte seiner Zeit fort, indem er in zwei staatlichen Büchern den Siebenjährigen Krieg und die Zeit bis zum Teschner Frieden im Jahre 1779 auf Grund der Sachkenntnis, über die kein zweiter in dem Maße wie er verfügte, und unter Zugiehung des ihm uneingeschränkt zur Verfügung stehenden archivalischen Materials mit jenem Sinn für das Wesentliche, jener Klarheit und Präzision, die an Cäsar erinnert, und mit einer für einen memoirenschreibenden Fürsten ungewöhnlichen Wahrheitsliebe bereits in seinen früheren historischen Werken (vgl. S. 252). Er noch spätere vollendet ge-

261. Nach einem Stich von J. H. Bollinger

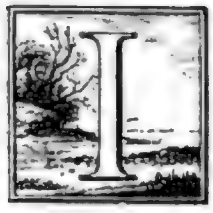
Die Gespräche darüber, der Er konnte von halte mehr Benedittiner zurückschauend auf die die Wissenschaften hatten, rief er „Hätte ich nicht gehabt, ich wäre worden." So nichts elegischer liche Hinscheiden denen er sich wandt fühlte. 1771 starb, würde sein sein, um ihm in dem Traumtore, wo wir uns treffen werden," taire schrieb. anders. In dem dem er im Beeinmal das Österreich zu ziehen, erhielt er die Nachricht vom Ableben Pitts, Lord Marischals und Voltaires. Am 30. Mai 1778 war der Weise von Ferney, mit dem ihn eine Welt der mannigfachsten Erinnerungen verband, auf der Höhe seiner Triumphe in Paris gestorben. Außer der Lobrede, die er auf ihn verfaßte, stiftete er für die Akademie eine Büste des Verstorbenen von der Meisterhand Houdons, der den Voltaire für die Skulptur geschaffen hat. Es war die höchste Ehre, die er seinem alten Gegner zu erweisen vermochte. Kurz vor Voltaire war auch ein anderer Gestürzte des Königs gestorben, der verschwenderische Graf Hodig, der in Ausübung im Jägerrhythmus ein märchenhaftes Dasein geführt und dann, von seinen Gläubigern verfolgt, eine Zuflucht am Hofe des Königs gefunden hatte. Dieser Lebemann und Sonderling, eine der lustigsten Verkörperungen des Rokokozeitalters, wie Riehl treffend ausführt, hatte in Friedrichs ernster Seele noch manchmal heiter behagliche

schilderte, die er früheren historischen Arbeiten (vgl. beiten über eine Zeit sind unbiten und die über waren ihm höchste Genuß, sich sagen: „Ich lesen, als alle sammen;" und die Zerstreuung, schaften ihm in Logen gewährt einmal aus- meine Bücher irrtümig genommen ihn als das allmählich aller derer, mit noch wohlverRio d'Regen hoffte er, er Quartiermacher „eine Wohnung lande zu bereswohl allerdings wie er an Bol- Aber es kam Rugenblick, in griff stand, noch Schwert gegen

Stimmungen zu wecken vermocht. „Wir ſingen hier: Es lebe der Patriarch von Roßwalde!“ rief der alte König mit jugendlicher Lebendigkeit ihm gelegentlich zu. War Hoditz der erſte geweſen, der ſeinem königlichen Gönner eine Büſte aufſtellte, ſo ehrte Friedrich ſpäter ſein Andenken, indem er eine Straße in Potsdam nach ihm nannte. Schließlich blieb dem Einſiedler von Sansſouci von den alten Bekannten, die er ſeines Vertrauens würdigte, nur noch d'Alembert. Die Hoffnung, dieſen wieder einmal an ſeinem Hofe begrüßen zu können, mußte er aufgeben. „Ich werde Sie alſo erſt im Thale Joſaphat, wenn ein ſolches exiſtiert, wiederſehen,“ ſchrieb er ihm entſagungsvoll. Am 29. Oktober 1783 ſtieg auch d'Alembert ins Traumland hinab: Friedrichs reicher und mitteilſamer Geiſt hatte niemand mehr, dem er ſich erſchließen konnte. Ein ſpärlicher Erſatz war der kluge Marcheſe Girolamo Lucheſini (Bild 261), mit dem er 1779 bekannt wurde und der ſeit dem Mai 1780 ſein täglicher Geſellſchafter geworden war. Die Jugend des geiſtvollen Italieners, der beim Tode d'Alemberts dreiunddreißig Jahre zählte, ſchloß eine engere Vertrautheit mit ihm aus.

Während die Männer, mit denen zu verkehren ihm Labſal war, einer nach dem andern ins Grab ſanken, rief den König die Pflicht aufs neue in die Schranken. Seine Lebensarbeit war noch nicht vollbracht.

4 Schutzmaßregeln gegen Öſterreich und letzte Tage.



n Mähriſch-Neuſtadt, wo die größte Annäherung zwiſchen Öſterreich und Preußen ſtattfand, die ſich während der Regierung König Friedrichs zutrug, ſagte ſich Friedrich trotz ſeiner ſanguiniſchen Ader, daß an eine längere Dauer des Einvernehmens nicht zu denken ſei. Dem Erbprinzen von Braunſchweig ſchrieb er damals: „Es ſteht nun einmal im Buche des Schickſals geſchrieben: Rom und Karthago können nicht nebeneinander beſtehen.“ Die weitere Entwickelung der polniſchen Sache zeigte ihm dies wieder zur Genüge. Seit der Teilung war die Eiferſucht des öſterreichiſchen Staates gegen den Nebenbuhler Preußen mehr denn je rege geworden; beſonders trug dazu der unruhige Ehrgeiz des jungen Kaiſers bei. Friedrich entging das Wiederanwachſen der ihm feindlichen Strömung am Wiener Hofe keineswegs, und ſein alter tiefer Groll gegen Öſterreichs Hochmut und Treuloſigkeit fand reichliche Nahrung. Bald verſpürte er große Luſt, dieſen „perfideſten der Menſchen“, wie er die Öſterreicher freundlich benannte, eins tüchtig „auf die Ohren zu geben“. Die Frage des Anfalls von Ansbach und Baireuth, die Kaunitz ſchon beim Hubertusburger Frieden berührt hatte, tauchte wieder auf: den Öſterreichern war es ein fataler Gedanke, daß dieſe Markgrafſchaften demnächſt im Erbgange und kraft Vertrages an Preußen fallen ſollten. Friedrich war entſprechend ſeiner Auffaſſung, daß entfernter gelegene Beſitzungen außerordentlich an Wert verlieren, bereit, auf jene Fürſtentümer zu verzichten, wenn ihm dafür die Lauſitz gegeben würde. Davon wollte Kaunitz aber auch nichts wiſſen. Dem Könige wurde ein Ausſpruch des Staatskanzlers als verbürgt gemeldet: „Niemals darf der kaiſerliche Hof die preußiſche Macht dulden. Damit wir herrſchen, gilt es Preußen zu vernichten.“ Es iſt wohl möglich, daß Fürſt Kaunitz dies geſagt hat. Haben doch alle zur Aktion geneigten öſterreichiſchen Staatsmänner von Thugut bis Schwarzenberg dieſe Parole ausgegeben, hatte doch der Staatskanzler ſelbſt früher ſchon ähnliches geſagt. Die gefährdete alte Vormacht Deutſchlands hat im allgemeinen viel klarer ermeſſen, daß Preußens

Erſtarken eine allmähliche Verdrängung Öſterreichs aus der Vorherrſchaft in Deutſchland zuwege bringen würde, als Preußen ſelbſt, und darum den Vernichtungskampf gegen den Nebenbuhler proklamiert.

Während Öſterreich eine Erwerbung Preußens zu hintertreiben ſuchte, über deren Rechtmäßigkeit nicht der geringſte Zweifel beſtand, ſchmiedete es Pläne zu einer Vergrößerung ſeines eigenen Umfanges, bei denen es ſelbſt durchaus nicht von ſeinen Rechten überzeugt war. Schon gleich nach dem Abſchluß des Hubertusburger Friedens entwarf Kaunitz eine große Denkſchrift, in der er die Erwerbung von Bayern für das Erzhaus ins Auge faßte. Maßgebend war dabei für ihn der Gedanke, daß auch andere Staaten, beſonders Preußen, dadurch zu Macht gelangt wären, daß ſie bei Zeiten nach möglichen Erwerbungen Umſchau gehalten hätten. Nun ſtarb am 30. Dezember 1777 die alte kurbayeriſche Linie mit dem Sohne Kaiſer Karls VII., Kurfürſt Max Joſeph, im Mannsſtamm aus, und ſofort ſchloß Öſterreich mit dem Erben, Kurfürſt Karl Theodor von der Pfalz, der nun ſeine Reſidenz Heidelberg mit der in München vertauſchte, einen Vertrag, in dem dieſer auf faſt ganz Niederbayern, auf Teile von Oberbayern und der Oberpfalz als auf heimgefallene Lehen des Reiches und der Krone Böhmen zu gunſten Öſterreichs verzichtete. Am 14. Januar 1778 war der Vertrag bereits von Karl Theodor unterzeichnet. Öſterreichiſche Truppen marſchierten unmittelbar darauf in Bayern ein. Ein von langer Hand vorbereiteter Schlag des Fürſten Kaunitz, durch den eins der anſehnlichſten deutſchen Territorien großenteils in Öſterreich verſchwinden ſollte, ſchien glücklich gelungen zu ſein.

Die Rechnung war jedoch ohne König Friedrich gemacht worden. Der wußte, was im Werden war und war entſchloſſen, dieſe für Preußen bedrohliche Vergrößerung Öſterreichs zu vereiteln. Er ſteckte ſich demgemäß hinter den nächſten Erben, Herzog Karl von Zweibrücken, hierbei unterſtützt durch eine geiſtvolle und tatkräftige Frau des bayeriſchen Hauſes, die Herzogin-Witwe Maria Anna, auch eine Bewunderin Friedrichs, die lebhaft gegen eine Zerſtückelung des Landes Stimmung machte. Durch Preußen geſtützt, fand der ſchwache Herzog Karl den Mut, dem ſchmachvollen Vertrage ſeines Oheims mit Öſterreich die Zuſtimmung zu verſagen und öffentlich Einſpruch gegen Kaiſer Joſephs Vorgehen zu erheben, das denn doch ein ſtarkes Attentat auf die „deutſche Libertät" darſtellte. „Sich ſelbſt überlaſſen, würde er ſich zu der Infamie herbeigelaſſen haben," ſchrieb Friedrich verächtlich über den Herzog Karl. Der König war von jeher geneigt, die deutſchen Reichsangelegenheiten ironiſch zu nehmen; eine ſolche Schlaffheit aber, wie die deutſchen Fürſten bei dieſem Gewaltakt gegen den bayeriſchen Staat offenbarten, hatte er doch nicht erwartet. „Das bringt unſerm Jahrhundert Schande," ſagte der König zum Prinzen Heinrich, „ich erröte darüber um Deutſchlands willen." Nun wollte er wenigſtens das Seine tun, um den Öſterreichern Halt zu gebieten. Ihm ſchien Preußen durch das Anſchwellen der öſterreichiſchen Macht auf das höchſte gefährdet; nichts dünkte ihm verdienſtlicher als das „tyranniſche Joch" der Öſterreicher zu brechen. Jene alte Entſchlußkraft und Entſchiedenheit, die er ſo oft in kritiſchen Lagen bewieſen hatte, brach in jenem Augenblick ſo friſch und lebendig durch, wie nur je. Prinz Heinrich aber fiel wieder in ſeine alte Rolle, indem er dem Könige abriet von ſeinem Vorhaben, den Öſterreichern mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten, um ſie zur Herausgabe der beſetzten bayeriſchen Landesteile zu zwingen. Friedrich ließ ſich nicht beirren: eilig machte er ſein Heer kampfbereit; am 24. März ergingen die Marſchbefehle; am 14. April ſollte alles mobil ſein. „Hier iſt nichts zu ſcherzen; wofern die Herren nicht ernſt machen, ſo wird ſie der Teufel holen." Wer Nachläſſigkeit zeigte, wurde mit Feſtung bedroht; die Miniſter aber machte er mit ihren Köpfen dafür verantwortlich, daß das Heer rechtzeitig ausgerüſtet wäre. Am 5. April verſammelte er in Berlin ſeine Generale um ſich und hielt, wie beim Ausmarſch vor achtunddreißig Jahren, eine Anſprache an ſie, in der er von der Abſicht ſprach, das über ſeinen Untertanen ſchwebende Ungewitter zu zerſtreuen. Er ſchlug auch warme Töne an: „Nur darum will ich Sie bitten, daß Sie die Menſchlichkeit nicht aus den Augen ſetzen, wenn auch der

Feind in Ihrer Gewalt iſt. Ich werde mich einer Poſtkutſche bedienen müſſen, und Sie haben die Freiheit, eben dergleichen zu tun; aber am Tage der Schlacht werden Sie mich zu Pferde ſehen.“ Am andern Tage ging er nach Schleſien ab und ſchlug in Schönwalde am Fuße der neuen Feſtung Silberberg ſein Hauptquartier auf. Faſt ein Vierteljahr ſollte er hier unbeweglich ſtehen. Unter dem Eindruck aber, daß der alte Kriegsheld aufs neue das Schwert ergriff, ſang Deutſchland wieder einmal Friedrichs Lied. Auch Goethe, der in den Tagen des Heeresausmarſches in Berlin weilte, ſtand unter dem Eindruck der ſich vorbereitenden Dinge: „Von der Bewegung der Puppen kann man auf die verborgenen Räder, beſonders auf die große alte Walze, F. R. gezeichnet, mit tauſend Stiften ſchließen, die dieſe Melodien hervorbringt. Es iſt ein ſchön Gefühl an der Quelle des Kriegs zu ſitzen in dem Augenblick, da ſie überzuſprudeln droht,“ ſchrieb er an Charlotte v. Stein.

Es fragte ſich, ob Kaiſer Joſephs unruhiger Ehrgeiz es wagen würde, einen furchtbaren Krieg für eine Sache zu entfeſſeln, deren Unrechtmäßigkeit den Öſterreichern ſelbſt klar war. Das mochte Friedrich zunächſt doch noch nicht glauben. Aber in jugendlichem Leichtſinn ſcheute Joſeph nicht davor zurück; hoffte er doch, von Frankreich kraft des alten Bündniſſes unterſtützt zu werden. Seine Schweſter, Marie Antoinette, ſeit einigen Jahren Königin von Frankreich, bot denn auch alles auf, um ihren Gemahl Ludwig XVI. und das Miniſterium zum Eingreifen zu gunſten Öſterreichs zu beſtimmen; indes hatte ſie damit keinen Erfolg. Aber auch Friedrichs Bundesgenoſſe, Rußland, verſagte in dieſem Falle. Wegen der Stellung eines ruſſiſchen Korps, die Friedrich zu fordern ſich für berechtigt hielt, wurden von ruſſiſcher Seite große Schwierigkeiten gemacht. Der König, der ſeinerſeits ſeine Bundespflichten ſo getreulich erfüllt hatte, war tief verſtimmt über die ruſſiſche Unzuverläſſigkeit. Da er noch immer hoffte, daß Öſterreich einlenken würde, leitete er Verhandlungen ein, um Zeit zu gewinnen. So glich dieſer bayeriſche Erbfolgekrieg mehr einer bewaffneten Unterhandlung. Gewaltige Heere ſtanden ſich in derſelben Gegend, wo im Jahre 1866 die Entſcheidung über die Vorherrſchaft in Deutſchland fiel, gegenüber, ohne daß es zur blutigen Auseinanderſetzung kam. Doch führten die Verhandlungen zu keinem Ziele, und Friedrich beſchloß daher ſchließlich ſeine Sache mit Kanonen zu führen. Als es aber im Juli zu den erſten Scharmützeln kam, wurde der Kaiſerin bänglich zu Mute, und ſie gewann es abermals über ſich, den Mann, den ſie in ihren Briefen an Joſeph nur den „Unmenſchen“ oder das „Ungeheuer“ nannte, insgeheim vor ihrem Sohne um Fortſetzung der Verhandlungen zu bitten. Mit ihrem Schreiben ſandte ſie den Baron Thugut ins Lager des Königs. Thugut wurde von ihr im Verlaufe der nun wieder aufgenommenen Verhandlungen bevollmächtigt, die Rückgabe Bayerns zu verſprechen, wenn Friedrich auf Ansbach und Baireuth verzichten wollte. Ein ſo außerordentliches Entgegenkommen dieſer ſchnelle Verzicht auf Bayern darſtellte, ſo war Friedrich doch nicht geſonnen, dafür in eine direkte Schädigung Preußens einzuwilligen. Daher ſcheiterte Thuguts Sendung vollſtändig, und es gewann den Anſchein, als wenn nun doch die Waffen reden ſollten. Die militäriſche Lage der Öſterreicher wurde durch den Einmarſch des Prinzen Heinrich in Böhmen von der Lauſitz her gefährdet. Der gegen Heinrich befehligende Laudon zeigte jetzt eine ähnliche Unſchlüſſigkeit wie einſt Daun; er gehörte eben zu jenen Naturen, die in minder verantwortlichen Stellungen mehr zu leiſten vermögen. Er bewies ſogar große Ungeſchicklichkeiten in ſeinen Bewegungen, ſo daß er in Gefahr geriet, vernichtet zu werden. Nur die methodiſche, allen entſcheidenden Unternehmungen abholde Kriegführung Heinrichs bewahrte ihn davor. Es kam deswegen wieder zu einer gereizten Auseinanderſetzung zwiſchen Friedrich und ſeinem Bruder. Joſeph war außer ſich, daß es keine Lorbeeren für ihn zu pflücken gab. In der Histoire de mon temps hat Friedrich über die damalige Rolle des Kaiſers eine bittere Kritik gefällt: „Dieſer Kriegsenthuſiasmus des jungen Cäſars kam von den falſchen Anſchauungen her, die er vom Ruhm hatte. Er glaubte, daß es, um Ruhm und Ehre zu erwerben, genüge, Lärm in der Welt zu machen. Er glaubte, daß die einfache Anweſenheit eines Kaiſers bei ſeiner Armee genüge, damit ſie eine volle Ernte von Lorbeeren mache. Die Erfahrung hat ihn nicht gelehrt,

wie viele Arbeiten und um nur einige schwache Raum waren die genommen worden, da Lage obermals ein anderich hatte sich nicht wenig Ignoranz" der russischen bayerischen Erbfolgefrage die Arroganz des russischen Reynin. Während der gut merkte er indes, daß Gesinnung Katharinas des Prinzen Heinrich an Wirkung gebliebe, und die Hände in der Türkei sich für Friedrich zu erin einige Verlegenheit gerade damals, wo Katha-

262. Friedrich der Große

rina sich zur Mitwirkung in der Erbfolgesache bereit fand, zu einer Verständigung mit Thugut gelangt wäre, so hätte sich die Zarin sicher verletzt gefühlt. Es war ihm daher sehr angenehm gewesen, daß Thuguts Vorschläge nicht annehmbar waren. Sobald Joseph merkte, daß die Zarin für seinen Gegner Partei ergriff, „laudon" nach Friedrichs Ausdruck „die blind arbeitenden Maschinen des Kaisers wie plötzlich aus dem Gange gebracht still". Durch Katharinas Vermittlung kam nunmehr ein Kongreß zustande, der im Januar 1779 zu Teschen zusammentrat und am 13. Mai, dem Geburtstage Maria Theresias, den Frieden herbeiführte. Österreich wurde in diesem zur Herausgabe der besetzten bayerischen Provinzen gezwungen; nur der Kreis Burghausen, das sogenannte Innviertel, verblieb ihm: ohne einen gewissen Kompromiß pflegt es auf Kongressen ja nicht zu gehen. Österreich gab jedoch an Kurpfalz die Herrschaft Mindelheim, eine alte österreichische Exklave in Bayern, heraus; es verzichtete zugleich auf jede Erbfolge in Bayern. Da Sachsen ebenfalls Ansprüche auf Bayern erhoben hatte, so wurde ihm auch eine Entschädigung in Gestalt von sechs Millionen Gulden zugebilligt. Etwas dürftiger fiel der Anteil Mecklenburgs, das auch Ansprüche auf Bayern zu haben glaubte, aus: ihm wurde das Recht de non appellando zugestanden. Friedrich selbst setzte für Preußen die Anerkennung des Erbrechts in Ansbach und Baireuth durch. Rußland, Frankreich und das Reich übernahmen die Bürgschaft für das Teschener Friedenswerk.

So endete die letzte militärische Aktion Friedrichs. Da die methodische Kriegführung diesmal ausschlaggebend wurde, so kam das Ganze auf einen großen Fouragierkrieg hinaus, und der Feldzug von 1778 hat denn auch eine Bezeichnung in der Geschichte erfahren, die eine ganz witzige Karikatur des methodischen Krieges in sich schließt: der Kartoffelkrieg. Während seine Soldaten kouragierten und Kartoffeln suchten, sich auch wohl an der Pflaumenernte beteiligten, gab Friedrich sich seinen Studien hin. Er hat kaum jemals so viel gelesen, als in dieser ereignisarmen Zeit. Mit einem wahren Hunger harrte er in seinen Lager Büchersendungen de Catts. „Ich lese fast den ganzen Tag," schrieb er dem alten Lagergefährten. Kein Wunder, daß sein Büchervorrat bald erschöpft war. Mit dem Ausgang des Feldzuges war er durchaus nicht zufrieden; nur zu gern schöne er, daß er nicht mehr die alte Schwungkraft im Handeln besitzt. Er erklärte den Krieg und den Friedensschluß als Jämmerlichkeiten, das Werk eines erschöpften Greises ohne Kraft und Schwung; er habe sich oft die Verse von Boileau vorbeklamiert:

Malheureux! laisse en paix ton cheval vieillissant,
De peur que tout à coup essoufflé, sans haleine,
Il ne laisse en tombant son maître sur l'arène.

ZUR ANERKENNUNG DER STANDHAFTEN TREUE DER TEUTSCHEN
im JAHR. MDCCLXXIX d. XIII MAI

Die GERECHTIGKEIT trennt die Ehre EITWEITS des GROSSEN PHILIPPUS und den STIFTER DER RUHE TEUTSCHLAND, nach begangenen Streite, einen FRIEDEN der immer dauren SIEGEN vorzuziehen ist.

263. **Allegorisches Bild auf den Ausgang des Österreichischen Erbfolgekrieges**

Nach einem Gemälde von B. Rode, gestochen von J. C. Krüger

Digitized by Google

Er erreichte freilich im wesentlichen, was er gewollt hatte. Allein der Feldzug hatte ihm dreizehn Millionen Taler gekostet und keinen materiellen Erfolg eingebracht; auch der Eintausch der fränkischen Fürstentümer gegen die Lausitz, auf den er gehofft hatte, war ihm nicht gelungen. Andrerseits war Friedrichs Stellung im Reiche doch wesentlich gestärkt worden. Nicht nur bei den Katholiken im eigenen Lande, sondern in der ganzen katholischen Welt machte seine Opposition gegen den Gedanken Josephs, Bayern mit geistlichen Fürstentümern zu entschädigen, günstigen Eindruck. In Bayern wurde der König von nun an volkstümlich; Franz Xaver Huber, ein wackerer Bajuvare, sang begeistert das Lob Friedrichs,

der keiner war von Wittelsbach
Und doch so gut den Bayern.

Der österreichische Gesandte in München, Graf Lehrbach, schrieb über die Münchener: „Es ist fast kein Haus, in welchem man nicht das in Kupfer gestochene Porträt des Königs Friedrichs II. von Preußen aufhängt und als Schutzgott Bayerns verehrt.“ Vor allem aber sahen die deutschen Fürsten seitdem in Preußen einen Anwalt ihrer Selbständigkeit, und dadurch stieg Preußens Ansehen bei ihnen außerordentlich. Gerade diese Tatsache, daß Preußen für das gute Recht eintrat, bestimmte die beiden Staatsmänner, die das friderizianische Preußen später einer Neugestaltung unterwarfen, Stein und Hardenberg, zum Eintritt in preußische Dienste.

Der bayrische Erbfolgekrieg belehrte Friedrich, daß das Bündnis mit Rußland ihm nicht für alle Fälle genügend Schutz gegen die unruhige Politik Kaiser Josephs gewährte. Er hegte daher seitdem den Wunsch, sich durch eine weitere Allianz zu stärken, weil er sich von dem Ehrgeiz des Sohnes der Maria Theresia nichts Gutes versprach. Da stellte ihm im September 1779 plötzlich die Pforte im tiefsten Geheimnis den Antrag auf einen Dreibund zwischen Preußen, Rußland und der Türkei. Dies kam ihm wie gerufen, und er schlug der Zarin vor, darauf einzugehen. Er ahnte nicht, daß er damit einen verhängnisvollen Fehler beging, denn er mutete der ehrgeizigen Zarin dadurch zu, auf ihre Vergrößerungspläne nach dem Orient hin zu verzichten. Nun war es aus mit dem alten Einvernehmen zwischen Rußland und Preußen. Friedrich verkannte offenbar viel zu sehr den politischen Blick der Beherrscherin Rußlands, die den Vorschlag kurzweg ablehnte und sich dafür anbot, gute Dienste zu leisten, um einen deutschen Fürstenbund zu stande zu bringen. Von diesem Gedanken war der König nicht sonderlich erbaut: ihm war die Türkei viel lieber als Bundesgenosse wie die deutschen Fürsten, deren jämmerliche Schwäche er allmählich hinreichend kennen gelernt hatte. Nun ließen ihm aber die Umtriebe Josephs keine Zeit zur Unentschiedenheit; zudem stärkte die Versorgung des jüngsten Bruders des Kaisers, Maximilian, mit dem Erzbistum Köln und anderen Pfründen Österreichs Stellung im Reiche außerordentlich. So kam Friedrich selbst auf die Idee des deutschen Fürstenbundes zurück: im Oktober 1780 ließ er in Petersburg erklären, ein Bund der deutschen Fürsten sei das einzige Mittel, um dem Unterwühlen der deutschen Reichsverfassung durch die Politik Kaiser Josephs einen Damm entgegenzusetzen. Mittlerweile gewann aber Österreich in Rußland mehr Terrain.

Am 29. November 1780 schloß Maria Theresia dreiundsechzigjährig ihre Augen, und der inzwischen vierzigjährige Joseph trat damit in den Alleinbesitz der Herrschaft, der Fürst, für dessen Regierungsweise kein Wort bezeichnender ist als sein Ausspruch: „Von dem, was ich unternehme, will ich auch sogleich die Wirkung empfinden.“ Der

Explication de la Grande Planche

1 Major Zoltofy
2 Empereur Général Comte de Golz
3 Général Major de Winkler
4 Lieutenant Colonel de Wolffrath
5 Frédéric Louis Prince de Hohenlohé.
6 Lieutenant Général de Wartensleben
7 Frédéric Guillaume Prince Royal d'aujourd'hui
8 Général Major de Billerbeck
9 Frédéric Auguste Duc de Brunswic
10 Le Colonel Boyd Lieutenant Général
11 Frédéric Louis Charles Prince de Prusse
12 Général de Chasot
13 Frédéric Guillaume Roi regnant d'aujourd'hui

14 Charles Guillaume Ferdinand Duc regnant de Brunswic
15 Général de Bonillé
16 Frédéric Louis Alexandre Comte de Mansfeldt
17 Frédéric II. Roi de Prusse
18 Frédéric Henry Louis Prince de Prusse
19 Auguste Ferdinand Prince de Prusse
20 Ferdinand Duc de Brunswic
21 Duc de Yorck
22 Lieut. Général de Rohr
23 Duc regnant de Kothen
24 Lieut. Général de Falckenhayn
25 Lieut. Général de Mollendorf
26 General Major Grawert

27 Général de Lattorf
28 Général Major de Holtzendorff
29 Général Major Hamann
30 Colonel Lange
31 Général Major de la Motte
32 Colonel Rainsford
33 Général Cornwallis
34 Lieut. Général de Rebentisch
35 Lieut. Général de Rhetz.
36 Lieut. Général de Götze
37 Lieut. Général de Braun
38 Lieut. Général de Wyrsch
39 Général Major Meyerinck

Erklärung zum Cunninghamschen Bilde

Friedrich der Große kehrt mit seinen Generalen von einem Manöver nach Sanssouci zurück

Nach dem Gemälde von Cunningham, gestochen von Clemens

Gebrüder Paret (Dr. Georg Paret). Berlin

Digitized by Google

preußiſche König erkannte ſofort, daß der Thronwechſel von der größten Tragweite war. „Voilà un nouvel ordre des choses," rief er bei der Nachricht. Joſephs Ziel ging zunächſt beſonders auf die Herſtellung eines näheren Einvernehmens mit Rußland. Er machte in einer perſönlichen Begegnung auf Katharina einen günſtigeren Eindruck als der von Friedrich nach Petersburg geſchickte preußiſche Thronfolger, deſſen enger Geſichtskreis den Spott der Zarin herausforderte. So erlebte Friedrich die Enttäuſchung, daß ſich Rußland jetzt ſeinen Fürſtenbundsplänen verſagte. Er ſtellte daher den Plan in den nächſten Jahren wieder zurück. Seine Stimmung war die ſorgenvollſte; einſtweilen glaubte er am richtigſten zu verfahren, wenn er ſich ganz ruhig verhielt; durch jede Bewegung, fürchtete er, würde er ſeine Lage nur noch verſchlimmern. „Chi sta bene, non muove" (Wer gut ſteht, ſoll ſich nicht rühren), hieß die Formel, die er damals beſtändig zitierte. Allmählich gewann jedoch die Erkenntnis bei ihm die Oberhand, daß es doch nicht ohne die Errichtung neuer Schutzwehren ginge. „Wenn man ſich nicht in einer möglichſt ſtarken Stellung befindet, werden Sie ſehen, wie er unverſehens, wie der Blitz, auf unſere Beſitzungen fällt und einen ebenſo verderblichen Krieg entzündet, wie den von 1756," ſchrieb er im Oktober 1782 an ſeinen Bruder Heinrich über Joſeph. „Meine Pflicht iſt es, nicht allein während meines Lebens, ſondern auch nach meinem Tode durch gute Allianzen und mit allen Mitteln, die ich habe, künftigen Unglücksfällen, die ich kommen ſehe, vorzubeugen." Immer gedrückter wurde ſeine Stimmung. „Ich gehe indeſſen zu den Vätern und laſſe dies Land ohne Bündniſſe, ohne Freunde und in einer Lage, wo es den Schlägen, die der Kaiſer gegen dasſelbe zu führen ſinnt, nicht begegnen kann. Es handelt ſich um den Staat, deſſen Lotſe ich bin, und den ich ſo leiten muß, daß er, ſolange ich die Regierung in Händen habe, die Klippen vermeidet." Wieder und wieder drängte es ſich ihm auf: „Preußen muß notwendig Verbündete haben!" Nur wußte er nicht, wo er ſie finden ſollte. Beſtimmend wurde für ſeine Entſchließungen die Tatſache, daß Rußland und Öſterreich zwecks gemeinſamen Vorgehens im Orient ein Bündnis miteinander ſchloſſen. Im Juli 1783 wurde ihm davon durch Rußland amtliche Kenntnis gegeben. Der ruſſiſche Geſandte meinte zu dem preußiſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Hertzberg, als er jene Eröffnung machte: die preußiſch-ruſſiſche Allianz würde dadurch in keiner Weiſe berührt. Friedrich aber war anderer Anſicht, er rief ſchmerzbewegt aus: „So hat uns denn Rußland den Abſchied gegeben;" Rußland vermochte nicht mehr ſein Freund zu ſein, wenn es mit Öſterreich im Bunde war. Mit faſt mathematiſcher Sicherheit konnte er berechnen, daß die vereinigten Mächte ſich nach Bezwingung der Türken auf Preußen werfen und es zu vernichten ſuchen würden. Der Briefwechſel Kaiſer Joſephs mit ſeinem damals in Toskana regierenden nächſtälteſten Bruder Leopold beweiſt zur Genüge, daß Joſephs Abſichten von vornherein dahin gingen. Solch Schickſal ruhig abzuwarten war Friedrich nicht der Mann. Nun fragte es ſich, ob er das Präveníre diesmal dadurch ſpielen ſollte, daß er ſich mit Frankreich verbündete, dieſem Bunde vielleicht Spanien und Sardinien anzugliedern ſuchte und im Verein mit dieſen Mächten die beiden Kaiſerhöfe, noch während ſie mit den Türken beſchäftigt waren, angriff. Der König hat ſich ernſtlich dieſem Gedanken hingegeben; er hielt den Präventivkrieg für ſo notwendig, daß er bereits von dem Manifeſt ſprach, mit dem er ihn zu eröffnen gedachte. Allerdings war er ſich Frankreichs nicht ſicher. Sein Bruder Heinrich drängte zwar zum Anſchluß an dieſe Macht; aber auch der Miniſter Hertzberg riet davon ab. Ein einziger franzöſiſcher Miniſter, deſſen Stellung durchaus nicht feſt war, ſchien dafür zu haben zu ſein, und auch dieſer, Graf Vergennes, verſagte bald. Als preußiſcherſeits eine ſondierende Anfrage geſtellt wurde, erwiderte er, der allerchriſtlichſte König — ſeit 1774 war es König Ludwig XVI — hielte ſich nicht für berechtigt, den Verſailler Vertrag in der Türkei für gebrochen anzuſehen. Mittlerweile bemerkte Friedrich, wie Rußlands und Öſterreichs Beziehungen immer inniger wurden; infolgedeſſen entſchloß er ſich am 16. Oktober 1783, Frankreich ein Verteidigungsbündnis anzutragen; allein abermals erfuhr er eine Zurückweiſung. Seine Politik ſeit dem Teſchener Frieden erwies ſich als fortgeſetzt

unglücklich. Faſt verzweifelt rief er damals aus: „Wir ſind ſo iſoliert, daß wir nicht einmal eine Macht finden können, die uns auch nur den Schatten einer Allianz darbietet.“ Da kam ihm wieder der Gedanke an den Fürſtenbund, und er griff zu ihm als zu dem letzten Rettungsanker. Am 21. Februar 1784 ſprach er ſeinem Miniſter Graf Finckenſtein die Abſicht aus, durch eine Einigung mit den deutſchen Mächten ſeinen Staat ſicherer zu ſtellen.

Es ſollte ſich alsbald ein kräftiger Hebel finden, um dieſen Gedanken ſo glücklich wie möglich zu verwirklichen.

Joſephs Pläne auf Bayern waren ſeit dem Teſchener Frieden durchaus nicht aufgegeben; der Kaiſer dachte vielmehr juſt daran, ganz Bayern ſeinen Stammländern beizufügen, und den Kurfürſten Karl Theodor vorteilhaft zu entſchädigen: dieſer ſollte die öſterreichiſchen Niederlande erhalten, die im Verein mit den rheiniſchen Ländern des Kurfürſten, Kurpfalz und Jülich-Berg, einen anſehnlichen Gebietskomplex gebildet haben würden. Karl Theodor war berauſcht von dieſer Ausſicht; ſchon träumte er davon, daß er als König von Burgund in dem ihm von Kindheit vertrauten Brüſſel einziehen würde. Aus dieſen Träumen ſollte er gar unangenehm durch den König von Preußen aufgeſchreckt werden; denn dieſem konnte nichts erwünſchter ſein, als ein ſolcher Vorwand, die Reichsintereſſen wahrzunehmen. Wie bei der bayeriſchen Erbfolgeſache, ſo lenkte auch jetzt das eigenſte Intereſſe des preußiſchen Staates auf den engeren Zuſammenſchluß mit den übrigen deutſchen Staaten gegen Öſterreich, und umgekehrt ſahen abermals die deutſchen Fürſten die eigene Sicherheit am meiſten gewährleiſtet, wenn ſie ſich an Preußen anlehnten.

Am 24. Oktober 1784 ſetzte Friedrich den Entwurf zu einer Union der deutſchen Fürſten gegen Öſterreich auf und legte ihn den Miniſtern Finckenſtein und Hertzberg zur Begutachtung vor. Wie früher griff er dabei auf das große Vorbild des Schmalkaldiſchen Bundes zurück; nur waren diesmal nicht wie 1756 konfeſſionelle Verhältniſſe im Spiele. „Ein Bund, wie ich ihn vorſchlage,“ ſchrieb er darin, „will nichts Anderes, als jeden in ſeinem Beſitze ſchützen und verhindern, daß ein ehrgeiziger und unternehmender Kaiſer die deutſche Verfaſſung umſtürze, indem er ſie ruckweiſe in Stücke ſchlägt. Wenn man nicht zeitig vorbeugt, ſo wird der Kaiſer all ſeine Neffen von Florenz und Modena mit allen Bistümern, Erzbistümern und Abteien Deutſchlands ausſtatten; bald wird er ſie ſäkulariſieren und mit den Stimmen ſeiner Neffen auf allen Reichstagen das Übergewicht erlangen.“ Niemand ſei imſtande, ein Pferd auf einmal ſeines Schweifes zu berauben, wohl aber ſei dies leicht, wenn ein Haar nach dem andern ausgezogen würde; darum müßten ſich alle Fürſten zuſammenſchließen. Hertzberg nahm den Plan kühl auf. Er ſchien ihm bedenklich, während Friedrich die Miniſter anzuſpornen ſuchte: „Feuer! Feuer! meine Herren; ſehen Sie nicht gleichgültig den erſten Schritten zu, welche Joſeph tut.“ In Fluß kam die Sache erſt, als der Agnat des Kurfürſten Karl Theodor, Herzog Karl von Zweibrücken, abermals Proteſt gegen die Pläne Öſterreichs erhob und Schutz bei Preußen gegen die Tauſchideen ſeines Oheims ſuchte. Diesmal war Herzog Karl ſelbſtändig in ſeiner Handlungsweiſe. Er hatte allen lockenden Anerbietungen und auch den ruſſiſchen Vermittelungsverſuchen tapfer widerſtanden, weil er die Empfindung hegte, daß es unrecht ſei, wenn ſich ſein Fürſtenhaus von der durch die Geſchichte mit ihm verwachſenen Bevölkerung leichten Herzens trenne. Rußland hatte ein Intereſſe daran, die öſterreichiſchen Tauſchpläne in die Tat umgeſetzt zu ſehen, da Öſterreich ſeine Unterſtützung gegen die Türken von der Förderung dieſer ſeiner Hausmachtspolitik abhängig gemacht hatte. Darum ſetzte ſich Katharina leichthin über die von ihr für den Teſchener Friedensvertrag übernommene Garantie hinweg.

Die Kunde von dieſem neuen Anſchlage Öſterreichs wirkte in Deutſchland und Europa wie ein Donnerſchlag. Kaum je waren die deutſchen Zeitungen in ſo erregtem Tone geſchrieben, als in jenen Tagen. König Friedrich läutete alsbald Sturm; auch er war erregt, wie ſeit langem nicht. Wiederum war es, als wenn ſein altes Jugendfeuer ihn durchglühte, ſo ungeſtüm traf er jetzt ſeine Dispoſitionen. Vom 3. Januar 1785 datiert das Schreiben des

704. Allegorisches Bild auf die Stiftung des Fürstenbundes
Gemalt von Bernhard Rode, gestochen von Mens Haas

Herzogs von Zweibrücken, das ihn in die Sachlage einweihte; schon am 14. Februar richtete Friedrich an die kurfürstliche Regierung zu Hannover die Aufforderung zur Gründung eines Bundes deutscher Fürsten, um zu verhindern, daß Österreich ein Übergewicht in Deutschland gewinne, dem das ganze übrige Reich nicht mehr gewachsen sein würde. In seinen damaligen Schreiben an die Minister bewegte er sich in den heftigsten Ausdrücken über Kaiser Joseph und seine ländergierige Politik. Er nannte ihn einen vom bösen Dämon besessenen Menschen und muß der Nachricht Glauben bei, daß Joseph Luxemburg für Frankreich bestimmt habe. Hannover fand sich sofort bereit, auf Friedrichs Idee einzugehen, und nun erhielten Finckenstein und Hertzberg vom Könige den Auftrag, seinen Gedanken in Paragraphen zu fassen.

Am 17. März legten die Minister ihren Entwurf vor. Er war aus Hertzbergs gewandter Feder gefloſſen und bestand aus acht Artikeln, von denen der fünfte den Kern der Idee Friedrichs enthielt. Danach sollten sich die zum Bunde zusammentretenden Reichsfürsten anheischig machen, alle Glieder des Reichs, selbst die, die sich nicht diesem Bunde anschließen würden, gegen eigenmächtige Ansprüche auf den Erwerb von Gebietsstücken durch Entgliederungen oder durch Einziehung von Kirchengut oder aufgedrungene Vertauschungen elterblicher Lande zu schützen, und zwar nicht allein durch reichsständisch-gemäße Mittel, sondern auch mit allen Kräften, die sie besäßen. Allerdings war der große Plan des Austauschens von Bayern gegen die Niederlande von Joseph im Augenblicke wohlweislich wieder

Digitized by Google

265. Carl Friedrich, Markgraf von Baden

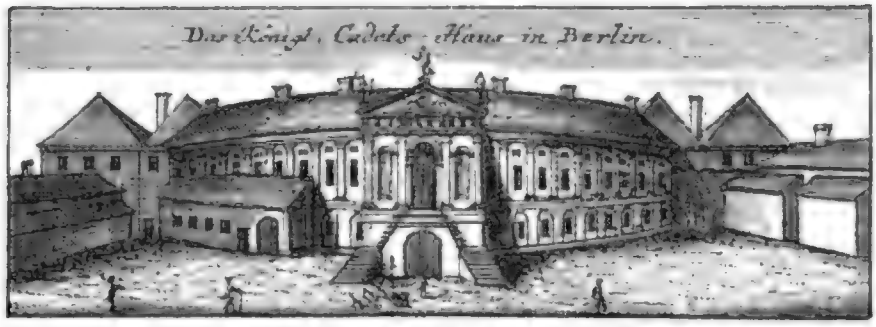
Nach einem zeitgenössischen Stich

zurückgezogen worden; aber Friedrich zweifelte nicht im geringsten, daß er bei nächster Gelegenheit wieder auftauchen würde. Er betrieb daher die Angelegenheit eifrig weiter, und zwar wandte er sich zunächst außer an Hannover noch an Sachsen. Der englische Gesandte im Haag befürwortete außerdem einen Beitritt Englands, von dem Friedrich bei seinem bekannten Mißtrauen gegen England erst nichts wissen wollte. Die sachliche Weiterbehandlung des Planes fiel allmählich in die Hände des hannoverschen Gesandten v. Beulwitz, der als geeigneter Mittelsmann erschien und außerdem als früherer Vertreter seiner Kur am Regensburger Reichstage in Reichssachen erfahrener war, als Hertzberg. In dem neu festgesetzten Wortlaut war das wichtigste ein „Geheimster Artikul", in dem gegenseitige Unterstützung mit Heeresmacht bei Austausch oder Besetzung Bayerns vereinbart wurde. Am 23. Juli 1785 kam der Bund zwischen Preußen, Hannover und Sachsen zustande. Sachsen hatte etwas gezögert, aber es war doch zuletzt ernsthaft bei der Sache, auch für den Fall, daß Preußen und Österreich abermals gegen einander Krieg führen würden. Dem Bunde traten bald zahlreiche Fürsten bei, zuerst Sachsen-Weimar, dann Gotha, Braunschweig, der Kurfürst von Mainz, im November der Markgraf Karl Friedrich von Baden (Bild 265) und der Landgraf von Hessen-Kassel, später noch eine ganze Reihe anderer kleiner Fürsten. Auf badischer Seite hatten schon seit einiger Zeit ähnliche Bündnisgedanken bestanden, deren Träger hauptsächlich der Freiherr v. Edelsheim (Bild 266) war, der jugendliche Friedensunterhändler des Jahres 1760 (vgl. S. 408). Die bemerkenswerteste Erscheinung war, daß Kurmainz den Vertrag mitunterzeichnete, wenn auch nicht den geheimsten Artikel, und dadurch sich nicht nur vom Kaiser, sondern auch von Frankreich abwandte. Zur Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges war die Idee des Fürstenbundes gescheitert, weil damals namentlich die geistlichen Fürsten zu sehr an Österreich hingen; jetzt sah auch der mächtigste geistliche Kurfürst sein Heil im Anschluß an Preußen. Die deutschen Kleinfürsten fühlten sich geschmeichelt bei dem Gedanken, daß sie auch etwas gelten sollten. Es war jedoch selbstverständlich, daß Preußen im Ernstfalle die Hauptlast zu tragen hatte; dessen war sich Friedrich nur zu wohl bewußt. Aber der Fürstenbund bedeutete eine außerordentliche moralische Eroberung für Preußen: überall in den deutschen Landen jubelte man Friedrich zu als dem „Retter der deutschen Freiheit". Der Historiker Johannes Müller schrieb begeistert: „Der Fürstenbund ist, wenn er seine Aufgabe löst, der Stolz der Gegenwart, die Hoffnung der Zukunft." Ernst Posselt

begrüßte das Ereignis mit den Worten: „Vorbei iſt jetzt die Zeit der Ferdinande.“ Eingegeben ſchlechthin von dem preußiſchen Intereſſe, wuchs dieſe Idee Friedrichs allmählich zu einem Eckſtein eines neuen politiſchen Syſtems aus, indem durch ſie der Weg zur Verwirklichung der deutſchen Einheit gewieſen wurde.

266. Freiherr von Edelsheim

Geſtochen von J. L. M. Ernſt



267. Das Kadettenhaus zu Berlin

Nach einem Stich von Schleuen

Friedrich hatte durch die Stiftung des Fürſtenbundes abermals eine Tat vollbracht, deren weittragende Bedeutung ihm ſelbſt noch verborgen bleiben mußte. Der Rückſchauende kann ſich keinen harmoniſcheren Abſchluß der Lebensarbeit dieſes Fürſten denken, als jenes Werk. Der König ſah bei den geringen Hoffnungen, die er auf den Thronerben ſetzte, trübe in die Zukunft, und viel mehr als auf den Fürſtenbund verließ er ſich auf ſein Heer. Dies auf der Höhe zu erhalten, war in den ganzen Jahrzehnten nach dem Kriege doch ſein eifrigſtes Bemühen geweſen. Als er aus dem Siebenjährigen Kriege heimkehrte, fand er, daß die Disziplin verloren gegangen wäre. Eine Maßregel, um ſie wieder herzuſtellen, war die Einrichtung der Armeeinſpektoren; am meiſten inſpizierte der König aber ſelbſt die Truppen. Was er in dieſer Beziehung geleiſtet hat, klingt geradezu abenteuerlich; nicht der Jüngſte wagte ſich ſo viel Strapazen zuzumuten, wie es der König tat, auch wenn er von der Gicht geplagt wurde. Als er das öſterreichiſche Heer bei Mähriſch-Neuſtadt beſichtigte, hatte er doch wieder die Empfindung, daß ſeine Truppen den andern weit überlegen wären. Er gab zu, daß die öſterreichiſche Infanterie ſehr gewonnen hätte, erklärte indes, er würde nicht tauſchen, und die Reiterei Joſephs fand er jämmerlich. Auch im folgenden Jahre war er mit ſeinen Manövern ſehr zufrieden. Er ſchrieb ſeinem Bruder Ferdinand ganz glücklich: „Ich habe die Genugtuung, in meinem Alter die Armee aus der Aſche neu erſtehen zu ſehen.“ Doch einige Jahre ſpäter, bei dem ſchleſiſchen Herbſtmanöver des Jahres 1775, fand er zu tadeln. Zwar ſchien ihm die Reiterei vortrefflich. „Aber die Infanterie iſt ſtark im Rückſtande, ſo daß ich gezwungen geweſen bin, ernſtlich dazwiſchenzufahren. Sie haben nicht gearbeitet; die Soldaten waren Bauern und die Offiziere Bürgersleute. Aber ich werde Ordnung ſchaffen.“ Sein Augenmerk war insbeſondere auf die Ausbildung der ſchleſiſchen und weſtpreußiſchen Truppen gerichtet. Ganz gewaltige Heeresübungen wurden jedesmal bei ſeiner Anweſenheit abgehalten: ſo lagen bei den weſtpreußiſchen Manövern in der Gegend von Mockrau öfter 44 000 Mann in Lagern vereinigt, ſämtliche Truppen der Provinz Preußen, und bei dem letzten ſchleſiſchen Manöver zu Groß Tinz bei Strehlen im Jahre 1785 waren gar 50 651 Mann vor ihrem königlichen Herrn verſammelt. Durch Weſtpreußen bekam das preußiſche Heer einen Zuwachs von etwa 25 000 Mann. Die preußiſche Militärmacht trat immer mehr in die Erſcheinung. Im Jahre 1784 zählte die geſamte friderizianiſche Armee 190 751 Mann. Davon taten freilich nur 100 000 während des ganzen Jahres Dienſt.

268.
General von Moellendorff

Außerordentliche Mittel wandte Friedrich für Festungsbauten an; bis zum Jahre 1777 berechnete er seine Ausgaben für Festungsanlagen in Schlesien nach dem Kriege auf über vier Millionen Taler. Neu angelegt wurde hier Silberberg, um sich der Bergpässe zu versichern, die nach Glatz und Braunau führten. In Pommern wurde Kolberg mit einem Aufwande von 800 000 Talern befestigt. In Westpreußen mißglückten die Festungsanlagen bei Marienwerder, da sie durch die Weichsel zerstört wurden; zweihunderttausend Taler waren so umsonst ausgegeben; statt dessen wurde nun Graudenz befestigt. Friedrich suchte auch mit der fortschreitenden Entwickelung des Militärwesens Schritt zu halten. So vermehrte er seine Artillerie ansehnlich. Doch ließ die Einheitlichkeit seines Geschützwesens sehr zu wünschen übrig; als Scharnhorst 1783 nach Berlin kam, war er überrascht zu sehen, wie verschieden bei der preußischen Artillerie die Einrichtung der Kanonen sei; fast in jedem Artillerieregiment waren Besonderheiten. Dies waren Übelstände, die bewiesen, daß der alte König doch nicht mehr den vollen Überblick über sein Heerwesen bewahrte. Die Artillerie war ihm überhaupt von jeher etwas fremd geblieben. Es war nur zu natürlich, daß im Laufe der Zeit der Mechanismus dieses Heerwesens etwas erlahmte. Aber wie aufmerksam der König doch noch immer war, zeigt die Tatsache, daß er noch in den letzten Jahren die Waffe der leichten Infanterie, der Jäger, nach dem Vorbilde der im amerikanischen Befreiungskampfe bewährten Riflemen schuf. Zur Ausbildung seiner jungen Offiziere dienten ihm besonders die Kadettenhäuser; schon 1744 war ein solches für Potsdam für 40 Junker geschaffen worden; die Berliner Kadettenanstalt (Bild 267), die für 236 Köpfe eingerichtet war, erhielt 1777 ein neues Gebäude. Neu geschaffen wurde nach dem Kriege im Jahre 1764 das Kadettenhaus zu Stolp für 96 und 1775 auf eine Anregung Domhardts das zu Kulm für 56 Adlige; Kulm wurde besonders wichtig für die Heranbildung der polnischen Edelleute; Friedrich ordnete an, daß die Lehrer daselbst des Deutschen und Polnischen mächtig und zur Hälfte evangelisch, zur Hälfte katholisch sein sollten. Reformatorisch für alle Staaten ging Friedrich auch vor, indem er zuerst höhere Militärbildungsanstalten einrichtete. Er schuf in Berlin, Königsberg, Breslau, Magdeburg und Wesel „Militärschulen", an denen während der Wintermonate die begabteren unter den jüngeren Offizieren der Infanterie Unterricht in der Befestigungskunde und in der Geländelehre erhielten. Es waren die Anfänge der Kriegsschulen und der Kriegsakademie. In Berlin und Königsberg bestanden solche Bildungsanstalten seit 1764. Für die Berliner, die mit der damaligen Ritterakademie verbunden war, entwarf der König eine ausführliche Instruktion. An der zu Friedrichs Zeit hauptsächlich unter der Leitung des Generals v. Buddenbrock stehenden Anstalt wirkten

269. **Wilhelmine, Erbstatthalterin der Niederlande**
Porzellanmedaillon vom Jahre 1779

270.
Mirabeau

verschiedene tüchtige Lehrer, so der Aesthetiker Sulzer und der Historiker Vogelin, beides Schweizer von Geburt; freilich fand auch hier der eitle und lügenhafte Schwätzer Thiébault eine Stelle. Eine der letzten militärischen Anordnungen des Königs war die Ernennung des Stabsfeldwebels Duf. Dr. Fritze in Halle, der eine Denkschrift über die Mängel des Lazarettwesens eingereicht hatte, zum Oberaufseher sämtlicher Kriegslazarette.

An den Abendtagen fanden sich häufig fremde Offiziere ein, um die Truppen des berühmtesten Heerführers der Zeit kennen zu lernen. Ein ehrfurchtsvoller Schauer ging durch die Reihen der Truppen und der gaffenden Menge, wenn der erhabene Fürst dahinritt an der Spitze einer unabsehbaren glänzenden Suite, um die Regimenter, die er so oft in Schlacht und Tod geführt hatte, zu mustern. Besonders ergreifend gestaltete sich die letzte schlesische Heerschau am 24. August 1785. Von früh 6 Uhr bis mittags 12 Uhr hielt der dreiundsiebzigjährige Monarch ohne Mantel im strömenden Regen aus. In seinem Gefolge befanden sich der Herzog von York, der Marquis Lafayette, dessen Gegner im amerikanischen Kriege Lord Cornwallis, der Bruder Karl Augusts von Weimar Prinz Constantin und viele andere berühmte und glänzende Persönlichkeiten. Die neue Zeit begrüßte der scheidenden ihre Reverenz. Kaum kann es einen feierlicheren Moment gegeben haben als den, in dem die letzte Parole ausgegeben wurde. Friedrich und die ganze Suite entblößten das Haupt. Atemlose Stille herrschte eingetan; kein Geräusch war zu vernehmen: der große König nahm gleichsam Abschied von seinen Truppen.

In seinen letzten politischen Gedanken beschäftigte er sich viel mit Frankreich und den Niederlanden. Sein Hauptaugenmerk blieb darauf gerichtet, wieder ein gutes Verhältnis mit Frankreich anzubahnen; denn mit den deutschen Fürsten allein fühlte er sich zu schwach, auch wenn er England volle Unterstützung mit in Rechnung stellte. Beim Ausbruch eines Krieges hätte er der Allianz von Österreich, Rußland, Frankreich und Spanien gegenübergestanden, und Holland stand jetzt zu Frankreich etwa in einem Verhältnis wie vor einigen Jahrzehnten zu England. Im Jahre 1746 konnte Friedrich sagen: „Der Gesolgschaft der englischen Macht schließt sich Holland an, wie eine Schaluppe den Furchen des Kriegsschiffes, dem sie angehängt ist, folgen muß;“ jetzt stand die Republik vorwiegend unter französischem Einfluß. Im Kriegsfalle, so urteilte der König, würde England vollauf mit den Flotten von Frankreich, Spanien und Holland zu tun haben, Preußen dagegen würde sich gegen die Landmacht von Österreich, Rußland und Frankreich nicht zu behaupten vermögen. Einmal, im Siebenjährigen Kriege, sei dies zwar gelungen, dergleichen glücke aber eben nur einmal. Darum war es sein schnlichster Wunsch, Frankreich von Österreich zu trennen oder es doch zu neutralisieren. Mit großer Vorsicht achtete er darauf, daß

Digitized by Google

Erläuterungsblatt

zu der

letzten eigenhändigen Verfügung König Friedrichs.

Nach der Urschrift im Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

Übertragung nebenstehender Verfügung.

Auf die Anzeige des Hofbuchhaltungsrathes Buchholz, Berlin 14. August 1786, daß der Königs Majestät Tabak 19 Groschen 1½ Pfennig betrügen, bekommt der Frank König eine 40 Thaler vor seinen Tode mit zinnernder Hand:

„10000 ℳ Gold vor Mihr (Mihl?)
10000 ℳ werden bei Wurtenberg[1] vertauschet, behohy 10500 ℳ davor Banknoten, die eine zu 10000 ℳ und eine zu 500, 8000 ℳ in 4 Banknoten zu 2000 ℳ, 801 ℳ an Gewalt.
Jobch."

[1] Der Generalleutnant v. Wartenberg verwaltete seit 1783 eine Kasse, aus der die Kosten der militärischen Werbungen bestritten wurden.
[2] Der Privatschatz des Königs.

Digitized by Google

rx. Königlichen Majestät zeige ich in allerunterthänigster Unterthänigkeit an, wie allergnädigst Deroselben Rente Pro August 1786 betragen.

= 28.801 ℛ 10 ß 1½ ₰

Digitized by Google

Frankreich der Ausbildung des Fürstenbundes seine Schwierigkeiten bereitete. Noch ungleich mehr Sorge verursachte ihm die Tätigkeit seiner Nichte Wilhelmine (Bild 269), die auf eine Befestigung ihrer Statthalterstellung hinzielte, ähnlich wie früher die ehrgeizige Politik seiner Schwester Ulrike auf die Stärkung der schwedischen Krongewalt. Wie er damals die Empfindlichkeit Rußlands zu schonen suchte, so fürchtete er jetzt die Reizbarkeit Frankreichs; die Westminsterkonvention war für ihn eine unvergeßliche Lehre. Welch ein Gegensatz liegt in dem Satze, den er in seinem letzten Geschichtswerke niederschrieb: „Die Hälfte des menschlichen Lebens vergeht in Verbesserung böser Erfahrungen.“ Er warnte Wilhelmine davor, sich ihre Stellung unter den Holländern zu versichern; das anscheinend träge Volk der Niederländer ließe sich, wenn man es reize, leicht zu Grausamkeiten und Brutalitäten hinreißen, wie das Beispiel der Witts lehre. Er hatte also eine Ahnung, daß der ehrgeizigen Frau einst von ihren Untertanen übel mitgespielt werden würde. Wenig Genugtuung bereitete er, den Bitten der Statthalterin zu willfahren und ihre Pläne seinerseits zu unterstützen. Ihm schien es hinreichend zu sein, wenn er die Werbungen der Statthalterregierung im Reiche nicht allein gelassen, sondern auch begünstigte, wie er denn der Nichte nachdrücklich empfahl, ihre Stellung durch eine tüchtige Truppenmacht zu sichern, weil sie sonst allen Zufälligkeiten ausgesetzt sei. Als es in der Folge dazu kam, daß die Staaten von Holland und Friesland dem Prinzen Wilhelm von Oranien den Befehl über die Besatzung im Haag nahmen, hütete er sich aus Rücksicht auf Frankreich, aus seiner neutralen Stellung herauszutreten, und beschränkte sich am 17. September 1785 „als aufrichtiger Freund der Staaten, an deren Wohl- und Ruhestand er einen so großen und wahren Anteil nehme“, auf die Mahnung, gegen den Enkel so berühmter und hochverdienter Vorfahren glimpflich zu Werke zu gehen. Er ließ es auch geschehen, daß die Generalstaaten am 10. November 1785 mit Frankreich ein Schutz- und Trutzbündnis eingingen.

271. Johann George Zimmermann
Hannoverscher Leibarzt
Nach einem Stiche von Holzhalb

272. Friedrich Hermann Ludwig Meyell
Diener der beiden Könige Friedrichs
Gemalt von Anton Graff 1775, gestochen von Daniel Berger 1786

Frankreichs krause Entwicklung verfolgte er mit gespannter Aufmerksamkeit. Die

Schuldenlaſt des Landes, von der er gelegentlich genaue Kenntnis erhielt, ſetzte ihn förmlich in Schrecken. „Ein ſtarker Aderlaß der Schufte mit der Tonſur könnte freilich etwas helfen," ſchrieb er am 26. März 1777 an Voltaire. Preußens König ſelbſt gab ſo ſchon lange vor der Revolution das Mittel an, durch das ſpäter die Schulden der Bourbons getilgt wurden. Er ſah den kommenden Bankerott deutlich voraus. Die Schlaffheit der franzöſiſchen Regierung reizte ihn: „Es handelt ſich nicht um Kleinigkeiten," ſchrieb er bereits 1778, „man muß einer gelähmten Regierung Kraft einhauchen und den Ehrgeiz ſtumpfer Seelen anſtacheln." Einige Jahre ſpäter meinte er gegen den Prinzen Heinrich: „Sie haben keinen Begriff, wie weit die Schwäche des Miniſteriums von Verſailles geht." Zu einem der eingefleiſchteſten Royaliſten Frankreichs, zu dem General Bouillé, ſagte er noch 1784: „Er kenne kein beſſeres Volk als die Franzoſen, kein Volk, welches tapferer, betriebſamer und von größerer Anhänglichkeit an König und Vaterland beſeelt ſei — aber der Hof verderbe alles." Dunkel fühlte er alſo, daß es in Frankreich zu einer Kriſis kommen würde. Doch daß die franzöſiſche Galeere dem furchtbarſten Sturme entgegentrieb, der jemals einen Staat im Innern durchrüttelte, ahnte er nicht. Zu d'Alembert äußerte er: „Das Geheimnis Lob in Frankreich zu erhalten, iſt — neu zu ſein. Neuheit iſt die Göttin Ihrer Nation." Er würde die Ereigniſſe von 1789 als eine glänzende Beſtätigung ſeiner Behauptung angeſehen haben.

Währenddem ſchritt der Mann der kommenden Zeit in den Straßen und Salons Berlins umher und ſtellte mit der Arroganz des Doktrinärs und der Leichtfertigkeit des Lebemannes ſeine Beobachtungen an über dieſe Monarchie, die der zum Sterben gehende König, ehe die Stürme der Revolution über Europa dahinbrauſten, noch rechtzeitig in dem deutſchen Chaos zur erſten europäiſchen Militärmacht emporgehoben und zu einer geſchloſſenen Gemeinſchaft voll innerer Kraft geſtaltet hatte. Graf Mirabeau (Bild 270), damals in geheimer Sendung in Berlin, wurde am 25. Januar 1786 auch von Friedrich im Schloß zu Potsdam empfangen. Der König ſah den genialen Mann, der in ſeiner Jugend auch ſo ſtürmiſche Konflikte mit ſeinem Vater zu beſtehen gehabt hatte, wie Friedrich ſelbſt, mit geringſchätzigen Augen an. „Soviel ich urteilen kann, iſt er einer von jenen verweichlichten Satirikern, die für und gegen alle Welt ſchreiben," ließ er ſich über ihn gegen Prinz Heinrich aus. Am 17. April gewährte er indes dem ſich zur Abreiſe anſchickenden intereſſanten Fremden auf ſein Andringen eine zweite Audienz. Er ſaß im Lehnſtuhl und das Sprechen fiel ihm ſchwer, aber Mirabeau fühlte ſich doch bezaubert durch die Anmut, mit der der kranke König unterhielt. Sie haben beide über den Gedanken geſprochen, der beim Könige wie wenige feſt eingewurzelt war, den der Toleranz.

Mit den Jahren zeigte ſich immer mehr, mit welcher abgöttiſchen Verehrung die große Maſſe des Volkes an Friedrich hing. „Mir ſchlägt immer das Herz, wenn Pauken und Trompeten ſeinen Eintritt ins Theater verkündigen, die Leute ſich faſt erdrücken ihn zu ſehen und die alten Soldaten nur Augen für ihn haben," heißt es in einem Briefe aus dem Jahre 1785. Kam der König von der großen Berliner Frühjahrsparade auf dem Tempelhofer Felde in die Hauptſtadt geritten, dann war das ganze Rondel und die Wilhelmsſtraße gedrückt voll Menſchen, alle Fenſter voll, alle Häupter entblößt". Sie können ſich nicht vorſtellen," ſchrieb der engliſche Geſandte Elliot in die Heimat, „wie das Volk ſich freute, ihn zu Pferde zu ſehen; alles Klubgeſchwätz von einem Lande, das unter dem Gewicht ſeiner Laſt ſtöhnt und von einer Nation, die mit einer Rute von Eiſen beherrſcht wird, verſchwand vor dem aufrichtigen Zuruf aller Bevölkerungsſchichten, die ſich verbanden, ihre Begeiſterung für ihren großen Monarchen zu bezeugen."

Zum letzten Male verweilte der König längere Zeit in Berlin zu Anfang des Jahres 1785. Die Läufer, deren er ſich noch im Stile ſeiner Zeit bediente, waren alte Invaliden; zu ihrer Schonung fuhr die alte ſchwerfällige Staatskaroſſe des Königs langſam. Mit dem letzten großen Manöver in Schleſien im Auguſt 1785 vollzog ſich die verhängnisvolle Wendung in ſeiner Geſundheit. Die Ärzte wußten keinen rechten

273. **Friedrich der Große**

Nach einem Gemälde von Wolf, geätzt von Meno Haas

Digitized by Google

Rat. Neben dem Professor meistern um Friedrich verkothenius und Muzell lang übernommen hatte, trichen hannoverschen Leibs 271). Vier Wochen nach ein Schlaganfall. Es die Wasserzucht hatte. Den Potsdamer Stadtchirurgie plagt. Als der Frühling mittags einen Sessel auf „ich habe immer das Licht Anordnung. An jenem beau zum letzten Male gerade seinen Umzug nach rabeau war auch der letzte empfing. Es war nicht die Rede davon, daß der König am Tage durch Posten gesichert wurde; er litt es nicht einmal, daß die Türen verschlossen wurden; eines Tages ließ Luchesini eine große Menge Bauern mit einer Bittschrift angekündigt herankommen. Am 4. Juli beklieg er noch einmal seinen langen Schimmel, den Condé, mit vieler Mühe und ritt dreiviertel Stunden im großen Garten von Sanssouci, zum Teil im Galopp. Es konnte nicht anders sein, als daß ihn dieser Ritt außerordentlich angriff. Am 11. Juli verabschiedete sich Zimmermann. Friedrich zog seinen obligtragenen Hut und verneigte sich, wie der Arzt erzählt, mit unbeschreiblicher Würde, Huld und Freundlichkeit: „Vergessen Sie den guten alten Mann nicht, den Sie hier gesehen haben," waren seine Abschiedsworte.

224. **Friedrich II.**
Nach einem Pfirsichsteinschnitzbild.

Trotz unsäglicher Schmerzen behielt er das Heft bis zur letzten Stunde in der Hand. Seine Minister, voran der seit dem 9. Juli um ihn weilende Herzberg, mußten in steter Angst vor seinen Launen sein; er ließ ihnen gar keine Selbständigkeit. Noch am den Randbemerkungen der letzten Wochen geht das hervor; deren eine lautet: „Ob was dichten die Ministres nöthig noch in der Schule zu gehen, da würde der Rector zeitwerreth haben." Als er bei einem Posten zuviel Geld verbraucht fand, schrieb er: „Da habe ich Reine Ministres dazu nöthig und darf ich nicht liederliche Studenten das Geld anvertrauen." Seinem Bette gegenüber stand auf einem Kamin die Büste Mark Aurels. Wenn er allein war, pflegte er laut zu lesen und zwar besonders Verse, zuletzt noch im Voltaire und im Quintilian. Als letzter Gast weilte um 8. August der Minister für Schlesien, Hoym, bei ihm. Die Kabinettsräte wurden in diesen Tagen statt um 6 oder 7 Uhr morgens schon um 4 bestellt; „mein Zustand," meinte er begütigend, „nötigt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Neige; die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen, sie gehört nicht mir, sondern dem Staate." Einen Morgens starb einer der Sekretäre ihm vor den Augen weg, vom Schlage getroffen; Friedrich ließ einen anderen rufen und setzte die Arbeit fort. Sein Pflichteifer war heroisch, ohnegleichen, erschütternd (Beilage 19).

Seine Atembeschwerden zwangen ihn schließlich, auch die Nächte im Lehnsessel zuzubringen. Am 30. Juli mußte er jede Letture einstellen. Damals kam ihm zu Ohren, daß in Berlin eine jener niedrigen Schmähschriften verkauft würde, die die blöde Masse am liebsten liest, weil es ihr Wollust bereitet, wenn das Erhabene in den Kot gezogen wird. Friedrich sah sie ein. Als Herzberg sie im Interesse des Königs verboten wissen wollte, erwiderte dieser ablehnend: „Man muß das verachten." So hat Herzberg selbst an den preußischen Gesandten in Paris am 1. August 1786 geschrieben. Noch einmal erwachte seine starke Eitelkeit, die ihm viele Beschwerden im Leben bereitet hatte. Er sah auch wieder einige Stunden den täglichen kleinen Kreis seiner letzten Jahre, Luchesini, einen andern

Digitized by Google

275. Ein anläßlich des Todes Friedrichs erschienenes Flugblatt. 1786. Verkleinert

Italiener, Graf Pinto, Oberstallmeister Graf Schwerin, Generalleutnant Graf Görtz. Am 13. August versah er drei Adjutanten, Hornstein, Prittwitz und Rüchel, mit ausführlichen Anweisungen für die schlesischen Manöver. Noch am 15. August fertigte er unter einer Fülle anderer Angelegenheiten den Erpressungsversuch eines Franzosen ab, der vorgab, von zwei nicht für die Öffentlichkeit geeigneten Satiren Friedrichs Abschrift zu haben und sie billig für 1000 Friedrichsdor zum Kauf anbot. Friedrich entschied: „Er ist ein Windbeutel, man muß ihm nicht antworten." An demselben Tage leuchtete in ihm die Hoffnung auf, daß Österreich und Rußland sich bald entzweien würden, wie ein Schreiben an seinen Vertreter in Petersburg zeigte. Tags darauf versagte ihm die Sprache, als er gerade dem Kommandanten Rohdich die Parole geben wollte; das bis zuletzt feurig und lebhaft blitzende Auge sah den General klagend an; dann sank König Friedrich zurück in den Sessel, um sanft einzuschlummern. Dem treuen General schnitt der Anblick in die Seele, und bittere Tränen rannen ihm die Wangen hinunter. Abends beim Glockenschlag elf Uhr erwachend, bestimmte der König, daß er um vier Uhr geweckt würde. Noch ein paar Worte galten der Fürsorge für sein Windspiel. Den Schlafenden stützte stundenlang ein Kammerhusar, zuletzt ihn umschlingend, um ihm die Lage bequem zu machen. Am Morgen des

17. August um zwei Uhr zwanzig Minuten hat König Friedrich der Große in Gegenwart des treuen Dieners und des Arztes Selle seinen letzten Atemzug getan. Seine Leiche wurde im blauen Mantel im Konzertsaal von Sanssouci aufgebahrt. Sein Nachfolger ließ ihn an der Seite König Friedrich Wilhelms I. in der Garnisonkirche zu Potsdam beisetzen, nicht, wie der Entschlafene gewollt, auf der Terrasse von Sanssouci.

276. **Totenmaske Friedrichs des Großen**

Nach dem im Hohenzollernmuseum befindlichen Original von Johann Gottlieb

ie denken, ich ſitze in den Wolken und regiere Europa," hat Friedrich abwehrend einſt an d'Alembert geſchrieben. Mit dem Gedanken des franzöſiſchen Philoſophen begegnete ſich der jenes ſchwäbiſchen Bäuerleins, das bei der Kunde vom Tode des Philoſophen von Sansſouci in die Frage ausbrach: „Wer wird nun die Welt regieren?" Die Augen von ganz Europa waren tatſächlich unausgeſetzt auf Sansſouci gerichtet. Die gebeugte, abgemagerte Geſtalt des alten Königs mit den tiefen Furchen im Antlitz, die die Entbehrungen und die Schickſalsſchläge darin eingegraben hatten, die er auf ſich genommen und getragen hatte, auf daß ſein Volk groß würde, übte in aller Welt einen dämoniſchen Zauber. In ganz Europa gingen die Sagen über den „alten Fritz" von Mund zu Mund. Auch die Fürſten nahmen ſich ihn zum Beiſpiel; jener Großneffe des Königs, Karl Auguſt von Weimar, an dem Friedrich ſelbſt noch ſeine Freude hatte, Karl Friedrich von Baden und mancher andere wackere Fürſt; in Italien, Spanien, Portugal begann man, ſich nach Friedrichs Beiſpiel zu richten; auch Kaiſer Joſeph hat ihm viel Gutes abgeſehen, vor allem den rückſichtsloſen Dienſt am Volke. Nur der Genius blieb den anderen verſagt.

Mit König Friedrich ging ein göttliches Rüſtzeug zur Ruhe. Es hat genug Sittenrichter gegeben, die auf ihn Steine geworfen haben; den Armen waren die Augen verſchloſſen. Denn wer da ſehen kann, den macht die erhabene Sittlichkeit, die in dem unermüdlichen Schaffen und Ringen dieſes unvergleichlichen Helden in einem Leben von erſchütterndem Ernſte liegt, verſtummen. Friedrichs Ecken und Härten zeigen nur, daß er ein Menſch war, ein gigantiſcher Menſch freilich, eine prometheiſche Natur. Und wenn manches fromme Gemüt ängſtlich fragt, wie denn ein Menſch, in dem ſo dämoniſche Kräfte arbeiteten und dem religiöſe Gefühle ſo fern lagen, als göttliches Rüſtzeug und als ſittlich im höchſten Sinne des Wortes geprieſen werden könne, ſo darf wohl an das Wort Salomonis erinnert werden: „Gott hat geredet, er wolle im Dunkeln wohnen", und an das andere Wort, das Jeſus geſprochen hat: „In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen". Nie hat ein Menſch mehr mit ſeinem Pfunde gewuchert, nie ein Haushalter getreuer gewaltet, als dieſer Fürſt, dem Preußen anvertraut war. Die Macht ſeines Wirkens veranſchaulicht ſich am meiſten, wenn man erwägt, wie einſam er daſtand, wie überragend ſeine Perſönlichkeit war. Was von Bismarck geſagt worden iſt, das horaziſche et tanta negotia solus, gilt recht eigentlich von Friedrich dem Großen.

Der Geiſt Friedrichs iſt nicht von ſeinem Volke gewichen. Freilich, die Regierung ſeines Neffen wurde ſo, wie er es hatte kommen ſehen. Aber König Friedrich blieb in den Preußen lebendig. Für die erſten vernichtenden Niederlagen des jungen dritten Friedrich Wilhelm fand niemand anderes als die Königin Luiſe die treffende Erklärung: „Dem Ruhme Friedrichs war es geſtattet, uns über unſere Kräfte zu täuſchen, wenn anders wir uns getäuſcht haben." Die Erinnerung an den König gab den Preußen im letzten Grunde die Kraft zur Abſchüttelung des napoleoniſchen Joches und zu den herrlichen Taten, die mit Belle-Alliance ſchloſſen; und jene hunderttauſend tapferen Streiter, die bei Königgrätz das öſterreichiſche Heer in die Winde zerſprengten und die deutſche Frage löſten, fühlten alle, daß des großen Königs Adlerauge auf ihnen ruhte.

Aber nicht nur ſeine Preußen fühlten ſich fortan in eine gehobene Stimmung verſetzt, wenn ſie ſeiner gedachten. Es wurde wahr, was ein Zeitgenoſſe Friedrichs bei ſeinem Tode mit Seherſtimme ausrief: „Ja, Fritze, einen Wurf haſt du ins Zeitenmeer getan, deſſen Kreiſe ſich tauſendfältig bilden werden." Jetzt allmählich reifte den Deutſchen die Erkenntnis, daß an Friedrichs Werk anzuknüpfen ſei, wenn Deutſchland geſunden ſollte. Wie gemahnend

klang das Lied, das ein halbes Jahrhundert, nachdem Friedrich in die Gruft geſtiegen war, der Schwabe Paul Pfizer ſang, durch die deutſchen Lande:

Adler Friederichs des Großen!
Gleich der Sonne decke du
Die verlaſſenen Heimatloſen
Mit der gold'nen Schwinge zu!

Im großen deutſchen Jahre 1870 ward dieſem Sehnen ſchönſte Erfüllung.

Solange das Menſchengeſchlecht Sinn für Heldentum hat, wird Schubarts Wort von Friedrich eine Wahrheit bleiben:

Einziger, nie ausgeſungener Mann!

277. **Friedrich in der Verklärung**

Nach einer Zeichnung von C. Friſch, geſtochen von D. Berger. 1788

Verzeichnis der Bilder

Nr.		Seite
1.	Friedrich Wilhelm I. in jüngeren Jahren. Nach einem Gemälde von Antoine Pesne, gestochen von Caspar	5
2	Fürst Leopold von Anhalt-Dessau (der „alte Dessauer“ in jüngeren Jahren). Nach einem Stich von J. C. G. Fritzsch	6
3.	König Friedrich Wilhelm I. Nach dem Gemälde von F. W. Weidemann	9
4.	Friedrich Heinrich Graf von Seckendorff, Kaiserlicher Feldmarschall. Nach einem Stich von M. Bernigeroth	10
5.	Friedrich Wilhelm von Grumbkow, Kgl. Preuß. Geheimer Staats-Minister und Feldmarschall. Nach einem Stich von M. Bernigeroth	11
6.	J. E. Duhan de Jandun, der Erzieher Friedrichs. Nach einem Stich von Carsten	16
7.	Friedrich der Große als Kind. Nach einem Gemälde von A. Pesne	17
8.	Die Gouvernante Frau von Rocoulle. Nach einem alten Gemälde	18
9.	Friedrich als Kronprinz in jungen Jahren. Nach einem Gemälde von A. Pesne	19
10.	Schloß Monbijou	21
11.	Sophie Dorothee, Mutter Friedrichs des Großen, in jüngeren Jahren. Nach einem Gemälde von Pesne, gestochen von P. van Gunst	23
12.	Friedrich als Kronprinz. Nach einem zeitgenössischen farbigen Stich	25
13.	Leutnant von Katte. Nach einem alten Gemälde	28
14.	Ansicht von Küstrin im 18. Jahrhundert. Nach einem Stich von Nagel	29
15.	Kronprinz Friedrich mit seinen Brüdern. Nach einem Gemälde von F. C. Rusca um 1737	33
16.	Eleonore Luise von Wreech geb. v. Schöning. Nach einem Gemälde im Besitz des Grafen Schwerin auf Tamsel	35
17.	Wilhelmine, Prinzessin von Preußen, Friedrichs Schwester. Gemalt von A. Pesne, gestochen von P. Habelmann	37
18.	Markgraf Friedrich von Bayreuth, Gemahl der Prinzessin Wilhelmine von Preußen. Gestochen von Bernh. Vogel in Nürnberg 1736	39
19.	Palais des Kronprinzen Friedrich, rechts gegenüber das Zeughaus. Nach einem zeitgenössischen Stich	41
20.	Elisabeth Christine, Prinzessin von Braunschweig-Bevern, Gemahlin Friedrichs. Gemalt von A. Pesne	42
21.	Trauung Friedrichs mit Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern	43
22.	Prinz Eugen von Savoyen. Nach einem zeitgenössischen Stich	45
23.	Schloß Rheinsberg. Nach einem Stiche von B. Schwarz	48
24.	Antoine Pesne. Nach einem Selbstportrait gestochen von G. F. Schmidt 1752	49
25.	C. E. Jordan. Nach einem alten Gemälde	50
26.	Dietrich Freiherr von Keyserlingk. Gemalt von Antoine Pesne	51
27.	Heinrich August de la Motte Fouqué. Nach einem alten Gemälde	52
28.	François Isaac de Chasot. Gemalt von Pesne	53
29.	Baron von Bielfeld. Gemalt von J. F. Stein	54
30.	Marquis de la Chetardie. Stich von J. M. Bernigeroth	55
31.	Der Liebesunterricht. Gemälde von Antoine Watteau	56

Nr.		Seite
32.	Der Vogelfänger. Gemälde von Nicolas Lancret	57
33.	Quantz mit Frau. Nach dem Leben gezeichnet von Glume	58
34.	Fakſimile einer eigenhändigen Notenſchrift Friedrichs	59
35.	Maturin Weiſſière de la Croze. Gemalt von A. Pesne	60
36.	Friedrich der Große als Kronprinz. Ölgemälde von G. W. von Knobelsdorff im Kgl. Schloſſe zu Berlin	62
37.	J. G. W. von Knobelsdorff. Gemalt von Pesne, geſtochen von G. Seidel	63
38.	Voltaire in jüngeren Jahren. Gemälde von Largillière, geſtochen von Demautort	65
39.	Ulrich Friedrich von Suhm. Stich von F. Carſten	66
40.	E. C. Graf von Manteuffel. Stich von J. J. Haid	67
41.	Der Philoſoph Chriſtian Wolf	68
42.	Die Aufbahrung der Leiche Friedrich Wilhelms I. im Stadtſchloſſe zu Potsdam. Nach einem zeitgenöſſiſchen Stiche	75
43.	Huldigungsmünzen. 1740	80
44.	Randbemerkung Friedrichs auf das Geſuch eines Katholiken um Gewährung des Bürgerrechts	81
45.	Randbemerkung Friedrichs auf eine Beſchwerdeſchrift wegen katholiſcher Proſelytenmacherei	82
46.	Friedrich II. Engliſcher Stich von T. Burford. Nach einem im Schloſſe zu Kew befindlichen Gemälde	83
47.	Schloß Moyland im Kreis Kleve. Nach der Natur gezeichnet von J. de Beyer 1745, geſtochen von H. Spilman 1746	85
48.	Schaumünze auf den Regierungsantritt Friedrichs 1740	86
49.	König Friedrich II. Gemalt von Geo van der Myn, geſtochen von J. M. Ardell	87
50.	Graf Truchſeß von Waldburg. Gemalt von F. Huber, geſtochen von J. E. Gericke	89
51.	Friedrich II. Engliſcher Stich von R. Houſton, gemalt von A. Pesne	91
52.	Heinrich von Podewils. Stich von J. C. G. Fritzſch	93
53.	Elfenbeinmedaillon Friedrichs	95
54.	Salzring in Breslau 1730. Nach einem alten Stich	97
55.	Maria Thereſia. Gemalt von M. de Maytens	100
56.	Graf Guſtav Adolf von Gotter. Gemalt von A. Pesne	101
57.	Friedrich II. Gemalt von A. Pesne	105
58.	Plan der Schlacht bei Mollwitz. Nach einem zeitgenöſſiſchen Stich	107
59.	Feldmarſchall Graf von Schwerin. Gemalt von J. G. Strantz, geſtochen von Ph. Andr. Kilian	109
60.	Plan der Schlacht bei Mollwitz. Eigenhändiges Croquis König Friedrichs II.	111
61.	Kardinal Fleury. Gemalt von Rigaud, geſtochen von Heidegger	113
62.	Charles Louis Auguſt Foucquet de Belle-Isle. Gemalt von Rigaud, geſtochen von J. G. Wille, Paris 1743	115
63.	Georg II., König von Groß-Britannien. Gemalt von J. Faber, geſtochen von P. Tanje 1752	117
64.	Friedrich II. Gemälde von A. Pesne in der Windſorgalerie zu London, Stich von Houſton	121
65.	Feldmarſchall Sam. Graf von Schmettau 1684—1751. Stich von C. Weſtermayr	123
66.	Georg Konrad Freiherr von der Goltz, Kgl. pr. General-Major 1704—1747	125
67.	Graf Moritz von Sachſen. Gemalt von H. Rigaud, geſtochen von J. G. Wille 1745	127
68.	Konferenz mit dem Könige von Polen wegen der Eroberung von Mähren. Zeichnung von D. Chodowiecki	128
69.	Kaiſer Karl VII. Gemalt von G. de Marrés, geſtochen von D. Fornique	129
70.	Erbprinz Leopold von Anhalt-Deſſau. Nach einem alten Kupferſtich	131
71.	Friedensverkündigung in Berlin nach dem erſten ſchleſiſchen Kriege. Nach einem zeitgenöſſiſchen Stiche	134
72.	Landeshuldigung von Niederſchleſien in Breslau am 7. November 1741. Stich von Schleuen	135
73.	Plan von Breslau um 1741. Nach einem zeitgenöſſiſchen Stiche	137

Nr. Seite

74. Kaſpar Wilhelm von Borcke † 1747. Nach einem alten Gemälde 139
75. Opernhaus und Hedwigskirche in Berlin um 1743. Nach einem Stich von J. Legeay 141
76. Proſpekt des Königl. Luſtſchloſſes zu Charlottenburg. Nach einem zeitgenöſſiſchen Stiche 143
77. Das Königl. Schloß in Potsdam. Gemalt von F. Meyer, geſtochen von A. L. Krüger 144
78. Kaiſerin Eliſabeth von Rußland. Zeichnung von Chevalier, geſtochen von Née 147
79. Alexey Graf von Beſtuſhew. Stich von J. M. Bernigeroth 148
80. General von Rothenburg. Nach einem Ätzdruck einer ſehr ſeltenen Radierung von Glume 151
81. Ludwig XV. Stich von J. Daullé 1738 153
82. Friedrich II. Stich von Joh. El. Ridinger 155
83. Faksimile einer Unterſchrift Maria Thereſias in einem Schreiben an Friedrich II. 157
84. Plan der Schlacht bei Hohenfriedeberg 164
85. Denkmünze auf den Sieg bei Hohenfriedeberg 167
86. Franz I. römiſcher Kaiſer. Gemalt von F. Lippold, geſtochen von J. W. Windter 169
87. Plan der Schlacht bei Soor 171
88. Friedrich II. ſchreibt die Siegesdepeſche von Soor. Stich von Chodowiecki 174
89. Allegoriſches Bild auf den Friedensſchluß 1745 zwiſchen dem Kurfürſten von Sachſen, Maria Thereſia und Friedrich II. Nach einem Stich von J. G. Schmidt 175
90. Fürſt Leopold von Deſſau 176
91. Friedrich der Große. Stich von G. F. Schmidt 179
92. Ewald von Kleiſt dichtend. Nach einem zeitgenöſſiſchen Stiche 183
93. Invalidenhaus in Berlin. Nach einem Stiche von Schleuen 185
94. Trenck im Kerker. Nach einem zeitgenöſſiſchen Stich 187
95. Fürſtbiſchof Ph. G. von Schaffgotſch. Stich von Strachowsky 191
96. Papſt Benedikt XIV. Stich von J. M. Bernigeroth 193
97. Anſicht von Emden. Stich von G. A. Lehmann 195
98. Samuel von Cocceji. Gemalt von A. Peſne, Stich von G. F. Schmidt . . 198
99. Miniſter Georg Dietloff von Arnim-Boytzenburg. Gemalt von A. Peſne, Stich von G. F. Schmidt 199
100. J. G. Gotzkowsky. Stich von F. Carſten 212
101. Die Mauerſtraße in Berlin mit Blick auf die Dreifaltigkeitskirche. Stich von Roſenberg 213
102. Schloß Sansſouci. Nach einem alten Stich 220
103. Merkur von Pigalle. Marmorſtatue im Garten von Sansſouci 221
104. Betender Knabe. Bronzeſtatue im Garten von Sansſouci 221
105. Diana aus der Polignacſchen Sammlung. Statue im Garten von Sansſouci 221
106. Simſon und Delila. Gemälde von Adrian van der Werff 222
107. Büßende Magdalena. Gemälde von Rubens 223
108. Suſanne im Bade. Gemälde von Antoine Peſne 223
109. Geburt der Venus. Gemälde von Rubens 224
110. Eingangstor zum Garten von Sansſouci 225
111. Königin Sophie Dorothee und ihre Kinder um das Jahr 1747. Nach einem zeitgenöſſiſchen Stich (mit Daten) 226
112. Schloß Schönhauſen bei Berlin. Nach einem alten Stich 227
113. Königin Sophie Dorothee in älteren Jahren. Gemalt von A. Peſne, geſtochen von Eichens 228
114. Prinz Wilhelm von Preußen, Bruder Friedrichs des Großen. Nach einem zeitgenöſſiſchen Stich 230
115. Gedächtnisblatt auf die Vermählung der Prinzeſſin Luiſe Ulrike, Schweſter Friedrichs des Großen, mit Adolph Friedrich Kronprinz von Schweden. Stich von J. G. Schmidt 231

Nr		Seite
116.	Algarotti. Stich von G. F. Schmidt	234
117.	Tänzerin Barbara Campanini genannt La Barbarina. Gemalt von A. Pesne	235
118.	George Keith „Lord Marischal“	236
119.	Feldmarschall James Keith	237
120.	Marquis d'Argens. Stich von F. Carsten	238
121.	de la Mettrie. Stich von G. F. Schmidt	239
122.	Pierre Louis Moreau de Maupertuis. Gemalt von M. Tournière, gestochen von J. Daullé	240
123.	Die Akademie der Wissenschaften 1752. Nach einem Stich von Schleuen	241
124.	Voltaire. Stich von F. Carsten	242
125.	Carl Heinrich Graun. Nach einem Gemälde von A. Möller	248
126.	G. Benda. Stich von Christian Gottlieb Geyser	249
127.	Joh. Seb. Bach. Gemalt von G. Hausemann, gestochen von L. Sichling	250
128.	Kupferstecher Georg Friedrich Schmidt. Von ihm selbst gestochen	251
129.	Der Geheimschreiber des Kurfürsten von Sachsen 1750. Karikatur von L. Ghezzi	261
130.	Soldatentypen des Fridericianischen Heeres. Nach einer Skizze von J. H. Ramberg	269
131.	Wenzel Graf von Kaunitz. Gemalt von J. Steiner, gestochen von F. Schmuzer	271
132.	Marquise von Pompadour. Nach einem Gemälde im Louvre zu Paris	273
133.	Kardinal de Bernis. Gemalt von Marteau, gestochen von St. Aubin	275
134.	Sir Andrew Mitchell, englischer Gesandter in Berlin. 1756	277
135.	Friedrich und sein Neffe Friedrich Wilhelm, Prinz von Preußen, der spätere König Friedrich Wilhelm II. Gemalt von A. Pesne	287
136.	Heinrich Graf von Brühl, Kurfürstl. Sächsischer Staats-Minister. Gemalt von Louis de Sylvestre, gestochen von Balechoux	290
137.	Königin Maria Josepha von Polen und der Preußische General Graf Wylich. Zeichnung von Kimpfel, gestochen von D. Chodowiecki	291
138.	Plan der Schlacht bei Lobositz	295
139.	Denkmünze auf die Schlacht bei Lobositz	298
140.	Erich Christoph Freiherr von Plotho. Gemalt von Wild, Stich von J. E. Nilson	302
141.	Karl Wilh. Graf von Finckenstein. Gemalt von F. Wolf, gestochen von Fr. Bolt	304
142.	August III., König von Polen, Kurfürst von Sachsen. Gemalt von L. de Sylvestre, gestochen von L. Zucchi	305
143.	Generalleutnant Hans Karl von Winterfeldt. Stich von Glaßbach	309
144.	Carl Prinz von Lothringen. Stich von Sysang	312
145.	Feldmarschall Browne. Stich von J. E. Mansfeld	313
146.	Schlacht bei Prag am 6. Mai 1757. Stich von P. Venazech	315
147.	Plan der Schlacht bei Prag	316
148.	Tod Schwerins. Stich von Bolt	317
149.	Graf Leopold von Daun. Gemalt von M. de Meitens, gestochen von J. E. Nilson	322
150.	Plan der Schlacht bei Kolin	324
151.	Prinz Heinrich von Preußen. Gemalt von Ant. Graff, gestochen von J. F. Bause	327
152.	Friedrich der Große. Zeichnung und Stich von D. Chodowiecki 1758	333
153.	Feldmarschall Johann von Lehwaldt. Gemalt von Falbe	337
154.	Luise Dorothee, Herzogin von Sachsen-Gotha	338
155.	Franz Graf von Nadasdy. Gemalt von J. Ch. Menrad, gestochen von Bodenehr	340
156.	Andreas Graf von Hadik, österreichischer Feldmarschall. Gemalt von Winzer, gestochen von Ludw. Schmidt	345
157.	Seydlitz. Nach einem zeitgenössischen Gemälde	347
158.	Plan der Schlacht bei Roßbach	348
159.	Abfertigung des Dr. Aprill durch den Freiherrn von Plotho. Stich von D. Chodowiecki	349
160.	Prinz Ferdinand, Bruder Friedrichs II. in älteren Jahren	351
161.	Moritz, Fürst zu Anhalt. Stich von J. D. Philippin	354

Nr. Seite

162. Friedrich in Liſſa am Abend des 5. Dezember 1757. Zeichnung von Ch. Hampe, Stich von A. Wachsmann 356
163. Zieten. Stich von D. Chodowiecki 357
164. Plan der Schlacht bei Leuthen. Nach einer zeitgenöſſiſchen Darſtellung . . 358
165. F. W. Gleim. Gemalt von Ramberg, geſtochen von F. M. Schreyer 359
166. Bildniſſe der Souveräne der kriegführenden Mächte. 1759. Stich von C. Fritzſch 1759 363
167. Amalie, Prinzeſſin von Preußen, Schweſter Friedrichs II. Nach einem alten Gemälde 365
168. William Pitt. Gemalt von W. Houre, geſtochen von J. E. Nilſon 367
169. Kloſter Grüſſau 370
170. Ferdinand von Braunſchweig. Nach einem alten Gemälde 373
171. Friedrich II. bei dem Übergang über die Oder bei Güſtebieſe vor der Schlacht bei Zorndorf 1758. Nach einem alten Kupferſtich 375
172. Plan der Schlacht bei Zorndorf 377
173. Friedrich Wilhelm von Seydlitz, Kgl. pr. General von der Kavallerie. Nach dem Standbild von Taſſaert 379
174. Plan des Kampfes bei Hochkirch. Nach einer zeitgenöſſiſchen Darſtellung . 382
175. Fürſt Moritz nach dem Überfall bei Hochkirch 1758. Nach einem alten Kupferſtich 385
176. Papſt Clemens XIII. Stich von G. Ant. Pazzi 389
177. Herzog von Choiſeul, franzöſiſcher Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Gemalt von M. Vanloo 391
178. General Laudon. Gemalt von H. Füger, geſtochen von J. P. Pichler, Wien 1788 395
179. Friedrich II. in der Schlacht bei Kunersdorf. Nach einem alten Kupferſtich 398
180. Friedrich und der Rittmeiſter von Prittwitz, Scene aus der Schlacht bei Kunersdorf. Zeichnung von L. Wolff, geſtochen von D. Berger 399
181. Ewald von Kleiſt. Nach einem zeitgenöſſiſchen Stiche 401
182. Der König im Kantonierungs-Quartier zu Köben. Geſtochen von D. Chodowiecki 403
183. Karl Wilhelm Ferdinand, Erbprinz von Braunſchweig. Geſtochen von J. E. Nilſon 406
184. Philippine Charlotte, Herzogin von Braunſchweig, Schweſter Friedrichs. Nach einem alten Paſtellbild 407
185. Le lever du Philosophe de Ferney. Scherzbild auf Voltaire. Nach einem alten Baſeler Kupferſtich 409
186. Der Reitknecht Trautſchke deckt mit ſeinem Leibe den General Fouqué 413
187. General von Tauentzien. Nach einem alten Kupferſtich 414
188. Friedrich II. vor der Schlacht bei Liegnitz. Zeichnung von W. Jury, geſtochen von Ringck 415
189. Plan der Schlacht bei Liegnitz. Nach einer zeitgenöſſiſchen Darſtellung . . 417
190. Friedrich II. nach der Schlacht bei Liegnitz. Zeichnung von C. Hampe, geſtochen von Ringck 418
191. Prinz Friedrich Eugen von Württemberg. Nach einem zeitgenöſſiſchen Stiche 421
192. Das Zeughaus in Berlin. Stich von Schleuen 422
193. Hans J. von Zieten. Gemalt von Anna Dorothee Therbuſch, geſtochen von Voigt 423
194. Der König ſchreibt nach der Schlacht bei Torgau in einer Dorfkirche auf den Stufen des Altares ſeine Depeſchen. Kalenderblatt von D. Chodowiecki 424
195. Plan der Schlacht bei Torgau. Nach einer zeitgenöſſiſchen Darſtellung . . 425
196. General von Saldern. Stich von D. Berger 426
197. General von Werner. Stich von D. Berger 426
198. Allegorie auf die Friedenshoffnungen. Anonym erſchienen 427
199. Friedrich II. Gemälde von J. C. Friſch 430
200. Gellert. Gemälde von Ant. Graff, geſtochen von Haid 1775 431
201. Hauptmann Archenholtz. Zeichnung von Ant. Graff, geſtochen von F. Grögory 432

Nr.		Seit
202.	Schweidnitz im 18. Jahrhundert	434
203.	General von Platen. Stich von D. Berger	435
204.	Denkmünze auf den Frieden zwischen Preußen und Rußland	440
205.	Ephraimit aus dem Jahre 1758	443
206.	General von Belling. Nach einem alten Kupferstich	444
207.	Kaiserin Katharina II. Stich von E. Tchemesow	447
208.	Prinz Heinrich von Preußen. Gemalt von Ant. Graff. Stich von D. Berger 1779	450
209.	Dem Sumpf entgegen. Spottbild auf Ludwig XV. und Madame Pompadour um 1763	452
210.	Schloß Hubertusburg im 18. Jahrhundert	454
211.	Ewald Friedrich Graf von Hertzberg. Gemalt von Bardou, gestochen von D. Berger 1786	455
212.	Friedrich der Große. Stich von Deisch, Danzig 1763	457
213.	Lessing. Nach einem Stich von J. C. G. Fritzsch	458
214.	Friedrich als römischer Imperator. Stich von D. Chodowiecki	459
215.	Jean le Rond d'Alembert. Stich von D. Berger	464
216.	Friedrich und Zieten. Stich von D. Chodowiecki	465
217.	Das Berliner Schloß im 18. Jahrhundert	467
218.	Neues Palais in Potsdam	469
219.	Geld- und Wechselkurszettel vom 3. April 1764	470
220.	Franz Balthasar Schoenberg von Brenckenhoff. Nach einem zeitgenössischen Stiche	473
221.	Friedrich und der Oberamtmann Fromm	474
222.	Friedrich der Große. Nach einem englischen Stiche aus dem Jahre 1776	475
223.	Marc Antoine André de la Haye de Launay. Nach einem Stich von Tassaert	478
224.	Hans Ernst Dietrich von Werder, Kgl. Pr. Geh. Etatsminister. Gemalt von Francke, Stich von D. Berger	481
225.	Moses Mendelssohn. Stich von J. C. G. Fritzsch	483
226.	Fried. Ant. Frhr. von Heinitz, Kgl. pr. Geh. Staatsminister. Stich von D. Berger	484
227.	Friedrich der Große. Gemalt von Ant. Graff	487
228.	Karl Joseph Maximilian von Fürst. Stich von W. Arndt	490
229.	Friedrich der Große. Gemalt von J. Mettenleiter, gestochen aus Anlaß des Müller-Arnoldschen Prozesses von A. Friderich	491
230.	Johann Heinrich Casimir von Carmer, Kgl. Preuß. Großkanzler. Gemalt von Rosenberg, gestochen von D. Berger	492
231.	Gottlieb Svarez	493
232.	K. A. Frhr. von Zedlitz, Kgl. preuß. Staatsminister. Gemalt von Wagner, gestochen von D. Berger	495
233.	Friedrich der Große. Stich von J. F. Bause	497
234.	Karl George Heinr. von Hoym, Kgl. Preuß. Geh. Staatsminister. Nach einem Gemälde von Bardou gestochen von J. F. Bause	500
235.	Der Einzug des türkischen Gesandten in Berlin 1763. Nach einem Stich von Schleuen in den „actions glorieuses“	505
236.	Kaiser Joseph II. Gemalt von F. Reclam, gestochen von D. Berger	509
237.	Maria Theresia in älteren Jahren. Gemalt von Ducreux, gestochen von L. Cathelin	511
238.	Prinz Heinrich. Gemalt von Graff, gestochen von Caspar	513
239.	Palais des Prinzen Ferdinand. Stich von Jean Rosenberg	514
240.	Le gâteau des rois. Scherzbild auf die Teilung Polens. Nach einem Stich von N. Exmel (Lemire)	517
241.	Friedrich der Große. Gemalt von Daniel Chodowiecki, gestochen von Daniel Berger im Jahre 1777	519
242.	Oberpräsident Johann Friedrich von Domhardt. Gemalt von Becker, gestochen von Bause	521
243.	Ansicht von Graudenz. Nach einem Stich aus dem 17. Jahrhundert	523

Nr. Seite

244. Ansicht von Elbing. Stich von G. Bodenehr 525
245. Ansicht von Sanssouci und Umgebung vom Brauhausberge gesehen. Gemalt von F. S. Meyer, gestochen von A. L. Krüger 527
246. Die Nebengebäude und die Kolonnade zu Potsdam. Gemalt von Catel, gestochen von P. Haas 529
247. Das Palais des Prinzen Heinrich. Nach einem zeitgenössischen Stich . . 530
248. Die Königliche Bibliothek in Berlin. Nach einem zeitgenössischen Stich . 531
249. Das Friedrichstor in Breslau. Nach einem Entwurfe von C. Schwindt, lithographiert von C. Krone 532
250. Der eingestürzte Turm auf dem Gendarmenmarkt zu Berlin. Nach einem zeitgenössischen Stich 534
251. Das erste Friedrich-Denkmal. Ausgeführt von J. G. Schadow, aufgestellt in Stettin 1793. Stich von Daniel Berger 535
252. Friedrich Wilhelm, Prinz von Preußen. Stich von P. Alex Tardieu . . . 536
253. Die königliche Familie. Gezeichnet von J. L. Haj im Jahre 1784 (mit Daten) 537
254. Caroline von Hessen, „die große Landgräfin.“ Gemalt von J. G. Ziesenis, gestochen von J. Felsing 538
255. Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen. Nach einem Selbstporträt gestochen von G. Canale 1764 539
256. Voltaire. Nach einem alten Stich 540
257. Jean Jacques Rousseau. Nach einem Kupferstich von J. B. Michel 1761 . 541
258. Fr. Nicolai. Gemalt von Chodowiecki, gestochen von Geyser 542
259. J. H. S. Formey. Stich von J. C. G. Fritzsch 543
260. Friedrich der Große. Gezeichnet von J. H. Ramberg 545
261. Hieronymus Marquis von Lucchesini. Stich von F. W. Bollinger . . . 546
262. Friedrich der Große 550
263. Allegorisches Bild auf den Ausgang des österreichischen Erbfolgekrieges. Gemalt von B. Rode, gestochen von J. C. Krüger 551
264. Allegorisches Bild auf die Stiftung des Fürstenbundes. Gemalt von Bernhard Rode, gestochen von Meno Haas 555
265. Carl Friedrich, Markgraf von Baden-Durlach, geb. 1728. Nach einem zeitgenössischen Stich 556
266. Freiherr von Edelsheim. Gestochen von J. L. M. Ernst 557
267. Kadettenhaus zu Berlin. Gestochen von Schleuen 558
268. General von Moellendorff. Nach einem zeitgenössischen Stich 559
269. Wilhelmine, Erbstatthalterin der Niederlande, Nichte Friedrichs II. Porzellanmedaillon vom Jahre 1773 560
270. Mirabeau 560
271. Johann George Zimmermann, hannoverischer Leibarzt. Nach einem Stich von Holzhalb 561
272. Friedrich Herrmann Ludewig Muzell, Leibarzt Friedrichs. Gemalt von Ant. Graff 1773, gestochen von D. Berger 1786 561
273. Friedrich der Große. Gemalt von Wolf, gestochen von Meno Haas 563
274. Friedrich der Große. Elfenbeinmedaillon 564
275. Flugblatt, erschienen anläßlich des Todes Friedrichs 1786 565
276. Totenmaske Friedrichs. Nach dem im Hohenzollern-Museum zu Berlin befindlichen Original von Johann Eckstein 566
277. Friedrich in der Verklärung, nach einer Zeichnung von C. Frisch, gestochen von D. Berger. 1788 568

Nicht numeriert:

Friedrich Wilhelm I. Buchschmuck 3
Inspiration des Dichters. Buchschmuck G. F. Schmidts zu den Poésies diverses 219
Auszug der Truppen. Buchschmuck zu den Poésies diverses 306

Die Initialen nach Stichen G. F. Schmidts.

Verzeichnis der Beilagen

Neben Seite

1. Aus der Instruktion König Friedrich Wilhelms I. für seinen Nachfolger 16
2. Brief des Kronprinzen Friedrich an den Feldmarschall von Grumbkow. Oktober 1737 48
3. Brief des Kronprinzen Friedrich an den Feldmarschall von Grumbkow. Januar 1738 64
4. Eigenhändige Niederschrift der Vorrede zum Anti-Machiavel 80
5. Auszug aus einem Briefe König Friedrichs an seinen Minister von Podewils. 27. April 1745 160
6. Depesche Friedrichs über den Sieg von Soor am 30. September 1745 . . 168
7. Nachschrift König Friedrichs zu einem Briefe an den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau. 9. Dezember 1745 176
8. Kabinettschreiben an den Minister von Broich. 7. August 1744 208
9. Randbemerkung König Friedrichs betr. das Einmischen der Minister in militärische Angelegenheiten. 19. März 1748 224
10. Randbemerkung König Friedrichs betr. die Anfrage, ob dem Präsidenten von Loeben der erbetene „Vorspannpaß auf 24 Pferde" bewilligt werden solle. 17. März 1746 240
11. Randbemerkung König Friedrichs betr. die Anfrage, welcher von drei Bewerbern um eine freigewordene Kreisphysikusstelle berücksichtigt werden solle. 23. Dezember 1746 256
12. Randbemerkung König Friedrichs betr. die Verminderung der Frondienste der Bauern. Geschrieben im Jahre 1748 272
13. Schreiben König Friedrichs an seinen Bruder Wilhelm. 19. Februar 1756 304
14. Schreiben Friedrichs an den General von Winterfeldt. 14. September 1757 336
15. Brief Friedrichs an Voltaire. 9. September 1757 352
16. Nachschrift des Königs zu einem Briefe an Zieten. 9. Dezember 1757 . 368
17. Schreiben Friedrichs am Abend nach der Schlacht bei Kunersdorf. 12. August 1759 400
18. Prinz Heinrichs eigenhändige Bemerkung auf einem Briefe Friedrichs . 416
19. Letzte eigenhändige Verfügung König Friedrichs 560
20. Schreiben König Friedrichs an den Konsistorialrat Reinbeck betr. die Rückberufung Wolfs. 6. Juni 1740 96
21. Scherzbild auf den österreichischen Erbfolgekrieg aus dem Jahre 1742 . 128
22. Faksimile einer preußischen „Relation" vom 17. Juli 1745 160
23. Plan der Gärten von Sanssouci mit dem neuen Palais um das Jahr 1770 464
24. Plan von Berlin. Nach einem Stich von Schleuen 1773. Erweitert nach einer Zeichnung des Grafen Samuel Schmettau aus dem Jahre 1734 528
25. Friedrich der Große kehrt mit seinen Generalen von einem Manöver nach Sanssouci zurück. Nach dem Gemälde von Cunningham, gestochen von Clemens 552
26. Friedrich der Große. Nach einem Gemälde von Antoine Pesne, gestochen von Wille. (Titelbild.)

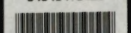
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

89096976923

B89096976923A

Digitized by Google



Digitized by Google